

Alison Croggon



DAS RÄTSEL

ROMAN

BASTEI  
LÜBBE

Scan by Schlaflos

Von Alison Croggon sind bei Bastei Lübbe Taschenbücher lieferbar: Die

Pellinor-Saga

28514 Bd. 1: Die Gabe

28515 Bd. 2: Das Rätsel

28519 Bd. 3: Die Krähe

In Vorbereitung:

Bd. 4: Das Baumlied

### Über die Autorin

Alison Croggon ist eine preisgekrönte Dichterin, deren Arbeiten in zahlreichen Anthologien und Zeitschriften sowohl in Australien als auch im Ausland veröffentlicht worden sind. Ihr jüngster Gedichtband, *The Common Flesh*, erschien 2003 bei Are Publications. Außerdem schreibt sie für das Theater, und ihre Stücke und Opernlibretti werden in ganz Australien aufgeführt. Ferner ist sie als Herausgeberin und Kritikerin bekannt. Die Gabe, das erste Buch des Pellinor-Zyklus, war ihr erster Fantasy-Roman. Er wurde für zwei Aurealis Awards nominiert. Das Rätsel ist der mit Spannung erwartete Folgeband der Reihe. Alison lebt mit ihrem Mann Daniel Keene, einem Dramatiker, und ihren drei Kindern in Melbourne. Für weitere Informationen über die Autorin besuchen Sie bitte [www.alisoncroggon.com](http://www.alisoncroggon.com) (in englischer Sprache).

# Alison Croggon

## DAS RÄTSEL

*Für Zoe*

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH Band 28 515

1. Auflage: April 2008

2. Auflage: Mai 2008

3. Auflage: Juli 2008

Für die Originalausgabe © 2004 by Alison Croggon Titel der australischen Originalausgabe: »The Riddle«

Inhalt

|                              |            |
|------------------------------|------------|
| Vorwort                      | 9          |
| <b>Erster Teil: Thorold</b>  | <b>17</b>  |
| I Verfolgung                 | 19         |
| II Busk                      | 37         |
| III Der gebrochene Pakt      | 53         |
| IV Mittsommer                | 71         |
| V Ziegen und Käse            | 91         |
| VI Der Löwe aus Stein        | 111        |
| <b>Zweiter Teil: Annar</b>   | <b>125</b> |
| VII Dasldoiravis             | 127        |
| VIII Der Sturmhund           | 144        |
| IX Ossin                     | 159        |
| X Die weiße Krankheit        | 179        |
| XI Begegnung mit Barden      | 193        |
| XII Der Gwalhain-Pass        | 207        |
| <b>Dritter Teil: Zmarkan</b> | <b>227</b> |
| XIII Die Flöte der Elidhu    | 229        |
| XIV Mirka                    | 236        |
| XV Allein                    | 251        |
| XVI Murask                   | 268        |
| XVII DiePilanel              | 280        |
| XVIII Weiß                   | 299        |
| XIX Der Nordgletscher        | 316        |
| XX Inka-Reb                  | 322        |
| XXI Diejussacks              | 338        |
| <b>Vierter Teil: Arkanda</b> | <b>347</b> |
| XXII Delirium                | 349        |
| XXIII Der Eispalast          | 368        |
| XXIV Das Spiel               | 381        |
| XXV Das Lied                 | 404        |
| XXVI Wolfsfell               | 429        |
| XXVII Pellinor               | 449        |
| <b>Anhänge</b>               | <b>467</b> |
| Anmerkungen                  | 490        |

## Vorwort

*Das Rätsel* ist die Fortsetzung der Übertragung des *Naraudh Lar-Chane* (Rätsels des Baumlieds), die mit den ersten beiden Büchern dieser klassischen Romanze begann, welche unter dem Titel *Die Gabe* veröffentlicht wurden. Die Reaktionen auf *Die Gabe* waren äußerst ermutigend und bestätigen mein Gefühl, dass dieses bedeutende Werk der annarischen Literatur ein größeres Publikum verdient. Es spricht eine moderne Leserschaft genauso an wie die unbekannten, im Nebel der

Zeit verloren gegangenen Bewohner Annars, für die es ursprünglich verfasst wurde.

In *Die Gabe* wurden uns Maerad von Pellinor und Cadvan von Lirigon vorgestellt, und wir erfuhren von Maerads Schicksal als Ausersehene sowie von ihrem einzigartigen Elementarerbe, das sich offenbart, als sie ihre Gabe als Bardin annimmt. *Das Rätsel* setzt nach den Ereignissen am Ende von *Die Gabe* ein und führt uns zur zweiten Phase von Maerads Suche, nämlich der nach dem Rätsel des Baumlieds selbst.

In *Das Rätsel* bewegt sich das Geschehen erstmals aus Annar heraus, und wir erfahren etwas über die kulturelle Vielschichtigkeit von Edil-Amarandh. Zum Zwecke dieser Übertragung habe ich Annaren, die ursprüngliche Sprache des Textes, Englisch gleichgesetzt. Jegliches Annaren habe ich größtenteils ins Englische übertragen, andere Sprachen allerdings unübersetzt gelassen. Ich hoffe jedoch, dass die jeweilige Bedeutung aus dem Zusammenhang hervorgeht.

*Das Rätsel* umfasst die Bücher drei bis sechs des *Naraudh Lar-Chane*. Ich habe den allgemeinen Aufbau der Erzählung beibehalten, jedoch empfand ich es beim Übertragen des Textes aus dem Annaren in die heutige Sprache als notwendig, mir gewisse Freiheiten zu nehmen. Insbesondere entspricht die Gliederung der Bücher in der Übersetzung nichtjener im Originaltext, und einige Abschnitte wurden anders angeordnet oder geringfügig erweitert. Zu meiner Ver

#### 4

teidigung möchte ich anmerken, dass ich nichts gekürzt und wenig hinzugefügt habe. Änderungen habe ich nur in jenem Maße vorgenommen, wie sie meiner bescheidenen Meinung nach notwendig waren, um der Erzählung die Direktheit zu verleihen, die sie in ihrer eigenen Zeit besessen hätte. Für diejenigen, die mehr über die komplexen Strukturen der ursprünglichen Geschichte erfahren möchten, sei erwähnt, dass die University of Queretaro Press in Mexiko, eine Vorreiterin dieses faszinierenden Studiengiets, mit dem ehrgeizigen Unterfangen begonnen hat, eine vollständige kommentierte Veröffentlichung des *Naraudh Lar-Chane* auf Annaren vorzubereiten. Bedauerlicherweise werden wir warten müssen, bis dieses bedeutende Projekt abgeschlossen ist, allerdings verdeutlicht eine solche Investition an Zeit und Wissen das große Interesse, das mittlerweile an diesem Fachgebiet herrscht.

Ich habe in *Das Rätsel* durchgängig das der Hohen Sprache entnommene Wort *Dhillarearen* für Barden mit wahren Namen verwendet, die nicht in den Schulen von Annar ausgebildet wurden, um die Bezeichnung >Barde< speziell für solche zu verwenden, die aus diesen Schulen hervorgegangen sind. Wer mit den annarischen Sitten vertraut ist, weiß, dass Menschen, die mit der Hohen Sprache geboren wurden, jedoch nicht ihren wahren oder geheimen Bardennamen erfuhren, nicht in der Lage waren, ihre Gabe voll auszuschöpfen, und daher als bedauernswerte und in manchen Fällen gefährliche Personen galten. Allerdings gab es in Kulturen außerhalb Annars zahlreiche *Dhillarearen*, die ihre wahren Namen durch andere Mittel erlangten und dadurch Zugriff auf das ganze Ausmaß ihrer Kräfte besaßen. Ihre Gebräuche und kulturellen Voraussetzungen unterschieden sich oft stark von jenen, die in den annarischen Traditionen des

Gleichgewichts und der drei Künste unterwiesen wurden. Daher erschien es mir sinnvoll, auf diese Weise eine Unterscheidung zwischen den verschiedenen *Dhillarearen* zu treffen.

Wie zuvor habe ich Anhänge mit weiteren Informationen über die Kulturen von Edil-Amarandh hinzugefügt, die ich aus den laufenden Übersetzungen der Annaren-Schriftrollen nach ihrer aufsehenerregenden Entdeckung 1991 in Marokko bezogen habe. Seither haben sich die Annaren-Studien exponential vervielfacht und erstrecken sich mittlerweile auf so gut wie jedes akademische Fachgebiet. Es entspräche einer Vollzeitaufgabe, über alle neuesten Ent-

5

deckungen auf dem Laufenden zu bleiben, und während ich mich bestmöglich zu gewährleisten bemüht habe, dass die hierin enthaltenen Angaben den aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen entsprechen, entschuldige ich mich im Voraus für etwaige Ungenauigkeiten, die daher rühren könnten, dass mir versehentlich eine wichtige neue Entwicklung entgangen ist. Für den am Hintergrund des *Naraudh Lar-Chane* interessierten Laien bleiben *Uncategorical Knowledge: The Three Arts of the Starpeople* von Claudia J. Armstrong sowie Christiane Armongaths maßgebendes Werk *L'Histoire de l'Arbre-chant de Annar* die Standardquellen.

Wie immer ist eine Arbeit wie die vorliegende Übersetzung in erheblichem Maße den Beiträgen anderer zu verdanken, von denen ich viele an dieser Stelle nicht namentlich erwähnen kann. Vor allem jedoch muss ich meinem Mann Daniel Keene danken, der mich abermals als kritischer Lektor unterstützte und die unzähligen Unannehmlichkeiten des Zusammenlebens mit einer von einem solch langfristigen Projekt besessenen Übersetzerin mit Geduld und Humor ertrug. Ähnliches Wohlwollen brachten mir meine Kinder Joshua, Zoe und Ben entgegen. Ferner bin ich Richard, Jan, Nicholas und Vryan Croggon zu Dank verpflichtet, die aufmerksam und enthusiastisch die Rohentwürfe lasen und deren Ermutigung mir viel bedeutet hat. Außerdem geht mein Dank an Suzanne Wilson und Chris Kloet für ihre hervorragende Beratung bei allen Aspekten des Textes. Zu guter Letzt möchte ich meiner Dankbarkeit gegenüber Professor Patrick Insole vom Fachbereich für alte Sprachen der Universität Leeds Ausdruck verleihen, der mich stets großzügig an seinen Fachkenntnissen über das Baumlied teilhaben ließ und mir freundlicherweise gestattet hat, Teile seiner wissenschaftlichen Abhandlung zum Thema im Anhang zu veröffentlichen. Alison Croggon Melbourne, Australien 2004

5

*Eins für den Sänger, dem Licht verborgen, Zwei für den Sucher, vor Schatten fliehend, Drei für die Reise, in Gefahr begonnen, Vier für die Rätsel, im Baumlied gelöst: Erde, Feuer, Wasser, Luft -und raus bist DU!*

*Alter annarischer Kinderreim* Annaren-Schriftrollen, Bibliothek von Busk

**Erster Teil Thorold**

*Nicht mit weißen Myrten das Haupt bekränzt mir,*

*Nicht mit Rosen rot, meine Stirn zu zieren. Nein, aus dunklen Veilchen den Kranz mir windet, Denn ich muss scheiden.*

*Ach, die süßen Lippen der Busker Mädchen  
Und die flinken Füße im Tanz der Hirten Werden niemals wieder das Herz mir  
rühren, Denn ich muss scheiden.*

*Komm zu mir, o Meripon, gnadenreicher, Auf dem schwarzen Wagen, gelenkt  
von Schwalben, Aus den Hallen jenseits der dunklen Tore, Denn ich muss  
scheiden.*

*Mit den Blicken Lamedons Gipfel küsst ich Und die weißen Arme des weiten  
Meeres, Die geliebte Insel mit Licht umfangend, Denn ich muss scheiden.*

*Das Lied des Theokas, Bibliothek von Busk*

## **Erstes Kapitel Verfolgung**

Maerad war ein Wesen der hohen Gefilde der Luft, körperlos und frei, ohne Namen, ohne Erinnerung, ohne zu wissen, wer sie war. Fasziniert betrachtete sie die Landschaft unter ihr. Eine lange Weile erkannte sie das Gelände nicht einmal als Landschaft - es wirkte wie ein sonderbares und überwältigendes Gemälde. So fern sie sehen konnte, erstreckten sich schier unermessliche rote Weiten, überzogen mit Wellen, die wie Sand unter Wasser anmuteten. Allmählich aber wurde ihr klar, dass diese Wellen gewaltig sein mussten. Sie befand sich sehr hoch, konnte sehr weit schauen, und keine Wolken verhingen den Himmel. Nur ein winziger Schatten, den sie bald als ihren eigenen erkannte, bewegte sich über die Erde. Sie schien mit einer bestimmten Absicht in eine Richtung zu fliegen, allerdings konnte sie sich nicht erinnern, weshalb.

Nach einer Weile veränderte sich das Land: Die roten Wellen grenzten an einen Rücken aus purpurnem Fels, an dem sie endeten, und Maerad strich über Berge, die lange, scharf umrissene Schatten warfen. Auf der anderen Seite des Gebirges verliefen an Flussbette erinnernde Furchen, von denen fächergleich feinere Aderungen abzweigten, aber es gab kein Wasser darin. Die Farben des Geländes wechselten zu fein abgestuften Purpur- und stumpfen Grüntönen, die auf Pflanzenwuchs hindeuteten. In weiter Ferne erspähte sie etwas Weißes, das sich zu einem Licht zu verdichten schien: Es sah aus wie ein See. Aber ein See aus Salz, nicht aus Wasser. . .

Dann veränderte sich alles. Sie befand sich nicht mehr in der Luft, sondern stand auf etwas, dass der Grat eines hohen, kahlen Felsrückens zu sein schien, der steil vor ihr abfiel. Maerad überblickte eine breite Ebene, die sich zum Horizont erstreckte. Die Erde wies immer noch eine merkwürdig rötlich-orange Färbung auf, doch dieses Land glich in keiner Weise jenem, das sie überflogen hatte: Es

6

wirkte verheert, vergiftet, wenngleich sie nicht zu sagen vermochte, inwiefern. So weit das Auge reichte, sah sie Zeltreihe um Zeltreihe, dazwischen große offene Flächen, auf denen Massen von Gestalten eine Art Exerzierübung durchführten. Eine rötliche Sonne sandte schräg einfallende Strahlen über die Ebene und ließ die Zelte schwarze Schatten werfen. Irgendwie wirkten die Gestalten nicht menschlich. Sie marschierten in einem eigenartig unveränderlichen Takt, der Maerads Herz mit einem frostigen Schauer erfüllte. Sie hatte noch nie zuvor eine Armee gesehen, und der Anblick bestürzte sie: so viele Tausende, unzählige Tausende, namen- und gesichtslos wie Ameisen,

versammelt zum einzigen Zweck, Leid und Tod zu säen. Vor Grauen von plötzlicher Übelkeit erfüllt wandte sie sich ab und erblickte hinter sich auf der anderen Seite des Rückens breite, kahle Weiten. Die Sonne gleißte darauf und brannte ihr so heftig in den Augen, als hätte sie jemand gestochen. Maerad schrie auf, riss die Hände vors Gesicht, stolperte und fiel. Ihr Leib, nunmehr schwer und körperlich, stürzte mit der beunruhigenden Trägheit eines Traumes: abwärts, abwärts zu den grausamen Felsen tief unten.

Maerad erwachte, rang nach Luft und setzte sich jäh auf-was unklug war, zumal sie in einer Hängematte unter Deck auf einem kleinen Kutter geschlafen hatte. Die Hängematte schaukelte gefährlich, und während Maerad noch mit den Armen ruderte, um das Gleichgewicht zu halten, kippte sie hinaus. Nach wie vor in ihrem Traum gefangen, kreischte Maerad, streckte die Hände aus, um ihren Fall zu bremsen, und landete auf den Bodenplanken.

Sie lag still und atmete heftig, als über ihr eine Falltür aufgerissen wurde und jemand die Stufen herabgestapft kam. Maerad sah die Umrisse einer Gestalt vor einem Fleckchen Sterne, dann erblühte in der Dunkelheit ein sanftes Licht, das einen großen, dunkelhaarigen Mann erhellte, der sich mühelos den Bewegungen des Bootes anpasste.

»Maerad? Alles in Ordnung mit dir?«

Sie setzte sich auf und rieb sich den Kopf. »Cadvan«, stieß sie erleichtert hervor.

»Oh, ich hatte einen schrecklichen Traum. Tut mir leid, habe ich geschrien?«

7

»Geschrien? Es hat sich angehört, als wäre mindestens ein Un toter hier unten.«

Maerad brachte ein mattes Lächeln zustande. »Nein«, sagte sie. »Das nicht.

Noch nicht.«

Cadvan half ihr auf, und Maerad tastete sich die Wand der winzigen Kabine entlang zu einer Bank. Mit zitternden Händen setzte sie sich.

»Alpträume?«, meinte Cadvan und betrachtete sie eingehend. »Das ist an sich kein Wunder, wenn man bedenkt, was wir durchgemacht haben.«

Maerad spürte seine unausgesprochene Frage. »Ich glaube, es war ein Zukunftstraum«, sagte sie und wischte sich die Haare aus den Augen. »Aber ich verstehe nicht, wovon er handelte. Jedenfalls war er schrecklich.« Nach Maerads Erfahrung waren Zukunftsträume immer schrecklich.

»Erzähl mir davon.« Cadvan nahm neben ihr auf der Bank Platz.

Stockend berichtete Maerad ihm von dem Traum. In Worte gefasst hörte er sich nicht so entsetzlich an: Das Schlimmste daran war das Gefühl der Verzweiflung und des Grauens, das er in ihr ausgelöst hatte. Cadvan lauschte mit ernster Miene, ohne sie zu unterbrechen, und nachdem sie geendet hatte, entstand eine kurze Pause.

»Was du beschreibst, hört sich für mich nach den Wüsten südlich von Den Raven an«, stellte er fest. »Und vielleicht führte dich dein Traum auf die Gipfel der Kulkilhirien, der Grausamen Berge über den Staubebenen, wo der Namenlose in den Tagen vor der Großen Stille seine Streitkräfte aufmarschieren ließ.«

»Hatte ich vielleicht eine Vision der Vergangenheit?« Maerad sah Cadvan ernst an, und er begegnete ihrem Blick.

»Es ist durchaus möglich, dass man von der Vergangenheit träumt«, räumte er ein. »Zukunftsträume stammen von jenseits der Tore, wo die Zeit nicht so ist, wie sie auf dieser Welt zu sein scheint. Aber ich halte es für wahrscheinlicher, dass du die Armeen der Finsternis in der Gegenwart gesehen hast, wie sie sich im Süden für einen Angriff auf Turbansk scharen.«

Maerad sog scharf den Atem ein und dachte unwillkürlich an ihren Bruder Hem, der gerade mit ihrem Freund Saliman Richtung Turbansk ritt.

»Ich hoffe, dass ich von etwas anderem geträumt habe«, sagte sie.

8

»Was ich gesehen habe, war etwas Böses. Die Soldaten - sie wirkten nicht wie Menschen.«

»Das klingt für mich nach Hundssoldaten«, erwiderte Cadvan. »Das sind Kreaturen, die nicht geboren, sondern durch eine finstere Kunst in den mächtigen Arsenalen von Den Raven aus Metall und Fleisch geschmiedet werden. Man haucht ihnen einen absonderlichen Abklatsch von Leben ein, sodass sie Willen und Verstand zu besitzen scheinen.«

Maerads Herz zog sich vor Furcht um ihren Bruder zusammen: Er war so jung, und das Leben hatte ihm so übel mitgespielt; sie hatte ihn erst unlängst gefunden und bereits wieder verloren. Einen Lidschlag lang sah sie sein Gesicht lebhaft vor sich, mit seiner Mischung aus Hochmut, Schalk, Verletzlichkeit und dahinter einer verbitterten Verzweiflung, die Maerad zwar nicht ganz verstand, die ihr jedoch vor Mitleid einen Stich ins Herz versetzte.

Durch einen ungemein sonderbaren Zufall hatte sie Hem mitten in der Wildnis entdeckt- obschon Cadvan behauptete, es sei gar kein Zufall gewesen. Maerad hatte ihren Bruder seit langem für tot gehalten, hingemetzelt als Kleinkind während der Plünderung Pellinors. Mittlerweile war er ein schlaksiger zwölfjähriger Junge, dunkelhäutig wie ihr Vater, im Gegensatz zu Maerad, deren Haut äußerst hell war; dafür besaßen sie dasselbe dunkle Haar und dieselben tiefblauen Augen.

Noch bevor sie wusste, wer Hem war, hatte sie sich ihm verbunden gefühlt. Den Großteil ihrer sechzehn Lebensjahre hatte Maerad eine schier unerträgliche Einsamkeit empfunden, doch als sie Hem fand - wortkarg, von Grauen erfüllt und noch mittelloser, als sie es gewesen war -, blühte ihre ausgehungerte Seele auf: Sie liebte ihn innig, beschützerisch, hingebungsvoll. Der Gedanke, dass die Armee, die sie in ihrem Traum gesehen hatte, gen Turbansk- auf ihren Bruder zu - marschierte, erfüllte sie mit blankem Entsetzen.

Cadvan riss sie aus ihrer Grübeleien, indem er ihr eine braune Stöpselflasche und ein Glas aus einem nahen Schrank anbot. »Trink etwas hiervon«, forderte er sie auf.

Es war ein starker Schnaps, dafür gedacht, um Frost in kalten Nächten auf See zu vertreiben. Maerad trank ihn dankbar und spürte,

8

wie das scharfe Getränk sich einen heißen Pfad ihren Schlund hinabbahnte. Sie hustete, setzte sich gerade auf und fühlte sich gestärkt.

»Wenn mein Traum wahr ist, handelt es sich um eine riesige Armee«, meinte sie schließlich. »Turbansk wird unter starken Druck geraten.«

»Das sind schlechte Neuigkeiten, und nicht nur für Turbansk«, erwiderte Cadvan. »Aber selbst diese riesige Streitkraft ist nur ein Teil der großen Kriegslist, die der Namenlose entfesselt. Und du, Maerad, bist für ihn so bedeutsam wie jene mächtige Armee. Vielleicht noch bedeutsamer. Alles dreht sich um dich.«

Maerad ließ den Kopf hängen. Cadvans Worte bedrückten sie über alle Maßen. *Um mich* ?, dachte sie verbittert. Und doch wusste sie, dass dem so war.

Sie presste die Hände aneinander, um ihrem Zittern Einhalt zu gebieten, und schaute zu Cadvan, der sich mit betrübter Miene und gedankenverloren wieder neben ihr niederließ.

Dabei tauchte in Maerads Gedächtnis lebhaft ihre erste Begegnung auf. Sie lag nur drei Monate zurück, dennoch fühlte es sich für Maerad wie ein ganzes Leben an. Es war in Gilmans Feste gewesen, jener trostlosen Siedlung im Norden, wo sie den Großteil ihres jungen Lebens als Sklavin zugebracht hatte. Sie hatte im Stall eine Kuh gemolken. Er hatte schweigend vor ihr gestanden, erstaunt und beunruhigt darüber, dass sie ihn trotz seines Unsichtbarkeitsbanns sehen konnte. Ein Morgen wie jeder andere. Allenfalls noch bemerkenswert, weil es sich um den Tag der Frühlingswende gehandelt hatte, an dem sich der Winter aus den Bergen zurückziehen begann. Damals wie jetzt hatten Erschöpfung, Anspannung und, wie Maerad fand, eine unerklärliche Traurigkeit seine Züge überschattet. Obwohl er ein Fremder gewesen war und ungeachtet ihrer Angst vor Männern, die sie das gewalttätige Leben in der Feste gelehrt hatte, hatte sie ihm auf Anhieb vertraut. Sie wusste noch immer nicht, weshalb; der Grund saß zu tief für Worte.

Es war Cadvan gewesen, der ihr offenbart hatte, wer sie war, und er hatte ihr geholfen, einen Teil der Geschichte ihrer Familie zu enträtseln. Maerad war nach der Plünderung Pellinors, jener Bardenschule, in der sie geboren worden war, zusammen mit ihrer Mutter gefangen und als kleines Kind verkauft worden. Cadvan hatte ihr zur

## 9

Flucht aus dem Elend der Sklaverei verholfen, ihr von der Gabe erzählt und ihr die Welt der Barden eröffnet. Er hatte sie zur Schule von Inneil gebracht, und zum ersten Mal in ihrem bewussten Leben hatte sie einen Ort gefunden, an dem sie sich zu Hause fühlte. Ein plötzlicher, scharfer Schmerz stieg Maerad in die Kehle, als sie an Silvia dachte, die in der kurzen Zeit, in der sie einander kannten, wie eine Mutter für sie geworden war; dann kam ihr Dernhil in den Sinn, der sie geliebt hatte. Trotz dieser Liebe hatte sie ihn zurückgewiesen, und nachdem Dernhil von Untoten - den Schwarzen Barden, Dienern des Namenlosen - getötet worden war, hatte sie sowohl sein Ableben als auch eine vertane Möglichkeit betrauert, die sie ewig bedauern würde.

Maerad wünschte inständig, sie hätte in Inneil bleiben können *-geliebt, wie du es werden solltest*, hatte Dernhil zu ihr gesagt - und dass sie ein geruhames Leben damit hätte verbringen können, die bardischen Künste des Lesens, Behütens und Erschaffens zu erlernen. Nichts hätte sie lieber getan, als die Schriften von Annar zu studieren und ihren unvorstellbaren Reichtum an Poesie, Geschichte und Gedanken zu erschließen oder sich der Kräuter-, Heil- und Tierkunde zu widmen, die Riten der Jahreszeiten zu beobachten und das Wissen des Lichts zu bewahren, wie es Barden seit Jahrhunderten zuvor getan hatten. Stattdessen befand sie sich auf einem winzigen Boot mitten auf einem dunklen Meer, hunderte Meilen vom freundlichen Hafen entfernt, den Inneil verhiess - auf der Flucht vor der Finsternis in eine noch größere Dunkelheit und eine ungewisse Zukunft.

Es war ungerecht. Seit ihrer Flucht aus Gilmans Feste hatte ihr Leben darin bestanden, etwas zu finden, das sie liebte, und es fast augenblicklich wieder zu verlieren. Verfolgt von der Finsternis waren sie und Cadvan aus Inneil in Richtung Norloch geflohen, dem Mittelpunkt des Lichts in Annar. Während ihrer Reise durch Annar hatte Maerad schließlich die Hohe Sprache erlangt, die angeborene Sprache der Barden, wodurch sich das volle Ausmaß ihrer Macht entfaltet hatte. Ihre Fähigkeiten waren erheblich weitreichender und seltsamer als jene gewöhnlicher Barden; so hatte sie einen Unhold bezwungen, den bösen Geist eines toten Königs aus den Tagen der Großen Stille, was die Zauberkunst selbst der mächtigsten Barden überstieg. Maerad hatte herausgefunden, dass ein Teil ihrer Eigenart

10

von ihrem Elementarblut herrührte, ihrem Elidhu-Erbe, das auf Ardina zurückging, die Königin des goldenen Reiches von Rachida, eines verborgenen Ortes im Herzen des Großen Waldes. Allerdings war sie noch nicht annähernd in der Lage, die Kräfte ihrer Gabe zu beherrschen.

Als sie schließlich in Norloch eingetroffen waren . . .

Maerad zuckte zusammen, als sie an die brennende Zitadelle dachte, die sie erst vor zwei Tagen hinter sich gelassen hatten. In Norloch hatte sie Nelac kennen gelernt, Cadvans alten Lehrer, einen weisen und freundlichen Mann, der sie zu einer vollwertigen Bardin der Weißen Flamme gemacht hatte. Bei der schlichten Zeremonie hatte sich ihr Bardenname offenbart, der geheime Name, der einen Bestandteil ihres innersten Selbst bildete. Dadurch hatte sich bestätigt, dass sie, so wie Cadvan vermutet hatte, die Verheißene war, dazu ausersehen, den Sturz des Namenlosen bei dessen erneutem Aufstieg herbeizuführen. *ElednorEdil-Amarandh na*. Die Sternensprache hallte mit ihrer kalten, unmenschlich wunderschönen Melodie in ihrem Geist wider. Doch trotz all ihrer angeborenen Fähigkeiten war Maerad nur ein junges Mädchen, ungeschult und verwundbar. Ihr war ein Rätsel, wie sie den Namenlosen besiegen sollte, und ihr schien eher wahrscheinlich, dass sie versagen würde. Prophezeiungen, so hatte Cadvan ihr einst erklärt, schlugen häufig fehl; zwar war ihre Geburt vorhergesagt, nicht aber, welche Entscheidungen sie treffen würde, und erst durch ihre Entscheidungen würde ihr Schicksal sich entfalten.

In Norloch hatte sie ihren Bruder zuletzt gesehen. Den Verlust Hems empfand sie als am grausamsten von allem. Mit Hem hatte sie einen fehlenden Teil ihrer selbst gefunden, und durch seinen Verlust hatte der alte Kummer abermals eingesetzt, vervielfacht um neue Ängste. Als sie aus Norloch geflohen waren, hatte es sicherer geschienen, sich zu trennen: Cadvans und Maerads Weg führte nach Norden, während Saliman mit Hem südwärts in seine Heimat Turbansk ritt, wo Hem in das Bardentum eingeführt werden sollte. Aber selbst wenn Turbansk nicht unterging, selbst wenn Hem den bevorstehenden Krieg überlebte, bestand keine Gewissheit, dass Maerad ihn je wiedersehen würde. Sie wurde von der Finsternis und mittlerweile vermutlich auch von den Mächten des Lichts verfolgt: Die Barden von Norloch hatten zweifellos eine Belohnung auf ihren und

## 11

Cadvans Kopf ausgesetzt. Enkir, der Oberste Barde, war unter Umständen bei den Unruhen getötet worden, die ausgebrochen waren, als sie aus Norloch flohen. Jedenfalls hoffte Maerad mit ganzem Herzen, dass er tot war. Unwillkürlich verzog sie die Lippen. Vor einem Jahrzehnt hatte Enkir sie und ihre Mutter Milana in die Sklaverei verkauft. Er hatte die Schule von Pellinor verraten; seinetwegen war sie bis auf die Grundmauern niedergebrannt, waren die Menschen dort gnadenlos hingemetzelt, das Wissen und die Musik des Ortes unwiederbringlich ausgelöscht, die Schönheit Pellinors für immer hinweggefeigt worden. Enkirs wegen hatte Maerad mit ansehen müssen, wie ihr Vater gemeuchelt wurde und wie ihre Mutter in Gilmans Feste mit gebrochener Macht verwelkte. Doch Enkir war gerissen, und nur sehr wenige Menschen wussten von seinem Verrat oder hegten auch nur einen Verdacht. Er war der Oberste Barde in Norloch, der bedeutendste Barde in ganz Annar. Wer würde, ohne zu wissen, was Maerad wusste, je glauben, dass ein solcher Mann ein Verräter sein konnte? Und wer würde das Wort eines jungen, ungeschulten Mädchens über das des Obersten Barden stellen?

Zwei Tage waren vergangen, seit sie aus Norloch geflohen waren, gerettet von Owan dAroki in seinem bescheidenen Fischkutter. Ungesehen waren sie aus dem Hafen entwischt, während die hohen Türme der Zitadelle in Flammen aufgingen und auf den Kais der Aufruhr tobte. Nun segelten sie mit einem magisch heraufbeschworenen Wind zügig über die Wogen nach Nordwesten. Die Weite und Einsamkeit des Meeres hatte wesentlich dazu beigetragen, ihr einen klaren Kopf zu verschaffen, obwohl es ihr schwerfiel, auf dem Boot zu schlafen, und sie wiederholt an Seekrankheit litt. Derzeit jedoch herrschte gutes Wetter, und Owan meinte, sie würden Busk, die Hauptstadt der Insel Thorold, binnen weiterer zwei Tage erreichen.

Vielleicht würden sie sich am Ende dieser kurzen, unbehaglichen Reise etwas ausruhen können. Maerad sehnte sich nach Erholung wie ein Dürstender nach Wasser; jede Faser ihres Wesens schrie danach. Aber tief in ihrem Innersten wusste Maerad, selbst wenn sie einen sicheren Hafen vorfänden, es würde bestenfalls ein vorübergehender Friede sein. Es war nirgends wirklich sicher. Obendrein stand über allem die Aufgabe, das Baumlied zu finden,

wenngleich niemand wirklich wusste, worum es sich dabei handelte.

*Das Baumlied ist ein uraltes Wort für die Hohe Sprache*, hatte Nelac sie in Norloch aufgeklärt. £5 steht für das, was über Worte hinausgeht. Und es ist zugleich ein Lied, angeblich geschrieben, als die Barden erstmals in Annar auftauchten. Das Geheimnis der Hohen Sprache soll sich darin verbergen. Es ist längst in Vergessenheit geraten. Selbst in den ersten Tagen nach der Stille, als die Barden vieles wiederentdeckten, das verschwunden war, behaupteten viele, es hätte nie existiert. Maerad hatte das Gefühl, sich auf der Suche nach einem Phantom zu befinden, ungreifbar wie die Strahlen des Mondes.

All das ging Maerad schneller durch den Kopf, als man es auszusprechen vermocht hätte. Sie seufzte schwer, was Cadvan veranlasste, sich ihr zuzudrehen und sie anzusehen. Auf seiner linken Wange und um die Augenhöhle prangten die Male dreier grausamer Gertenhiebe, Verletzungen aus ihrem Gefecht gegen einen Unhold. Die Wunden überzog noch das Zickzackmuster winziger Fischgrätenstiche, und wenn Cadvan lächelte, so wie jetzt, zuckte er leicht zusammen. Aber sein Blick war klar und aufmerksam.

»Tja, Maerad«, meinte er mit sanfter Stimme, »ich schlage vor, du versuchst, wieder einzuschlafen. Es herrscht tiefste Nacht, und uns stehen noch etliche Seemeilen bevor.«

»Vom Segeln verstehe ich nichts«, erwiderte Maerad. »Du weißt, dass ich nur im Weg herumstehen würde. Aber vielleicht könnte ich für dich Wache halten.«

»Wir brauchen tatsächlich einen Ausguck«, gab Cadvan nickend zurück. »Ich kann dir sagen, nur mit Owan und mir gestaltet sich das Segeln schwierig und erschöpfend. Je eher wir in Busk eintreffen, desto eher können wir uns ausruhen.«

Am folgenden Tag erklomm die Sonne einen makellos blauen Himmel. Owan erklärte sich feierlich mit dem Wetter zufrieden und meinte, sie befänden sich auf gutem Kurs zur Insel Thorold.

Mit seiner olivfarbenen Haut, dem lebhaften Gesicht und den grauen Augen sah Owan wie ein typischer Thorolder aus, allerdings erwies er sich für einen Vertreter dieses redseligen Inselvolks als ungewöhnlich einsilbig. Was freilich auch an seiner Erschöpfung lie

gen mochte; sowohl er als auch Cadvan wirkten blass vor Müdigkeit. Die *Weiß Eule* stellte Owans ganzen Stolz dar: Sie mochte nur ein kleines Fischerboot sein, doch sie war unter ihresgleichen eine Schönheit; jede Spiere und jede Planke waren liebevoll angebracht worden. Beim Bau der *Weiß Eule* war jedes ihrer Teile mit Zaubern versehen worden, um sie vor dem Kentern zu bewahren und vor feindseligen Kreaturen der Tiefe zu schützen; außerdem besaß sie einen Steuerbann, wodurch sie sich in beschränktem Ausmaß selbst lenken konnte. Leider war dies in der steifen Brise, die Cadvan herbeigerufen hatte, zu gewagt, weshalb Owan und Cadvan sich Tag und Nacht an der Pinne abwechselten. Wenn Cadvan zu müde wurde, um den Wind aufrechtzuerhalten, kreuzte die *Weiß Eule* unter dem Wetter des Meeres, aber Cadvan schlief nie mehr als ein

paar Stunden am Stück. Maerad hatte Cadvans Ausdauer bereits kennen gelernt, doch sein störrischer Wille beeindruckte sie stets aufs Neue. Sein Gesicht war ausgezehrt, sein Mund verkniffen, dennoch bewegte er sich mit der Wachsamkeit eines ausgeruhten Mannes.

Maerad saß am Heck und versuchte, aus dem Weg zu bleiben. Es beunruhigte sie noch immer, wie winzig das Boot war, ein Staubkorn inmitten der Weite des Ozeans. Zudem fühlte sie sich elend vor Seekrankheit. Cadvan war zwar in der Lage, die Übelkeit ein wenig zu lindern, doch er war so beschäftigt, dass es ihr widerstrebte, ihn zu behelligen, und so hatte sie beschlossen, ihr Ungemach zu erdulden, bis es unerträglich wurde. Den vergangenen Tag und die letzte Nacht konnte sie nichts essen, und die Leere ihres Magens verursachte ihr ein Schwindelgefühl.

Außer Wasser gab es nichts zu sehen. Wasser, Wasser und wieder Wasser, nur am nördlichen Horizont ein dunkler Schemen, bei dem es sich um Land oder eine Wolkenbank handeln mochte. Das ängstigte sie ein wenig; sie hatte ihre Kindheit zwischen Bergen verbracht und hätte sich niemals ausgemalt, dass offene Weiten so grenzenlos sein könnten. Die *Weißes Eule* stampfte sonderbar mit dem Wind, holperte über die Dünung, was vermutlich für ihre Übelkeit verantwortlich zeichnete. Mit leerem Verstand blickte sie über die endlosen bläulich-grünen Kuppen der Wellen.

Gegen Mitte des Vormittags war sie in einen taumelähnlichen Zustand verfallen, doch gegen Mitte des Nachmittags erregte etwas ihre Aufmerksamkeit. Zunächst verfolgte sie es müßig mit den Augen,

### 13

etwas, das wie eine dunklere Strömung aussah, die sich quer durch die größeren Wellenmuster erstreckte, wo der Verlauf ihres Kielwassers sich ausbreitete und über die Meeresoberfläche verteilte. Während sie hinsah, schien es sich ein wenig zu nähern. Sie setzte sich aufrechter hin, beugte sich vor, kniff die Augen zusammen und starrte darauf. Es war schwierig, sicher zu sein, doch für sie wirkte es eindeutig wie eine Spur, und Maerad beschlich das unbehagliche Gefühl, dass sie ihrem Boot folgte. Selbst auf die Entfernung haftete der Erscheinung etwas von einem Jagdhund auf Fährtenuche an.

Sie rief nach Cadvan. Er nickte Owan zu und kam zu ihr herüber. Wortlos deutete sie auf das Kielwasser der *Weißes Eule* hinab. Cadvan beugte sich vor und schattete die Augen ab.

»Kannst du etwas erkennen?«, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf.

»Da ist eine Art. . . Spur im Wasser«, sagte Maerad. »Ich glaube, sie folgt uns. Dort drüben am Ende des Kielwassers.«

Endlich sah Cadvan, was sie meinte. »Beobachtest du das schon lange?«, fragte er.

»Eine Weile. Auf die Entfernung ist es schwierig abzuschätzen, aber ich glaube, es nähert sich.«

Cadvan rief Owan herüber. Er verzurrte die Pinne und begab sich zu ihnen. Als er die dunkle Linie im Wasser erblickte, verspannte sich seine Miene.

»Weißt du, was das ist?«, erkundigte sich Cadvan.

»Nein«, antwortete Owan. »Aber ich kann es mir denken.« Er sah Cadvan an.

»Und wenn es sich um das handelt, was ich vermute, wäre es am besten, davor davonzufahren. Glaubst du, es wäre möglich, einen kräftigeren Wind heraufzubeschwören?«

Cadvan schaute mit zu einer Grimasse verzogenem Gesicht zu den Segeln empor. »Vielleicht«, meinte er. »Wie stark ist die *Eule*, Owan? Ich fürchte, sie könnte brechen, wenn der Wind zu heftig weht.«

»Sie ist stark genug«, entgegnete Owan kurz angebunden und kehrte zur Pinne zurück. Cadvans Schultern sackten herab, und er seufzte, als wappnete er sich geistig für eine Anstrengung, die seine Kraft eigentlich überstieg. Er begab sich zurück an seinen Platz nahe dem Bug, hob die Arme und sprach Worte, die der Wind fortriss,

## 14

sodass Maerad sie nicht hören konnte. Sie wusste, dass er die Hohe Sprache verwendete, und spürte ein Kribbeln auf der Haut, einen Widerhall der Magie. Sogleich bauschten die Segel sich mit einem frischen, steifen Windstoß, und die *Weiße Eule* legte bereitwillig und plötzlich an Geschwindigkeit zu wie ein in den Galopp getriebenes Pferd, das sich bis zu jenem Augenblick zurückgehalten hatte. Maerads Kopf wurde durch den Ruck zurückgerissen, und sie streckte die Hände aus, um sich festzuhalten. Dann spähte sie das Kielwasser entlang zu der unheilverkündenden Spur im Meer hinter ihnen.

Eine kurze Weile schien sie zu verschwinden, und Maerad entspannte sich; allerdings setzte durch die neue Bewegung des Schiffes ihre Übelkeit schlimmer denn je zuvor ein. Maerad rang mit sich, versuchte, in ihrem Körper eine Ruhe zu finden, die als Gegengewicht zur Übelkeit dienen konnte, und kurze Zeit schien dies auch zu wirken. Aber als sie wieder über das Heck hinausspähte, kehrte die Übelkeit dreifach zurück. Was immer es war, hatte sich ihrer neuen Geschwindigkeit mehr als angepasst; nun schnitt es durch das Kielwasser der *Weißten Eule*, holte auf, und zwei weiße Wellen, die wie Schwingen anmuteten, fächerten sich hinter einem dunklen Schemen, den Maerad durch die Wasseroberfläche ragen sah.

Sie stieß einen Schrei aus, woraufhin Cadvan und Owan zurückblickten. Owan zuckte mit den Schultern.

»Mehr kannst du nicht heraufbeschwören?«, fragte er Cadvan mit tonloser Stimme.

Cadvan schüttelte den Kopf.

»Tja, dann . . . « Owan starrte über das Heck und kratzte sich am Kopf. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir richtig vermuten. Nur habe ich noch nie einen so schnellen gesehen. Und er verhält sich merkwürdig für einen Ondril.«

»Was ist ein Ondril«, wollte Maerad wissen und versuchte, sich dabei so beiläufig wie Cadvan und Owan anzuhören. Ebenso gut hätten die beiden sich über ein geringfügiges Problem mit dem Abendessen unterhalten können.

»Eine Art Meeresschlange«, antwortete Cadvan. »Das gefällt mir nicht.«

»Wenn es ein Ondril ist, dann ein mächtig großer«, meinte Owan. »Für gewöhnlich lassen sie Fischerboote zufrieden, es sei denn, man hat das Pech, in ihr Gebiet eingedrungen zu sein. Aber wir fahren

15

jetzt so schnell, dass wir dessen Grenzen längst überquert haben müssten. Unter gewöhnlichen Umständen wäre ein Ondril mittlerweile umgekehrt und an seinen Platz zurückgekehrt.« »Das stinkt nach Enkir«, sagte Cadvan.

»Also lebt er«, brummte Owan. »Nach dem, was ich in Norloch gesehen habe, würde ich alles glauben. Nur wusste ich nicht, dass Enkir auch ein Meeresmagier ist.«

»Er beherrscht viele Dinge, und bedauerlicherweise sind nur wenige davon gut«, erwiderte Cadvan. »Außerdem greift er auf Kräfte zurück, die seine eigenen Fähigkeiten weit übersteigen. Ich denke, er hat eine Kreatur des Abgrunds aus den Schatten heraufbeschworen. Ich habe ihn ohnehin nicht für tot gehalten, und dieses Ungeheuer beweist, dass er uns immer noch auf den Fersen ist.«

»Was können wir tun?« Von plötzlicher Ungeduld erfasst stand Maerad auf.

»Wir werden dagegen kämpfen müssen«, gab Cadvan zurück. »Offensichtlich verfolgt es uns, und wir können ihm nicht davonfahren.«

Maerad schaute zurück. Was immer die Kreatur sein mochte, sie holte rasch auf. Der nur teilweise sichtbare Kopf glich einem mächtigen schwarzen Keil, der wie ein Speer durch das Wasser schnitt. Selbst auf die Entfernung wirkte das Wesen unvorstellbar riesig. Der Gedanke, in ihrem kümmerlichen Boot inmitten einer gewaltigen Öde aus Wasser angegriffen zu werden, drehte Maerad vor Furcht den Magen um.

»An deiner Stelle würde ich den Wind abflauen lassen, Cadvan«, schlug Owan vor und durchbrach damit das betretene Schweigen. »Hat keinen Sinn, die Kraft jetzt noch zu vergeuden.«

»Du hast recht. Es bringt nichts, das Ding nach unserem Heck schnappen zu lassen«, pflichtete Cadvan ihm bei.

Schlagartig erschlafften die Segel. Die *Weißer Eule* verlangsamte die Fahrt und kam fast völlig zum Stillstand. Ohne den magischen Wind strich nur der Hauch einer Brise über die Wellen. Owan wendete das Boot, sodass sie der Kreatur entgegenblickten, die unausweichlich auf sie zusteuerte.

»Glaubst du, dass du darauf zusegeln könntest?«, fragte Cadvan unvermittelt. Owan legte den Kopf schief und überlegte kurz. »Aye, kein Prob

15

lern, wenn du die Segel mit Wind füllst«, erwiderte er. »Hältst du das für eine gute Idee?«

»Ich nicht«, beehrte Maerad heftig auf. »Ich halte das für Wahnsinn.«

»Es könnte uns gelingen, die Initiative an uns zu reißen«, erklärte Cadvan. Er sah Maerad an und lächelte mit einer unverhofften Herzlichkeit, die seine düsteren Züge aufhellte und regelrecht verwandelte. »Komm schon, Maerad. Angst weit von sich zu schieben ist besser, als sich von ihr treiben zu lassen. Das weißt du.«

*Ja, das weiß ich*, dachte Maerad verkniffen. *Aber ich bin es leid, tapfer sein zu müssen, obwohl ich mich in Wahrheit so sehr fürchte, dass ich kaum weiß, was ich tun soll.* Sie schluckte schwer, stand auf und zog das Schwert.

Cadvan nickte, hob die Arme und sprach: »*Il sammachel Estare de...* Ich rufe dich, Wind des Westens ... « Die ganze Macht der Hohen Sprache zu hören jagte Maerad stets einen Schauer über den Rücken, als wäre sie in eine frostige Gebirgsquelle aus dem Anbeginn der Welt getaucht. Einen Lidschlag lang vergaß sie die Gefahr und spürte nur das unwiderstehliche Ziehen von Cadvans Befehl. Sie wandte sich ihm zu. Der leichte Schimmer eines silbrigen Lichts umgab ihn. Die Segel bauschten sich, und die *Weißer Eule* knarrte, als sie sich in den Wind lehnte. Owan steuerte das Boot das eigene Kielwasser entlang zurück auf das schwarze Ding zu, das mittlerweile ein eigenes, mächtiges Kielwasser hinterließ, während es auf sie zuhielt. Die Geschwindigkeit, mit der sie aufeinander zurasten, war schwindelerregend.

Cadvan drehte sich Maerad zu. Das Haar peitschte ihm ins Gesicht. »Ich glaube, diese Kreatur rechnet nicht damit, dass wir auf sie zukommen«, meinte er. Damit zog er sein Schwert namens Arnost, das mit einem fahlen Feuer schimmerte. »Vielleicht können wir sie überraschen. Greif auf deine Gabe zurück, Maerad.« Maerad hob Irigan an, ihr eigenes Schwert, von dessen Heft aus ein ähnliches Licht aufflammte.

»Owan, wir wirken einen Haltebann, damit du nicht von Bord geschleudert wirst, wenn das Ungetüm gegen die *Eule* prallt«, verkündete Cadvan. »Halt bis zum letzten Augenblick den Kurs, dann dreh nach Norden - so scharf du kannst. Den Rest erledigen Maerad und ich.«

16

Mit unlesbaren Zügen nickte Owan.

»Du übernimmst den Haltebann, Maerad«, fuhr Cadvan fort. »Sei auf der Hut. Ich bin noch nie zuvor einer dieser Kreaturen begegnet. Die Augen sind verwundbar - ziel darauf zuerst. Und angeblich gibt es unter der Schale des Kopfes, dort, wo der Schädel in den Hals übergeht, eine weiche Stelle. Halt danach Ausschau! Und möge das Licht uns beschützen!«

Maerad nickte heftig und umklammerte ihre Klinge. Für Furcht blieb keine Zeit: Das Ungeheuer befand sich so nah, dass sie sehen konnte, wie sein Kopf durch die Wellen pflügte, ein Furcht erregendes, keilförmiges Gebilde, größer als ihr Boot, grünlich-schwarz, überzogen mit gelbem und grünem Tang und Schmarotzern, mit zwei riesigen, fahlen, starrenden Augen und einem breiten, lippenlosen Mund. Das Ding stank nach brackigem, abgestandenem Wasser. Als ihr winziges Gefährt darauf zusteuerte, öffnete sich das Maul. Zum Vorschein kam ein Albtraum aus Fängen, Reihe um Reihe unebenmäßiger, gelblicher Zähne, ein Schlund gleich einer Höhle voll Messern.

Maerad dachte, sie würden in jenen dunklen Abgrund tauchen, zerfetzt und zerquetscht werden. Einen entscheidenden Lidschlag lang war sie zu verängstigt, um sich zu bewegen. Neben ihr ließ Cadvan das Schwert vorschnellen. Ein Blitz weißen Lichts wurde von der Klinge geschleudert und traf den furchteinflößenden Kopf. Maerad sah, wie sich ein Auge gleich einer gelöschten

Lampe jäh mit schwarzem Blut verfinsterte, dann schwang im letzten Moment das Segel herum, und die *Weißer Eule* preschte an dem grässlichen Maul vorbei, dass krachend ins Leere schnappte und sie dabei mit Meereswasser bespritzte. Das Boot schaukelte wild, dennoch beugte Cadvan sich mit erhobenem Schwert vor, während Maerad entschlossen mit prüfendem Blick die Flanke des Ungeheuers absuchte. Dann erspähte sie eine Stelle, an der die Panzerung des Schädels eine Lücke aufwies, an der dunklere, ungeschuppte Haut hervorlugte. Schlagartig erfüllte sie leidenschaftlicher Hass: Sie erinnerte sich an Enkirs erbarmungslose Augen und seine kalte Stimme, mit der er sie zur Sklaverei verurteilt hatte. Maerad stieß ihre Klinge vorwärts und rief Worte, die ohne ihr Zutun den Weg in ihren Kopf gefunden zu haben schienen: *Takar-merne, nachadam kul de!* Sei verflucht, Ungeheuer der Finsternis!

## 17

Zwei Feuerstrahlen schnellten in hohem Bogen vom Boot. Einer prallte von den harten Schuppen des langen Leibs der Kreatur ab und verschwand zischend in den Wogen, der andere jedoch grub sich tief in die ungepanzerter Haut. Das Meer brodelte, als der Ondril sich heftig wand und brüllte - ein ohrenbetäubendes Geräusch, das sämtliche feine Härchen auf Maerads Haut aufrichtete. Eine Weile sah sie nur ein weißes Gischtgewirr. »Zurück!«, hörte sie Cadvan brüllen, der fürchtete, sie könnten überschwemmt werden, dann spürte sie, wie das Boot sich unter Owans sicheren Handgriffen bewegte.

Als Maerad wieder etwas erkennen konnte, befanden sie sich ein gutes Stück vom Ondril entfernt. Zum ersten Mal offenbarte sich Maerad, wie riesig das Ungetüm tatsächlich war: Es besaß einen dicken, geschuppten Leib, der sich hunderte Spannen weit erstreckte, sich vor Wut und Schmerzen krampfhaft wand und krümmte und dabei Gischtfontänen aufstieben ließ. Eine schwarze Blutwolke ergoss sich ins Meer, reichte sogar bis zu ihrem Boot, und Cadvan rief Owan zu, noch weiter zurückzusetzen.

»Haben wir das Ungeheuer getötet?«, fragte Maerad.

»Das bezweifle ich«, entgegnete Cadvan. »Aber vielleicht gibt es auf und verschwindet, um seine Wunden zu lecken. Nur fürchte ich, darauf können wir uns nicht verlassen. Ich halte es für wahrscheinlicher, dass es rachedurstig die Verfolgung aufnehmen wird, und die größte Gefahr droht uns, wenn es untertaucht und uns von hinten angreift. Ich denke, wir müssen ihm zumindest die Sicht rauben.«

Damit drehte er sich Owan zu, der nur nickte. »Macht besser schnell«, schlug er vor. »Bevor es herausfindet, wo wir sind.«

»Ich fürchte, die *Eule* könnte überschwemmt werden«, gab Cadvan zu bedenken.

»Mein Liebling sinkt schon nicht«, gab Owan im Brustton der Überzeugung zurück. »Höchstens, wenn sie in Stücke gebissen wird.« Er begann, das Boot stetig auf die Mitte des Mahlstroms zuzusteuern, wo der Ondril den Ozean aufwühlte.

Maerad teilte Owans Zuversicht nicht, schwieg aber. Sie holte tief Luft, dann nahm sie mit gezücktem Schwert ihren Platz am Bug neben Cadvan ein.

Als sie sich dem Ungeheuer näherten, wurden sie wild hin und her

geworfen, und ohne den Haltebann wären sie zweifellos über Bord geschleudert worden. Nun gestaltete es sich erheblich schwieriger zu erkennen, wo sich ein Treffer landen ließ; alles glich einem brodelnden Chaos aus Schuppen und Wasser. Maerad war nicht klar, wie sie es vermeiden wollten, in Stücke geschmettert zu werden, aber vorläufig hatte alle Angst sie verlassen und war von einer ehernen Entschlossenheit ersetzt worden. Sie kniff angestrengt die Augen zusammen und suchte prüfend ihre Seite des Bootes ab.

Plötzlich brach, kaum zehn Schritte von der Reling entfernt, der Schädel aus dem Wasser hervor und bäumte sich auf. Das Maul öffnete sich weiter und weiter. Die Zeit schien sich zu verlangsamen, beinahe zum Stillstand zu kommen, während der Ondril sich hoch über sie aufrichtete. Maerad stieß einen Schrei aus, dann feuerten sowohl sie als auch Cadvan auf das verbliebene Auge des Ungetiers. Beide Blitze trafen ihr Ziel; ein schwarzer Blutstrom platzte hervor und spritzte auf das Deck. Das Ungeheuer brüllte, sank zurück ins Meer und durchtränkte sie alle mit einer gewaltigen Woge Meereswasser, die über das Deck spülte und sich flutend über die Seiten ergoss. Owan steuerte die winzige *Eule* flink weg, ließ sie geschickt davonhuschen wie eine Elritze, die dem Angriff eines Hechts entflieht.

Diesmal fuhren sie weiter. Cadvan füllte die Segel mit einem steifen Wind, der sie westwärts über die Wellen lenzen ließ. Owan verzurte die Pinne und verschwand wortlos unter Deck. Cadvan und Maerad setzten sich schwerfällig und schauten zurück auf das immer noch ob der Wut des Ondrils brodelnde Meer. Das Ungeheuer wurde hinter ihnen rasch kleiner.

Als bald tauchte Owan mit einer kleinen braunen Schnapsflasche auf, und sie alle tranken einen Schluck. Maerad betrachtete das Deck; weit und breit waren keine Anzeichen ihres Kampfes zu erkennen. Das Blut des Ondrils war vom Wasser weggewaschen worden, und rings um sie erstreckte sich eine ruhige blaue See, die den Eindruck vermittelte, es sei unmöglich, dass sich in ihr solche Ungeheuer verbargen.

Cadvan prostete Owan und Maerad erschöpft zu. »Das war ein wackeres Stück Segelkunst, Owan«, stellte er fest. »Und du hast gut gezielt, Maerad. Das hinter dem Kopf war ein großartiger Treffer; mir ist die Stelle entgangen. Hätte mir gar nicht gefallen, in jenem Schlund zu enden.«

## 18

»Beim Licht, mir auch nicht!«, meinte Owan.

Maerad blickte über das Meer und verspürte weder ein Hochgefühl noch Erleichterung, nur eine gewaltige Leere. Und die beginnende Rückkehr von Übelkeit. Das einzig Gute daran, vor Angst halb zu sterben, so dachte sie, war, dass sie ihre Seekrankheit darüber zeitweilig völlig vergessen hatte.

## 18

### Zweites Kapitel Busk

Vom Meer aus wirkte die Stadt Busk, als hätte ein Riese sie müßig entlang der Klippen der Insel Thorold verteilt. Die Straßen und Gassen krochen in wirrer,

aber malerischer Unordnung die steilen Hügel hinauf, die geweißelten Gebäude schimmerten wie Salzblöcke zwischen den dunklen Grüntönen von Zypressen, Lorbeer- und Olivenbäumen. Busk galt als betriebsamer Handelshafen, den ein Gewirr von Riffen und Felsrippen sowie die Arme der ihn umgebenden Klippen sowohl gegen Stürme als auch gegen Angriffe schützten. Die Klippen waren um hohe, mit Zinnen versehene Wellenbrecher verlängert worden, die in zwei Hafentürmen endeten.

Als die *Weißer Eule* sich den Türmen näherte, beschlich Maerad ein ungutes Gefühl. Die Durchfahrt war äußerst schmal, die Turmwände ragten hoch über ihr winziges Gefährt auf und warfen einen frostigen Schatten auf das Wasser. Der Widerhall der gegen den Stein klatschenden Wellen wirkte übernatürlich laut, ja bedrohlich. Das uralte Mauerwerk, grün vor Schleim und verkrustet von Krebsen und Napfschnecken, war unbehaglich nah. Sie fragte sich, ob jemand ihr Herankommen durch die Schlitze beobachtete, die sie hoch droben an den Wänden entdeckt hatte.

Erleichtert stieß sie den Atem aus, als sie zwischen den Türmen hindurch wieder hinaus ins Sonnenlicht und in den geschäftigen Hafen von Busk gelangten. Die Gebäude entlang des Ufers waren schlicht und geweißelt und warfen den grellen Sonnenschein mit einem blendenden Gleißern zurück, doch ein Gefühl von Kargheit kam ob des regen Treibens ringsum nicht auf. Am Kai drängten sich grob geflochtene Körbe voll blauen und silbrigen, in Salz eingelegten Fischen sowie riesige Seilrollen, Stapel runder, in blaues und rotes Wachs gehüllter Käselaibe, Töpfe mit Hummer, Fässer mit Wein und Öl, mächtige Ballen Rohseide und Dutzende Menschen.

## 19

Als Maerad auf den Steinkai trat, kam es ihrer erschrockenen Wahrnehmung so vor, als stritten alle miteinander. Zahlreiche Händler feilschten, prusteten ungläubig ob der angebotenen Preise und priesen den unschätzbaren Wert ihrer Waren an. Andernorts brachten Fischer ihren Fang ein und brüllten einander Anweisungen zu, während Seeleute auf ihren Booten arbeiteten oder lachend und fluchend Freunde begrüßten. Nach der Stille und Einsamkeit der Tage auf See empfand Maerad den brodelnden, lauten Hafen als Schock, und sie blickte verunsichert zu ihren beiden Gefährten zurück.

Cadvan und Maerad verabschiedeten sich herzlich von Owan und versprachen, ihn bald wieder zu sehen, dann begaben sie sich die steilen Straßen hinauf zur Schule von Busk. Cadvan bahnte sich einen Weg durch das Gewirr der schmalen Gassen, und Maerad sah sich aufgeregt um. Ihre Müdigkeit war vorübergehend verflogen.

Die Bewohner von Busk schienen ihr Leben draußen auf den von Weinranken beschatteten Balkonen zu führen; dies bot ihnen das Vergnügen, mit vorbeikommenden Freunden zu scherzen, sich nach dem gegenseitigen Befinden zu erkundigen und Klatsch auszutauschen. Sie sah die Menschen waschen, essen, Kinder anziehen und kochen, alles unter freiem Himmel. Cadvan bemerkte ihre neugierig starrenden Blicke.

»Die Thorolder sind ein ganz eigener Menschenschlag«, sagte er lächelnd. »Sie halten Annarer für kalt und hochnäsiger. Annarer wiederum empfinden Thorolder als ungehörig und ohne Gespür für Anstand.«

»Ich glaube, das gefällt mir«, meinte Maerad. »Es wirkt so ... so voller Leben. Aber ich bin nicht sicher, ob ich ständig so leben möchte.«

»Wahrscheinlich nicht«, erwiderte Cadvan. »Aber natürlich ist es im Winter anders - da verlagert sich alles nach drinnen.«

Die Schule von Busk befand sich über der eigentlichen Stadt, umgeben von einer niedrigen Mauer, die eher als Abgrenzung denn als Hürde diente. Hier wichen die allgegenwärtigen weißen Häuser und gewundenen Gassen breiten, von prächtigen Zypressen und Olivenbäumen gesäumten Alleen. So wie im Ort waren die Pfade auch hier steingepflastert und warfen das Sonnenlicht blendend grell zurück. Hinter den Bäumen lugten aus Marmor und dem

## 20

örtlichen rosigen Granit errichtete Bardenhäuser hervor; ihre Vorderseiten zierten Vorbauten mit kunstvoll in hellen Farben und Blattgold geschmückten Säulen. Über viele davon rankten sich uralte Weinreben, deren pralle Früchte sich in der Sonne purpurn färbten. Hinter hohen Mauern erspähte Maerad die dunklen Wipfel von Nadelbäumen und dachte sehnsüchtig an kühle, abgeschiedene Gärten.

Im Gegensatz zu Inneil und Norloch, den einzigen Schulen, die Maerad kannte, war Busk nicht in konzentrischen Kreisen angeordnet - das machte die steile, unregelmäßige Beschaffenheit der Insel unmöglich. Und wie Cadvan gesagt hatte, zogen die Thorolder es sowieso vor, die Dinge auf ihre Weise zu tun. Die Straßen waren in Terrassen angelegt, wobei breite Treppenfluchten die verschiedenen Ebenen miteinander verbanden, und war man ortsunkundig, bestand erhebliche Gefahr, sich zu verirren, weil die Pfade keiner vernünftigen Ordnung zu folgen schienen. Es gab keine Türme in Busk, abgesehen von den beiden, die den Hafen bewachten. Die prunkvolleren Bauten waren lediglich breiter angelegt und mit höheren Dächern versehen.

Vor der Kulisse der beeindruckenden Architektur erwies die Schule sich als ebenso lebendig wie die Ortschaft darunter. Inzwischen war es Mitte des Nachmittags, eine Zeit, zu der, wie Maerad später herausfinden sollte, die Thorolder die Arbeit des Tages niederlegten und sich erfreulicheren Dingen widmeten. Die Straßen selbst waren verwaist, zumal die Sonne zu heiß vom Himmel brannte, um auszugehen. Während sie durch die Schule schlenderten, erblickte Maerad Barden auf einigen der breiten, schattigen Vorbauten. Wie alle Bewohner in Busk schienen sie in angeregte Unterhaltungen und Streitgespräche vertieft. Als Cadvan und Maerad vorübergingen, schauten sie neugierig auf. Einige winkten zum Gruß. Cadvan lächelte zurück.

Scheu blieb Maerad stehen und verharrte brennend vor Neugier vor einem der Häuser. Die Barden lagerten in gemütlichen Korbgeflechtstühlen um niedrige Holztische, die meisten davon mit Obsttellern und Karaffen voll Wein und Wasser beladen. Sie beobachtete eine Frau, die ausgestreckt auf einem Stuhl lag und einer kleinen Gruppe ein Gedicht vortrug. Ihre Zuhörer lauschten

aufmerksam, bis sie fertig war, dann platzten sie hitzig mit Anmerkungen heraus.

## 21

Die Dichterin, eine große, plumpe Frau mit einem hellen Kopftuch um das Haupt und langen grünen Ohrringen, stand auf und verteidigte sich gleichermaßen hitzig, bis sie schließlich verärgert die Arme hochriss und ihrem lautstärksten Kritiker zum Jubel des halben Kreises einen Klaps hinter die Ohren verpasste.

Die Barden beunruhigten Maerad stärker als die Stadtbewohner; schließlich war sie selbst keine Thorolderin, daher würde man erwarten, dass sie anders war. In der Schule jedoch war sie eine Bardin, eine der ihren. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass sie sich unter solchen Leuten wohl fühlen würde.

Maerad warf einen Seitenblick zu Cadvan. »Sind die Barden von Busk immer so laut?«, fragte sie.

Belustigt sah Cadvan sie an. »Im Großen und Ganzen schon, Maerad. Aber immerhin ist es hier lebendiger als in Norloch, findest du nicht?«

»O ja, das auf jeden Fall«, antwortete sie mit Nachdruck eingedenk der strengen Barden, denen sie in Norloch begegnet war. »Aber weißt du, auf andere Art erscheinen sie mir genauso furchteinflößend.«

»Du gewöhnst dich daran«, erwiderte er. »In gewisser Weise bist du selbst eine Thorolderin.«

»Tatsächlich?« Mit offenem Mund drehte Maerad sich ihm zu.

»Selbstverständlich. Ich habe es dir doch gesagt«, erklärte er mit jenem Ansatz von Ungeduld, der bei ihm stets aufkam, wenn er sich wiederholen musste, selbst wenn es sich um etwas handelte, was er beiläufig vor zwei Monaten erwähnt hatte. »Das Haus Karn floh während der Großen Stille nach Thorold. Die Insel war von jeher eines der unabhängigsten der Sieben Königreiche und einer der wichtigsten Horte des Widerstands gegen den Namenlosen. Ich schätze, es ist an die achthundert Jahre her, seit deine Familie zuletzt hier war, also kann man dir nachsehen, dass du dich ein wenig seltsam fühlst. Aber die Thorolder sind wahre Bastionen des Lichts. Das einzige wirkliche Problem wird sein, mit ihrem Weinverbrauch Schritt zu halten. Ich habe keine Ahnung, wie sie das machen.«

Während sie sich unterhielten, verlangsamten sie die Schritte vor einem Haus und bogen zu dessen Vorbau ab. Der plötzliche Schatten raubte Maerad die Sicht, und blinzeln ließ sie sich von Cadvan durch eine große Doppeltür aus Bronze in einen riesigen, mit Mar

## 21

mor ausgelegten Innenhof führen. Orangen- und Zitronenbäume und allerlei Blumen, in große Keramiktöpfe gepflanzt, verströmten einen herrlichen Duft, und um die zierlichen Säulen rankte sich Jasmin. Im Zentrum, in der Mitte eines kunstfertigen Mosaiks aus Vögeln und Blumen, plätscherte ein Springbrunnen. Maerad entspannte sich in der Kühle und sah sich um. Der Innenhof war menschenleer.

Cadvan läutete eine Handglocke aus Messing, die auf einem kleinen Sockel stand, dann setzte er sich auf eine Holzbank und streckte die Beine aus.

»Es wird gleich jemand kommen«, erklärte er. »Nimm doch Platz.«

»Hier ist es herrlich«, stellte Maerad fest. Sie ließ sich neben ihm nieder und war rundum zufrieden damit, nichts zu tun. Nun spürte sie wieder, wie müde und dreckig sie war, wie sehr sie sich nach sauberen Kleidern und ausgiebigem Schlaf in einem richtigen Bett sehnte. War es tatsächlich erst gestern gewesen, dass sie den Ondril zurückgeschlagen hatten? Es erschien ihr wie letztes Jahr.

»Glaubst du, wir können hier eine Weile bleiben?«, fragte sie.

»Das habe ich vor«, antwortete Cadvan. »Ich bin selbst reisemüde. Und Busk verfügt über eine sehr gute Bibliothek, eine der ältesten in ganz Edil-Amarandh. Ich hoffe, sie enthält einige frühe Schriften, in denen etwas über das Baumlied steht. Es wäre hilfreich, wenn wir wüssten, wonach wir eigentlich suchen.«

Maerad betrachtete den Springbrunnen. Das Sonnenlicht brach sich in den Tröpfchen wie in winzigen Prismen, und das murmelnde Geplätscher übte eine hypnotische Wirkung auf Maerad aus, als wäre es ein Lied, dessen Worte sie beinahe verstand. Den alten Mann, der aus dem Schatten am anderen Ende des Innenhofs trat, bemerkte sie erst, als er nur noch wenige Schritte entfernt war. Cadvan stand auf und streckte zur Begrüßung die Hand aus. »Elenxi«, sprach er.

»Sei gegrüßt.«

»*Samandalame*, Cadvan«, erwiderte der alte Barde mit einem breiten Lächeln. Er besaß kräftige weiße Zähne. »Willkommen.«

Maerad musterte ihn staunend; in seiner Jugend musste er ein Hüne gewesen sein, und er überragte Cadvan immer noch. Sein Haar und Bart waren schlohweiß, die dunklen Augen scharf - sie wirkten wie die Augen eines weit jüngeren Mannes. Wie Cadvan bediente er sich der Hohen Sprache, der angeborenen Sprache der

22

Barden, nicht der gewöhnlichen der Thorolder. Das zeugte von erheblich mehr als von Höflichkeit gegenüber Fremden: Die Hohe Sprache zu verwenden galt zugleich als Zeichen von Vertrauen und erfüllte einen praktischen Zweck, da es hieß, es sei unmöglich, in der Hohen Sprache zu lügen.

»Meine Gefährtin ist Maerad von Pellinor«, erklärte Cadvan. Maerad neigte das Haupt, und Elenxi, der sich seinerseits ebenfalls leicht verbeugte, bedachte sie mit einem kurzen, durchdringenden Blick, erwiderte jedoch nichts. »Wir sind auf der Flucht vor Gefahr zu Lande und zu Wasser, suchen hier Unterschlupf und bringen sehr bedeutsame Neuigkeiten.«

»Du bist hier immer willkommen, Cadvan«, sagte Elenxi. »Und ich habe auch schon ein wenig von Maerad von Pellinor gehört.« Abermals richtete er jenen scharfen, beunruhigenden Blick auf sie. »Nerili wird zweifellos wollen, dass ihr beide ihr beim Abendessen Gesellschaft leistet. Im Augenblick ist sie beschäftigt. In der Zwischenzeit bereite ich Zimmer vor, und ich könnte mir denken, ihr möchtet euch erfrischen und ausruhen.«

Fast so schnell, wie Maerad es sich gewünscht hatte, fand sie sich in einem eleganten Raum mit kühlen Steinwänden wieder, geschmückt mit bestickten

Seidenbehängen und eingerichtet mit einem riesigen Bett, um das ein weißes Netz hing. Cadvan erklärte ihr später, dass das Netz dazu diente, um nachts stechende Insekten abzuhalten. Auf einer Seite befanden sich breite, verglaste Türen mit weißen Läden innen und außen. Sie standen offen und führten über eine Veranda hinaus in einen schattigen Garten. Frische Kleider lagen für sie bereit - ein langes, scharlachrotes Kleid in thoroldischem Stil mit tief ausgeschnittenem Kragen, eng anliegenden Ärmeln und einem breiten Brokatgürtel. Maerad erkundigte sich nach dem Weg zum Bad. Danach überließ der plapperhafte Barde, den Elenxi damit beauftragt hatte, sie herumzuführen, sie endlich sich selbst.

Maerad war süchtig nach Bädern. Den Großteil ihres Lebens, all die Jahre der Plackerei in Gilmans Feste, wo sie eine niedrige Sklavin gewesen war, hatte sie nicht einmal gewusst, was ein Bad ist. Aber seit ihr in der Schule von Inneil die bardischen Vorstellungen von Sauberkeit näher gebracht worden waren, konnte sie nicht genug davon bekommen. Dieses Badezimmer war in einem kühlen Blauton gehalten und öffnete sich zu einem winzigen Hof, auf dem Finken in den

23

Topfbäumen umhersprangen. Das Bad selbst zierte ein Mosaik von Delfinen und anderen Meeresbewohnern, das Wasser war heiß und reichlich vorhanden. Als es tief genug war, um ihr bis an den Hals zu reichen, ließ sie etwas Lavendel und Rosmarin ins Wasser fallen und trat seufzend in das duftende Bad. Erst viel später verließ sie es wieder, kleidete sich gemächlich an, begab sich in ihr Zimmer und packte aus.

Das Auspacken war zu einem Ritual geworden, einer Art Bestandsaufnahme ihres Lebens. Zuerst holte sie ihre hölzerne Leier hervor und befreite sie von der Tragetasche aus Leder, auf der das Lilienzeichen der Schule von Pellinor prangte, ein Geschenk von Cadvan. Die Leier selbst hatte ihrer Mutter gehört, und von allem, was Maerad gehörte, war dies ihr kostbarster Besitz. Doch sie wusste, dass die Leier ungeachtet ihres bescheidenen Aussehens auch auf andere Weise kostbar war: Es handelte sich um ein uraltes Instrument, um Dhyllisches Gewerk, gefertigt von einem Handwerksmeister und verziert mit Runen, die selbst die weisesten Barden nicht zu entziffern vermochten. Behutsam strich sie mit den Fingern über die zehn Saiten, um den reinen Klang zu hören, bevor sie die Leier sorgsam in die Ecke lehnte. All ihre Kleider legte sie zum Waschen beiseite. Von ihrem Mantel löste sie die silberne Brosche und legte sie auf den Tisch. Als Nächstes packte sie das leichte Kettenhemd und den Helm aus, die sie in Inneil erhalten hatte und nun zusammen mit ihrem Schwert im Schrank verstaute. In eine der Schubladen legte sie verschiedene andere Gegenstände: ein kleines Lederbündel mit einem Hufauskratzer und Bürsten für Pferde, eine Feder und einen schmalen Packen Papier, einen Wasserbeutel aus Leder, ein Klappmesser und eine blaue, mittlerweile fast leere Flasche mit dem Bardenge-tränk Medhyl, das gebraut wurde, um Müdigkeit zu bekämpfen.

Zuletzt kramte sie eine Reihe von Habseligkeiten hervor, die sie vorsichtig über das Zimmer verteilte, da sie ihr teuer waren. Sie packte eine Reetflöte aus, die

sie im Wagwald von einer Elidhu erhalten hatte, von der allein Maerad wusste, dass sie zugleich Königin Ardina von Rachida war - in jener Verkörperung hatte sie Maerad den erlesenen geschmiedeten goldenen Ring geschenkt, den sie am kleinen Finger trug. Außerdem entnahm sie ihrem Bündel eine schwarze Holzkatze, die vermutlich als Kinderspielzeug geschnitzt worden war und die sie an dem Tag, an dem sie ihren Bruder Hem

## 24

fand, von der Überfallenen Karawane mitgenommen hatte. Zuallerletzt wickelte sie ein kleines, aber wunderschön bebildertes Gedichtbuch aus seiner Öltuchhülle. Sie hatte es von Dernhil von Gant erhalten. Traurig betrachtete sie es. Bislang hatte sie noch wenig Zeit gehabt, darin zu lesen, und obendrein war Lesen für sie ein langwieriger Vorgang. Dennoch kannte sie die meisten Gedichte auswendig. Dernhils Tod lastete immer noch schwer auf ihr, gleichermaßen aus Bedauern und aus Kummer.

Sie schüttelte den Kopf, um die trübsinnigen Gedanken zu vertreiben, ergriff eine goldene Birne aus der Schale auf dem Tisch und ging hinaus ins Freie. Alle Räume auf dieser Seite des Hauses besaßen Türen, die in den Garten führten. Mittlerweile wurden die Schatten allmählich länger, und eine frische Brise hatte eingesetzt, die leicht nach Meerwasser roch. Barfuß schlenderte Maerad über das kühle Gras und setzte sich im Schatten eines von fahlgelben Rosen überwucherten Spaliers auf den Boden. Langsam aß sie die Birne und ließ den süßen Saft ihren Mund füllen. Ihr Kopf war völlig frei von Gedanken, womit sie rundum zufrieden war. Irgendwo zwitscherte ungesehen ein Vogel im Gebüsch, abgesehen davon herrschte Stille.

Als der Abend anbrach und die Lampen angezündet wurden, klopfte Cadvan an Maerads Tür. Gemeinsam gingen sie durchs Bardenhaus zu den persönlichen Gemächern von Nerili, der Obersten Bardin von Busk.

Nerilis Zimmerflucht befand sich auf der gegenüberliegenden Seite des Bardenhauses, weshalb sie auf dem Weg dorthin wieder durch den Innenhof mussten. Der Springbrunnen plätscherte friedlich im Zwielflicht und murmelte sein endloses Lied, während darüber an einem tiefdunkelblauen Himmel die weißen Sterne zu funkeln begannen. Lieber hätte Maerad den ganzen Abend dort gegessen, als einem thoroldischen Barden zu begegnen, geschweige denn der bedeutendsten Bardin der ganzen Schule.

Letztlich verließen sie den Innenhof und betraten einen wahren Irrgarten von Gängen, die immer und immer wieder abbogen, bis Maerad jegliches Richtungsgefühl verlor. Das Bardenhaus war riesig. Cadvan aber ging unbeirrt voraus, und schließlich gelangten sie zu

## 24

einer hohen, wie die Eingangspforte des Hauses in Bronze gefassten Tür, an die sie klopfen. Als bald öffnete eine zierliche Frau, die sie lächelnd begrüßte.

»Cadvan von Lirigon! Es ist lange her, seit deine Wege dich zuletzt hierhergeführt haben.«

»Zu lange«, gab Cadvan zurück. »Aber das ist nun mal leider mein Schicksal.«

»Ich finde es bedauerlich, dass die Reize Busks dich nicht öfter herlocken konnten«, erwiderte Nerili. Dabei schwang in ihrem Tonfall eine Schärfe mit, die Maerad einen weiteren Blick auf sie werfen ließ, doch da lächelte die Frau und streckte Maerad die Hand entgegen. Cadvan räusperte sich und stellte sie vor.

Nerili von Busk entsprach nicht ganz dem, was Maerad erwartet hatte. Sie schien zu jung für eine Oberste Bardin zu sein, obwohl das Alter unter Barden stets schwierig zu schätzen war. Maerad fand, dass sie wie fünfunddreißig aussah, womit sie angesichts der dreifachen Lebensspanne von Barden um die siebzig oder achtzig Jahre alt gewesen wäre. Sie war kaum größer als Maerad, doch ihre Befehlsgewalt und ihre Anmut sowie der herausfordernde Blick, mit dem sie Cadvan bedachte, als sie beide eintraten, verliehen ihr den Anschein einer überragenden Statur. Nerili war atemberaubend schön; sie besaß die grauen Augen, das schwarze Haar und die olivfarbene Haut einer Thorolderin, und ihr graues Seidenkleid ergoss sich sanft schimmernd wie ein Wasserfall um sie. Das Haar hatte sie auf den Kopf hochgesteckt, wo es von Silberkämmen und einem Seidentuch gehalten wurde, ein Stil, den viele Frauen in Busk bevorzugten. Abgesehen von langen silbernen Ohrringen trug sie keinen Schmuck. Maerad fühlte sich ein wenig benommen und stammelte, als Cadvan sie vorstellte. Sie vermeinte, dass selbst Cadvan sich untypisch verlegen gebarte. Neugierig sah sie ihn an; er war doch gewiss nicht eingeschüchtert, oder?

So wie Nerili selbst erwiesen sich auch ihre Gemächer als elegant. Die üblichen, in Busk allgegenwärtigen Seidenbehänge hatte sie vermieden. Stattdessen waren die Steinwände in einem fahlen Blau bemalt und besaßen ein Vogelmuster in einem etwas dunkleren Ton. Das einzige sonstige Zierwerk bildete eine Reihe erlesener glasierter blauer und weißer Fliesen um Türen, Fenster und den Kamin, jede mit einer anderen Darstellung des Lebens in Thorold bemalt:

25

Fischer, Seidenweber, Ziegenhirten, spielende Kinder. Es war ein ruhiger, wunderschöner Raum. Durch eine halb offene Tür erspähte Maerad, was Nerilis Arbeitszimmer sein musste, worauf das Chaos aus Manuskripten, Schriftrollen und Büchern schließen ließ, die sie aufgetürmt auf einem Tisch sah. Auf der gegenüberliegenden Seite des Hauptraums befand sich ein Esstisch mit Kerzen in Glashaltern und einem ausgiebigen Mahl - flache Laibe ungesäuerten Brotes, kleine Schalen mit in Essig eingelegtem Gemüse und Soßen, kaltes Fleisch und verschiedene Käsesorten. Außerdem erblickte Maerad einen Teller mit runden schwarzen, dornigen Gebilden, die wie sonderbare Früchte anmuteten, und eine große Schüssel voll Muscheln mit orangefarbenem Inneren. Maerad lief das Wasser im Mund zusammen; sie war ausgesprochen hungrig.

Nerili lud sie ein, sich zu setzen, und schenkte hellroten Wein ein. »Also«, meinte sie und blickte mit ungewöhnlicher Unmittelbarkeit Cadvan an. »Elenxi hat mir gesagt, ihr hättet Neuigkeiten. Ernste, wichtige Neuigkeiten. Und er meinte, ihr wäret auf der Suche nach einer Zuflucht. Zuflucht wovor? Wenngleich euch anzusehen ist, dass ihr einige Schlachten geschlagen habt.« Dabei betrachtete sie die Gertennarben auf Cadvans Wange.

Plötzlich dachte Maerad: *Sie ist eine Wahrheitsfinderin, genau wie Cadvan*. Sie hätte nicht zu sagen vermocht, woher die Erkenntnis kam, sie wusste es einfach. Es war eine Gabe, die manche Barden besaßen: Wie Silvia ihr erklärt hatte, konnten Wahrheitsfinder die Wahrheit aus einem Menschen hervorkehren, selbst wenn sie nicht wussten, dass sie vorhanden war. Es war unmöglich, Wahrheitsfinder zu belügen. Mit neuem Interesse musterte sie Nerili.

Cadvan hob das Glas an. »Ein guter Wein, Neri. Es ist eine Weile her, seit ich zuletzt thoroldische Trauben gekostet habe; ich hatte ganz vergessen, wie hervorragend sie sind.« Nerili lächelte kurz. Cadvan lehnte sich auf dem Stuhl zurück und atmete heftig aus.

»Ich erzähle dir zuerst die schlimmsten Neuigkeiten.« Seine Stimme nahm einen harten Klang an. »Maerad und ich suchen Zuflucht vor Enkir von Norloch, der das Licht verraten hat. Erst vor vier Tagen sind wir aus der Zitadelle geflohen; sie stand zu jenem Zeitpunkt in Flammen. Ich befürchte einen Bürgerkrieg in Annar und weiß, dass der Namenlose zurückkehrt, die Finsternis sich auf Annar zubewegt, und gleichzeitig mit ihrem Aufstieg fällt die Flamme von

26

innerhalb in sich zusammen. Der Oberste Zirkel von Annar ist zerbrochen.« Nerili schluckte schwer und schwieg eine Weile, während sie Cadvans Gesicht musterte.

»Ich sehe, dass du keine Unwahrheit gesprochen hast«, verkündete sie leise, »dennoch vermag ich kaum, es zu glauben. Norloch brennt? Der Oberste Barde hat das Licht verraten?«

»Es ist wahr«, meldete Maerad sich zu Wort. Unvermittelt hatte sie ein Bild von Enkirs Gesicht vor Augen, kalt und voller Wut, und Maerad spürte selbst Zorn in sich aufsteigen. »Er ist schon seit langem ein Verräter. Der Oberste Barde Enkir hat meine Mutter in die Versklavung geschickt und Pellinor an die Finsternis verraten. Ich war noch ein kleines Mädchen, als es geschah, aber ich habe sein Gesicht wiedererkannt. Er wusste, dass er entdeckt worden war, und hat versucht, die Hälfte des Obersten Zirkels wegen Verrates einkerkern zu lassen. Er hat Soldaten nach uns ausgeschickt, und wir konnten nur mit Mühe und Not und dank Owan d'Arokis Hilfe entkommen.«

»Er hat einen Ondril hinter uns hergeschickt«, fügte Cadvan hinzu. »Und keinen gewöhnlichen Ondril.«

Verwirrt schüttelte Nerili den Kopf und hob die Hand. »Kehren wir zum Anfang zurück«, schlug sie vor. »Du behauptest, dass Enkir für die Plünderung Pellinors verantwortlich ist? Das ist eine schwerwiegende Anschuldigung.«

»Das hat er. Er wollte mich.« Maerad schaute zu Nerili auf und streckte trotzig das Kinn vor. Sie war es leid, ihre Geschichte erklären zu müssen. »Er wusste, dass meinen Eltern ein ausersehenes Kind geboren worden war. Wir haben keine Ahnung, woher er es wusste. Jedenfalls nahm er statt mich meinen Bruder Hem mit; er dachte, nur ein Junge könnte ausersehen sein.«

Nerili sog kurz, aber hörbar die Luft ein.

»Mein Vater wurde wie alle anderen getötet. Meine Mutter starb später in der Sklaverei.« Unvermittelt setzte Maerad ab und schlang die Finger um ihr Glas.

Die bedrückende Erzählung bewirkte, dass all die alte Traurigkeit in ihr wieder aufstieg und ihr die Kehle zuschnürte.

»Die Ausersehene? Bist du sicher?«, fragte Nerili leise und schaute zu Cadvan.  
27

Er nickte. Nerili beugte sich vor, ergriff mit der Hand Maerads Kinn und musterte sie eingehend. Maerad startete ohne Angst oder Überraschung in Nerilis Augen; schon einige Barden hatten sie so durchschaut. Es war nicht ganz ein Seelenblick, sondern eher ein Abtasten. Sie spürte eine zarte Berührung in ihrem Geist, ein Licht wie Musik. Nach einer kurzen Weile setzte Nerili sich wieder hin und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht.

»Ich brauche etwas Zeit, um das zu verarbeiten.« Sie ergriff ihr Glas und leerte es. »Maerad, ich weiß nicht, was du bist.«

»Das weiß ich auch nicht«, erwiderte Maerad ein wenig verzweifelt.

»Du besitzt große Macht. Aber es ist eine seltsame, eine wilde Macht, wie ich sie noch nie gespürt habe.«

»In dieser Geschichte gibt es viele Rätsel«, meldete Cadvan sich zu Wort.

»Allerdings bezweifle ich nicht, dass Maerad selbst das größte davon verkörpert. Niemand weiß, wozu sie in der Lage sein könnte.«

Beide Barden starteten Maerad mit ernsten Mienen an, bis sie sich unter den plötzlich finster wirkenden Blicken wand. Als Nerili ihr Unbehagen erkannte, füllte sie ihr Glas auf und wandte sich in dringlichem Tonfall an Cadvan.

»Und was ist mit Nelac?«, fragte sie. »Ist er noch in Norloch? Oder ist er ebenfalls geflohen?«

»Nelac.« Bei der Erwähnung seines alten Lehrmeisters Nelac von Lirigon schlich sich Traurigkeit in Cadvans Stimme. »Nelac wollte nicht mitkommen. Ich habe ihn dazu aufgefordert, aber er meinte, er wäre dafür zu alt und würde in Norloch gebraucht. Ich . . . ich hege keinen Zweifel daran, dass er in großer Gefahr schwebt, und ich weiß nicht, was sich in Norloch zugetragen hat, nachdem wir aufgebrochen waren. Ich fürchte um ihn.«

»Er ist ein mächtiger Barde«, gab Nerili zu bedenken. »Es ist nicht einfach, ihn in Gefahr zu bringen.«

»Ja. Aber wir wissen nicht, was mit Enkir geschehen ist. Offenbar greift er nicht nur auf seine eigenen Kräfte zurück. Wie sonst hätte er eine Kreatur wie diesen Ondril heraufzubeschwören vermocht? Und Nelac ist alt, selbst für einen Barden. Er fürchtet sich nicht vor dem Tod. Vermutlich . . .« Cadvan seufzte und blickte in den Garten hinaus. »Vermutlich werde ich ihn nicht wiedersehen.«

27

»Eure Neuigkeiten sind durch und durch übel«, meinte Nerili. Kurze Stille trat ein. »Nun denn, es gibt viel zu besprechen. Ich bin sicher, ihr seid beide hungrig; wir können uns während des Essens unterhalten.« Sie bedachte Cadvan mit einem seltsam eindringlichen Blick, und Cadvan wandte sich mit beunruhigter Miene ab. Plötzlich wurde Maerad klar, dass Cadvan und Nerili einander kannten und dass Cadvans Verlegenheit nichts mit Unvertrautheit zu tun hatte. Cadvan nannte sie Neri, nicht Nerili. Völlig unerwartet überkam Maerad ein

Anflug von Eifersucht; linkisch stand sie auf, um den beiden älteren Barden zum Esstisch zu folgen, wobei sie beinahe ihr Glas umstieß.

Beim Abendessen berichteten Cadvan und Maerad, wie Cadvan zu Beginn jenes Frühlings Maerad zur Flucht aus der Sklaverei in Gilmans Feste verholfen hatte, wie in ihm die Vermutung gereift war, dass sie die Ausersehene sei, der vorhergesagt war, den Fall des Namenlosen herbeizuführen, und wie ihre Einführung als Bardin in Norloch seine Ahnung bestätigt hatte.

»Und was jetzt?«, fragte Nerili, wobei sie ihn abermals mit jener eigenartigen Unmittelbarkeit ansah. »Denn ich kann mir nicht vorstellen, dass Cadvan von Lirigon lange in Busk bleiben wird.«

»Sofern ich die Zeichen richtig deute, sagen sie, dass wir uns nach Norden wenden müssen«, gab Cadvan zurück. »Wie es scheint, müssen Maerad und ich das Baumlied finden.«

Nerili zog die Augenbrauen hoch. »Und was ist das Baumlied?«

»Das weiß niemand genau«, mischte Maerad sich ins Gespräch. »Nicht einmal Nelac. Trotzdem müssen wir es finden. Durch meinen Zukunftstraum und die Prophezeiung wissen wir, dass unser Ziel im Norden liegt.«

»Die Prophezeiung?«, hakte Nerili nach.

»Maerad spricht von der Prophezeiung des Sehers Lanorgil, die dieses Frühjahr in Inneil entdeckt wurde«, erklärte Cadvan. »Sie besagt, dass wir das Baumlied suchen müssen. Das Lied befindet sich an den Wurzeln der Hohen Sprache und birgt das Geheimnis all unserer Kräfte. Deiner Kräfte, Neri, und meiner und der jedes Barden in Annar. Und tief im Herzen des Bardentums stimmt etwas nicht, ganz und gar nicht. Das müsst selbst ihr hier im sicheren Hafen Thorolds wissen.«

Cadvan sprach mit solcher Überzeugung, dass der Argwohn aus  
28

Nerilis Zügen wich, und einen Lidschlag lang wirkte sie nur verängstigt, wengleich sie sich rasch wieder sammelte.

Danach begannen Maerad und Cadvan, ihr die vollständige Geschichte ihrer Reise zu schildern. Es war eine verworrene Erzählung: Nerili unterbrach sie mehrmals mit Fragen und Mutmaßungen und lenkte das Gespräch in verschiedenerlei Richtungen. Die Stimmung entspannte sich, und Maerad gelangte zu dem Schluss, dass sie Nerili sehr mochte; sie sprach mit der Selbstsicherheit von jemandem, der um seine Autorität wusste, und hinter ihrer scheinbar nüchternen Fassade verbarg sich bereitwillige Herzlichkeit. Cadvans Züge waren unergründlich, und Maerad war außerstande zu erraten, was er empfand.

Um sich abzulenken, kostete sie sich durch das Essen. Dabei stellte sie fest, dass sie Oliven mochte, wengleich sie den bitteren, öligen Geschmack zunächst etwas unangenehm fand. Das knusprige, zähe Brot schmeckte köstlich, und auch das eingelegte Gemüse genoss sie, obschon sie das meiste davon nicht erkannte. Die verschiedenen Fleischsorten waren mit Zitrone, Knoblauch und Kräutern verfeinert.

Die Meeresfrüchte, die sie noch nie gegessen hatte, weil sie nie am Meer gelebt hatte, behagten ihr weniger. Cadvan teilte ihr mit, dass es sich bei den Muscheln mit dem orangefarbenen Inneren um Speisemuschnen handelte, also ergriff sie eine, öffnete nach Cadvans Anweisungen die zweiteilige Schale und holte das Fleisch heraus. Allein das bereitete ihr ein wenig Übelkeit, dennoch blieb sie beharrlich und steckte sich ein kleines Stück in den Mund. Nur die Höflichkeit verhinderte, dass sie es auf den Tisch zurückspruckte, und den Rest schob sie ungegessen beiseite. Die schwarzen, dornigen Gebilde waren Seeigel, gekocht und aufgeschnitten, sodass ihr rosiges Innenleben freilag und sie exotischen, giftigen Blumen ähnelten. Nerili aß sie begeistert und löffelte das Fleisch aus der Schale, doch Maerad fand, dass sie wie modrige Stiefel rochen. Ihr fiel auf, dass Cadvan, der die Muscheln für sich allein beanspruchte, die Seeigel nicht anrührte.

Nerili und Cadvan begannen ein verwickeltes Gespräch über die Politik Norlochs, das Maerad etwas langweilte, und der Wein verschwor sich mit ihrer Müdigkeit, um sie schläfrig zu machen. Ihre Gedanken begannen zu wandern. Sie hatte nicht gedacht, dass Cad

## 29

van eine Geliebte gehabt haben könnte, abgesehen von Ceredin, die gestorben war, als er noch ein junger Mann war; doch nun, da sie darüber nachgrübelte, fiel ihr kein Grund ein, der dagegen sprach. Sie vermutete, dass er und Nerili keine Liebenden mehr waren, und es war keineswegs so, dass sie und Cadvan ... nun, jedenfalls hatte sie keinen Anlass, eifersüchtig zu sein. Dennoch war sie es. Sie hatte so wenige Freunde.

Wieder fiel ihr Dernhil ein, der sie geliebt hatte und den sie in Panik und Verwirrung vor scheinbar so langer Zeit in Inneil zurückgewiesen hatte. Dernhil hatte über die Wege des Herzens mit ihr gesprochen, was auch Silvia getan hatte ... Sogar Königin Ardina hatte mit ihr über Liebe geredet. *Du besitzt ein großes Herz*, hatte die Königin zu ihr gesagt, *was du allerdings nur durch großen Schmerz erkennen wirst. Das ist der Liebe Weisheit und fragwürdiges Geschenk*. Nur hatte Maerad es nicht verstanden. Sie verstand es immer noch nicht. Lag der seltsame Zug um Nerilis Mund an enttäuschter Liebe? Oder bildete sie sich das vielleicht auch alles nur ein? Vielleicht waren ja Nerili und Cadvan nur zwei Barden, die Fragen hehrer Politik erörterten, und die unterschwelligen Gefühle, die Maerad so beunruhigten, waren lediglich aus ihrer eigenen Erschöpfung geboren.

Geistesabwesend starrte sie aus dem Fenster, wo purpurne Schatten den Garten erfüllten, während die Blumen fahl in der Dunkelheit schimmerten. Wann immer Barden mit ihr über die Wege des Herzens gesprochen hatten, war sie von einer unerklärlichen Furcht erfüllt worden. Sie hatte ihre Kindheit damit verbracht, sich gegen die gewalttätigen Männer in Gilmans Feste zu schützen, wovon gewiss ein Teil dieser Angst herrührte; doch auf einer tieferen Ebene verspürte sie zudem eine Art Vorahnung, ein Gefühl der Finsternis, die sich um jenen Teil ihrer selbst hüllte, der zu lieben imstande wäre, als könnte sie durch Liebe

verlöschen. Es schien zu gefährvoll, und sie wagte ohnehin bereits zu viel, indem sie einfach nur sie selbst war.

»Bist du müde, Maerad?«, durchbrach Nerili ihre Gedankengänge. »Du siehst mir ein wenig so aus.«

»Ja«, antwortete sie. »Ich habe die vergangenen Nächte wenig geschlafen. Ich hätte nichts dagegen, zu Bett zu gehen.«

»Maerad ist alles andere als ein Seemann«, warf Cadvan ein. »Den

30

Großteil der Reise hatte sie eine äußerst interessante grünliche Gesichtsfarbe.«

»Und du hast ihr nicht geholfen? Ich dachte, du wärest ein selten guter Heiler.« Nerili bedachte ihn mit einem spöttischen Blick, und Maerad stellte fest, dass sie sich unwillkürlich an Cadvans statt darüber ärgerte, wenngleich sie schwieg.

»Findest du in dein Zimmer, Maerad?«, fragte Cadvan. »Es ist noch recht früh, und ich bin noch nicht bereit zu schlafen. Nerili und ich haben noch viel zu besprechen.«

»Ich schaffe das schon«, erwiderte Maerad unbekümmert, ob-schon sie wünschte, Cadvan würde nicht bleiben und weiter mit Nerili reden, sondern mit ihr kommen. »Wir sehen uns morgen.« Sie neigte zum Abschied den Kopf und verließ das Zimmer.

Auf dem Weg zurück zu ihrer Kammer bog sie nur einmal falsch ab. Unterwegs nahm sie die vielfältigen Geräusche eines Bardenhauses wahr - das Gemurmel von Unterhaltungen in fernen Räumen, draußen lachende Menschen, Musiker, die irgendwo ein Duett spielten, einige junge Barden, die in ein Streitgespräch vertieft waren. Ein Hunger, den sie zuvor kaum gespürt hatte, stieg schmerzlich in ihr auf. Musik! Wann hatte sie zuletzt gespielt? Sie konnte sich nicht daran erinnern.

In ihrem Zimmer angekommen, ergriff Maerad die Leier und begann, die Saiten zu zupfen, zunächst willkürlich, dann hingebungsvoller. Sie war außer Übung. Maerad spielte ein paar Tonleitern, dann stimmte sie eine Weise an, die sie einst von einigen Spielleuten in Ettinor gehört hatte - nach Bardenmusik war ihr an jenem Abend nicht zumute. Es war ein Klagelied über einen Mann, der sich in einen Wassergeist verliebt hatte. An den Text konnte sie sich nicht richtig erinnern, daher erfand sie eigene Worte, nachdem sie die Melodie zu ihrer Zufriedenheit beherrschte. Sie sang das Lied zweimal durch und spürte, wie ihre Anspannung während des Spielens abflaute. Dann gähnte sie ausgiebig, legte die Leier behutsam beiseite und bereitete sich aufs Bett vor.

30

### Drittes Kapitel Der gebrochene Pakt

Das goldene Licht eines Spätsommers Morgens spielte über dem Garten vor Maerads Zimmer. Sie saß allein im Schatten und genoss die Brise in ihrem Gesicht. Vögel stritten in den Bäumen, und Maerad setzte ihre Gabe ein, um sie müßig zu belauschen. *Vögel*, dachte sie, *sind wirklich hirnlos. Sie sagen andauernd nur: Mein! Mein! Mein! Geh weg! Geh weg!*

Sie ließ die Sprache der Vögel wieder zu hübschem Gezwitscher zurückkehren, das wesentlich angenehmer anzuhören war, und atmete den Duft des Gartens

ein. Schmerz suchte sie heim, o solcher Schmerz. Ihre Seele glich einer einzigen offenen Wunde.

Es war so herrlich, alleine in einem wunderschönen Garten zu sitzen, sich nicht schmutzig, erschöpft, kalt, verängstigt oder von der Finsternis verfolgt zu fühlen. Doch nun, da ihr ein wenig Frieden beschieden wurde, erwachten all diese beunruhigenden Gedanken in ihr. War sie dem Wissen darum, wen sie tatsächlich verkörperte, näher gekommen? Sie hatte zwar all diese neuen Namen - einst war sie nur Maerad gewesen, dann Maerad von Pellinor und inzwischen Elednor von Edil-Amarandh, die Feuerlilie, die gekommen war, um sich der Finsternis zu widersetzen -, aber was bedeuteten sie wirklich? Und nun befand sie sich auf einer Suche, hatte die Aufgabe, das Baumlied zu finden. Anhand der Worte der Stimme aus ihren Zukunftsträumen hatten sie entschieden, dass sie nach Norden reisen mussten; aber hier, in diesem hübschen Garten, schien das ein äußerst fadenscheiniger Grund. Und wonach suchten sie überhaupt? Nicht einmal Nelac wusste es.

*Was bist du ?*, überlegte sie bei sich, womit sie Nerilis Frage vom Vorabend wiederholte. *Eine Laune der Natur?*

Sie hatte schon eine ganze Weile vor sich hin gegrübelt, als eine Tür entlang des Vorbaus sich öffnete und Cadvan herausspähte. »Maerad! Guten Morgen!« Er kam zu ihrem Tisch. »Wie ich sehe,

### 31

hast du deine Zeit klug genutzt«, meinte er mit einem Blick auf die leeren Teller.

»Ist der Kaffee noch heiß?« »Kaffee?«

»Das Getränk. Kaffee.« »Nein.«

»Schade. Ich habe eine ziemlich Schwäche dafür. Es ist ein Getränk aus Suderain. Außer hier ist es in Annar selten anzutreffen. Aber in Thorold treibt man Handel mit dem Süden.«

»Mir schmeckt es«, erklärte Maerad. »Aber es ist etwas stark.«

»Ein wenig wie die Thorolder selbst, was?«, meinte Cadvan lächelnd. Er zog sich einen Stuhl an den Tisch und setzte sich.

Gesellig schweigend saßen Cadvan und Maerad eine Weile da und betrachteten den Garten. Maerad spielte mit dem Gedanken, ihn wegen Nerili zu fragen, entschied sich jedoch letztlich dagegen. Sie bezweifelte, dass er ihr etwas erzählen würde, zudem wollte ein anderer Teil ihrer selbst es gar nicht genau wissen.

»Es ist herrlich hier«, erklärte sie schließlich. »Ich wünschte, wir könnten ewig bleiben.«

»Das geht nicht«, erwiderte Cadvan. »Und das weißt du auch. Aber wir können auf jeden Fall ein paar Wochen bleiben. Wir brauchen beide eine Rast. Und bevor wir nach Norden aufbrechen, um das Baumlied zu suchen, müssen wir zumindest eine Vorstellung davon bekommen, wonach wir eigentlich suchen. Ich habe vor, einen eingehenden Blick in die Bibliothek von Busk zu werfen - abgesehen von jener in Turbansk vielleicht ist es die älteste in ganz Edil-Amarandh. Ich hoffe, dort findet sich ein Hinweis. Wenn wir wissen, was es sein

könnte, wird es vielleicht nicht ganz so aussichtslos, wie einer Schar Wildgänse hinterherzujagen.«

»Das könnte es trotzdem werden«, entgegnete Maerad und dachte erst an die schnatternden Gänse, die sie als Sklavenkind gehütet hatte, dann an den weisen, freundlichen Barden Nelac, den sie zuletzt in Norloch gesehen hatte, als er sie damit beauftragte, das Baumlied zu finden. Es waren derart widersprüchliche Bilder, dass sie beinahe gelacht hätte.

»Tja, während du die Bibliothek durchstöberst, werde ich einfach hier im Garten sitzen«, verkündete sie. »Mir gefällt es hier.«

»Nein, wirst du nicht«, widersprach Cadvan. »Du kannst die Zeit nützen, um zu lernen. Es gibt so vieles, was du wissen solltest, und bei

32

einigen Dingen könnte es sogar gefährlich sein, sie nicht zu wissen. Eigentlich brauchtest du Jahre, um alles aufzuholen, aber wir werden uns in der kurzen Zeit mit dem Möglichen bescheiden müssen. Ich habe mit Nerili darüber gesprochen - sie hat eingewilligt, dir Einzelunterricht zuteil werden zu lassen, du musst also nicht mit halb so alten Kindern in Klassenzimmern sitzen. Du hast ohnehin besondere Bedürfnisse.«

»Aber ich will mich erholen«, gab sie trotzig zurück. »Ich bin müde.«

»Und du wirst Erholung bekommen. Zwei Tage. So lange brauche ich, um Vorkehrungen für deinen Unterricht zu treffen. Du brauchst etwas Anfängerschulung in Hoher Magie, was ein wenig sonderbar ist, weil du an sich über all die Fähigkeiten und mehr eines vollwertigen Barden verfügst, aber nie die grundlegenden Lektionen gelernt hast. Ich muss mir überlegen, wer sich am besten als Lehrmeister für dich eignet. Wahrscheinlich ich, aber ich werde beschäftigt sein. Und natürlich stehen auch Schwertkampf, Lesen und Schreiben an. Du lernst rasch; ich bin sicher, du wirst die Zeit gut nützen.«

Maerad zog einen Schmollmund, begehrte jedoch nicht mehr dagegen auf. Insgeheim freute sie sich darauf, wieder zu lernen, was sie jedoch Cadvan nicht wissen lassen wollte. Trotz all ihrer Macht war ihr schmerzlich bewusst, dass sie nur äußerst geringe Kenntnisse und Fertigkeiten besaß.

In Busk begann Maerad zum ersten Mal, wie eine gewöhnliche Bardin zu leben. Sie glitt so mühelos in das neue Dasein wie ein Fisch in einen Bach. Die Tage fügten sich zu einem steten Ablauf: Im Morgengrauen stand sie auf und frühstückte, danach hatte sie Unterricht bis Mitte des Nachmittags mit einer kurzen Pause für eine leichte Mittagsmahlzeit. Wenn anschließend keine weiteren Lektionen anstanden, konnte sie frei über ihre Zeit verfügen. Sie konnte in ihr Zimmer zurückkehren, sich in den Garten setzen, in die Stadt und zu den Märkten hinabschlendern oder sich den Barden bei ihren lautstarken Gesprächsrunden anschließen, was sie nach der ersten Woche zunehmend häufiger tat. Zu Abend aß sie für gewöhnlich mit Cadvan, entweder im Gemeinschaftssaal oder in einem ihrer Zimmer. Dabei erzählten sie einander die Neuigkeiten des Tages: was

32

Maerad gelernt hatte (eine unglaubliche Menge) oder was Cadvan herausgefunden hatte (wenig bis gar nichts). Manchmal spazierten sie auch in die Ortschaft hinab und trafen sich mit Owan. Dann speisten sie entweder in einer der zahlreichen Tavernen oder in seinem Haus, das sich als überraschend groß für einen einfachen Fischer erwies. So festigten sie etwas, das sich rasch zu einer engen Freundschaft entwickelt hatte.

Wie Cadvan vorhergesagt hatte, nützte Maerad die Zeit gut - binnen einer Woche brachten all ihre Lehrer zum Ausdruck, dass sie erstaunt über ihre Fortschritte waren. Durch die Jahre des schroffen Geleits seitens des Barden Mirlad in Gilmans Feste, der ihr Musik rein nach dem Gehör beigebracht hatte, besaß sie ein hervorragendes Gedächtnis. Man brauchte ihr etwas nur einmal zu sagen, damit sie sich daran erinnerte. Aber darüber hinaus schien sie ein angeborenes Wissen um das Bardentum zu besitzen, das ihre Lehrmeister lediglich wiederzuerwecken brauchten. Unter vier Augen unterhielten sie sich alle mit Cadvan darüber; sie fanden Maerads Begabung ein wenig beunruhigend. Ihre Lehrer waren allesamt hochrangige Barden in der Schule von Busk. Elenxi von Busk unterwies sie in der Schwertkunst, Intatha von Gant lehrte sie Lesen und Schreiben, und zu Maerads anfänglicher Verlegenheit übernahm es Nerili höchstpersönlich, sie in die Kunst der Hohen Magie einzuführen. Teils, so erklärte Cadvan, nahmen sich deshalb die ranghohen Barden ihres Unterrichts an, weil sie ein so ungewöhnlicher Fall war und rasch etwas lernen musste; ein weiterer Grund jedoch war Geheimhaltung. Maerad lief in der Schule unter dem Namen Maerad von Inneil, die mit Cadvan reiste, der zu bekannt war, um zu verschleiern, wer er war.

»Zweifellos werden einige errahnen, dass du Maerad von Pellinor bist«, meinte Cadvan am ersten Abend nach dem Beginn ihres Unterrichts. »Barden sind die schlimmsten Klatschbasen, und deine Ankunft und Aufnahme als Jungbardin in Inneil hat für eine Menge Aufsehen gesorgt: eine Überlebende der Plünderung Pellinors - das waren große Neuigkeiten. Genau wie der Aufruhr, den es gab, als ich mich darum bewarb, dein alleiniger Lehrer zu werden. Trotzdem ist es besser für uns, unauffällig und möglichst unerkant zu bleiben, selbst hier. Wir sind einfach reisende Barden, die auf Nerilis Einladung die Schule besuchen. Daran ist nichts ungewöhnlich.«

### 33

Maerad zuckte mit den Schultern. »Glaubst du, dass es hier Spitzel gibt?«

»Der Finsternis, meinst du?«, fragte Cadvan. »Ich glaube nicht, dass es in der Schule Spitzel gibt, aber für uns ist es nirgendwo sicher, und es würde mich überraschen, wenn sich nicht in der Ortschaft welche aufhielten. Vergiss nicht, Busk ist ein Handelshafen, in dem Fremde nicht auffallen. Bisher ist die Kunde aus Norloch noch nicht hier eingetroffen, aber ich bezweifle nicht, dass es bald so weit sein wird. Und dann wird es gefährlich.«

Maerad grübelte darüber nach, was >gefährlich< bedeuten mochte, und wie so oft schwenkten ihre Gedanken zu Hem. Am Vortag hatte Cadvan per Vogel eine Botschaft nach Turbansk geschickt, um Sali-man ihre wohlbehaltene Ankunft in Thorold mitzuteilen. Hem und Saliman mussten gerade auf dem Weg dorthin

sein; Maerad fragte sich, wo genau sie sich befinden mochten und ob es ihnen gut ging-

Der Unterricht erwies sich als interessant. Bei ihren Sitzungen mit Intatha von Gant verspürte sie anfangs einen Stich im Herzen. Unwillkürlich erinnerten sie Maerad an Dernhil, der ihr als Erster die Tür zur Welt des Lesens und Schreibens geöffnet hatte. Für Maerad war das Lesen selbst untrennbar mit Erinnerungen an ihn verbunden. Zudem stammte Intatha aus derselben Schule wie Dernhil, wenngleich Maerad nie wagte, sie zu fragen, ob sie ihn gekannt hatte.

Intatha war eine beeindruckende Bardin. Sie war groß und besaß hohe Wangenknochen, eine prächtige Adlernase und schwarzes Haar, das sich allmählich silbrig verfärbte. Intatha war eine strenge, aber freundliche Lehrerin. Maerad arbeitete hart für sie, nicht, weil sie Tadel fürchtete, sondern weil Intatha große Erwartungen in sie setzte und Maerad sie nicht enttäuschen wollte. Die alphabetische Schrift von Nelsor erlernte sie sehr rasch, wobei sie auf dem Grundstock aufbaute, den Dernhil ihr beigebracht hatte, und sie fand sogar, dass ihre Handschrift nach und nach ansprechend statt gekritzelt und missgestaltet auszusehen begann. Intatha ging dazu über, sie auch die Ladhen-Runen zu lehren, verschlüsselte Zeichen, die Barden auf Reisen verwendeten, um einander Botschaften zu hinter

### 34

lassen, außerdem einige der dhyllischen Piktogramme. Es war harte Arbeit, und Maerad verließ die langen Unterrichtsstunden stets gleichermaßen angeregt wie erschöpft - und mit beiden Armen voller Hausarbeit.

Der Unterricht mit Elenxi von Busk gestaltete sich verblüffend lustig. Trotz seines Alters und seiner mächtigen Größe erwies er sich als flink und beweglich, und es überraschte Maerad nicht zu erfahren, dass er in seiner Jugend ein berühmter Krieger gewesen war. Sie konnte sich gut vorstellen, dass er ziemlich furchteinflößend gewirkt haben musste. Im Gegensatz zu Indik, dem Schwertkampfmeister, der sie in Inneil unterwiesen hatte, stellte Elenxi sich als geduldiger und ermutigender Lehrer heraus. Zudem war Maerad keine blutige Anfängerin mehr - es fühlte sich nicht mehr sonderbar an, ein Schwert in der Hand zu halten. Sie zeichnete sich durch rasche Reaktion und einen guten Gleichgewichtssinn aus und war für ihre Größe recht kräftig. Elenxi unterrichtete sie in fortgeschrittener Schwertkunst und unbewaffnetem Kampf, und zum ersten Mal bekam Maerad das Gefühl, sie könnte unter Umständen in der Lage sein, sich bei einem Angriff selbst zu verteidigen.

»Nur nicht übermütig werden«, warnte Elenxi, nachdem er ihre Bemühungen in der ersten Unterrichtsstunde gelobt hatte. »Du bist immer noch eine Anfängerin. Die Streiche, die man nicht sieht, sind die tödlichen.« Er musterte sie und wischte sich Schweiß aus den Augen. »Ich denke, wir haben uns etwas Wein verdient, findest du nicht auch, junge Bardin? Wir haben heute hart gearbeitet.« »Wein?«, meinte Maerad zurückhaltend und dachte an die krakeelenden Barden. Elenxi sah sie an und lachte.

»Sag bloß, du bist schüchtern! Tja, davon müssen wir dich heilen.«

»Aber ich bin schmutzig!«, warf Maerad ein und errötete.

Elenxi zog eine Augenbraue hoch. »Na und? Muss man sauber sein, um zu trinken? Ich möchte wissen, wann das zur Regel erhoben wurde. Nein, junge Bardin, ich lasse keine Ausreden gelten. Wir gehen zu Orestons Haus, er hat die besten Weine.«

Sie verstaute ihre Kampfausrüstung, dann gestattete er ihr, sich kurz zu waschen. Anschließend führte Elenxi eine zögerliche Maerad die Straße hinab zu einem der Häuser in Stadtnähe. Selbstsicher schritt er zwischen die Tische und erwartete, dass Maerad ihm auf dem Fuß folgte. Als er sah, dass sie noch zaudernd auf der Straße

## 35

stand, ging er zurück, packte sie und schleifte sie beinahe zu einem Tisch, an dem sechs Barden, Männer und Frauen, in eine angeregte Unterhaltung vertieft waren. An einem Ende des Tisches zupfte ein junger Mann auf einem wunderschönen, bauchigen Saiteninstrument müßig Arpeggios vor sich hin, die das Gerede wie ein flinker Bach aus Musik untermalten.

Maerad fühlte sich vor Scheu wie gelähmt. Stumm setzte sie sich und hoffte, dass niemand sie bemerken würde. Elenxi tauschte beschwingte Begrüßungen mit allen Barden, dann stellte er Maerad als einen Gast aus Inneil vor. Sogleich wurde sie mit Fragen sowohl in der Hohen Sprache als auch auf Thoroldisch bestürmt: Inneil? Es war lange her, seit jemand so weit aus dem Osten gekommen war - wie standen die Dinge dort? Wie ging es Oron? Vom Tod des Dernhil von Gant hatte man gehört - wie konnte das geschehen? Untote, die Barden in einer Schule meuchelten?

Elenxi hob die Hand, um die Flut einzudämmen. »Seid doch vernünftig«, sagte er in der Hohen Sprache. »Maerad ist klug, aber sie spricht kein Thoroldisch. Und wie soll sie euch allen gleichzeitig antworten. Und obendrein, was weiß sie schon von der hohen Politik Inneils? Sie ist nur eine junge Bardin und ist seit Monaten nicht mehr dort gewesen. Wir haben heute Nachmittag hart daran gearbeitet, ihre Schwertkunst zu verbessern - sie ist müde und braucht etwas Wein. Sie ist den ganzen weiten Weg hierhergekommen, um von mir unterrichtet zu werden, was von bemerkenswert gutem Geschmack zeugt.«

Verschlagen zwinkerte er ihr zu, und Maerad, die ihm für sein Eingreifen dankbar war, schenkte ihm ein kleines Lächeln. Sie hatte nicht viel verstanden, aber sie wusste, dass man sich nach Dernhil erkundigt hatte, und die Erwähnung seines Namens betrübt sie. Plötzlich stand ein Glas voll dunkelrotem Wein vor ihr, und sie wurde mit Köstlichkeiten statt mit Fragen überhäuft. Maerad ergriff das Glas und trank den Wein gierig. Die Unterhaltung setzte wieder ein, diesmal in der Hohen Sprache, damit sie mithören konnte, und so saß sie da und lauschte still. Nach einer Weile und einem zweiten Glas Wein, das sie verwegen werden ließ, erkundigte sie sich bei dem jungen Mann, der die Musik spielte, einem Barden namens Honas, was für ein Instrument er da hatte.

»Das ist ein Makilon«, erklärte er. »Mein Vater hat es eigens für

mich angefertigt. Er ist ein meisterlicher Musikinstrumentbauer und in Thorold berühmt. Es ist wunderschön, was?« Damit reichte er das Makilon Maerad, die über das glatte, weiche Holz strich, die Perlmuttereinlage um das Klangloch und den erlesenen geschnitzten Hals bewunderte.

»O ja, und wie«, pflichtete Maerad ihm bei. Sie ließ die Finger über die Saiten wandern und lauschte dem Klang. »So wunderschön gemacht. Ich habe noch nie ein Makilon gesehen. Wie spielt man es?«

Honas' Züge hellten sich voll offenkundiger Leidenschaft auf. Er nahm das Instrument wieder an sich und begann, ihr die komplexen Griffe und Zupfstile für das Makilon zu zeigen. Es juckte Maerad in den Fingern, es selbst zu versuchen, und alsbald gab Honas ihr das Instrument abermals und platzierte ihre Hände und Finger richtig um den Hals und auf den Saiten. Maerad stimmte ein Arpeggio an und staunte über den Klang. Honas entwickelte mehr Interesse an Maerad als an der Musik, doch das fiel nur Elenxi auf, der die beiden unauffällig von der gegenüberliegenden Seite des Tisches aus beobachtete. Er lächelte in seinen Bart. Maerad ging völlig in ihrem Spiel auf und hatte ihre Schüchternheit gänzlich vergessen.

Vielleicht waren sie doch nicht so furchteinflößend, diese Barden.

Der anspruchsvollste Unterricht war jener in Hoher Magie. Dies war etwas, das Maerad noch nie formell gelernt hatte, wenngleich Cadvan ihr auf ihren gemeinsamen Reisen viel beigebracht hatte. Ein seltsamer Widerwille erfüllte sie, als sie sich zu ihrer ersten Lektion zu Nerilis Gemächern begab. Seit dem Abend ihrer Ankunft in Busk hatte sie nicht mehr mit der Obersten Bardin gesprochen, und sie war von der leichten Sorge erfüllt, dass sie nicht wissen würde, was sie sagen sollte. Nerili legte Bedacht darauf, ihr die Scheu zu nehmen.

»Also, Maerad«, meinte sie lächelnd, als Maerad eintrat. »Cadvan hat mir von deinen Großtaten erzählt - von deinem Sieg sowohl gegen einen Kulag als auch gegen einen Unhold. Es erscheint mir etwas seltsam, dich zu unterrichten, obwohl du bereits mehr vollbracht hast als die meisten Barden.«

## 36

An jenem Tag war Nerili schlicht gekleidet, dennoch empfand Maerad ihre Schönheit als atemberaubend, und sie selbst fühlte sich steif und unbeholfen.

»Es gibt noch so vieles, was ich nicht weiß«, murmelte sie verlegen. »Ich habe an gar nichts gedacht, als diese Dinge geschahen. Es ist - einfach aus mir hervorgebrochen.«

»Ich verstehe. Tja, es wird uns anfangs einfach seltsam vorkommen. Ich bin sicher, das legt sich, sobald wir mit der Arbeit beginnen.«

Und so war es auch, wie Maerad bald feststellte.

Sie arbeiteten in einem Raum, der eigens für den Unterricht abgestellt war: Er enthielt kaum Möbel, nur einen großen Tisch und eine Bank an der Wand, auf die sie sich beide setzen konnten, wenn es sein musste. An der südlichen Wand stand ein breites Fenster offen, durch das der Wind hereinwehte und ihnen das ferne Seufzen der See zutrug.

Ein Großteil dessen, was Maerad in den folgenden Wochen lernte, war die Theorie über das, was die Barden als das Wissen bezeichneten, das sich grob in die drei Künste des Lesens, des Erschaffens und des Behütens untergliedern ließ, die jeweils untereinander verflochten waren. Außerdem wurden ihr verschiedene Überlieferungen über die Hohe Sprache beigebracht, von denen einige einander widersprachen. »Es gibt keine einzige Wahrheit«, erklärte Nerili. »Aber all diese Wahrheiten, miteinander verwoben, könnten uns ein Bild dessen liefern, was tatsächlich wahr ist. Deshalb ist es wichtig, all die verschiedenen Geschichten zu kennen. Wir können nie den ganzen Himmel auf einmal sehen.«

Ebenso wurde Maerad in das undurchsichtige Gefüge bardischer Ethik eingeführt. Es hatte sich über viele Jahrhunderte hinweg entwickelt und kreiste um die Vorstellung vom Gleichgewicht. Je mehr Maerad über diese Dinge erfuhr, desto mehr verwunderte es sie, dass Barden überhaupt Magie wirkten: Ihre Macht einzusetzen schien mit allerlei Verantwortung und Auswirkungen überladen zu sein, und in den meisten Fällen schmiedeten Barden ihre Kräfte anscheinend, um sie nicht zu nutzen. In jenen Tagen dachte sie oft voll Unbehagen an die Gelegenheiten, als ihre Macht unbeherrschbar und entsetzlich aus ihr herausgebrochen, und an das Hochgefühl, das sie verspürt hatte, als endlich die Hohe Sprache in ihr erwacht war. Große Magie, so erfuhr sie, war etwas, das selten und nur in äußerster Not

37

ausgeübt wurde. Das Gleichgewicht war zerbrechlich, und schon die geringste Handlung konnte unerwartete und unbeabsichtigte Folgen haben. Barden, die sich der Finsternis zugewandt hatten, die Untoten, waren jene, die Macht mehr als alles andere begehrten und die Verantwortung des Gleichgewichts scheuten. »Die Schwierigkeit ist natürlich«, meinte Nerili während der ersten Sitzung nachdenklich, »dass sie nicht denselben Beschränkungen ihrer Macht unterliegen und daher auf Kräfte zurückgreifen und Handlungen setzen können, die Barden verwehrt sind. Dadurch kann es sich schwierig gestalten, gegen sie zu kämpfen. Sie lachen über uns, weil sie behaupten, uns seien die Hände gebunden und wir wären schwach. Ungeachtet ihres Hohns sind wir durchaus in der Lage, uns zu verteidigen, nur bedenken wir dabei selbst in äußerster Not, dass wir wie sie würden, wenn wir das Gleichgewicht nicht achteten. Und das wäre die schlimmere Niederlage.«

Maerad hegte Zweifel über diese Äußerung, schwieg aber vorläufig. Sie dachte an all die Grausamkeiten ihrer Kindheit in Gilmans Feste und die Böswilligkeit der Finsternis. Dabei fielen ihr Zeiten ein, in denen sie töten musste, um das eigene Leben zu retten. Sie hatte stets mit tiefstem Unbehagen empfunden, dass sie durch das Töten selbst irgendwie verwundet wurde, auch wenn es notwendig gewesen war, auch wenn sie es für völlig gerechtfertigt gehalten hatte. Dennoch fand sie, dass es Gelegenheiten geben mochte, bei denen sich das Licht solche Ritterlichkeiten nicht leisten konnte.

Nerili musterte sie mit stetem Blick, dann fügte sie hinzu, als hätte sie den Kern ihrer Gedanken wahrgenommen: »Im Verzicht auf Macht liegt eine große Kraft, die jene, die von der Gier nach Herrschaft geblendet sind, nicht begreifen

können, weil diejenigen, die wahrhaftig lieben, keine Macht begehren. Unter Barden wird das häufig als der Weg des Herzens bezeichnet. Davon versteht die Finsternis nichts: Das ist ihre größte Schwäche.«

Maerad erschrak - das hörte sich ein wenig zu unangenehm nach ihren Gedanken der vergangenen Nacht an -, aber Nerili starrte aus dem Fenster, als wäre Maerad gar nicht anwesend.

»Liebe ist niemals einfach«, meinte die Oberste Bardin. »Wir beginnen, indem wir die Dinge lieben, die wir aufgrund unserer Statur lieben können. Aber es dauert nicht lange, ehe wir es herausfinden müssen - was wir lieben, ist anders als wir selbst, und unsere

38

Liebe ist kein Schutz dagegen, verletzt zu werden. Dann trachten wir danach, das zu beherrschen, was wir lieben, es unserem Willen zu unterwerfen, damit es uns nicht mehr verletzt, obwohl wir dadurch die Liebe selbst verraten. Und das ist erst der Anfang der Schwierigkeiten.«

Etwas traurig lächelnd drehte sie sich Maerad zu, doch Maerad erwiderte nichts; sie war zu überrascht. Einen Lidschlag lang war sie überzeugt davon, dass Nerili von ihren eigenen Gefühlen für Cadvan sprach, zudem über Maerads verworrene Empfindungen Bescheid wusste und sie zaghaft zu trösten versuchte. Zu Maerads Erleichterung ließ sie es dabei bewenden und ging stattdessen zur praktischen Seite der Hohen Magie über.

Dabei lernte Maerad allmählich, wie sie ihre Bardenkräfte richtig einsetzen, die Hohe Sprache beherrschen und formen, Zauber und Bannsprüche bilden konnte. Nerili begann mit einem Trugbann, aus dem einfachsten Bereich der Bardenmagie, wie sie erklärte: Es handelte sich um einen Zauber der Täuschung, der keinen festen Gehalt aufwies. »Einen Trugbann kannst du bereits, indem du einfach deinen Willen dafür einsetzt«, sagte Nerili. »Weißt du das?«

»Ja«, gab Maerad zurück. Sie empfand es als einfach, sich unsichtbar zu machen oder ihr Erscheinungsbild zu verändern.

»Trotzdem ist mehr daran als diese instinktive Macht. Ein Trugbann kann recht nützlich sein. Gegen Barden natürlich nicht; Bardenaugen durchschauen ihn immer. Aber wenn wir das hier tun« -Nerili vollführte eine sonderbare Geste mit den Händen -, »dann können wir Bardenaugen dazu bringen, sich mit uns zu verbünden, wenngleich es nicht gegen den Willen eines Barden geht. So können wir unsere Vorstellungskraft miteinander teilen.«

Plötzlich tauchte mitten im Raum ein silbriger, junger Baum auf. Während Maerad wie gebannt hinsah, wuchs er binnen einer Minute auf Deckenhöhe an. Aste und breite silbrige Blätter sprossen daran. Als er vollständig gewachsen war, überzogen ihn schlagartig kleine goldene Knospen, die sich zu leuchtenden, anscheinend aus reinem Licht bestehenden Blumen entfalteten. Die Blütenblätter welkten, lösten sich auf und verbreiteten einen feinen Duft, und wo die Blumen sich befunden hatten, schwellen herrliche Früchte an: goldene Apfel, so schillernd, dass sie Schatten über die Wände warfen. Musik erfüllte den Raum, geschaffen von denselben übermenschlichen

38

Stimmen, die Maerad während ihrer Einführung gehört hatte und die ihr wie die Klänge singender Sterne erschienen. Vor blankem Verzücken sog sie heftig die Luft ein.

»Der Baum des Lichts, wie ich ihn jedes Jahr zu Mittsommer sehe«, verkündete Nerili und musterte Maerad mit schief gelegtem Kopf. »Er ist wunderschön, nicht wahr? Jeder Oberste Barde sieht ihn auf seine eigene Weise. So erscheint er mir. Falls du je das Ritual der Erneuerung vornimmst, wirst du einen anderen sehen. Aber er wird genauso schön sein.« Nerili klatschte in die Hände, und der Baum verschwand. »Jetzt versuchst du es.«

Maerads Verstand leerte sich. »Was?«, fragte sie.

Nerili zuckte mit den Schultern. »Zeig mir irgendetwas«, forderte sie Maerad auf. »Etwas, woran du dich erinnerst. Hast du dir die Handbewegung gemerkt?« Sie zeigte Maerad die Geste erneut, und Maerad ahmte sie langsam nach, brannte sie sich ins Gedächtnis. Vor ihrem geistigen Auge zog das Bild des Unholds auf, den sie an den Gebrochenen Zähnen kurz vor Norloch zerstört hatte. Sie beugte ihre Vorstellungskraft, um ihn zu verbildlichen, und Nerili sog scharf die Luft ein.

»Nicht das!«, rief sie rasch aus. »Keine Kreatur der Finsternis. Nein, zeig mir etwas anderes.«

*Meine Erinnerungen sind voller Grauen*, dachte Maerad bei sich. *Ich kann nichts dagegen tun.* Dennoch verdrängte sie den Unhold gehorsam aus ihrem Verstand und suchte nach einem anderen Bild. Allmählich erschien schimmernd die Gestalt einer Frau im Raum, die ihnen abgewandt dastand. Sie trug weiße Gewänder, und das lange, dunkle Haar fiel ihr offen über den Rücken. Langsam drehte sie sich um und blickte die beiden Barden an. Aus ihrem Antlitz sprach Traurigkeit.

»Deine Mutter, Milana von Pellinor«, stellte Nerili leise fest. »Ich habe sie nie kennen gelernt. Sie sieht dir sehr ähnlich. Danke, Maerad.« Die Gestalt verblasste und verschwand, danach trat kurze Stille ein. Maerad wandte sich ab. Sie wusste nicht, weshalb sie Nerili ihre Mutter gezeigt hatte, und wünschte, sie hätte es nicht getan. Nerili ergriff ihre Hand, woraufhin Maerad zusammenzuckte. Hätte sie etwas zu ihr gesagt, hätte Maerad vermutlich zu weinen angefangen, doch sie saßen nur eine Weile schweigend beisammen, bis Maerad sich wieder gesammelt hatte.

39

»Magie, selbst in geringstem Ausmaß, rührt aus dem tiefsten Inneren unseres Selbst her«, meinte Nerili schließlich und ließ Maerads Hand los. »Und das ist oft schmerzlich. Es ist der Schmerz des Daseins auf der Welt, wo so vieles, das schön ist, in den Tod übergeht und in Vergessenheit gerät. Aber wenn wir Freude empfinden wollen, müssen wir auch diesen Schmerz erdulden. Man kann nicht das eine ohne das andere haben.«

Mit zu Boden gerichtetem Gesicht nickte Maerad. Manchmal schien ihr, dass der Schmerz die Freude überwog.

Schon sehr bald, nur fünf Tage nach Maerad und Cadvan, traf eine Gesandtschaft aus Norloch ein. Sie beriet sich mit Busks Erstem Zirkel und

brach früh am nächsten Tage in Richtung Gant auf. Nachdem die Gesandten weg waren, berief Nerili einen weiteren Rat des Ersten und des Zweiten Zirkels ein, somit alle ranghohen Barden der Schule von Busk, und diesmal wurden Maerad und Cadvan dazu geladen.

Als sie im Ratssaal eintrafen, erblickte Maerad überrascht ein Dutzend Leute, das eindeutig keine Barden verkörperte. Es handelte sich um den Verwalter von Busk, einen großen, stämmigen Mann namens Arnamil, und die Mitglieder seiner Kammer, drei Frauen und zwei Männer - einer davon war, wie Maerad zu ihrer Überraschung feststellte, Owan d'Aroki. Zusammen mit den sechs Barden des Ersten Zirkels der Schule regierte die Kammer die Insel Thorold. Mit den sechzehn Barden, die insgesamt anwesend waren, ergab sich eine beachtliche Schar um den großen runden Tisch, der den Raum beherrschte. Nachdem alle Platz genommen hatten, stand Nerili auf und begann ohne Umschweife.

»Willkommen, Kammer und Barden. Danke, dass ihr meiner Einladung nachgekommen seid. Mir ist bewusst, dass diese Versammlung nicht zur üblichen Zeit stattfindet.« Kurz setzte sie ab, ließ die Augen langsam um den Tisch wandern und begegnete dem Blick aller Anwesenden. »Barden des Ersten Zirkels, ihr wisst, weshalb ich euch hergerufen habe. Ihr wart gestern zugegen, als Igan von Norloch den Erlass von Norloch der Schule von Busk übergab. Was er mir erzählte, betrifft uns alle in Thorold in hohem Maße, deshalb habe ich Euch, Herr Verwalter, und Eure Kammer um die Teilnahme ersucht.«

#### 40

Sie holte tief Luft, als wäre sie beunruhigt; aber Maerad wurde rasch klar, dass Nerili stattdessen Mühe hatte, blanke Wut im Zaum zu halten.

»Igan von Norloch hat mir gestern mitgeteilt, dass sich in der Schule von Norloch und in Annar gewisse Veränderungen vollzogen haben.« An der Stelle setzte Maerad sich aufrechter hin. »Er sagte, es sei eine Verschwörung innerhalb des Ersten Zirkels aufgedeckt worden, ein Kreis von Rebellen, die mit der Finsternis im Bunde sind. Der Aufstand wurde niedergeschlagen, die Anführer wurden eingekerkert. Unter den in Ketten gelegten Verrätern seien Nelac von Lirigon, Tared von Desor und Caragal von Norloch.«

Ein hörbares Keuchen der Bestürzung wanderte um den Tisch, und Maerad begegnete Cadvans Blick. Er wirkte traurig, aber nicht entsetzt; Maerad vermutete, dass er es bereits gewusst hatte.

Nerili fuhr fort. »Norloch wurde der Militärherrschaft der Weißen Garde unterstellt, befehligt vom Obersten Barden, Enkir von Norloch, um des von den Aufwiegeln verursachten Notstands Herr zu werden. Er hat das Dreifachzepter beschworen, das Wappenzeichen der verlorenen Könige Annars, und beansprucht die Befehlsgewalt des Oberkönigs über alle Sieben Königreiche.« Abermals sogen die Versammelten gleichzeitig vor Bestürzung jäh die Luft ein. Arnamil sprang mit geöffnetem Mund aus dem Stuhl auf, bereit, etwas zu sagen, doch Nerili hob die Hand, um anzuzeigen, dass sie noch nicht fertig war, also nahm er langsam wieder Platz.

»Darüber hinaus berichtete er mir von Neuigkeiten, dass sich das Königreich Den Raven im Süden regt. Er meinte, Norloch geht davon aus, dass Turbansk in den nächsten drei Monaten einen Angriff des Hexers Imank zu erwarten hat.« Maerad dachte an die schreckliche Armee, die sie in ihrem Zukunftsraum gesehen hatte. Sie biss sich auf die Lippe, blickte auf ihre Hände hinab und versuchte, eine Woge der Verzweiflung zurückzudrängen; selbst wenn Turbansk angegriffen wurde, hieß das nicht, dass Hem getötet werden würde. Nerili fuhr fort. »In diesem Klima der Gefahr teilte Igan mir mit, dass der Oberste Barde von Norloch und König von Annar, Enkir von Norloch, die Gefolgstreue aller Schulen und Königreiche fordert. Wir sollen dem Dreifachzepter bedingungslos unsere uneinge

41

schränkte Treue geloben, oder wir werden als Aufrührer betrachtet. Und er gab mir unmissverständlich zu verstehen, dass für Aufrührer und somit Feinde Norlochs die Gefahr besteht, sich den vollen Zorn von Norlochs Macht zuzuziehen.«

Die abschließende Äußerung verursachte beinahe einen Aufstand. Fast jeder im Raum sprang auf und begann zu brüllen. Abermals hob Nerili die Hand, um Stille einkehren zu lassen, und ihre Stimme hallte durch den Saal.

»Meine Freunde«, sprach sie. »Meine lieben Mitbürger Thorolds. Ich weiß so gut wie ihr, dass selbst zu Zeiten der Könige von Annar weder wir noch ein anderes der Sieben Königreiche je der Befehlsgewalt von Annar unterstand. Und Ihr könnt mir glauben, dass ich Igan, den Gesandten des Enkir von Norloch, deutlich darauf hinwies. Daraufhin entgegnete er mir: >Nerili von Busk, die Dinge ändern sich. Wir leben in gefährlichen Zeiten, und wenn wir überleben wollen, müssen wir von unserer Tradition der Unabhängigkeit absehen. Die Thorolder müssen den neuen Gesetzen gehorchen, oder sie werden zu ihren Opfern.< So lautet der Erlass des Enkir von Norloch.« Nerili senkte das Haupt. »Es erfüllt mich mit Schmach, die Überbringerin dieser Neuigkeiten zu sein. Das wirft einen Schatten über alle Barden.«

Um den Tisch erhob sich zorniges Gemurmel, und Arnamil erhob sich mit blitzenden Augen. »Was habt Ihr auf diese Beleidigung erwidert, Herrin von Busk?«, verlangte er zu erfahren. »Habt Ihr ihn mit zwischen den feigen Beinen eingekniffenem Schwanz aus der Schule geworfen, wie er es verdiente?«

»Das tat ich nicht.« Nerili blickte ihm unverwandt in die Augen. »Arnamil, das wäre gleichbedeutend mit dem Abbruch jeglicher Verbindung zu Norloch und könnte offenen Krieg nach sich ziehen. Etwas Derartiges ist nicht geschehen, seit die Könige in Annar herrschten, und ich bin nicht bereit, auf meine alleinige Verantwortung die Gefahr eines Krieges einzugehen.« Wieder ließ sie den Blick um den Tisch wandern, an dem die Anwesenden angespannt schweigend saßen. »Ich habe ihn höflich empfangen. Ich habe ihm höflich zugehört. Ich habe ihm mitgeteilt, dass ich durchaus um die gefährlichen Zeiten wisse, in denen wir leben, und dass wir uns vor dem hüten müssen, was uns bedroht. Zuletzt sagte ich, dass ich mit den Barden und

41

der Kammer beratschlagen und anschließend Norloch unsere Antwort bekanntgeben würde.« Sie setzte ab. »Er gab uns eine Woche Frist. Und er meinte, sollten wir Norloch unsere Treue vorenthalten, würden wir schwerwiegende Folgen zu tragen haben.«

»Dann sage ich«, meldete Arnamil sich zu Wort und ließ die mächtige Faust auf den Tisch niedersausen, »dass wir in einer Woche diesen verfluchten Erlass in kleine Stücke gerissen zurückschicken.« Ein Großteil der um den Tisch Versammelten jubelte. »Wir brauchen Norloch nicht.« Trotzig nahm er wieder Platz.

Als Nächster stand Elenxi auf. »Ich schlage vorerst eine andere Vorgangsweise vor«, tat er seine Meinung kund. »Ich denke, wenn wir einen Krieg mit Norloch verhindern können, dann sollten wir das tun. Zwingen wir doch *Norloch* zum Handeln. Wenn Norloch danach trachtet, den Pakt zwischen Annar und den Sieben Königreichen auf solche Weise zu verraten, dann soll Norloch ihn brechen. Nicht wir.«

»Wozu also rätst du?« Owan, der bislang während des gesamten lautstarken Treffens geschwiegen hatte, drehte sich herum und schaute zu dem alten Krieger auf.

»Ich schlage vor, Norloch unsere Gefolgstreue zu entbieten.« Zorniges Gemurmel brandete auf. »Ich sage, wir entbieten Norloch unsere Gefolgstreue unter unserer unerschütterlichen Treue dem Licht gegenüber. Jener Pakt gewährleistet unsere Freiheit und Unabhängigkeit. Wenn Norloch das nicht gefällt, muss Norloch erklären, in welcher Weise unsere Gefolgstreue unbefriedigend ist. Das wird eine Weile dauern, zumal wir ja keine Versprechen gebrochen haben. In der Zwischenzeit schicken wir Gesandte zu den anderen Schulen in den Sieben Königreichen und bringen deren Antworten auf diese Unverfrorenheit in Erfahrung. Ich denke, ihre Gesinnung wird der unseren ähneln. Wird Annar ernsthaft erwägen, allen Sieben Königreichen den Krieg zu erklären? Und währenddessen kümmern wir uns um unsere Befestigungsanlagen.« Mit finsterner Miene blickte Elenxi unter den buschigen Augenbrauen hervor um den Tisch, dann setzte er sich.

Nach kurzer Stille kicherte Arnamil. »Man hat dir schon immer nachgesagt, ein verschlagener Fuchs zu sein, Elenxi. Das gefällt mir.«

»Das ist die Vorgangsweise, zu der ich und der gesamte Erste Zirkel raten«, verkündete Nerili und erhob sich wieder. »Sind wir uns alle

42

einig?« Alle im Raum, sogar Cadvan und Maerad, die eigentlich kein Stimmrecht besaßen, hoben die Hände. Nerili nickte. »Also gut. So gehen wir vor, bis wir herausgefunden haben, ob hinter Norlochs Worten handfester Stahl steht oder ob es sich nur um leere Drohungen handelt. Machen wir uns nichts vor. Norloch wäre ein entsetzlicher Feind, aber andererseits wäre es auch kein geringes Unterfangen, in Thorold einzufallen. Wir werden uns alle weiterhin eng miteinander beraten. Elenxi und Arnamil können die Stärke unserer Verteidigungseinrichtungen erörtern und sie bei Bedarf verbessern.«

»Sie müssten jeden Mann, jede Frau und jedes Kind töten, um Thorold in die Knie zu zwingen«, knurrte ein Kammermitglied.

»Es gibt noch etwas zu besprechen. Ich muss euch Cadvan von Liri-gon und Maerad von Pellinor vorstellen.« Cadvan stand auf, und Maerad tat es ihm überrascht gleich. »Die meisten von euch kennen Cadvan gut. Er hat hier viel Zeit verbracht. Maerad kennen nur einige von euch; sie ist Cadvans Schülerin gewesen und inzwischen eine vollwertige Bardin. Sie sind, wie Igan mich wissen ließ, gefährliche Mitverschwörer des Aufstands in Norloch und daher geächtet. Mittlerweile werden sie in ganz Annar gesucht.«

Der Rat musterte sie mit lebhafter Neugier.

»Ihr alle sollt wissen, ich kann nicht glauben, dass einer dieser beiden Barden auch nur das Geringste mit der Finsternis zu tun hat. Igan teilte mir mit, dass derjenige, der diese Verbrecher an Norloch ausliefert, die höchste Gunst der Zitadelle erringen wird, diejenigen hingegen, die sie vor der Gerechtigkeit schützen, die volle Kraft ihres Missfallens zu spüren bekommen werden. Natürlich weiß er bisher noch nicht, dass sie sich hier in Thorold aufhalten. Ich habe meine Leute gemahnt zu schweigen, bevor der Gesandte eintraf, und mir ist bekannt, dass nach Cadvan und Maerad gefragt wurde, sowohl in der Ortschaft als auch in der Schule. Meines Wissens können sie nichts beweisen, allerdings können wir uns dessen nicht sicher sein. Unter Umständen haben sie bereits erfahren, dass die beiden hier Zuflucht gesucht haben.

So frage ich euch denn nun, ob wir als Thorolder sie, wie verlangt, an Norloch ausliefern oder das Wagnis der Bestrafung eingehen, um Cadvan von Lirigon und Maerad von Pellinor Unterschlupf zu gewähren?«

**43**

Abermals brach Tumult am Tisch aus. Die Stimmung gegen Norloch war derart angeheizt, dass Nerili keine überzeugenden Gründe brauchte. Allein der Umstand, dass Enkir die beiden zu Aufrührern erklärt hatte, genügte, um ihren Schutz zu gewährleisten.

»Dann brauche ich euch wohl kaum zu sagen«, meinte Nerili, »dass ihre Anwesenheit in der Schule geheim bleiben muss und in Busk niemandem bekanntwerden darf, außer den hier Versammelten, die bereits davon wissen. Wir wissen nicht, welche Spitzel sich herumtreiben, und der Arm von Norloch reicht weit. Ein loses Wort könnte ihr Leben verwirken und dazu führen, dass Norloch uns zu Aufrührern erklärt.« Um den Ernst ihrer Äußerung zu unterstreichen, ließ sie einen durchdringenden Blick um den Tisch wandern. »Damit haben wir alles besprochen.«

Dann hob sie die Arme wie zu einem Segen und verkündete mit einer plötzlichen, wilden Freude, die Maerad eine Gänsehaut über den Rücken jagte: »Meine Freunde - ihr macht mich so glücklich. Ich habe nichts anderes von euch erwartet. Kein Gewaltherrscher wird je das Herz von Thorold zerquetschen!« Der Rat endete in Jubel.

**43**

**Viertes Kapitel Mittsommer**

Nerili setzte die Entscheidung des Rates sofort um. Schon am folgenden Tag brachen die thoroldischen Gesandten auf. Da einer davon nach Turbansk reisen sollte, nutzte Maerad die Gelegenheit, Saliman und Hem zu schreiben. Sie schloss sich in ihrem Zimmer ein und legte sich sorgfältig Papier, Tinte und Feder auf dem Tisch zurecht. Eine lange Weile saß sie davor und betrachtete die Gegenstände, ohne etwas zu tun. Sie hatte noch nie zuvor einen richtigen Brief verfasst.

Schließlich ergriff sie mit entschlossener Miene die Feder und begann zu schreiben. Das erste Blatt verkleckste sie, zerriss es und warf es zu Boden. Der zweite Versucht gestaltete sich erfolgreicher. Schwerfällig und häufig zögernd quälte sie sich voran.

*An Hem und Saliman, seid mir gegrüßt!*

*Cadvan und ich sind wohlbehalten in Thorold eingetroffen, wie ihr vielleicht wisst, falls der Vogel euch erreicht hat. Es geht uns beiden viel besser als damals, als wir uns zuletzt gesehen haben.*

*Auf dem Weg hierher war ich sehr seekrank, und Cadvan und ich mussten gegen einen Ondril kämpfen, der sehr groß war, aber wir sind hier sicher angelangt. Nerili hat uns Unterschlupf gewährt, und den Rest der Neuigkeiten werdet ihr ja von dem Gesandten gehört haben.*

*Ich hoffe, dass auch ihr Turbansk wohlbehalten erreicht habt und Hem die Früchte so groß findet, wie die Vögel sie beschrieben haben. Ich denke die ganze Zeit an euch und vermisse euch sehr.*

*Mit all der Liebe in meinem Herzen,*

*Maerad.*

Sie brauchte eine lange Weile, um dies zu schreiben. Argwöhnisch betrachtete sie die Zeilen; ihre Schrift wirkte immer noch verwackelt,

44

nicht zu vergleichen mit der selbstsicheren Schönheit von Bardenhand geschriebener Wörter, obendrein drückte es nichts von dem aus, was sie eigentlich sagen wollte. Sie hätte Hem gern beschrieben, wie es in Busk war, ihm die niedrigen Steingebäude, die kühlen Gärten und die fröhlichen, offenerherzigen Menschen geschildert. Die Seeigel, die wie alte Stiefel rochen, hätten Hem bestimmt belustigt. Sie stellte sich vor, wie er lachte, dann malte sie sich aus, wie er die Seeigel in seiner Gier kostete. Hem hätten keine guten Manieren davon abgehalten, auf den Tisch auszuspucken, ganz gleich, wer dagegen war.

Ein grausamer Schmerz stieg in ihr auf. Sie sehnte sich danach, Hem all diese Dinge von Angesicht zu Angesicht sagen zu können. Ein Brief bot keinen Ersatz dafür; er ließ Hem nur noch weiter entfernt erscheinen.

Sie überlegte, ob sie den Brief neu schreiben sollte, konnte sich jedoch nicht dazu überwinden. Seufzend faltete und versiegelte sie ihn, dann brachte sie ihn Elenxi, der ihn dem Gesandten geben sollte.

Nach der Ratsversammlung fühlte Maerad sich in der Schule von Busk völlig sicher. Mittlerweile kannten alle in der Schule die Drohung aus Norloch, doch sofern sie einen Schatten über die Lebensfreude warf, konnte Maerad ihn nicht

erkennen. Stattdessen entdeckte sie den Wahrheitsgehalt von Cadvans Anmerkung, nämlich dass die einzige wirkliche Schwierigkeit mit Thoroldern darin bestand, mit ihrem Weinverbrauch mitzuhalten. Hätte Maerad nicht so hart gearbeitet, sie hätte das Leben in Busk für ein ständiges Fest gehalten. Nach einem besonders schlimmen Morgen erlernte sie ein paar Überlebentechniken; danach gewöhnte sie sich an, ihren Wein sehr langsam und mit jeder Menge Wasser zu trinken, wenn sie mit den Barden ausging.

An Festtagen, wenn sie keinen Unterricht hatte, nahmen Elenxi und seine Freunde sie manchmal in die Ortschaft mit, wo sie die ganze Nacht in den Gärten der Tavernen an der Küste unter den funkelnden Sommersternen tranken und tanzten. Barden waren in den Tavernen stets willkommen, weil sie gute Musik verhiessen, und die Thorolder liebten Musik.

45

Die Menschen, denen sie in der Stadt begegnete, waren genau wie die Barden: heißblütig, leidenschaftlich, streitlustig, herzlich. Nicht immer erwies sich die Inbrunst der Thorolder als gutartig; zu ihrem Erschrecken erlebte Maerad auch einige Raufereien mit, einmal zwischen zwei betrunkenen Barden, die von Elenxi buchstäblich am Kragen hochgehoben und auf die Straße gesetzt wurden, ein anderes Mal in einer Taverne zwischen mehreren Fischern.

Alles unterschied sich stark von allem, was sie zuvor kennen gelernt hatte, dennoch stellte sie fest, dass es ihr sehr gefiel. Es dauerte nicht lange, bis sie genauso streitlustig und laut wie die besten Barden wurde.

»Ein wildes Mädel«, hänselte Cadvan sie eines Nachts, als sie sich gerötet und außer Atem nach einem Tanz setzte. »Ich habe ja gesagt, dass du zum Teil Thorolderin bist.«

»Tja, wenn das auf mich zutrifft, dann vielleicht auch auf dich«, gab Maerad lachend zurück.

»Nicht, dass ich wüsste«, erwiderte er. »Aber alles ist möglich.« Es stimmte, dass Cadvan, der in der Regel so einzelgängerisch wirkte und sich häufig so unwohl zu fühlen schien, wenn er längere Zeit in einer Schule weilte, sich in Busk ungewöhnlich entspannt zeigte.

Neben der von Norloch gesetzten Frist drehten sich die Gespräche unter sowohl Barden als auch Stadtbewohnern überwiegend um das Mittsommerfest, eine der höchsten Feierlichkeiten des Bardenjahres. Es war der Tag, an dem das neue Jahr begrüßt und das alte verabschiedet wurden. Maerad und Cadvan waren knapp drei Wochen vor der Sommersonnenwende eingetroffen, zu der das Fest stattfand, und dieses Jahr lag der Zeitpunkt besonders günstig, weil er mit dem Vollmond zusammenfiel.

»Es wird einen Umzug geben«, sagte Kabeka, die groß gewachsene Bardin, die Maerad an ihrem ersten Tag in Thorold dabei beobachtet hatte, wie sie ein Gedicht zum Besten gab. »Alle werden zum Umzug kommen - jeder Mann, jede Frau, jedes Kind, jeder Hund und jedes Huhn in Thorold; und die Hälfte von Thorold wird im Umzug selbst mitmarschieren.«

»Das muss ein völliges Chaos sein«, meinte Maerad und versuchte, sich vorzustellen, wie eine solche Menschenmenge auf die schmalen Straßen von Busk passen sollte.

»Das ist es!«, bestätigte Kabeka grinsend. »Aber es ist ein riesiger  
46

Spaß. Wir freuen uns das ganze Jahr darauf. Die Kinder tragen Masken und dürfen Süßigkeiten von den Ständen stibitzen, frech zu Erwachsenen sein und allerlei Streiche spielen, denn an diesem Tag können sie nicht bestraft werden. Aber das Hauptereignis ist das Ritual der Erneuerung, das immer die Oberste Bardin vornimmt. Es ist eine der schönsten bardischen Traditionen; ich habe es schon so viele Male gesehen und bekomme nie genug davon. Die Oberste Bardin nimmt den Spiegel von Maras, der das alte Jahr enthält, und zerbricht ihn. Dann erschafft sie ihn neu, und aus dem Spiegel wächst der Baum des Lichts.« Maerad erinnerte sich an den Trugbann, den Nerili bei ihrem ersten Unterricht gewoben hatte, und ihr Herzschlag beschleunigte sich.

»Danach wird getanzt, geschmaust und getrunken. Und geküsst«, fügte Kabeka schalkhaft hinzu, wodurch sie Maerad zum Erröten brachte. »Du wirst jemanden zum Küssen finden müssen.«

»Ich will aber niemanden küssen!«, entgegnete Maerad hitzig und musste plötzlich an Dernhil denken.

»Dafür gibt es reichlich junge Männer, die dich küssen wollen«, erwiderte Kabeka; Maerad wurde noch röter. »Dann wirst du dir nur einfallen lassen müssen, wie du sie davon abhältst.«

Eines Tages wurde Maerad mit dem Unterricht früher fertig und beschloss, sich zur Bibliothek zu begeben, um nach Cadvan zu suchen, der dort die Archive nach einer Erwähnung des Baumlieds durchforstete. Die am Hauptplatz gelegene Bibliothek von Busk erwies sich als labyrinthisches Gebäude, das sich tief in den felsigen Hügel dahinter erstreckte. Seit dem ursprünglichen Bau war es im Verlauf der Jahrhunderte planlos erweitert worden, sodass es sich nun als bienenwabengleiches Gewirr von Räumen präsentierte. Einige waren riesige Säle, in die durch lange Fenster Licht einfiel, andere winzige, dunkle Kammern; alle jedoch wurden vom Boden bis zur Decke von Regalen gesäumt, in denen sich Schriftrollen, mächtige, ledergebundene Einbände und seltsame Gegenstände stapelten, deren Zweck Maerad nicht zu errahnen vermochte. Sie war zufrieden damit, durch die Räume zu schlendern und den lesend an Tischen sitzenden oder auf Trittleitern die Regale durch  
46

stöbernden Barden zuzunicken. Dabei fragte sie sich, wie überhaupt jemand hier etwas finden konnte, und nach einer Weile verspürte sie allmählich Ehrfurcht ob des blanken Umfangs des Wissens, an dem sie so unbekümmert vorbeispazierte. Selbst wenn sie ihr ganzes Leben ausschließlich mit Lesen zubrächte, könnte sie nie alles bewältigen. Während sie sich in den hinteren Bereich der Bibliothek vorarbeitete - sie vermutete, dass sich Cadvan in den älteren, in den Fels gehauenen Räumen befand -, stieß sie auf immer mehr Kammern, die so aussahen, als würden sie nie von jemandem aufgesucht. Dicke Staubschichten

bedeckten die Regale, und sie wirkten trostlos. Da in vielen dieser Räume Dunkelheit herrschte, ergriff Maerad eine Lampe, mit der sie weiterging. Schließlich gelangte sie in eine lange, schmale Halle, an der kunstvoll gefertigte Silberlampen von der Decke hingen und helle Lichtkegel auf einen Tisch warfen, der sich über die gesamte Länge des Raumes erstreckte. Unter dem fernsten Licht sah Maerad Cadvan sitzen, der sich über eine auf dem Tisch ausgebreitete Schriftrolle beugte. Ihm gegenüber blätterte Nerili in einem dicken Buch.

Unentschlossen hielt Maerad an der Schwelle inne und überlegte, ob sie eintreten und die beiden begrüßen sollte. Noch war ihre Gegenwart nicht bemerkt worden; zu sehr waren beide Barden in ihre Lektüre vertieft. Ihrem stillen Beisammensein haftete eine Gemeinsamkeit an, die zu stören Maerad zu schüchtern war. Letzten Endes kehrte sie um und versuchte, die leichte Bitterkeit zurückzudrängen, die ihr in die Kehle gestiegen war. An all den Abenden ihrer Gespräche hatte Cadvan nie erwähnt, dass Nerili ihm beim Durchforsten der Bibliothek half.

Am Mittsommertag erklomm die Sonne einen Himmel so makellos blau wie das Ei einer Wanderdrossel. Die gewundenen Gassen und schmalen Straßen von Busk waren voll von Menschen, der Rest der Ortschaft schien sich auf die Balkone begeben zu haben, trank, schmauste, winkte und tratschte. Alle hatten ihre besten Kleider angelegt, und die Straßen strotzten vor Farbenpracht, schimmerten vor glänzender Seide, welche in Busk gewoben und gefärbt wurde: smaragdgrün, scharlachrot, golden, himmelblau und Türkis.

Maerad verschlug es angesichts der Massen den Atem; noch nie

**47**

hatte sie so viele Menschen auf so engem Raum gesehen. Während sie sich durch die engen Gassen drängte, blieb sie dicht bei Cadvan, der sich beständig einen Weg in Richtung der Küste bahnte, wo später an jenem Tag der Umzug stattfinden würde. Je weiter sie in die Stadt vordrangen, desto dichter, lauter und heißer wurde es. Kinder, die vorankommen wollten, schlängelten sich einfach zwischen den Beinen der Erwachsenen hindurch. Einige trugen erstaunliche Masken aus gefärbten Federn und Seide, andere hatten sich lediglich die Gesichter bemalt, sodass sie kleine Füchse, Katzen, Eulen und Blumen verkörperten. Die meisten umklammerten mit Schleifchen versehene Schätze: Seidenbeutel voll Süßigkeiten oder Karamelläpfel am Stiel, die eigens vorbereitet worden waren, um von den Marktständen >gestohlen< zu werden. Niemand hatte es eilig; Maerad und Cadvan wurden oft für einen Plausch angehalten oder zu Balkonen gewunken, um sie auf ein Getränk einzuladen. Lächelnd lehnten sie ab und drängten weiter. Letztlich erreichten sie ihr Ziel, die »Kupferne Meerjungfrau«, die Lieblingstaverne der Barden, wo sie sich mit Freunden trafen, die versprochen hatten, ihnen Plätze frei zu halten. Selbst über den Lärm der Menge konnte man die Barden hören: Im Garten musizierten ein Makilon-Spieler und ein Trommler, und die Feiernden erstreckten sich plappernd und lachend über den Garten hinaus bis hinunter zum Wasser.

Erleichtert blickte Maerad aufs Meer hinaus, den einzigen Ort, an dem sich keine Menschen drängten. Eine Brise strich über die Wellen und kühlte den Schweiß auf ihrer Stirn.

»Mir war gar nicht klar, dass es so viele Leute auf der Welt gibt«, sagte sie und wischte sich die Haare aus den Augen, nachdem sie Platz genommen hatten. »Für gewöhnlich trifft man sie nicht so dicht beisammen an«, erwiderte Cadvan. Er schenkte ihr Zitronenwasser mit Pfefferminzgeschmack ein. »Tja, da wir nun hier sind, brauchen wir uns nicht mehr zu bewegen, bis es Zeit für das Ritual der Erneuerung ist. Wir können einfach essen und uns den Umzug ansehen.« Der sich als Aufsehen erregendes Spektakel erwies. Sie hatten die besten Plätze hoch droben am Balkon der »Kupfernen Meerjungfrau«. Maerad und Cadvan waren sich darin einig, dass dies deutlich besser war, als sich unten in der vordersten Reihe zu drängen, von

## 48

alten Frauen mit Sonnenschirmen gepiekt zu werden und sich auf die Füße treten zu lassen. Die Gärten erstrecken sich vor ihnen in einer Reihe von Terrassen voller Tische und Stühle bis hinunter zur Elakmirathon, der Hafenstraße, die auf der einen Seite von dem langen Kai, auf der anderen von Tavernen, Werkstätten und weiter unten von den offenen Märkten begrenzt wurde.

Im Verlauf des Nachmittags ließen immer mehr Menschen die Massen entlang der Elakmirathon anschwellen. Lamos, der Eigentümer der »Kupfernen Meerjungfrau«, schloss die Türen, damit niemand mehr hereinkonnte, und immer noch kletterten die Leute über die Mauern. Alle Balkone und Dächer entlang der Küste, jede Wand und jedes Fenster waren von redenden und lachenden Menschen besetzt. Trotz einer kühlen Brise, die vom Meer hereinwehte, sorgte das Gedränge der Massen für eine unangenehme Hitze. Maerad betrachtete die Menge und fragte sich laut, warum niemand erdrückt wurde.

»Ungeachtet des äußeren Anscheins sind wir um diese Tageszeit eigentlich recht gesittet«, antwortete Honas grinsend. »Richtig getrunken wird erst später. Untertags wird hauptsächlich gegessen. Und bis dahin hat sich die Menge aufgelöst, weil alle zu ihren eigenen Feiern gehen. Bisher hatten wir selten Ärger am Mittsommertag. Später vielleicht ein paar Raufereien. Aber still jetzt, es fängt an.«

Maerad verrenkte sich den Hals, um etwas zu erkennen. Sie hörte eine riesige Trommel, die in einem ernsten, beherrschenden Takt geklopft wurde. Plötzlich sah sie einen unvorstellbar fetten Mann, der eine vergoldete und scharlachrote Trommel um den Hals trug. Wo er ging, teilte sich auf wundersame Weise die Menge, obwohl es unmöglich schien, dass zwischen jenen hunderten Menschen überhaupt noch Platz sein konnte. Hinter dem Mann folgte der Umzug. Zuerst kamen die Akrobaten und Jongleure, alle in helle Farben gekleidet. Einige der Jongleure warfen verzauberte Bälle, die aussahen wie Fische oder Vögel mit Schwingen aus Juwelen und Gold, die in der Sonne glitzerten, außerdem funkelnde Sterne oder blaue, grüne und rote Flammen. Maerad

beobachtete die Akrobaten mit offen stehendem Mund. Sie sprangen einander in unmöglich erscheinenden Bögen auf die Schultern, liefen auf den Händen oder auf Stelzen, bildeten miteinander Türme aus Dutzenden Menschen. Verzückt klatschte sie in die Hände.

49

Nach ihnen folgte eine Kavalkade von Kindern auf stämmigen Gebirgsporns. Die Sättel und das Zaumzeug waren mit Federn und Blumen geschmückt. Maerad fand, dass die Tiere, die oft rückwärts oder seitwärts gingen statt dorthin, wo sie sollten, wenig begeistert von all dem Aufheben wirkten. Ein Pony warf ein kleines Mädchen ab. Statt in Tränen auszubrechen, rappelte sich das Mädchen, dessen hoher Kopfputz aus rosa gefärbten Federn beim Sturz beschädigt worden war, flugs wieder auf, klopfte dem Pony aufs Hinterteil und schwang sich unter Jubel wieder in den Sattel. Die Kinder waren nach allen Regeln der thoroldischen Kunst verkleidet, mit Kostümen aus mehreren Lagen Volant und Spitzen, Hemden und Hosen mit schillerndem Brokat und Masken aus Feder, Glas, Seide und Spiegeln. Dazu trugen sie wunderschönen Kopfschmuck, an dem Federn hüpfen und der in vielen Fällen eher zerbrechlich aussah. Einige hatten dasselbe Schicksal erlitten wie der des kleinen Mädchens, das vom Pony gefallen war.

Nach den Kindern folgte eine Reihe von Umzugswagen, welche die verschiedenen Gilden von Busk darstellten und von Pferden mit prunkvollem Geschirr gezogen wurden. Unter den Gilden herrschte unverkennbar ein Wettstreit darüber, wer den außergewöhnlichsten Wagen bauen konnte, und jeder wirkte ausgefallener als der vorherige. Zuletzt kam der Umzugswagen der Schule von Busk mit einem Dutzend Barden, die Trugbanne woben, sodass es aussah, als schwebte der Wagen in der Luft. Sie hatten einen verzauberten Sommergarten mit bunten Blüten der sechsfachen üblichen Größe geschaffen, und ein Chor exotischer Vögel sang mit überirdischen Stimmen auf Thoroldisch das *Lied des Erschaffens*. Maerad kannte dieses Lied seit ihrer Kindheit. Mirlad hatte es ihr beigebracht, allerdings hatte er ihr nie davon erzählt, was es bedeutete. Sogleich summte sie die Melodie mit, und ihr Herz schwoll vor Freude an.

In der Mitte des Gartens wuchs der Baum des Lichts, genau wie Nerili ihn Maerad beim ersten Unterricht gezeigt hatte, nur viel größer. Er stand in voller Blüte. Über dem Baum schien ein riesiger, ungeschliffener Kristall zu schweben. Wie Cadvan erklärte, handelte es sich dabei um ein Bildnis des Spiegels von Maras, jenem Stein, der beim Ritual der Erneuerung verwendet wurde. Als der Wagen vorüberfuhr, stieg ein süßer Duft zu den klatschenden Barden empor.

49

»Nerili hat sich dieses Jahr selbst übertroffen«, meinte Kabeka, die ebenfalls begeistert Beifall spendete. »Das war einfach großartig.«

Hinter dem Bardenwagen folgten noch ein paar Musikanten und Gaukler, danach war der Umzug zu Ende. Die Menschen piffen und jubelten noch eine Weile, weil niemand so recht gehen wollte, doch allmählich zogen sie ihrer Wege. In überraschend kurzer Zeit löste die gewaltige Menge sich auf, und

Lamos öffnete die Türen wieder. Der Makilon-Spieler und der Trommler stimmten Musik an, und ein paar Leute begannen zu tanzen.

Maerad seufzte vor schierer Glückseligkeit. »Das war das Beste, was ich je gesehen habe«, meinte sie mit leuchtenden Augen. »Oh, es war einfach wunderbar!«

»Du möchtest doch bloß eine Trugkünstlerin werden«, lachte Cadvan.

»Ich könnte mir Schlimmeres vorstellen«, erwiderte sie. »Sieh nur, wie viele Menschen sich daran erfreuen. Und es muss so aufregend sein, solche Dinge erschaffen und den Leuten zeigen zu können.«

»Ja, in der Tat«, meinte Cadvan. »Obwohl es nicht viele Orte gibt, an denen man die Kunst des Trugs so sehr liebt und zu solcher Vollendung geführt hat wie in Busk. In den meisten anderen Schulen wird sie als minder Teil des Bardentums verschmäht. Vielleicht wirst du eines Tages die größte Trugkünstlerin von allen. Aber vorerst wandelst du leider auf einem dunkleren Pfad.«

Maerad fühlte sich, als hätte Cadvan sie mit kaltem Wasser übergossen. Am liebsten hätte sie ihn dafür getreten, dass er ihre schillernde Seifenblase zerplatzen ließ und sie an die Schatten erinnert hatte, die sie selbst hierher verfolgt. Sie strafte ihn mit einem finsternen Blick und wandte sich ab, um sich mit Honas zu unterhalten. Cadvan blickte nachdenklich in sein Glas und schwieg. Etwas beunruhigte ihn.

Als die Sonne tiefer sank, verließen die Barden die Taverne und traten den Weg zurück zur Schule an. Das Ritual der Erneuerung fand bei Mondaufgang im Zentrum der Schule statt, wo das Musikhaus, die Bibliothek, die Versammlungshalle und Nerilis Bardenhaus einen großen Platz umgaben. Er war mit rosa und weißem Granit in

50

einem Schachbrettmuster gepflastert, ansonsten jedoch schmucklos. Genau in der Mitte befand sich ein rundes weißes Podium.

Auf dem Platz hatten sich zahlreiche Menschen eingefunden, sowohl Stadtbewohner als auch Barden, aber dieser Schar haftete eine Feierlichkeit an, von der beim Umzug nicht das Geringste zu spüren gewesen war. Maerad spürte die Gegenwart der versammelten Macht der Barden, als Cadvan und sie sich einen Weg durch die Menge in Richtung des Podiums bahnten. Es fühlte sich wie Musik oder ein Licht in ihrem Kopf an, doch sie konnte keine passenden Worte finden, um es zu beschreiben; ein anderer Sinn erwachte in ihr und regte sich vor Erkennen. *Das ist mein Volk*, dachte sie bei sich, *und ich bin froh, bei ihm zu sein*.

Cadvan führte Maerad geradewegs zum Podium, sodass sie bei den Barden des Ersten und des Zweiten Kreises sowie den Kammermitgliedern von Busk standen, die ihnen ernst zum Gruß zunickten. Nerili konnte Maerad nirgends ausmachen.

Sie blickte zum Himmel empor, wo der Vollmond sich gerade vom Horizont löste und die Versammlung in ein ruhiges weißliches Licht tünchte.

Als bald setzten Musikklänge ein, Flöten und eine Leier, und die Anwesenden verstummten. Dies war keine ausgelassene thordische Tanzmusik, sondern die reine Musik der Barden. Ihre vielschichtige Klarheit hallte über die Menge, und das Schweigen der Lauschenden breitete sich wellengleich vom Pfad der Musikanten aus, als sie sich näherten. Dann sah Maerad die weiß gewandete Nerili. Das weiße Diadem ihres Ranges hing von einem silbrigen Reif um ihre Stirn. Langsam schritt sie auf die Mitte des Platzes zu. Hinter ihr folgten drei Musikanten, allesamt Barden des Ersten Zirkels, und vor ihr ging Elenxi, vor dem der Spiegel von Maras schwebte, geführt durch seine Hände. Maerad spürte, dass dies kein bloßer Trugbann war, keine Täuschung des Auges, sondern echte Magie: ein Wandlungsbann, der den Spiegel von den Gesetzen der natürlichen Welt befreite.

Der kleine Tross betrat feierlich das Podium, und die drei Musikanten stellten sich so auf, dass sie nach außen blickten, nach Norden, Süden und Osten. Elenxi platzierte den Spiegel in der Mitte des Podiums, wo er verharrte, als hätte er ihn auf einen unsichtbaren Sockel gestellt. Anschließend wandte Elenxi sich nach Westen. Dann verstummte die Musik.

51

In der plötzlichen Stille umkreiste Nerili das Podium mit erhobenen Armen und der Menge zugedrehtem Gesicht.

»Willkommen, willkommen, willkommen, dreifach willkommen«, sagte sie, und ihre Stimme erreichte mühelos selbst jene am hinteren Ende der Menge. »Wir haben uns hier zum Ritual der Erneuerung eingefunden.«

Alle auf dem Platz hoben zur Erwidern die Arme und sprachen wie mit einer Stimme: »Möge das Licht uns segnen!«

»Möge das Licht uns alle segnen, mit reinen Worten, noch reineren Herzen und reinsten Taten.«

»Möge das Licht uns segnen!«

Mittlerweile stand Nerili neben dem Spiegel, immer noch mit erhobenen Armen. Sie begann mit einem silbrigen Licht zu schimmern, das anschwell, bis sie fast so hell leuchtete wie der Mond. Dann packte sie mit erschreckender Plötzlichkeit den Spiegel und schleuderte ihn zu Boden. Obwohl man Maerad erzählt hatte, was während des Rituals geschehen würde, sog sie scharf die Luft ein; der Stein zerbarst mit einem Blitz zu einem Regenbogen aus Scherben. Es schien ein Akt schrecklicher Gewalt gegen einen so wunderschönen Gegenstand.

»Das alte Jahr ist entschwunden und gehört nun ins Reich der Erinnerungen und Träume: von Bedauern, Verlust und Freude, von Geburt und Tod, von wahr gewordenen und enttäuschten Hoffnungen«, sprach Nerili.

»Das alte Jahr ist entschwunden«, lautete die Erwidern.

»Und nun steht das neue Jahr bevor und gibt uns alles wieder, was uns gehört: unsere Träume und Erinnerungen, unser Bedauern, unsere Verluste und unsere Freude, Geburt und Tod und neue Hoffnung.«

»Das neue Jahr steht bevor.«

Nerili begann, *Das Lied des Er Schaffens* zu singen. Maerad hatte dieses bardischste aller Lieder schon immer als wunderschön empfunden, doch dies

war das erste Mal, dass sie es in der Hohen Sprache hörte, ausgestattet mit seiner vollen Macht, und zum ersten Mal wurde ihr klar, was das Lied in Wirklichkeit war. Die Nackenhaare richteten sich ihr auf. Kein Instrument begleitete Nerilis Stimme; volltönend hallte ihr Kontraalt durch die völlige Stille auf dem Platz.

## 52

Maerad drehte sich Cadvan zu, wollte ihre Verzückung mit ihm teilen - und stutzte. Cadvans Züge wirkten verkniffen vor Anspannung. Maerad schaute zurück zu Nerili. Auf Anhieb wirkte alles in Ordnung, doch nun beobachtete sie das Geschehen aufmerksamer. Obwohl Maerad dem Ritual noch nie zuvor beigewohnt hatte, vermeinte sie etwas zu spüren, das vielleicht nicht da sein sollte: eine Schwere, einen dornigen Schatten, der zuerst nicht wahrnehmbar gewesen war.

Nerili sang das Lied des Erschaffens weiter, und mit jeder Strophe wurde sie heller, bis die Macht, die sie ausstrahlte, Maerads Kopf zum Summen brachte. Allmählich begannen die Scherben des zerbrochenen Spiegels vom Boden aufzusteigen und in der Luft zu schweben. Maerad sog den Atem ein. Langsam, ganz langsam näherte sich jedes Bruchstück des Spiegels der Mitte des Podiums, und als Nerili die letzte Strophe des Liedes anstimmte, fügten sich die zerbrochenen Teile zusammen, nahmen ihren ursprünglichen Platz ein. Allerdings war der Spiegel nicht wieder heil, sondern nur ein gesprungener Stein.

Nerili legte die Hände über den Spiegel, und abermals verstärkte sich ihre Macht. Licht gleißte von ihren Händen, von ihrem Gesicht, ließ sie körperlos, nicht mehr menschlich wirken. Plötzlich, so schlagartig, dass Maerad nicht mitbekam, wann es geschah, war der Spiegel wieder ganz - nicht zusammengeflickt, sondern neu geschaffen, als wäre er nie zerborsten. Völlige Stille herrschte; es war, als hielten hunderte Menschen den Atem an.

Nerilis Haltung erschlaffte, als wäre sie plötzlich zu Tode erschöpft, und ein Großteil des Lichts verließ sie. Aber nun gleißte der Kristall mit strahlendem Glanz, war das Hellste auf dem Platz, warf sonderbar schwarze Schatten über die Menge. Mit sichtbarer Anstrengung richtete Nerili sich auf, legte die Hände auf den Kristall und blickte hinein. Maerad konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber nach kurzer Zeit strafften sich ihre Schultern, und die Hände ballten sich, sodass die Knöchel weiß hervortraten. Dann glitt sie ohnmächtig zu Boden, als hätte jemand alle Sehnen in ihrem Körper durchtrennt.

Bevor Maerad wusste, was geschah, war Cadvan neben den Spiegel von Maras auf das Podium gesprungen und blickte selbst hinein. Niemand sonst hatte sich gerührt; alle wirkten wie erstarrt, wie besessen von plötzlicher Furcht. Maerad sah sich kurz um und erblickte hun

## 52

derte Menschen, denen dieselbe Verwirrung ins Gesicht geschrieben stand. Sie schaute zurück zu Cadvan: Nun erstrahlte er vor Magie. Seine glühenden Hände hielten den gleißenden Spiegel. Voll Erstaunen spürte Maerad die Kraft seiner Macht; sie hatte Cadvan noch nie zuvor so erlebt, entfesselt, ungetrübt durch Verletzungen. Und allmählich begann sich ein Bild in der Luft vor ihm zu

formen, die leuchtende Erscheinung des Baums des Lichts. Es war derselbe Baum, und doch sah er anders aus als jener, den ihr Nerili gezeigt hatte; das Licht, das von ihm ausging, war golden statt silbrig, die Blüten wirkten rötlicher, die Früchte goldener.

Ein Seufzen erhob sich vom Platz, als hunderte Menschen den angehaltenen Atem ausstießen.

»Seht das neue Jahr, erneuert und euch zurückgegeben!«, rief Cadvan.

»Seht das neue Jahr.«

Nach der Erwidrerung war die Zeremonie vorüber, doch von der Menge löste sich noch vereinzelter Jubel. Cadvan ergriff den Spiegel von Maras und reichte ihn Elenxi, und die Musikanten begannen zu spielen. Feierlich verließen sie in umgekehrter Reihenfolge gegenüber ihrem Kommen das Podium und schritten durch die Menge. Nachdem sie die Mitte des Platzes verlassen hatten und die Musik in der Ferne zu verhallen begann, bückte Cadvan sich zu Nerili hinab, die sich wieder rührte. Maerad und mehrere andere Barden eilten los, um ihm zu helfen.

Nerili öffnete die Augen und schaute zu Cadvan auf. Ihr Gesicht war kalkweiß, und eine Träne kullerte ihr über die Wange. »Ich konnte den Baum nicht erschaffen«, flüsterte sie. »Ich habe euch alle im Stich gelassen. Das Ritual ist fehlgeschlagen.«

»Nein, der Baum wurde erschaffen«, widersprach Cadvan und strich ihr die Haare aus dem Gesicht. »Das Jahr wurde erneuert. Das Ritual ist vollendet.«

»Nein, nein, du verstehst nicht.« Nerili schien kurz davor, in Tränen auszubrechen, was einen schmerzlichen Anblick bei jemandem bot, der an sich über solche Selbstbeherrschung verfügte. »Ich sah ... den Baum ...«

»Sag jetzt nichts«, forderte Cadvan sie in eindringlichem Flüsterton auf. »Später. Der Baum wurde erschaffen. Alles ist, wie es sein sollte.«

## 53

Nerili ergriff heftig Cadvans Hand und musterte seine Züge mit verzweifelter Eindringlichkeit. »Er wurde erschaffen? Wie?« »Ich habe es getan«, gab er zurück.

Sie ließ seine Hand los, senkte den Kopf und schwieg. Cadvan half ihr auf und führte sie über den Platz. Stumm teilte sich die Menge für sie. Die Barden des Ersten Zirkels und Maerad folgten ihnen wortlos ins Bardenhaus. Als sie gingen, hörte Maerad, wie die Menschen sich allmählich aus ihrem bestürzten Schweigen lösten und erst zu murmeln, dann zu reden begannen.

Elenxi und die anderen drei Barden des Ersten Zirkels, die am Ritual der Erneuerung teilgenommen hatten, befanden sich bereits in Nerilis Wohnzimmer, als der Rest eintrat. Sie wirkten fast so kreidebleich wie Nerili selbst. Cadvan schenkte der Obersten Bardin ein Glas Laradhel ein. Mit zitternden Händen leerte sie es in einem Zug. Ihr Blick war immer noch gesenkt, als wäre sie außerstande, jemandem in die Augen zu blicken. Alle im Raum beobachteten sie voll stummer Sorge. Schließlich schüttelte sie sich, setzte sich auf und blickte Elenxi an. Ihre Augen waren düster vor Kummer und Schmach. Sie sah völlig erschöpft aus.

»Ich bin unwürdig«, sagte sie. »Ich habe meinen Rang als Oberste Bardin nicht verdient. Ihr müsst jemand anderen wählen.«

»Nein!«, riefen Elenxi und mehrere andere aus. »Nein!«, fuhr er fort. »Ich war dabei. Ich habe es gespürt. Nicht du hast versagt.«

»Wäre Cadvan von Lirigon nicht da gewesen, wäre der Baum des Lichts nicht erneuert worden«, gab sie mit tonloser Trostlosigkeit in der Stimme zurück. »Ich hatte nicht die Kraft dazu.«

»Nicht, um den Spiegel *und* den Baum neu zu erschaffen«, schränkte Cadvan ein. »Es waren andere Kräfte am Werk.« Er schüttelte den Kopf. »Auch ich konnte es fühlen, Neri. Es hat mir alles abverlangt, den Baum zu erschaffen, und ich bezweifle, dass ich auch den Spiegel geschafft hätte.«

Ein langes Schweigen setzte ein.

»Ich sah ... Ich sah etwas Schreckliches«, stammelte Nerili dann. »Im Spiegel.« »Bitte erzähl uns davon«, forderte Kabeka sie behutsam auf. »Bitte sag uns, was du gesehen hast.«

54

Nerili holte tief und schauernd Luft. »Ich war so müde. Noch nie hatte ich solche Mühe, den Spiegel zu erneuern; es war, als drängten alle Bruchstücke auseinander, als widersetzten sie sich mir, als *wollte* der Spiegel zerbrochen bleiben. Als er wiederhergestellt war, schaute ich hinein und spürte, dass ich all meine Kraft verbraucht hatte. Ich war schwach.« Beschämung lag in ihrem Tonfall. »Ich ... Ich schaute also hinein. Zunächst schien alles so, wie es sein sollte. Der junge Baum spross und wuchs wie immer, strahlend und mit Freude, und mein Herz hob sich. Er erreichte seine volle Höhe und begann zu knospen. Aber dann ... « Sie schloss die Augen und senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Dann beschlich mich ein grässliches Gefühl, dass etwas nicht stimmte; es war, als stieße mir jemand einen Dolch zwischen die Rippen. Ich kann es nicht erklären. Während ich hinsah, verbreitete sich Krankheit von den Wurzeln des Baumes. Es schien ein abscheuliches Gift zu sein, das den Stamm hinaufkroch. Den ganzen Baum umgab ein Moder der Fäulnis. Ich konnte sehen, wie die Blätter und Blüten welkten und abfielen, bis nur der nackte, gebleichte und lichtlose Stamm zurückblieb; und dann verrottete sogar er vor meinen Augen, nichts blieb übrig, gar nichts, nur ein übler Rauch, ein Hauch der Finsternis ... « Sie begann, am ganzen Leib zu zittern. Wortlos schenkte Cadvan ihr ein weiteres Glas Laradhel ein. Maerad ließ den Blick über das halbe Dutzend Barden im Zimmer wandern. Alle waren blass, einige griffen selbst nach dem Laradhel. Dabei wurde ihr klar, dass sie selbst im Gegensatz zu ihnen nicht bestürzt war, dass ihr bereits irgendwie vertraut war, was Nerili beschrieb, und plötzlich war sie über sich selbst entsetzt. Sie suchte Cadvans Blick und erkannte, dass auch er nicht überrascht war. Sie beide waren mit der Finsternis vertrauter als alle anderen anwesenden Barden.

»Woher hast du es gewusst, Cadvan?«, fragte Maerad und durchbrach damit das Schweigen. »Du wusstest es, bevor es geschah. Woher?«

»Ich wusste nicht, was geschehen würde«, antwortete er. »Aber ich ahnte, dass etwas nicht stimmte. Ich konnte es fühlen. Ich habe es schon den ganzen Tag

gespürt, als triebe ein Gestank im Wind oder als wäre der Mond aus der Bahn geraten. Als Nerili mit dem *Lied des Erschaffens* begann, wurde das Gefühl stärker und stärker; es war, als hätte etwas Böses gegen das Lied gearbeitet.«  
55

»Ich habe es auch gespürt«, meldete Elenxi sich verkniffen zu Wort. Die drei Musikanten nickten. »Als ich meine Kraft Nerilis hinzufügte, war es, als kröche Gift in mich.«

»Das Schlimmste war ...«, setzte Nerili noch leiser an, als verlasse sie die Stimme völlig. »Das Schlimmste war, dass jenes Gift aus *mir* zu stammen, all die Schwärze aus meiner eigenen Seele zu sein schien.« Und damit begann sie zu weinen.

Die Barden wirkten vor Verwirrung hilflos, aber Maerad verspürte jäh einsetzendes Mitgefühl. Sie wusste nur allzu gut, wie es sich anfühlte, eine Finsternis in sich selbst zu befürchten. Nerili holte tief Luft, setzte sich auf und wischte sich die Tränen aus den Augen.

»Oh, ich fühle mich auf wie ein Kind«, schimpfte sie. »Es ist ein solcher Schock, so entsetzlich. Aber immerhin wurde der Baum erschaffen, und somit ist es keine völlige Katastrophe. Noch nicht. Aber mir graut vor dem nächsten Ritual. Ich fürchte, ich werde nicht in der Lage sein, es alleine zu bewältigen.« Ihre übliche Autorität kehrte zurück, und sie ließ den Blick durch das Zimmer wandern. »Ich denke wirklich, ihr solltet in Erwägung ziehen, einen neuen Obersten Barden einzusetzen. Wir dürfen das Wagnis nicht eingehen, dass so etwas erneut geschieht.«

»Nerili«, meldete Kabeka sich mit leiser Stimme zu Wort. »Niemand von uns ist so mächtig wie du. Wie sollte sich ein anderer Barde besser schlagen? Uns würde es wahrscheinlich nur noch schlechter ergehen. Vermutlich könnten wir nicht einmal den Spiegel neu erschaffen, geschweige denn den Baum.«

Nerili nickte. »Das ist allerdings eine berechnete Überlegung«, meinte sie.

»Wir vertrauen dir als unserer Obersten Bardin«, sagte Elenxi mit Nachdruck.

»Und wollen niemand anderen. Aber vielleicht sollte nächstes Jahr ein anderer Barde bei der Erneuerung helfen, falls dasselbe erneut geschieht. Ich kann den Baum auch erschaffen.«

Abermals nickte Nerili.

»Das erscheint mir sinnvoll«, tat Kabeka voll Überzeugung ihre Meinung kund.

»Wir vertrauen dir voll und ganz, Nerili.« Die anderen Barden nickten. »Wir brauchen dich jetzt mehr denn je.«

»Die Finsternis erhebt sich«, meinte Cadvan mit gequälten Zügen. »Und zwar heimtückischer als beim letzten Mal. Ich frage mich, wie

55

es den anderen Schulen beim diesjährigen Mittsommerfest ergangen ist. Treten sie in ein bemäkeltes Jahr ein, unerneuert, ungesegnet vom Baum des Lichts?« Alle Barden im Raum schauderte bei dem Gedanken.

»Lasst mich jetzt allein«, forderte Nerili die anderen auf. »Wir unterhalten uns morgen weiter, wenn wir uns alle ein wenig erholt haben. Nein, ihr beide bleibt, Maerad und Cadvan. Mit euch möchte ich noch etwas bereden.«

Die Barden von Busk verließen nacheinander Nerilis Zimmer. Beim Gehen küsste sie jeder auf die Stirn und drückte ihr die Hand. Maerad, die das Geschehen beobachtete, erkannte, wie sehr Nerili von den Barden geliebt wurde, denen sie vorstand. Plötzlich fühlte sie sich ein wenig bedrückt und setzte sich auf einen Stuhl auf der anderen Seite des Zimmers. Sie bezweifelte, dass sie je so geliebt werden würde.

Nerili schenkte sich etwas Wein ein und bot die Karaffe Maerad und Cadvan an. Maerad war bereits ein wenig schwindlig, weil sie seit Mittag nichts mehr gegessen hatte, dennoch genehmigte sie sich ein Glas.

»Tja, Cadvan, vielleicht beginne ich endlich zu verstehen.« Mit einem schiefen Lächeln sah Nerili ihn an. »Endlich, nach all der Zeit... Ich muss zugeben, dass ich nicht wusste, was du vor all den Jahren gemeint hast.«

Mit einer tief sitzenden Traurigkeit in den Augen schaute Cadvan auf, erwiderte jedoch nichts. Ein langer, inniger Blick wurde zwischen den beiden gewechselt. Maerad, die immer noch auf dem Stuhl auf der anderen Seite des Zimmers kauerte, fühlte sich wie ein Störenfried bei einer vertraulichen Unterhaltung. Sie erinnerte sich, wie Cadvan ihr in Norloch offenbart hatte, dass er sich als junger Mann zu den dunklen Künsten hingezogen gefühlt hatte und dadurch einen schrecklichen Verlust erlitt; und sie dachte an seine Rastlosigkeit, sein Einzelgängertum. Nein, sie sah keine Möglichkeit, dass er bei Nerili hätte bleiben können, falls es das war, was sie gewollt hatte. Nerili haftete eine gewisse Schärfe an, eine unnachgiebige Willensstärke; sie war nicht jemand, die leicht vergab oder vergaß, wenn man sie verärgerte. Unbehaglich verlagerte Maerad das Gewicht auf dem Stuhl und wünschte, ihre Gedanken würden nicht um derlei Dinge kreisen.

56

»Ein Handstreich in Norloch - das ist schlimm, ja, sehr schlimm sogar, aber es durchdringt nicht das Herz«, meinte Nerili. »Aber das ... das stößt in das Herz der Dinge vor, auf eine Weise, die ich nicht verstehe und nicht erwartet hätte. Zu spüren, dass ich den Baum des Lichts vergifte - ah, das ist eine schlimmere Qual, als ich sie je erfahren habe.«

»In jedem von uns schwelt Finsternis«, sagte Cadvan. »Aber wir haben alle die Wahl: Wir können uns ihr zuwenden wie Enkir, wie der Namenlose selbst vor vielen Jahrhunderten. Oder wir können uns ihr widersetzen, auch wenn dieser Widerstand nutzlos erscheint. Neri, du hast dich ihr mit aller Kraft widersetzt; mehr kann man von niemandem verlangen.«

Kurz entspannten Nerilis Züge sich, als wäre sie von Schuld freigesprochen worden, dann verhärteten sie sich wieder. »Ich werde von nun an wachsamer sein«, verkündete sie. »Es stimmt, dass wir hier in Thorold ein wildes und freies Volk sind und der Finsternis in uns vielleicht etwas mehr nachgeben als andere Barden, aber-«

»Ich halte das nicht für eine Schwäche«, unterbrach Cadvan sie. »Eher für eine Stärke.«

»Richtig«, pflichtete Nerili ihm bei. »Dennoch hat mir das heutige Erlebnis gezeigt, dass die Tür nur einen Spaltbreit offen zu stehen braucht, um Verderbtheit einzulassen.«

»Schließ sie trotzdem nicht«, forderte Cadvan sie eindringlich auf. »Das wäre der größte Fehler. Ich glaube, das ist der Fehler, den Enkir begangen hat: sich einzumauern, bis er in sich selbst alles sah, was richtig war, und alles andere für falsch hielt. Von dort zu der Überzeugung, dass Macht allein wahr und richtig ist, war es nur ein kleiner Schritt, und davon zu dem, was er heute ist, ein noch kleinerer. Schließlich wird Freude nicht selten aus Zweifel geboren.«

Nerili seufzte, dann lachte sie. »Oh, das klingt nach dem, was wir die jungen Barden lehren«, rief sie aus. Damit schaute sie zu Maerad und setzte sich gerader auf, als wäre ihr gerade eingefallen, dass sie und Cadvan nicht allein waren.

»Das ist der Weg des Gleichgewichts.«

»Ja«, bestätigte Cadvan. »Es dreht sich immer um das Gleichgewicht. Vielleicht sollten wir alle zusammen mit Maerad wieder Anfängerlektionen durchführen.«

Maerad hatte mit ihrem Glas gespielt und sich inständig

## 57

gewünscht, an einem anderen Ort zu sein. Sie wurde von derselben ärgerlichen Eifersucht heimgesucht wie zuvor, allerdings nun noch schlimmer, da sie von widerstreitenden Gefühlen begleitet wurde. Als Cadvan ihren Namen erwähnte, blickte sie auf.

»Vielleicht«, erwiderte Nerili. »Es schadet nicht, hin und wieder zu den Anfängen zurückzukehren. Aber nach der heutigen Nacht verstehe ich vieles besser. Und ich halte es nun für keine so gute Idee mehr, dass Maerad und du in Busk bleiben.«

»Wohin sollen wir gehen?« Maerad fühlte sich mit einem Schlag unsagbar müde. Schon wieder reisen? Sie hatte gehofft, ihnen würde hier mehr Zeit beschieden.

»Wir können nicht bleiben«, erklärte Cadvan. »Aber ich habe in der Bibliothek von Busk immer noch nichts über das Baumlied gefunden. Und wie sollen Maerad und ich das Baumlied finden, wenn wir keine Vorstellung davon haben, was es ist?«

»Und ich habe meinen Unterricht noch nicht abgeschlossen«, ergänzte Maerad rasch.

Nerili blickte zwischen den beiden hin und her. »Das sind verständliche Einwände«, räumte sie ein. »Dennoch verstärkt sich mein Gefühl, dass eure Anwesenheit hier Gefahr bedeutet. Glaubt ihr nicht, dass die vielen hundert Menschen auf dem Platz sich fragen werden, wer den Baum erschaffen hat? Sie werden Fragen stellen, und sie werden es erfahren. Ich wüsste nicht, wie wir eure Gegenwart hier noch länger geheim halten sollen. Die Kunde wird sich verbreiten. Vielleicht könntet ihr noch eine Weile in Thorold bleiben, aber nicht in der Schule.«

Cadvan senkte den Kopf und seufzte. »Ich denke, Maerad widerstrebt es genauso sehr wie mir, von hier aufzubrechen; aber natürlich können wir nicht

bleiben, wenn wir dadurch dich und uns in Gefahr bringen. Gehe ich recht in der Annahme, dass du einen Ort kennst, an den wir uns begeben könnten?»

»Ja, ich kenne einen Ort, oben in den Bergen.« Nerili stellte das leere Glas auf dem Tisch ab. »Morgen entsende ich einen Boten. Es wird unmöglich sein, euch dort zu finden.« Sie lächelte Maerad an. »Es mag nicht so behaglich wie hier in Busk sein, aber auf seine Weise ist es ebenso wunderschön. Ich werde die Suche in der Bibliothek fortsetzen, Cadvan, und sie zu meinem vordringlichsten Anliegen machen. Ich kann nicht glauben, dass sich darin nichts befindet,

**58**

worin über das Baumlied berichtet wird. Und Cadvan ist durchaus in der Lage, deinen Unterricht weiterzuführen, Maerad.« Damit erhob sie sich. »Ich gebe euch Bescheid, sobald ich erfahre, ob es möglich ist; das wird ein paar Tage dauern. Vorerst denke ich, es ist an der Zeit zu essen. Immerhin soll der Mittsommer eine Zeit des Feierns sein.«

Lächelnd entließ Nerili die beiden. Aufrecht und würdevoll stand sie da, ganz die Oberste Bardin, dachte Maerad, als sie sich verneigte und ging. Von der besorgten und gebrochenen Frau, die Nerili kurz zuvor gewesen war, ließen sich keinerlei Anzeichen mehr erkennen. Als sie sich aus dem Zimmer zurückzogen, warf Maerad einen verstohlenen Seitenblick auf Cadvan. Er wirkte zugleich erleichtert und betrübt, als hätte er etwas Wichtiges gefunden und gleich wieder verloren. Sie wollte lieber nicht darüber nachdenken, was dies bedeuten mochte.

**58**

## Fünftes Kapitel Ziegen und Käse

Hinter der Schule von Busk türmte sich Gipfel um Gipfel das gebirgige, purpurn schimmernde Landesinnere auf, bis es mit dem Lamedon, dem mächtigsten Berg Thorolds, seinen Höhepunkt erreichte. Sogar im Sommer erstrahlte das Haupt des Lamedon weiß vor Schnee.

Von den Bergen herab erstreckte sich ein wildes Land mit rauen Rücken und Kuppen, zwischen denen sich grüne, geschützte Täler verbargen. Derzeit döste es in der Sommerhitze vor sich hin. Auf den Hängen der Berge scharten sich Haine aus Myrten, Akazien und Olivenbäumen, außerdem Grüppchen wohlriechender Mimosen und Wildrosen. Bienen summten auf den duftenden Wiesen, wo Ziegen- und Schafshirten ihre Herden weideten. Durch den Dunstschleier der Ferne sah Maerad dunkle Wälder aus Kiefern und Tannen, die in höheren Regionen wuchsen, außerdem die mit Schnee gezuckerten Gipfel, die bar jeglicher Bäume darüber aufragten.

Anzusehen war die Landschaft wunderschön, fand Maerad, durch sie zu reiten hingegen war eine ganz andere Sache. Sie trieb ihr Pferd aufwärts, wischte sich über die Stirn und trank einen Schluck aus der Wasserflasche. Maerad trug eine Seidenhose und eine leichte Jacke, und Cadvan hatte ihr einen breitrempigen Strohhut auf den Kopf gesetzt, um - wie er meinte - zu verhindern, dass die Hitze sie noch verschrobener werden ließ. Dennoch rann ihr der Schweiß in Strömen den Rücken hinab, und sie war überzeugt davon, puterrot im Gesicht zu sein.

Die Aussicht allerdings war atemberaubend. Cadvan, Elenxi und sie hatten sich eine der unzähligen Straßen hinauf gemüht, die sich durch das Landesinnere wanden, die meisten davon kaum mehr als Ziegenpfade. Von ihrem derzeitigen Aufenthaltsort aus konnte sie über die Knie von Thorold bis hinaus aufs Meer sehen, wenngleich die Ortschaft Busk hinter Hügelrücken verborgen lag. Aus weiter

59

Ferne hörte sie das Klimpern von Glocken einer Ziegenherde, die wie eine träge Wolke einen fernen Hang hinabzog. Abgesehen davon waren die einzigen Geräusche das Summen von Bienen und die schrille Musik von Zikaden. Es war Vormittag, also noch nicht der heißeste Teil des Tages, dennoch brannte die Sonne unbarmherzig herab.

»Es ist nicht mehr weit zum Dorf Iralion«, verkündete Elenxi und drehte sich mit gegen die Helligkeit zusammengekniffenen Augen auf dem Pferd herum.

»Dort machen wir Rast, bis es kühler wird. Es gibt dort eine berühmte Taverne.« Seine Zähne blitzten zu einem Lächeln auf, das Maerad mühevoll erwiderte. Sie mochte die Hitze nicht - oder höchstens von einem schattigen Balkon aus, wenn sie nichts zu tun und reichlich Zitronenwasser mit Pfefferminzgeschmack neben sich stehen hatte. Elenxi hingegen, der zäh und unbezwingbar wie ein alter Olivenbaum wirkte, schien gänzlich unbeeinträchtigt davon. Seufzend verstaute Maerad die Wasserflasche wieder in ihrem Bündel und trieb ihr Pferd weiter. Eine von Elenxi empfohlene Taverne konnte nur hervorragend sein; und überhaupt, worüber wollte sie sich eigentlich beschweren? Sie hatte weit Schlimmeres durchgemacht. Allerdings haderte sie immer noch mit der Notwendigkeit, Busk zu verlassen.

In der Kühle jenes Morgens waren sie aus der Schule von Busk getraut. Müde hatte Maerad am Abend zuvor ihre Sachen gepackt, bevor sie sich ein letztes Bad in jenem herrlichen Badezimmer gegönnt und sich dabei gefragt hatte, wann sie dieses Vergnügen das nächste Mal würde genießen können. Sie war ihres Lebens auf der Flucht so überdrüssig.

Die Woche seit dem Mittsommerfest hatte einem verschwommenen Durcheinander geglichen. Nerili hatte recht behalten: Schon am nächsten Morgen hatte sich über ganz Busk verbreitet, dass Cadvan von Lirigon das Ritual der Erneuerung vor einer Katastrophe bewahrt hatte. Obwohl die Barden das Gerücht in die Welt setzten, es wäre jemand anders gewesen, um Verwirrung zu stiften, war es somit nur noch eine Frage der Zeit, bis die Neuigkeiten feindlich gesinnte Ohren erreichten. Maerad und Cadvan hielten sich in der Schule verborgen und hielten ihre Tagesabläufe wie zuvor ein. Wenn sie sich jedoch in die Ortschaft wagten, verkleideten sie sich. Maerad fühlte sich wieder verfolgt, eine Empfindung, die in den letzten paar

59

Wochen in Busk völlig verschwunden war, und mit der Rückkehr dieses Gefühls setzten wieder ihre Alpträume ein, in denen Untote aus der Finsternis knochige Hände nach ihr ausstreckten.

Die Gesandtschaft aus Norloch war aus Gant zurückgekehrt und hatte die vom Rat beschlossene Antwort erhalten. Berichten zufolge war Igan alles andere als erfreut gewesen und frostig nach Norloch aufgebrochen; Nerili erwartete binnen eines Monats eine Erwiderung. Barden aus Thorold waren im Geheimen zu allen Schulen der Sieben Königreiche entsandt worden, und Elenxi war damit beschäftigt gewesen, über die Insel zu reisen und sich mit den Bürgermeistern der Dörfer über möglichen Widerstand gegen einen Einmarsch aus Norloch zu beratschlagen. Dass er Maerad und Cadvan führte, erfüllte für ihn einen doppelten Zweck, denn er gedachte unterwegs einige abgeschiedene Dörfer im Landesinneren von Thorold aufzusuchen.

Nerili hatte Maerad und Cadvan geraten, auf der Insel zu bleiben, bis die ausgesandten Barden aus den Sieben Königreichen zurückkehrt waren. Sie rechnete damit, dass es höchstens einen Monat dauern würde. »Dann«, so meinte sie, »solltet ihr Thorold verlassen, und zwar rasch. Sinnvoll erschiene mir, zuerst nach Ileadh zu reisen, dann die Küste entlang nordwärts nach Zmarkan. Annar zu durchqueren ist meines Erachtens zu gefährlich; immerhin werdet ihr mittlerweile von den Mächten des Lichts ebenso gesucht wie von der Finsternis. Ich glaube, allgemein seid ihr am sichersten, wenn ihr in Bewegung bleibt. Aber vorerst sollten euch die Berge eine Weile Schutz bieten.«

Bevor sie aufgebrochen waren, hatte Cadvan lange Stunden in der Bibliothek zugebracht, jedoch immer noch nichts gefunden. Maerad hatte ihren Unterricht fortgesetzt und sich dabei misstrautig gefragt, was ihr das bruchstückhafte Wissen bringen würde, sobald sie sich wieder unterwegs und in Gefahr befanden.

Und dann war unweigerlich der Abschied gekommen. *Mein ganzes Leben ist ein einziger, langer Abschied*, dachte Maerad. *Kaum habe ich Freunde gefunden, muss ich wieder weg und werde sie wahrscheinlich nie wieder sehen.* Nach einem in der Schule veranstalteten Abendessen zum Umtrunk des Abschiedsbechers hatte Honas, der tatsächlich versucht hatte, sie in der Mittsommernacht zu küssen, sich niedergeschlagen gezeigt. Obwohl Maerad ihn in der Nacht der Feierlich

60

keiten lachend zurückgewiesen hatte, zerriss ihr der Abschied das Herz. Sie hatte ihn sehr lieb gewonnen, und in der kurzen Zeit, die sie einander gekannt hatten, hatte er ihr beigebracht, wie man das Makilon spielte, ein Instrument, das sie sehr mochte. Ähnlich verlief es mit all ihren neuen Freunden in Thorold - mit Owan, Kabeka, Nerili, Intatha, Oreston und den vielen anderen. Als sie auf ihrem trittsicheren thoroldischen Pferd die felsigen Hänge erklimm, beschlich sie das Gefühl, dass alles, was sie in Busk gefunden hatte -das Vergnügen, der freudige Trotz -, von ihr abfiel und sie sich wieder in ihr übliches verdrießliches Selbst wandelte; als wäre das ausgelassen tanzende Mädchen, das sie kurze Zeit verkörpert hatte, nur ein Traum gewesen, aus dem sie nun wieder erwachte, um in einem finsternen Raum voller unheilverkündender Schatten die Augen aufzuschlagen.

Nach einer Weile neigte sich der Pfad, dem sie folgten, plötzlich steil hinab und führte sie in eines der unerwarteten Täler zwischen den tiefen Geländefalten Thorolds. In diesen Tälern lebten in der Nähe der bitterkalten Gebirgsbäche von Thorold die Seidenhersteller und hüteten gepflegte Gärten mit Maulbeerbäumen, die ihrerseits die Seidenraupen nährten. Laut den Seidenherstellern lag das besondere Geheimnis ihrer Kunst am Wasser Thorolds, das den Farben ihren Glanz und ihre viel beachtete Reinheit verlieh.

Schatten fielen über die Reiter, und der Pflanzenwuchs wurde üppiger, während sie bergab ritten, bis sie durch einen lichtgesprenkelten Tunnel aus Grün reisten. Es war drückend heiß und still, doch in der Ferne versprach ein Gurgeln kühles Wasser. Sie trotteten durch Maulbeerhaine; die Früchte hingen rot und dunkelpurpurn zwischen den grünen Blättern oder lagen auf dem Boden, den sie wie Wein befleckten. Die Luft wurde zunehmend kühler, und der Schweiß trocknete allmählich auf Maerads Haut. Schließlich erreichten sie ein kleines Dorf aus Steingebäuden, die jenen der Schule von Busk ähnelten, nur kleiner waren. Jedes war von Rankengewächsen und blühenden Pflanzen überzogen. Nur eine einzige Straße führte mitten durch die Ortschaft, daneben verlief plätschernd ein Fluss klaren Wassers.

»Das ist Iralion«, verkündete Elenxi. »Und dort ist die Taverne. Ich lasse euch beide hier, während ich Mirak, den Bürgermeister, aufsuche.«

## 61

Sie banden die Pferde vor der Taverne neben einem Wassertrog an, dann folgte Maerad Cadvan erleichtert ins kühle Innere. Die Taverne war bevölkert mit Menschen, die sich nach der Arbeit des Tages entspannten, und alle drehten sich nach ihnen um. Herzlich begrüßten sie die Barden, wobei einige offenkundig hofften, es würde Musik geben; doch als die Barden nur Getränke und etwas zu essen bestellten, wandten sie sich wieder ihren Unterhaltungen zu.

Elenxi kam etwas später und zeigte sich höchst zufrieden. »Es ist überall auf der Insel dasselbe«, erklärte er und rieb sich die Hände. »Empörung über Norloch und das Gelöbnis, Widerstand zu leisten. Diese Berge sind voller Höhlen, und ich habe allen geraten, sie für den Fall eines Einmarsches Norlocks mit Proviant und anderen Notwendigkeiten zu bevorraten. In einer Woche wird ganz Thorold bereit sein.« Er trank einen ausgiebigen Schluck Wein, dann blickte er auf den Tisch hinab. »Beim Licht, ich hoffe, es kommt nicht so weit«, meinte er nüchtern. »Schule gegen Schule - und Norloch, der Mittelpunkt des Lichts, als Angreifer - etwas Derartiges hat es noch nie gegeben. Könige haben schon immer gekämpft, um ihre Reiche auszuweiten, aber Barden haben noch nie Krieg gegeneinander geführt. Doch falls es dazu kommen sollte, wird Thorold nicht untergehen.«

Als Maerad, die sich selbst ein weiteres Glas einschenkte, den heißblütigen alten Mann betrachtete, glaubte sie zu verstehen, weshalb Thorold während der Großen Stille gegen den Namenlosen standgehalten hatte. Sie hegte keinerlei Zweifel daran, dass die Thorolder erbitterten Widerstand leisten und bei ihrer Verteidigung niemals eine Niederlage hinnehmen würden.

Die drei Barden setzten den Weg fort und ritten drei Tage lang durch das gebirgige Gelände von Dorf zu Dorf. Am dritten Tage kühlte das Wetter ab, und Elenxi schnupperte argwöhnisch die Luft, zumal er vermutete, es könnte sich ein Unwetter zusammenbrauen. In jener Nacht hielten sie in einem winzigen Weiler namens Velissos, der im Windschatten eines Berghangs lag. Elenxi war dort offenbar wohl bekannt, und sie wurden herzlich willkommen geheißen. Die Pferde stellten sie im Stall der kleinen Schänke ein, die aus wenig mehr als dem Vorderzimmer eines Hauses bestand. Sie hatten vor, die Pferde

## 62

in der Ortschaft zu lassen; von hier aus würden sie den Marsch zu Fuß fortsetzen.

Kaum hatten sie ihren Unterschlupf erreicht, brach der Sturm los, mit einem heftigen Regenguss, der auf das Ziegeldach der Taverne herabprasselte, und Maerad blickte verwundert hinaus auf die Wasserwand, die einem dichten grauen Vorhang glich.

»Wir befinden uns inzwischen tief in Thorold«, erklärte Cadvan. »Das ist Gebirgsland. Man kann die Gebeine der Erde spüren.«

»Naja, solange es mir nicht die Knochen bricht«, meinte Maerad.

»Wird es nicht, wenn du vorsichtig bist«, erwiderte Elenxi. »Und das solltest du sein. Wir sind jetzt in der Nähe des Lamedon - das hier sind raue Gefilde. Dies ist mein Volk.«

Maerad sah sich um und musterte die Dorfbewohner von Velissos; sie wirkten in der Tat wie ein abgehärteter Menschengeschlag. Dies waren die Schafs- und Ziegenhirten, denen der köstliche Weißkäse zu verdanken war, den Maerad in Busk gegessen hatte. Die meisten sahen so zerklüftet aus wie die Berge, in denen ihr Besitz lag. Einige der Männer waren beinahe so kräftig gewachsen wie Elenxi, und auch die Frauen wirkten stark und geschickt.

»Weil die Berghänge so steil sind, werden hier ganz besondere Ziegen gezüchtet«, erklärte Cadvan. »Ihre Beine sind auf der einen Seite kürzer als auf der anderen, damit sie gemütlicher grasen können.«

»Wie seltsam«, meinte Maerad verwundert. »Die armen Tiere! Was ist, wenn sie sich umdrehen müssen? Ist das nicht etwas schwierig für sie?«

»Na ja, es werden verschiedene Ziegen für verschiedene Hänge gezüchtet - rechtsbeinige Ziegen für die eine Richtung und links-beinige.«

Elenxi prustete vor Gelächter, und Maerad wurde klar, dass sie auf den Arm genommen worden war.

»Oh, das ist gemein! Es hätte ja auch wahr sein können«, empörte sie sich. »Und ich habe dir auch noch geglaubt.«

An jenem Abend holten sie ihre Instrumente hervor, und es wurde getanzt.

Maerad erstaunte, wie die einsilbigen Dorfbewohner genauso übermütig und laut wie die Barden von Busk wurden; sie wurde von großen Männern mit buschigen schwarzen Schnurrbärten und mächtigen Muskeln, knorrig und braun wie Baumäste, emporgehoben

ben und herumgewirbelt. Nach dem Tanzen folgte Gesang, und die ganze Schänke stimmte darin mit ein, die Hände an die Brust gedrückt, die Stimmen zitternd vor Gefühlen. Erst spät begaben sie sich zur Ruhe, nachdem sie zum Abschluss eine der beliebtesten Weisen der Thorolder gesungen hatten, *Das Lied von Theokas*, ein Klagelied, das vor leidvollem Verlangen überging:

*Mit den Blicken Lamedons Gipfel küsst ich Und die weißen Arme des weiten Meeres, Die geliebte Insel mit Licht umfangend, Denn ich muss scheiden.*

Als Maerad zu Bett ging, kuschelte sie sich unter die Schafsfelle, um sich gegen die überraschend schneidende Kälte zu schützen; sie hatte noch das Klagelied in den Ohren, das mit seiner Mischung aus Liebe und Kummer die ganze Nacht durch ihre Träume hallte.

Am nächsten Morgen schnürten sie ihre Bündel und verließen Velissos, begleitet von zahlreichen herzlichen Lebewohls. Elenxi führte sie einen Pfad hinauf, der noch schwindelerregender war als die bisher bereisten; er wand sich um Hügelgräber aus Granit herum und karstige Bergrücken entlang. Mittlerweile befanden sie sich in solcher Höhe, dass es kühl war, obwohl der Himmel sich klar und blau präsentierte. Die Luft wirkte besonders frisch, ganz so, als wären sie die Ersten, die sie atmeten. Häufig plätscherten kleine Gebirgsbäche die Hänge herab, einige kaum breiter als einen Schritt. Zumeist ergossen sie sich nach winzigen Wasserfällen in Tümpeln voll glänzender Kiesel. Maerad kostete das Wasser; es war so kalt, dass es ihre Lippen betäubte.

»Es stammt geradewegs von der Schneegrenze des Lamedon«, erklärte ihr Cadvan und wies mit dem Kopf zu den kahlen Steingipfeln empor, die über ihnen aufragten.

Maerad beobachtete ein Adlerpaar, das so hoch droben kreiste, dass es kaum zu sehen war. Hinab blickte sie weder oft noch lange, denn die Höhe verursachte ihr leichte Schwindelgefühle.

63

»Im Winter muss es hier ziemlich unwirtlich sein«, meinte sie.

»Und ob«, bestätigte Elenxi. »Im Winter kehren die Hirten in die Dörfer zurück. Die Ziegen und Schafe werden in die Pferche gesperrt, und wir essen die süßen, eingelagerten Äpfel und erzählen uns an den Feuern lange Geschichten, während uns die Stürme um die Ohren heulen! Das Wetter hier ist wie die Menschen: wild und unberechenbar.« Er grinste.

Das Erklimmen der Hügel erwies sich als äußerst ermüdend. *Kein Wunder, dass die Leute in Velissos so stark sind*, dachte Maerad. Allein um sich durch das Gelände zu bewegen, brauchte man Muskeln aus Stahl. Nach drei Stunden hielten sie für eine Mahlzeit an, dann kämpften sie sich weiter. Allmählich begannen Maerads Oberschenkel heftig zu schmerzen, und sie war dankbar für den Wanderstab, den Elenxi ihr von einem Dornenbaum geschnitten hatte. Schließlich erreichten sie eine der wie smaragdgrüne Teiche über die Berge verstreuten Weiden. Diese war wesentlich größer als die meisten, und an ihrem Ende befand sich ein Steinhaus, das von drei Holzhütten und einem kleinen Garten umgeben war. Über die Wiese streunten Ziegen mit Glockengebimmel und grasten, doch weit und breit war keine Menschenseele zu sehen.

Maerad ließ sich zu Boden plumpsen, streckte sich auf den Rücken aus und blickte mit zusammengekniffenen Augen durch das sich neigende Gras und die tanzenden Wildblumen zum blauen Himmel. »Lasst mich einfach hier«, seufzte sie. »Oh, meine armen Beine!«

»Was denn, du jammerst schon nach einem so gemächlichen Spaziergang?«, fragte Elenxi und zog die Augenbrauen hoch. »Wenn du zu einer Ehrenbürgerin Thorolds werden willst, musst du dich schon besser schlagen.«

»Gnade!«, erwiderte Maerad. »Ich bin nicht sicher, ob ich die Kraft besitze, eine Thorolderin zu sein. Ihr scheint mir alle aus Draht gemacht.«

Elenxi half ihr auf die Beine, und sie stapften gemeinsam über die Weide zu dem Steinhaus. Ziegen kamen herbei, mit komisch wackelnden Schwänzen, und stupsten sie neugierig an. Maerad sah ihnen in die seltsamen gelben Augen, versuchte jedoch nicht, mit ihnen zu sprechen. Sie war sicher, dass dafür später noch reichlich Zeit bleiben würde.

## 64

Als sie sich dem Haus näherten, kam mit ausgebreiteten Armen ein Mann heraus, der so groß wie Elenxi war. »Willkommen, mein Bruder!«, rief er, zog Elenxi in eine Umarmung und küsste ihn auf beide Wangen, ehe er sich den beiden anderen Barden zuwandte. »Ich bin Ankil. Und ihr seid Cadvan und Maerad? Freut mich, dich endlich kennen zu lernen, Cadvan; willkommen Maerad. Nerili hat mir viel über euch beide erzählt. Kommt herein, kommt herein. Ich habe Wein, ich habe Wasser, und ich habe zu essen. Kommt herein und ruht euch aus.«

Maerad musterte Ankil mit wachsender Neugier. Er sah Elenxi sehr ähnlich, doch noch mehr verwirrte sie ihre Überzeugung, dass er ein Barde war. Ihm haftete jener feine Schimmer an, durch den Barden einander erkannten, wenngleich er in seinem Fall so flüchtig erschien, dass sie sich unsicher fühlte; bei ihm wirkte er irgendwie anders. Und überhaupt, warum hütete ein Barde hoch droben in den Bergen Ziegen?

Das Haus umgab eine kleinere Nachbildung der auf Thorold allgegenwärtigen breiten Vorbauten. Dort standen ein Tisch und ein Stuhl. Ankil ging ins Haus und kehrte mit drei weiteren Stühlen zurück. »Gäste sind hier eher selten«, erklärte er vergnügt. »Deshalb müsst ihr die Spinnweben an diesen Stühlen verzeihen.« Er wischte sie ein wenig ab und begab sich abermals ins Haus. Maerad stellte ihr Bündel auf der Veranda ab und nahm dankbar Platz. Als bald kam Ankil mit einem Tablett heraus, auf dem sich eine Karaffe mit vollmundigem, thoroldischem Wein, eine weitere Karaffe mit Wasser, vier Becher, frisches Brot und Käse befanden. Alle setzten sich und aßen; die Gebirgsluft und die lange Wanderung hatten ihren Appetit angeregt. Gemessen an den üblichen Unterkünften der Hirten besaß Ankil ein prächtiges Haus. Zwar war es kleiner als die meisten Gebäude, die Maerad unterwegs in den Dörfern gesehen hatte, aber wesentlich robuster als die schlichten Holzkaten, die über die Hochweiden verteilt standen. Später erfuhr sie, dass Ankil im Gegensatz zu anderen Hirten, die nur im Sommer auf die Gebirgsweiden zogen, das ganze Jahr über hier lebte. Das Haus war eindeutig

sehr alt und mit dicken Granitwänden errichtet, in denen kleine Fenster mit Läden prangten. Das aus Lehmziegeln angefertigte Dach wies eine steile Neigung auf, damit sich kein Schnee darauf auftürmen konnte, und

65

das ganze Bauwerk stand auf hohen Grundfesten, weshalb mehrere Stufen zum Vorbau hinaufführten.

Unüblicherweise für ein thoroldisches Haus bestand es aus drei Ebenen: Es gab einen Keller, der zum Arbeiten und als Lagerraum diente, darüber eine Küche und einen Wohnbereich und zuoberst, über dem Kamin, zwei Schlafzimmer mit schrägen Decken und Dachfenstern, die durch die Ziegel lugten. In den Zimmern lagen duftende Matratzen, gefüllt mit getrocknetem Gebirgsgras und bedeckt mit weichen Schafsfellen. Während ihres Aufenthalts zog Ankil in eine der Hütten, wo er in den leeren Ställen auf einer Matratze schlief, denn die Ziegen blieben während des Sommers in den Nächten auf der Weide. Maerad fühlte sich schuldig, aber Ankil lachte nur und meinte, es mache ihm nichts aus, wie ein richtiger Ziegenhirt zu nächtigen.

Bald fand sie heraus, weshalb Ankil einen so verwirrenden Bardenschimmer besaß. Er und Elenxi waren leibliche Brüder.

»Als ich ein Junge war, ging ich so wie Elenxi zur Schule«, erzählte er ihnen beim Mittagsmahl. »Aber wisst ihr, ich wollte einfach kein Barde werden. Ganz im Gegensatz zu Elenxi.« Dabei stupste er seinen Bruder verspielt. »Er ist der Schlaue von uns beiden. Mich hingegen hat das alles gelangweilt.«

»Er war verliebt«, ergänzte Elenxi grinsend.

»Nun ja, das auch«, gestand Ankil. »Meine Kiranta war die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Ihre Augen waren so grau und stürmisch wie das Meer, ihre Haare so schwarz wie Oliven, und ihre Haut glich der blassgoldenen Seide, die hier in den Tälern gemacht wird. Ja, ich war in sie verliebt. Aber es lag nicht nur daran: Ich konnte nicht Lesen und Schreiben lernen. So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte diesen Krakeln, die man als Buchstaben bezeichnet, einfach keinen Sinn entlocken.«

»Was also geschah?«, fragte Maerad neugierig.

»Tja, nachdem meine Lehrmeister allesamt verzweifelt die Arme in die Luft gerissen und verkündet hatten, dass sie machtlos waren, kehrte ich nach Velissos zurück und heiratete meine Kiranta. Ich wollte ohnehin kein Barde sein, sondern nur meine Ziegen, meine Bäume und meinen Garten hüten und meine Kinder großziehen. Eine lange Weile war ich sehr glücklich. Aber dann«, berichtete er und zuckte mit den Schultern, »wurden meine Kinder erwachsen

65

und meine Kiranta alt, wie es dem Lauf der Dinge entspricht. Und da holte mich das Bardentum ein, denn ich alterte nicht. Ich hatte mich gegenüber der Zeit meiner Rückkehr aus der Schule kaum verändert, Kirantas Haar hingegen wurde erst grau, dann weiß. In meinen Augen jedoch sah Kiranta unverändert aus, denn ich liebte sie. Für mich blieb sie immer dasselbe wunderschöne Mädchen, das mit leuchtenden Augen auf dem Pass nach mir Ausschau hielt.«

Ankil seufzte tief, und Maerad spürte, wie ihr Tränen in die Augen traten. Cadvan musterte Ankil mitfühlend. »Das ist hart«, meinte er.

»Ja, es war in der Tat hart, als sie starb«, bestätigte Ankil. »Es ist immer schwierig, Barden in einer Familie zu haben, und wir haben gleich so viele. . Jedenfalls begrub ich meine Kiranta und weinte um sie. Ich vermisse sie immer noch, jeden Tag vermisse ich sie. Also stellte ich sicher, dass meine Kinder alles hatten, was sie brauchten, und zog hier herauf. Und seitdem lebe ich hier.« In der ausgedehnten Stille, die seiner Geschichte folgte, fragte Maerad, wie lange Ankil schon auf dieser wunderschönen, abgeschiedenen Weide hausen mochte. Hundert Jahre? Zweihundert?

»Wolltest du nie zurück in die Schule?«, erkundigte sie sich.

»Ah, nein, junge Bardin«, antwortete er. »Es war längst zu spät für mich, außerdem war da ja noch immer die Sache mit dem Lesen und Schreiben. Hier bin ich nützlicher. Ich züchte Ziegen und stelle einen recht bekannten Käse her.« »Er ist zu bescheiden«, warf Elenxi ein. »Ankil ist ein berühmter Heiler, und viele suchen ihn selbst hier auf, um seine Hilfe zu erbitten.«

»Pah, das ist doch gar nichts«, meinte Ankil. »Ich bin rundum zufrieden.«

»Waren unter deinen Kindern auch Barden«, fragte Maerad neugierig.

»Ja, zwei sind Barden«, erwiderte Ankil. »Eines in Gant, das andere in Turbansk. Und meine Enkelin ist die Oberste Bardin von Busk.« »Nerili?«, rief Maerad überrascht aus.

»Ja, meine kleine Neri. Sie ist das Ebenbild meiner Kiranta, und wenn ich sie sehe, erfüllen mich jedes Mal zugleich Stolz und Traurigkeit; sie ruft in mir so viele glückliche und auch kummervolle Erinnerungen wach. Ihr seht also, obwohl ich selber nicht zum Barden taue, habe ich durchaus meinen Beitrag geleistet.«

66

Elenxi blieb über Nacht, ehe er aufbrach und den Berg hinabstieg, um sich mit weiteren Dörfern abzusprechen. Sie genossen eine vergnügliche Zeit zusammen; so vergnüglich, dass Maerad sich am Morgen darauf äußerst unwohl fühlte. Die beiden einander so ähnlichen und doch so grundverschiedenen Brüder faszinierten sie: der eine ein Barde des Ersten Zirkels, der andere ein Ziegenhirte. Die gegenseitige Achtung zwischen den beiden war nachgerade greifbar. Nichts vermittelte den Eindruck, dass Elenxi sich in irgendeiner Weise überlegen fühlte; tatsächlich spürte Maerad, dass er sich seinem Bruder fügte wie sonst niemandem, nicht einmal Nerili. Wie sie erfuhr, war Elenxi der um vier Jahre ältere Bruder, daher erklärte das Alter es nicht.

Im Verlauf der nächsten Tage begann sie, Elenxis Respekt zu verstehen. Trotz seiner Unbelesenheit erwies Ankil sich als so weise wie Nelac, Cadvans Lehrmeister in Norloch, und unter seiner Freundlichkeit und augenscheinlichen Schlichtheit verbarg sich ein selten reger Geist. Er besaß ein unglaubliches Gedächtnis, und das Leben hatte ihm reichlich Zeit zum Nachdenken beschert. Ankil verkörperte ein wahres Füllhorn von Liedern und Geschichten, und sein Wissen um Kräuterkunde war, wie Cadvan ihr versicherte, in ganz Thorold unerreicht.

Er führte ein Leben behaglicher Kargheit. Im Haus war alles ordentlich und sauber, und alles darin besaß die Schönheit hervorragend gefertigter Gebrauchsgegenstände. Zierwerk gab es wenig, Bücher fehlten gänzlich. Die Küche beherrschte ein schmiedeeiserner Holzofen mit einem riesigen, rußgeschwärzten Kamin. Die Einrichtung bestand nur aus einem breiten Tisch und Stühlen. Die Wände wurden von Regalen gesäumt, in denen reichlich Flaschen mit getrockneten Kräutern, Hülsenfrüchten, Getreide und Salz standen. Weitere Kräuter hingen in Büscheln von der Decke. Dazwischen befanden sich auch Zwiebeln und Knoblauch, die den Raum mit einem durchdringenden Duft erfüllten. Der Keller war sorgfältig gegen Feuchtigkeit abgedichtet und enthielt Gläser mit in Essig eingelegtem Gemüse, Marmeladen, Eingemachtem und Honig, Säcke mit Nüssen, Getreide, Mehl und Hülsenfrüchten sowie Körbe voll Obst und Gemüse aus dem Vorjahr - runzlige, goldene Apfel und Birnen, Rüben, Kartoffeln und Karotten. Und Fässer um Fässer voll Wein. Fleisch gab es nicht, da Ankil keines aß. Ein Teil der Lebens

67

mittel und der gesamte Wein stammten aus dem Dorf, aber den Großteil dessen, was Ankil verzehrte, baute er selbst an und machte er selbst ein.

Maerad stellte fest, dass Besucher nicht so selten waren, wie Ankil angedeutet hatte; mindestens einmal pro Woche mühte sich ein Dorfbewohner aus Velissos die Weide herauf, begleitet von einem Pony, das eine Ladung auf dem Rücken trug - Holz, Getreide oder Wein. Auf dem Rückweg beförderte es Käse, Honigwaben oder einen eigens bestellten Heiltrank.

Alles zeugte von einem Leben voll harter Arbeit, und tatsächlich war Ankil vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung beschäftigt. Abends saß er mit ihnen in der duftenden Küche oder, wenn es nicht zu kalt war, draußen auf der Veranda; sie erzählten allerlei Geschichten und sangen zahlreiche Lieder, ließen ihre Musik über die Berge von Thorold hallen.

Maerad und Cadvan hatten einen eigenen Tagesablauf, wenngleich sie Ankil bei seinen Arbeiten zur Hand gingen, wann immer sie konnten. Cadvan widmete sich verstärkt Maerads Unterricht in praktischer und theoretischer Hoher Magie, und obwohl sie nicht viele Bücher bei sich hatten, lernte sie weiter die Ladhen-Runen und die Nelsor-Schriftzeichen. Nachmittags, wenn sie sich geistig erschöpft fühlte, empfand sie es als Erleichterung, Schwertkunst und unbewaffneten Kampf zu üben. Außerdem erwies es sich als unterhaltsam für die Ziegen, die nach ein paar Tagen begannen, sich mit allzeit kauenden Mäulern in einem Kreis um sie zu scharen, die Hiebe mit neugierigen Mienen zu beobachten und gleichermaßen erschrocken und vergnügt auseinanderzustieben, wenn die Übungskämpfe gar zu heftig wurden. Eine der Ziegen, ein mächtiger Bock, gab dabei ständig derbe Bemerkungen von sich. Bisweilen gebarte er sich so widerlich, dass Maerad absichtlich einen losen Hieb in seine Richtung schwenkte; danach scheuchte er, in seiner Würde gekränkt, weil er zurückweichen musste, stets die anderen Ziegen, sodass sie aufgeregt auseinandersprangen.

Maerad fand in diesem schlichten Leben eine Beschaulichkeit, die sich gänzlich von der schillernden Betriebsamkeit Busks unterschied, und allmählich gingen ihre Alpträume zurück. Je länger sie bei Ankil weilte, desto tiefer drang die Friedlichkeit der Berge in sie ein. Manchmal, wenn sie die Arbeit des Tages vollbracht hatte und

68

Cadvan mit Ankil unterwegs war, um ihm mit den Ziegen oder im Garten zu helfen, erklimmte sie eine kleine Weide in der Nähe, setzte sich dort einfach hin und ließ sich langsam von der tiefen Stille, einem allmählichen Anschwellen des Lichts erfüllen. Von jener Weide aus konnte sie den gesamten Süden der Insel Thorold bis hinab zum Meer überblicken, das in blauen Nebeln in der Ferne verschwand. Bei solchen Gelegenheiten schien alles, was sie bekümmerte, weit weg und unwichtig. Da waren nur das Summen der Bienen, das Zwitschern der Vögel, das Schimmern der Sonne auf den Blüten einer blauen Wildblume, das entfernte Blöken und Klimplern grasender Ziegen.

In solchen Augenblicken dachte sie für gewöhnlich an gar nichts. Wenn sie jedoch über etwas nachgrübelte, kreisten ihre Gedanken häufig um Hem. Lebhaft tauchte er vor ihrem geistigen Auge auf, mit seinen schlaksigen, dennoch überraschend anmutigen Gliedern, seinem dunklen, gezeichneten Gesicht mit dem verschmitzten Lächeln und den strahlend blauen Augen, die den einzigen Hinweis darauf bildeten, dass er ihr Bruder war. Sie erinnerte sich an jenen schrecklichen Tag, an dem Cadvan und sie ihn fanden, stinkend nach Harn und Entsetzen, versteckt in einem Pilanel-Wagen. Noch immer träumte Maerad bisweilen von den gemeuchelten Leichnamen der Familie, die Hem bei sich aufgenommen hatte. Damals hatte Maerad zum ersten Mal das wahre Ausmaß des Grauens begriffen, das von den Untoten ausging - den »Schwarzen Barden«, wie Hem sie nannte. Dabei hatte sich ihr der Blick auf eine grässliche Leere offenbart, die sie erschreckte. *Untote weiden sich am Leid anderer*, hatte Cadvan damals zu ihr gesagt. *Es spricht etwas an, das in ihnen selbst fehlt*. . . Manchmal hatte Maerad das Gefühl, dass in ihr selbst so vieles fehlte. Das ängstigte sie. Hem hatte eine Leere in ihr gefüllt, die ihr bis dahin nicht bewusst gewesen war. Sie lächelte, als sie daran dachte, wie er sich geweigert hatte, sich Cai zu nennen. So lautete sein Geburtsname, doch er beharrte darauf, Hem zu sein. Aber sie überlegte auch, was hinter dieser Weigerung stand, was er damit zu verleugnen trachtete. Anfangs hatte sie vermeint, es läge daran, dass Hem sein Bardenerbe Unbehagen verursachte, doch vermutlich war es etwas anderes. Schließlich war Hem kein annarischer Name; er stammte von jenem Wandervolk aus Zmarkan. Vielleicht klammerte

68

Hem sich, ohne es zu wissen, an die ferne Erinnerung an ihren Pilanel-Vater. Ihr Bruder besaß etwas Unwiderstehliches, einen Funken, den selbst seine qualvolle Kindheit nicht gelöscht hatte; und dennoch fürchtete sie um ihn, fürchtete, die in ihn gebrannte Schwärze könnte eine Wunde verursacht haben, die nie verheilen würde. Aber, so dachte Maerad voll Inbrunst, sie *musste*

*verheilen*. Sie selbst könnte sie heilen, wenn sie nur die Zeit dafür eingeräumt bekäme.

Wenigstens wusste sie, dass ihr Bruder am Leben war, und allein dieser Umstand bewirkte, dass sie sich etwas weniger allein auf der Welt fühlte. Denn unabhängig davon, wie viele Freundschaften sie schloss, Maerad fühlte sich nach wie vor zutiefst einsam. Teilweise lag dies an ihrer Bestimmung als die Ausersehene, doch es war mehr als das. Solange sie zurückdenken konnte, war sie immer allein gewesen.

Es war unvermeidlich, dass sich ihre abendlichen Unterhaltungen irgendwann Maerads und Cadvans Suche und dem Rätsel vom Baumlied zuwandten. Ankil hatte sich nie neugierig geäußert, was den Grund dafür anging, dass sie sich in den Bergen versteckten, wenngleich er eindeutig über die jüngsten Ereignisse in Busk Bescheid wusste.

Eines Abends sprachen sie über Maerads Elementarerbe, wofür Ankil brennendes Interesse offenbarte. Maerad zeigte ihm den goldenen Ring, den die Elidhu Ardina ihr geschenkt hatte, dann rannte sie nach oben und holte die Flöte, die sie bei ihrer Begegnung im Wagwald in Annar erhalten hatte. Ankil begutachtete die Flöte eingehend; wie alle Barden war auch er ein Musikant. Er unterließ es, hindurchzublasen. Stattdessen hielt er sie vorsichtig, als könnte sie gefährlich sein.

»Als ich ein Kind war, habe ich auch solche Flöten geschnitzt«, meinte Cadvan. »Ich auch«, sagte Ankil. »Aus Flussreet. Nur Kinder machen solche Flöten. Das ist wie mit jenen Reimen, die Kinder singen: Sie werden ihnen nie von Erwachsenen beigebracht, trotzdem singen sie von Zmarkan bis Turbansk denselben Unsinn.«

Ardinas Antlitz tauchte lebhaft vor Maerads geistigem Auge auf:

69

die wilden, entrückten Züge, die gelben Augen, durchsetzt von einer katzengleichen Regenbogenhaut. Maerad hatte sie sowohl als die ernste Königin von Rachida als auch als die wilde Elidhu erlebt. Wie sie sich nun entsann, hatte beide Erscheinungsformen etwas Kindliches begleitet; vielleicht misstrauten die Barden den Elementaren deshalb so sehr.

»Genau wie ich lesen die Elementare keine Bücher«, erklärte Ankil. »Sie besitzen ihr eigenes Wissen, und ihr Gedächtnis reicht weit zurück. Ich habe selbst mit dem Elidhu Lamedon gesprochen.«

»Tatsächlich?«, fragte Cadvan mit aufflammendem Interesse. »Ich wusste gar nicht, dass er noch mit Menschen spricht.«

Ankil lachte. »Das tut er auch nicht. Aber anscheinend bin ich halb Ziege, halb Adler, weshalb er sich dazu herablässt, mit mir zu reden. Es ist, als ob man sich mit einem Sturm unterhält! Aber er hat mir schon allerlei wissenswerte Dinge mitgeteilt, und gelegentlich, wenn ich betrübt bin, besuche ich ihn.«

»Wie erscheint er dir?«, erkundigte Maerad sich neugierig.

»Manchmal erscheint er gar nicht. Dann klettere ich den ganzen Weg hinauf und wieder zurück herunter. Aber wenn er will, erscheint er mir als eine Art Nebel;

oder bisweilen spricht er als Adler zu mir, allerdings um einiges größer als die größten thoroldischen Bergadler.«

»Ich bin ganz sicher, dass Barden im Verlauf der Jahrhunderte den Elementaren zu wenig Beachtung geschenkt haben«, meinte Cadvan. »Zu unser aller Gefahr.«

»Das denke ich auch«, pflichtete Ankil ihm bei. »Aber nicht viele Barden würden dem zustimmen. Vielleicht ist es hier auf Thorold ein wenig anders; ich glaube, in den Adern vieler Thorolder fließt Elidhu-Blut. Hierzulande gibt es zahlreiche Geschichten über Liebe zwischen Wassergeistern und Menschen oder über Frauen, die sich in die Berge begaben und zehn Jahre später mit einem kleinen Kind mit sonderbaren Augen zurückkehrten.«

»Ich frage mich, ob der Lamedon womöglich etwas über das Baumlied weiß«, dachte Maerad laut nach.

»Tja, in der Bibliothek von Busk ist jedenfalls nichts darüber zu finden.« Cadvan vollführte eine ungeduldige Geste. »Wochenlang habe ich umsonst uralten Staub eingeatmet.«

»Das Baumlied?«, hakte Ankil nach.

70

»Wir sollen es finden«, erklärte Maerad.

Sie verspürte keine Zweifel, Ankil zu vertrauen, und so begann sie die Geschichte ihrer Suche zu schildern. Ankil lauschte aufmerksam und zog dabei die buschigen Brauen zusammen. Cadvan saß indes schweigend, mit nachdenklicher Miene da.

»Hmmm«, machte Ankil, nachdem sie mit ihrer Erzählung geendet hatte. »Nun ja, ich weiß nicht, ob der Lamedon uns helfen kann. Wie er mir bei mehreren Gelegenheiten offenbart hat, liegen ihm Barden nicht allzu sehr am Herzen, und die Kämpfe des Lichts und der Finsternis sind ihm von jeher einerlei. Er ist anders als die Elidhu von Annar, die sich noch an die Dhyllin und die Tage Afmnils erinnern, als Barden und Elidhu gemeinsam sangen.«

»Glaubst du, er würde vielleicht mit mir reden?«, fragte Maerad zweifelnd. »Ich beherrsche die Sprache der Elidhu.«

Ankil bedachte sie mit einem so offenen Blick, dass sie beinahe errötete. »Ich weiß es nicht«, antwortete er. »Aber ich denke, eher nicht. Und könntest du überhaupt die Gipfel des Lamedon erklimmen?«

Maerad dachte an die Schwindelgefühle zurück, die ihr die Höhen verursacht hatten, und schauderte. »Nein«, erwiderte sie.

»Das glaube ich auch nicht«, erklärte Ankil ehrlich. »Selbst für einen erfahrenen Kletterer und sogar im Sommer ist es eine Herausforderung. Und du bist so leicht - der Wind würde dich erfassen und in eine Gletscherspalte schleudern oder nach Busk hinabwehen.«

»Schade«, meinte Cadvan. »Obwohl es sich natürlich als so fruchtlos erweisen könnte wie mein Durchforsten der Dokumente aus dem alten Thorold. Wie findet man etwas, wenn man nicht weiß, was es ist.«

»Keine Ahnung«, gestand Ankil. Nachdenklich runzelte er die Stirn. »Aber ich glaube, das erinnert mich an etwas. Erzählt man sich in Annar etwas vom Geteilten Lied?«

»Nein«, gab Cadvan zurück. »Das Geteilte Lied?«

»Es ist eine sehr alte und wenig bekannte Geschichte.« Ankil ergriff einen Stiefel, den er geflickt hatte, und spuckte auf das Leder. »Wenn ihr wollt, erzähle ich sie euch. Mir selbst wurde sie von einem alten Mann erzählt, als ich noch ein Junge war, und ich fand die

71

Geschichte so seltsam, dass sie mir all die langen Jahre im Gedächtnis geblieben ist.« Er begann, den Stiefel sorgfältig zu polieren, und setzte gelegentlich dabei ab, um den Glanz zu bewundern; wenn Ankil eine Geschichte zum Besten gab, fing er immer damit an, etwas mit den Händen zu tun. Maerad lehnte sich gemütlich zurück. Sie mochte Ankils Geschichten.

»Einst, vor langen Jahren, als die Zeit noch ein Ei war, bevor oben und unten, vorne und hinten, tief oder breit entstanden, gab es ein Lied. Es gab allerdings keine Stimme, um es zu singen, auch kein Ohr, um es zu hören, und das Lied war einsam im Nirgendwo und Nichts, das alles war. Denn was ist ein Lied ohne eine Stimme und ein Ohr?

Wie ihr wisst, begab es sich, dass die Welt erschaffen wurde. Der Himmel ergoss sich über das Nichts wie ein Ballen blauer Seide, anschließend purzelten die Sterne darüber, als hätte jemand unzählige Juwelen fallen lassen, und darunter entstand aus Fels, Eisen und Feuer die feste Erde. Die Erde liebte den Himmel, und der Himmel liebte die Erde, aber sie konnten einander nicht berühren, so sehr sie es auch versuchten. Und wie sie es versuchten! Beide begannen vor Kummer zu weinen; vom Himmel fiel der erste Regen, und die Erde füllte sich mit Flüssen und Meeren; wo der Regen der Erde Feuer berührte, stieg Dampf auf, der zu Wolken und Nebel wurde, und aus den Wolken und den Nebelschwaden wurden die Elidhu geboren, die ältesten Kinder der Zeit, danach die Bäume und die stummen, stillen Pflanzen der Erde mit all den Blumen gleich Trompeten und den Blättern gleich Leiern. Doch die Elidhu besaßen weder Stimmen noch Ohren.

Nun, sagte sich das Lied, endlich könnte es eine Stimme zum Sprechen und ein Ohr zum Hören geben. Und so kam es aus dem Nichts in das Jetzt und glitt in die Adern der Elidhu, als wäre es ein Schwärm von winzigen Fischlein, die in einen Bach schlüpfen, und jeder Elidhu spürte das Lied in sich wie einen Schauer des Lebens, und all die Geräusche der Welt explodierten in ihnen: das Prasseln des Regens, das Rauschen der See, das endlose Seufzen des Windes durch die grünen Bäume. Erstaunt öffneten sie die Münder, und das Lied sprang daraus hervor und wurde endlich es selbst. Und sehr lange Zeit war das Lied glücklich.«

Ankil stellte den Stiefel zu Boden und ergriff einen anderen.

71

»Nach vielen, vielen Jahren fiel ein Schatten über die Welt. Ein großer Krieg wütete, und so hielt der Tod Einzug auf Erden. Großes Leid kam über alle Geschöpfe: über die Pflanzen, die Tiere, die Menschen und die Elidhu. Aber der Schatten wurde zurückgeschlagen, und es folgte ein lange währender Friede. All die Zeit lebte das Lied in den Elidhu und war glücklich dabei, obwohl es fand,

dass die Welt verworrener und trauriger war, als es gedacht hatte. Allmählich veränderte sich das Lied und wurde darob noch schöner, denn Schatten und Tod schlichen sich darin ein, ließen es hell und dunkel, hoch und tief werden. Die Stimmen der Elidhu schwellen vor Verzücken an, denn sie liebten die Schönheit des Lieds.

Doch es begab sich, dass sich ein König erhob, der das Lied hörte, und er wurde überwältigt von der Sehnsucht nach dessen Liebreiz. Er konnte vor lauter Gedanken an das Lied nicht schlafen und nicht essen, und jeder Tag, den er es nicht für sich haben konnte, glich für ihn einer Ewigkeit aus Staub. Eines Tages stahl er das Lied von den Elidhu.

Aber die Elidhu wollten es nicht loslassen, und so brach das Lied mit einem entsetzlichen Geräusch gleich dem Bersten der ganzen Welt entzwei; eine Hälfte ging nach Süden, die andere nach Norden. Als es sich teilte, zog die helle Hälfte in die eine Richtung, die finstere in die andere. Und seither ist die Welt entzweit, und das Lied ist unglücklich.«

Abgesehen von Ankils Bürsten herrschte lange währende Stille.

»Das ist alles?«, fragte Maerad.

»Ja«, bestätigte Ankil und nickte. »Das ist alles.«

Cadvan setzte sich mit reger Miene auf. »Ankil, ich habe diese Geschichte noch nie zuvor gehört«, sagte er. »Aber das Lied - das Lied der Elementare -, das ist doch gewiss das Baumlied.«

»Naja, das verrät uns aber immer noch nicht, was es ist«, warf Maerad ein.

»Nein, das vielleicht nicht ... Aber die Geschichte bezieht sich offensichtlich auf die Kriege der Elementare, anschließend auf einen König ... Es muss sich um den Namenlosen handeln. Um Sharma, den König aus dem Süden.« Seine Brauen krümmten sich. »Und ich denke, es berichtet vom Bindungsbann, den er schuf, um seinen Tod zu verbannen und seinen Namen zu verstoßen. Vielleicht hat er das Baumlied geteilt. ... «

72

»Nun, du hast mal gesagt, dass du eine Weile dachtest, der Bann hätte mit dem Wissen der Elidhu zu tun«, sagte Maerad. »Vielleicht hattest du recht. Aber wie findet man ein Lied? Wurde es aufgeschrieben?«

»Ich weiß es nicht. Womöglich ist mit der Stelle der Geschichte, an der es heißt, das Lied wurde gestohlen, das gemeint - dass es aufgeschrieben wurde, statt in den Elidhu zu leben. Es ist alles so undeutlich.« Enttäuscht und verärgert klopfte er auf den Tisch.

Die drei verfielen in ein nachdenkliches Schweigen und beobachteten, wie der alte Mond über die Gebirgsweiden kletterte. Maerad wurde der Laute der Grillen gewahr, die im Gras zirpten, und des verschlafenen, nächtlichen Blökens der Ziegen.

»Wisst ihr, wie man den Namenlosen an manchen Orten auf Thorold nennt?«, fragte Ankil in Gedanken versunken und durchbrach damit die Stille.

»Wie?« Cadvan drehte sich ihm zu.

»Den Halbgeschaffenen.«

»Der Halbgeschaffene. Das Geteilte Lied.« Cadvan blickte auf seine Hände hinab. »Da besteht doch bestimmt ein Zusammenhang.«

»Vielleicht.« Ankil war mit dem Polieren der Stiefel fertig und stellte sie ordentlich neben seinen Stuhl. »Tja, was es aus dem Mund eines alten Ziegenhirten auch wert sein mag, ich denke, es ist sogar sehr wahrscheinlich.«

73

## Sechstes Kapitel Der Löwe aus Stein

In den folgenden Wochen nahm das Leben seinen langsamen, gewohnten Lauf. Maerad erwachte früh an jedem Morgen, fühlte sich erfrischt und ging zum Fenster, um auf das Hochland von Thorold hinauszublicken. Sie liebte ihr schlichtes Schlafzimmer, dem es zwar an all den Annehmlichkeiten von Inneil oder Busk mangelte, das jedoch dafür mit anderen Vorzügen aufwartete, die jene Kammern nicht bieten konnten. Jeden Morgen strömte die frühe Luft frisch und ungeatmet durch ihr Fenster, leicht nach Gras riechend, und trug ihr das leise Bimmeln der Glocken der grasenden Ziegen zu; und kein Wandgemälde kam der Aussicht gleich, die sie genoss. Maerad spürte, wie sich die tief sitzende Erschöpfung, die seit der Flucht aus Norloch beharrlich angehalten hatte, allmählich verflüchtigte und letztlich ganz auflöste. Die dunklen Ringe verschwanden unter ihren Augen, und ihre Haut nahm eine gesunde Farbe an. Die Aussicht war jeden Morgen anders: Manchmal waren die Täler in Nebel gehüllt, sodass es aussah, als blickte sie über ein riesiges weißes Meer mit grünen Inseln hohen Geländes, das daraus hervorstach, in goldenes Sonnenlicht getaucht; manchmal besaß die gesamte Landschaft bis hinab zum Meer eine übernatürlich anmutende Klarheit, bei der die Farben gesättigt schienen und jeder Umriss sich scharf und deutlich abzeichnete; manchmal herrschte ein malvenfarbener Dunst vor, durch den man das Meer überhaupt nicht sehen konnte, und die Landschaft wirkte verschwommen, gedämpft und beinahe gespenstisch.

Nach einem leichten Frühstück stürzte Maerad sich in die Arbeit mit Cadvan. Sie begannen den Unterricht in Ankils Küche, wo sie bis Mitte des Vormittags mit Nachdruck arbeiteten, bis Cadvan zu einer Pause aufrief. Maerad nützte diese zumeist für einen einsamen Spaziergang in Richtung der Berge, die als schroffe, in Schnee gehüllte

73

Gipfel über Ankils Weide aufragten. Den höchsten von allen bildete der Lamedon, dessen steile Wände selbst mitten im Sommer häufig Nebel verhing. Als Nächstes folgten abfallend die drei Gipfel des Okinlos, die nackten Felswände des Indserek, so steil, dass kein Schnee an ihnen haftete, und die Spitze des Kyrnos, so schmal, dass sie wie eine Klinge aussah. Hinter diesen hohen Gipfeln drängten sich die Schultern zahlreicher weiterer Berge und bildeten zusammen das Zentralmassiv der thoroldischen Berge. An manchen Morgen herrschte dichter Dunst, wodurch sie zu Maerads Erstaunen völlig verschwanden, als wären sie gar nicht da; oder sie hingen wie Geister am Himmel, sichtbar nur in matten Umrissen, und man konnte sie nur erkennen, wenn man genau hinsah und wusste, dass es sie gab.

Trotz der Sorgen, die sowohl Maerad als auch Cadvan quälten, war es eine friedvolle Zeit. Maerad fühlte sich, als sammelte sie Kraft für einen bevorstehenden Kampf, obwohl sie nicht wusste, wie dieser Kampf aussehen würde. Sie widmete sich mit Hingabe dem Lernen: Mittlerweile beherrschte sie die alphabetische Nelsor-Schrift und war in der Lage, recht achtbar zu schreiben und zu lesen. Auch beim Erlernen der Ladhen-Runen erzielte sie Fortschritte. Dabei handelte es sich um ein vielschichtiges Gefüge tausender Zeichen, die ihre Bedeutung durch geringfügige Ergänzungen und Löschungen aus einem Stamm von ein paar hundert Bildern veränderten. Geschrieben wurden sie als Striche, die man ebenso einfach schnitzen wie mit Tinte zeichnen konnte. Es war ein wenig, als lernte man eine Verschlüsselung, und als ebenso faszinierend erwies es sich. Barden verwendeten diese Schriftzeichen, um einander geheimes Wissen zu vermitteln, indem sie Runen in Bäume oder Steine ritzten, wenn keine andere Form der Mitteilung möglich war.

Cadvan zeigte sich äußerst zufrieden mit ihren Fortschritten in Hoher Magie; nach und nach entwickelte sie die Fähigkeit, ihre Bardenmacht zu beherrschen, wenngleich er sie davor warnte, dass er ihr nicht beibringen konnte, wie sie jene Kräfte einsetzen sollte, von denen er nichts wusste. Um sie von ihrer angeborenen Bardengabe zu unterscheiden, bezeichnete er sie als ihre Elementarkräfte, ob-schon Maerad darauf hinwies, dass die beiden miteinander verflochten waren. »Und warum«, fragte sie ihn eines Vormittags, »ist darüber allgemein nicht mehr bekannt? Ankil sagte, dass sich hier

74

auf Thorold viele Geschichten um Elementarblut ranken - warum weiß niemand etwas über diese Dinge?«

Cadvan musterte sie nachdenklich. »Maerad, ganz ehrlich, ich kann es nicht sagen. Ich habe noch nie von solchen Kräften gehört, wie du sie besitzt. Und wahrscheinlich hast du völlig recht damit, dass sie eng verbunden mit der Bardenkraft sind. Aber du darfst nicht vergessen, dass du die Ausersehene bist und diese verschiedenen Gaben daher in dir auf eine neue Weise verschmolzen sind.«

Maerad dachte eine Weile darüber nach. »Also, ich habe das Gefühl, je mehr ich in der Lage bin, die Bardenkräfte einzusetzen, desto größeren Zugriff erlange ich auf die anderen.«

»Ich habe keine Ahnung, wie du den Kulag oder den Unhold in Annar überwältigt hast«, gestand Cadvan. »Das ist etwas, das die Fähigkeiten von Barden übersteigt. Und ich weiß nicht, wie ich dich dahingehend unterrichten soll - du musst es selbst durch Ausprobieren erlernen. Aber wir sollten zumindest herauszufinden versuchen, ob diese Kräfte beherrschbar sind. Es wäre gewagt, dich nur dann auf die Probe zu stellen, wenn dein Leben in Gefahr ist.« Danach begannen sie mit einigen vorsichtigen Übungen - abseits auf einer benachbarten Weide, damit Maerad nicht versehentlich Ankils Haus beschädigen konnte. Zunächst konnte Maerad ihre Kräfte überhaupt nicht bündeln, obwohl sie mittlerweile über genügend Gespür dafür verfügte, ob sie darauf Zugriff oder nicht. Es war eine knifflige, heikle und bisweilen recht

enttäuschende Arbeit. Maerad fand, dass es ein wenig dem Versuch ähnelte, mit den Ohren zu wackeln: Zuerst musste man diese unverwendeten Muskeln bewusst aufspüren und dann erlernen, wie man sie kontrollierte.

Bardenkräfte waren vernunftbegründet, wurden durch Vorstellungskraft unterstützt und mittels Willen und der Hohen Sprache gelenkt. Mit den Elementarkräften verhielt es sich völlig anders. Sie waren schneller als ein Gedanke und schienen vorwiegend auf Eingebung zu beruhen. Obwohl auch sie sich durch Willenskraft leiten ließen, strömten sie aus Maerads Gefühl heraus. Bald fanden sie heraus, dass ihre Kräfte für die Kunst des Trugs nutzlos waren; nach einigen erfolglosen Versuchen mutmaßte Cadvan, dass die Elidhu, wenn sie Trugbanne schufen, eher mit festen Stoffen als mit Täuschungen des Auges arbeiteten.

»Du meinst, dass Ardina sich tatsächlich völlig verändert hat?«,

75

fragte Maerad neugierig. »Als sie beispielsweise in der Ratshalle verschwand?«

»Ja, das glaube ich«, bestätigte Cadvan nachdenklich. »Probieren wir es einfach aus.« Er vollführte die Trugbanngeste und sah sich um, bis er sich für einen in der Nähe aus dem Boden ragenden Stein entschied. »Also, ich kann diesen Stein wie einen Löwen aussehen lassen.« Plötzlich regte sich der Stein, und da war ein Berglöwe, der verschlafen in der Sonne blinzelte. Er gähnte, wodurch er lange gelbliche Fänge entblößte, dann verwandelte er sich wieder in den Stein. »Aber das ändert nichts am Stein selbst, nur daran, wie du ihn siehst. Und jetzt lass uns versuchen, ob du den Stein selbst verändern kannst, ohne einen Trugbann zu verwenden.«

Maerad schloss die Augen, um die Gedanken besser bündeln zu können, suchte in ihrem Geist nach dem Ort, an dem die Elementarkräfte schlummerten, und zwang dem Stein ihren Willen auf, um ihn in einen Löwen zu verwandeln.

Nach einer Weile schlug sie die Augen auf, doch nichts war geschehen.

»Versuch's noch mal«, forderte Cadvan sie ermutigend auf.

»Ich glaube nicht, dass es klappen wird«, meinte sie. »Vielleicht geht so etwas überhaupt nicht.«

Cadvan zuckte mit den Schultern. »Wahrscheinlich nicht«, räumte er ein, »aber versuch es trotzdem noch einmal.«

Seufzend schloss Maerad erneut die Augen. Verärgert durch ihr Versagen gestaltete sie ihren Befehlswillen diesmal noch nachdrücklicher. Sie dachte an den Berglöwen, den sie einst in Annar gesehen hatte, seine Hitze, sein zottiges Fell, seinen Katzengestank, seine gewaltige Größe. Dabei bündelte sie die Gedanken, bis ihr Verstand zu knistern begann.

Plötzlich ertönte das ohrenbetäubende Knirschen von splitterndem Stein.

Erschrocken schlug sie die Augen auf. An der Stelle, an der sich der Stein befunden hatte, stand ein mächtiger Löwe, das Maul zum Brüllen geöffnet, während der Schwanz hin und her schwenkte. Die Augen loderten rot vor Zorn, als hätte er den Arger aufgesogen und verstärkt, den Maerad empfunden hatte, als sie auf ihre Kräfte Zugriff.

»Beim Licht!« Cadvan sprang auf und wich vorsichtig, mit vor sich ausgestreckten Händen zurück. »*Hader, andhaseä*«, sagte er be

76

schwichtigend, und das rote Leuchten in den Augen des Löwen ließ nach. Das Tier gähnte. »*Hader. Hader.*« Nach und nach erschlaffte der Löwe, als überkäme ihn eine gewaltige Erschöpfung, dann rollte er sich recht unverhofft wie eine Hauskatze mit dem Schwanz an der Schnauze zusammen und schlief ein. Maerad saß mit offenem Mund da.

»Tja, ich schätze, das beweist etwas«, meinte Cadvan, sah Maerad an und fuhr sich mit den Händen durchs Haar. »Allerdings habe ich keine Ahnung, warum ich ausgerechnet einen Löwen vorgeschlagen habe. Erschaff nächstes Mal besser ein Kaninchen. Ich denke, du solltest ihn jetzt in einen Stein zurückverwandeln.«

»Ich weiß aber nicht wie«, entgegnete Maerad. »Was soll das heißen? Du hast gerade einen Stein in einen Löwen verwandelt, also musst du es doch auch umgekehrt können.«

Maerad mühte sich damit ab auszudrücken, was sie meinte. »Ich glaube, etwas in das zurückzuverwandeln, was es war, ist etwas anderes. Dafür muss ich etwas anderes tun«, erklärte sie. »Es ist nicht dasselbe einfach umgekehrt.«

»Naja, irgendetwas müssen wir unternehmen«, erwiderte Cadvan. »Ich glaube kaum, dass Ankil eine Freude damit hätte, wenn ein Berglöwe seiner Herde auflauert.«

Maerad holte tief Luft, sammelte sich und suchte in ihrem Innersten nach der richtigen Vorgehensweise. Die erste Umwandlung hatte sie völlig ausgezehrt. Sie bündelte alle Gedanken auf den Löwen und stellte sich den Stein so vor, wie er ursprünglich ausgesehen hatte. Dann spannte sie ihren Verstand an wie einen Muskel, doch diesmal schmerzte es, als überanstrengte sie sich, und als sie aufhörte, zitterte sie heftig. Der Löwe war immer noch da und schlief tief und fest.

Cadvan fluchte, ging zum Löwen, bückte sich und kraulte ihn hinter den Ohren.

»Tja, das ist eindeutig ein waschechter Löwe«, stellte er fest und kehrte zu Maerad zurück. »Kein Trug. Ich habe ihn mit einem Schlafbann belegt, er wird erst in einigen Stunden aufwachen. Wir können es also später noch einmal versuchen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich hätte nicht wirklich gedacht, dass du zu so etwas in der Lage wärst. Dabei frage ich mich, ob du tatsächlich den Stein in einen Löwen verwandelt hast oder ob du einen Löwen von irgendwo hergezaubert hast, wo sich jetzt der Stein befindet. Und vielleicht ein sehr über

76

raschter Hirsch. So oder so, solltest du besser herausfinden, wie du diesen Zauber rückgängig machen kannst.«

»Leichter gesagt als getan«, gab Maerad zurück und schaute verkniffen zwischen ihren Haaren hindurch zu ihm auf. »Ich weiß wirklich nicht, wie es geht. Vorher habe ich es fast gespürt, aber ich bin so müde. Vielleicht schaffe ich es ja später.«

Maerad gönnte sich ein Nickerchen, und nach ein paar Versuchen später an jenem Nachmittag gelang es ihr, den Stein in seiner ursprünglichen Form

wiederherzustellen. Allerdings unterließen sie danach weitere Verwandlungen, zumal sie das Erlebnis als etwas unheimlich empfanden. Und jedes Mal, wenn Maerad an dem Stein vorbeiging, beschrieb sie einen großen Bogen darum, als könnte er sich plötzlich wieder in einen Löwen verwandeln.

Sie hatten beinahe einen Monat bei Ankil geweilt, als Maerad eines Nachmittags nach dem Unterricht, während sie müßig ihre Lieblingsaussicht genoss, zwei kleine Gestalten erblickte, die sich den steilen Pfad zur Weide hinaufmühten. Sie war so gut wie sicher, dass es sich bei einer der beiden um Elenxi handelte, zumal er die andere deutlich überragte. Maerad kniff die Augen in dem Versuch zusammen, mehr zu erkennen, dann begab sie sich in den Käseschuppen, um Ankil die nahenden Besucher anzukündigen.

Ankil schaute von dem Brett auf, an dem er Quark in Musselin einschlug.

»Elenxi? Dann ist er ein wenig früher dran, als ich erwartet hatte«, sagte er.

»Naja, ich bin hier fast fertig. Sag bitte Cadvan, er soll einen Tisch und Stühle auf die Veranda zu stellen. Ich komme gleich.«

Als die Besucher die Weide erreichten, wurde deutlich, dass es sich bei der großen Gestalt in der Tat um Elenxi handelte, bei der anderen um Nerili. Maerad rannte los, um sie zu begrüßen, und sie hielten auf den willkommenen Schatten des Vorbaus von Ankils Haus zu, wobei sie sich den Schweiß von den Stirnen wischten.

»Guten Tag, Enkeltochter«, sagte Ankil und küsste Nerili auf die Wange. »Es ist lange her, dass ich dich zuletzt hier gesehen habe.«

»Viel zu lange, Großvater«, gab Nerili lächelnd zurück. »Du hast mir gefehlt.«

Maerad hatte plötzlich das absurde Bild vor Augen, wie Nerili als fünfjähriges Kind auf Ankils Knie saß.

77

Sie nahmen um seinen Tisch Platz, der bereits mit Essiggurken, Brot, Käse und Karaffen voll Wein und Wasser beladen war.

»Zuerst Wasser!«, rief Elenxi mit funkelnden Augen aus. »Es macht ganz schön durstig, dich zu besuchen, Bruder. Danach, wenn mein Durst gestillt ist, genießen wir deinen feinen Rotwein.«

»Du besitzt überhaupt keinen Anstand«, meinte Ankil ernst. »Du wirst mich doch wohl nicht nur des Weines wegen besuchen?«

»Ich wüsste nicht, weshalb ich es mir sonst antun sollte, diesen Pfad zu erklimmen«, gab Elenxi zurück. »Für einen alten Mann ist es ein beschwerlicher Weg.«

So wurde belanglos weitergescherzt, bis die Besucher sich von dem langen Aufstieg erholt hatten. Dann ließ Nerili einen ernsten Blick um den Tisch wandern, und Schweigen hielt Einzug. In Maerads Augen wirkte Nerili strenger als bei ihrer letzten Begegnung, als hätte sie einen inneren Kampf durchgemacht.

»Natürlich ist euch klar, meine Freunde, dass wir trotz des ausgezeichneten Weins hier sind, um über andere Dinge zu sprechen«, begann Nerili. »Ich habe beschlossen, selbst herzukommen, weil ich mit Cadvan und Maerad reden wollte, bevor sie aufbrechen.«

»Aufbrechen?«, stieß Maerad unwillkürlich hervor. Cadvans Gesicht lag in Schatten, sodass sie seine Miene nicht erkennen konnte.

»Ja, es ist an der Zeit, dass ihr diese Insel verlasst.« Nerili setzte ab und räusperte sich. »Ich habe für eure Überfahrt von Thorold nach Gant mit Owans Namen gesorgt.« Bei der Erwähnung von Owans Namen hellten Maerads Züge sich auf, allerdings nur kurz, denn dann verdüsterten sie sich wieder, als ihr einfiel, wie seekrank sie auf dem Meer wurde. »Er ist bereit, euch zu befördern, und ihr wisst, dass er tapfer und vertrauenswürdig ist. In vier Tagen holt er euch im Hafen von Nisa ab.«

»Das ist hervorragend, Neri«, meldete Cadvan sich zu Wort. »Ich danke dir für deine Hilfe. Aber ich vermute, du hast noch andere Neuigkeiten. Sind die Gesandten aus den Sieben Königreichen zurückgekehrt?«

»Das sind sie. Und es ist ziemlich so, wie wir vermutet haben: Alle Schulen der Sieben Königreiche haben denselben Erlass von Norloch erhalten. Und keine davon ist glücklich darüber. So wie wir haben sie beschlossen, der Herausforderung auszuweichen und abzuwarten, ob Norloch tatsächlich zur Gewalt greift. Jedenfalls bin ich

78

nun sicher, dass sie sich als Verbündete erweisen werden, sollte der schlimmste Fall eintreten. Ich habe jedoch nicht gewagt, ähnliche Gesandte nach Annar zu entsenden.«

»Inneil wäre ähnlich gesinnt«, meinte Cadvan. »Und ich denke, mehr als ein paar andere auch - Til Amon, Elevé, Il Arundeh, Ar-nocen ... «

»Ja«, pflichtete Elenxi ihm bei. »Aber bei Annar können wir nicht sicher sein. Die Bande zwischen annarischen Schulen und Norloch sind wesentlich fester als jene mit den Sieben Königreichen; schließlich ist Enkir immer noch Oberster Barde von Annar. Und da die Zeiten sich verfinstern und üble Kunde sowohl aus dem Norden als auch aus dem Süden dringt, habe ich das Gefühl, wir können uns nicht darauf verlassen, dass sie erkennen werden, wie Norloch den Pakt des Bardentums verrät. Meiner Ansicht nach ist Umsicht der weiseste Pfad.«

»Würde etwas von diesen Unterredungen bekannt, würden wir zweifellos als Aufwiegler gelten«, fügte Nerili hinzu. »Was ich, wenn es nicht unbedingt sein muss, lieber vermeiden möchte. Wir sind mittlerweile sicher, dass sich Spitzel in Thorold aufhalten, und wir wissen von mindestens einem innerhalb der Schule. Seitens Norloch wurden wir offen darauf hingewiesen, dass man Auskünfte über unsere Hilfestellung euch gegenüber besitzt und dies als Kriegsgrund betrachtet. Es sei denn, wir liefern euch aus. Natürlich haben wir jegliche Kenntnis von euch gelehnet. Aber die Schlinge zieht sich zu.«

Cadvan presste die Lippen aufeinander. »Ich verstehe. Es dürfte keine Überraschung darstellen, dass sich die Kunde letztlich verbreitet hat.«

»Ihr wurdet gemäß einer sehr zuverlässigen Quelle in Amdridh gesichtet«, erwiderte Elenxi nüchtern. »Und ich glaube, es kursieren Gerüchte, denen zufolge ihr auch in Suderain gesehen wurdet. Beweise für euren Aufenthaltsort gibt es keine. Und es wird auch weiterhin keine geben.« Er grinste wölfisch und bleckte dabei die Zähne, was Maerad einen Schauer über den Rücken jagte.

»Warum?«, erkundigte sie sich voll plötzlicher Anspannung. Elenxi wandte sich ihr zu, und zum ersten Mal nahm sie in ihm die erbarmungslose Rücksichtslosigkeit eines Kriegers wahr. Unwillkürlich zitterte sie. »Ich habe mich des Spitzels angenommen«, erklärte er.

79

»Woher hast du gewusst, dass es ein Spitzel war?«, fragte sie.

»Ach Maerad, hör doch auf, so einfältig bist du nicht«, erwiderte er. »Es gibt Wege und Mittel, in den Geist eines Menschen zu blicken. Jedenfalls wird er uns nie wieder verraten.«

»Hast du ihn getötet?« Maerad fühlte sich zutiefst bedrückt; sie wollte nicht, dass irgendjemand ihrethalben getötet wurde. Elenxi sah ihr in die Augen, und in seine strengen Züge trat plötzlich Milde.

»Maerad, angesichts dessen, was uns droht, hätte ich dich für weniger zimperlich gehalten. Aber nein, ich habe ihn nicht getötet. Dennoch wurde er bestraft. Und es wird einige Zeit vergehen, ehe ihm vergeben wird. Ausgerechnet du solltest kein Mitleid auf ihn vergeuden.«

Maerad verspürte keine Lust, die Frage weiter zu erörtern, und erkundigte sich nicht, wer der Spitzel war. Sie wollte es gar nicht wissen. Es beunruhigte sie; zwar konnte sie Elenxis Gründe nachvollziehen, gleichzeitig jedoch widerstrebte ihr das unumstößliche Urteil, das aus seinen Zügen sprach. Schließlich war es nur allzu einfach, Fehler zu begehen, und sei es aus den bestgemeinten Gründen. Wer wusste schon, was falsch und was richtig war?

»Mitleid ist nie vergeudet«, meinte Cadvan leise. »Selbst die schlimmsten Menschen verdienen Mitleid. Sogar der Namenlose ist ein bemitleidenswertes Geschöpf.«

Elenxi bedachte ihn mit einem durchdringenden Blick. »Vielleicht. Ich will die Weisheit des Gleichgewichts nicht in Frage stellen. Aber trotz allem hat dieser Mann euch und uns für Gold verraten. Daran finde ich nicht viel bemitleidenswert.«

»Wie immer man dazu stehen mag, es stimmt, dass es Spitzel gibt und Norloch eure Anwesenheit hier vermutet«, sagte Nerili. »Deshalb müsst ihr so bald wie möglich aufbrechen. Elenxi wird euch nach Nisa führen, danach müsst ihr weiter nach Gant. Gahal erwartet euch und wird euch sagen können, wie ihr am besten weiter nach Norden gelangt. Ich selbst rate euch trotz der Gefahren zum Seeweg entlang der Küste. Ich denke, Annar zu durchqueren wäre noch gefährlicher.« Nachdenkliche Stille kehrte ein.

»Hast du in der Bibliothek gesucht?«, fragte Cadvan schließlich und lenkte das Gespräch in eine andere Richtung.

79

»Das habe ich«, erwiderte Nerili. »Ich habe sie von oben bis unten durchstöbert und die gelehrtesten Bibliothekare befragt. Dennoch konnte ich nichts finden, was euch helfen könnte.«

»Es wird nichts Niedergeschriebenes geben«, meldete sich Ankil zu Wort, der bisher schweigend dagesessen und der Unterhaltung aufmerksam gelauscht hatte.

»Wahrscheinlich nicht«, meinte Nerili und bedachte ihn mit einem neugierigen Blick. »Es würde mich überraschen, Cadvan, wenn du in den anderen Bibliotheken etwas findest.«

»Nelac hatte etwas über das Baumlied gelesen«, warf Maerad ein. »Also muss es irgendwo etwas Schriftliches darüber geben.«

»Die Stelle, die er fand, war äußerst undeutlich«, schränkte Cadvan ein. »Aber ich glaube, Ankil hat recht.« Er berichtete Nerili und Elenxi vom Geteilten Lied, und die beiden lauschten gespannt. »Das ist der beste Hinweis, auf den wir bislang gestoßen sind«, beendete er seine Ausführungen.

»Sucht nicht an einem Maulbeerbaum nach Nüssen«, mahnte Ankil. »Ich denke, ihr müsst euch vom Reich des Geschriebenen abkehren und dem Reich des Erinnerten zuwenden.«

Maerad spürte, wie ihr Herzschlag sich beschleunigte. Tief in ihrem Innersten war sie sicher, dass in Ankils Worten etwas Wahres lag. Auch Maerad hatte das Schreiben erst spät erlernt; bis zu jenem Frühling hatte sie von der Schriftsprache keine Ahnung gehabt, und so wie Ankil fühlte sie sich mündlichen Überlieferungen näher als die meisten Barden.

»Vielleicht verwahrt man dieses Wissen im Norden«, sagte sie. »Und vielleicht müssen wir deshalb dorthin. Um mit jemandem zu reden.«

»Ja«, pflichtete Cadvan ihr bei. »Aber mit wem?«

Darauf wusste niemand eine Antwort, und Nerili wechselte das Thema. »Die Gesandten kehrten nicht nur mit schlechter Kunde heim«, erklärte sie. »Einer brachte etwas für euch beide mit.« Damit fasste sie in ihre Brusttasche und holte einen versiegelten Brief hervor. »Das hier stammt von Saliman von Turbansk.« Maerad stieß einen verzückten Schrei aus und griff nach dem Brief, womit sie Cadvan zuvorkam, der ebenfalls gerade die Hand danach ausstrecken wollte. Er bremste sich und lehnte sich zurück, obwohl er eindeutig ebenso ungeduldig wie Maerad darauf harrte zu

80

erfahren, was der Brief enthielt. Maerad betrachtete neugierig das Siegel; es wies das Zeichen der Schule von Turbansk auf - eine von Flammen umgebene Sonne. Dann brach sie es mit dem Fingernagel und entfaltete das Pergament. Der Brief war in Salimans deutlicher, geübter Handschrift verfasst.

»Lies ihn uns laut vor, Maerad«, forderte Cadvan sie auf.

Maerad zögerte kurz, dann begann sie langsam zu lesen. Dabei tauchte Salimans reges, lachendes Gesicht lebhaft vor ihrem geistigen Auge auf.

»Hier steht: >Maerad, Cadvan - seid begrüßt, meine Freunde! Ich schreibe in Eile, da der Gesandte aus Thorold noch in dieser Stunde aufbrechen möchte. Jedenfalls war ich unsagbar froh zu erfahren, dass ihr wohlbehalten in Thorold eingetroffen seid. Meine Gedanken haben euch jeden Tag begleitet, seit wir uns zuletzt gesehen haben, und keine Neuigkeiten zu hören ist hart, zumal sich dann Hirngespinnste ausbreiten^ O Cadvan«, rief Maerad aus und wandte sich ihm jäh zu. »Sie haben unsere Botschaft nie erhalten!«

»Vogelbotschaften kommen häufig nicht an«, gab Cadvan zurück. »Manchmal neigen die Tiere dazu, sie zu vergessen. Was steht da sonst noch?«

»>Ich hoffe, ihr habt unsere Nachricht erhalten und seid nicht so besorgt, wie wir es gewesen sind<«, fuhr Maerad fort. »Tja, haben wir nicht. Gibt es keine zuverlässigeren Möglichkeiten als Vogelbotschaften? Na, wie auch immer.

>Hem und ich trafen drei Wochen nach der Flucht aus Norloch wohlbehalten hier ein, und Hem wurde seither an der Schule aufgenommen. Ich fürchte, es fällt ihm etwas schwer, sich einzugewöhnen. Er ist der einzige annarische Schüler seiner Stufe, und bedauerlicherweise findet er keine Freunde.

Ungeachtet dessen geht es ihm gut, und er verschlingt immer noch unge-< Augenblick, das kann ich nicht ganz lesen ... Oh, es heißt ungeheuerliche Mengen. Ich denke, seit unserer Ankunft ist er um zwei Handbreiten gewachsen. Er hat gute Lehrmeister, und trotz der Anfangsschwierigkeiten, die zu erwarten waren, stimmen mich seine Fortschritte zuversichtlich.

Cadvan, ich habe erfahren, dass Nelac eingekerkert wurde, was mich zutiefst betrübt. Auch von der Weisung aus Norloch weiß ich. Tatsächlich haben wir hier eine ähnliche Forderung erhalten. Unseren Zirkel konnte sie nicht recht überraschen, da ich bereits von

81

Enkir berichtet und wir uns eine Erwiderung zurechtgelegt hatten. Außerdem habe ich erfahren, dass du und Maerad zu Geächteten erklärt worden seid. Ich kann dir nicht sagen, wie traurig mich das stimmt. Ich wünschte, ich könnte sagen, ich sei entsetzt, allerdings war ich hinsichtlich Norloch von vornherein weniger zuversichtlich, als du es vermutlich warst. Das Schwinden des Lichts dort hat mir schon seit langem Kummer bereitet. Aber darüber haben wir uns ja bereits unterhalten.

Ich bin hier ständig sehr beschäftigt, zumal es Gerede (und mehr als Gerede) über einen bevorstehenden Einmarsch aus dem Osten gibt. Unsere Kundschafter berichten uns von Heerscharen von Hundssoldaten, die sich an der Grenze von Den Raven scharen. Zudem kursieren noch schlimmere Gerüchte, mit denen ich dich nicht belasten will. Die Tage verdunkeln sich, meine Freunde. Aber niemand - weder Norloch noch der Eherne Turm - werden Turbansk mühelos bezwingen. Auch Amdridh ist standhaft. Aber ich fürchte, im bevorstehenden Sturm werden wir alleine bestehen müssen, und mir ist klar, dass wir aus dem Norden eher Schwerter denn Hilfe erwarten können, sodass wir womöglich regelrecht in die Zange genommen werden. Wir befinden uns mitten auf einem riesigen Spielbrett, und schon bald werden sich alle Figuren in Bewegung setzen. Wir werden kämpfen, wie wir es immer getan haben, um uns selbst und das Licht zu schützen. Aber ich fürchte, es wird ein erbitterter Kampf, und ich weiß nicht, ob wir obsiegen werden. <« Maerad stockte und verstummte kurz. Ihre Zuhörer warteten geduldig, bis sie mit belegter Stimme weiterlas.

»>Doch dies sind düstere Worte, und da rings um mich solch große Herzen schlagen, die nicht verzagen, weigere auch ich mich, den Mut sinken zu lassen. Unsere Lage mag verzweifelt sein und noch verzweifelter werden, dennoch gibt es nach wie vor viel Schönes auf dieser Welt und viel Liebe. Und so wenden sich meine Gedanken euch beiden zu, die ihr heimatlos in dieser zerrissenen Welt seid, und wünschen euch Segen und jede nur erdenkliche Hilfe auf eurem

dunklen Pfad. Ich gelobe, dass wir uns auf dieser Welt wiedersehen und zusammen den Freundschaftsbecher trinken werden. Bis zu jenem Tag verbleibe ich mit herzlichsten Grüßen euer Saliman. Bevor ich ende, bittet Hem mich, Maerad auszurichten, dass die Früchte hier in Turbansk tatsächlich so wunderbar sind, wie es die Vögel ihm

82

geschildert haben, und dass er allmählich dick wird. Außerdem sendet er all seine Liebe und wünschte, du wärest hier. S.<«

Maerad faltete den Brief und saß schweigend, mit zu Boden gerichtetem Blick da. Sie vermisste Hem so sehr, dass es sich wie ein körperlicher Schmerz anfühlte. Eine Weile sagte niemand etwas, dann erhob sich Ankil. »Ich muss mich um die Ziegen kümmern«, verkündete er. »Bitte fühlt euch wie zu Hause, Barden. Möchtet ihr über Nacht bleiben? Oder brecht ihr noch heute auf?« »Wir sollten uns heute auf den Weg machen, bevor das Licht schwindet«, antwortete Elenxi. »Bis zum Einbruch der Dunkelheit können wir in Velissos sein, sodass wir morgen nach Nisa Weiterreisen können.«

»Ja, wir können nicht länger verweilen.« Cadvan stand auf. Aus seiner hageren Gestalt sprach plötzliche Ungeduld, als wollte er am liebsten in jenem Augenblick aufbrechen. »Mein Herz sagt mir, dass die Zeit knapp wird.« Maerad schüttelte sich, rang ihre Tränen zurück und erhob sich ebenfalls. Es gab Arbeit zu tun.

Bald hatten sie gepackt und waren bereit, Ankils Haus zu verlassen. Ankil umarmte sie beide innig, als sie auf seiner Veranda standen und zum letzten Mal die herrliche Aussicht von seinem Haus aus genossen.

»Ihr werdet mir beide fehlen«, sagte er. »Es war schön, eure Gesellschaft zu haben. Möge es euch gut ergehen.«

»Dir auch«, erwiderte Cadvan lächelnd. »Deine Gastfreundschaft war unübertroffen.«

»Ihr seid jederzeit herzlich willkommen«, meinte Ankil. »Mir gefällt dein Umgang mit den Ziegen. Deiner auch, Maerad. Nur beschwör nächstes Mal keine Löwen herauf.«

Maerad lachte, küsste Ankil auf die Wangen und roch seinen frischen, nachgerade herben Duft, sauber und rein wie Gebirgsgras. Sie ließ den Blick über die blumengesprenkelte Weide schweifen und verabschiedete sich in Gedanken von jeder Ziege namentlich. Dann seufzte sie, ergriff ihr Bündel und trat hinab, um sich zu Elenxi und Nerili zu gesellen, die am Fuß der Stufen auf sie warteten.

Die vergangenen Wochen waren ein Urlaub gewesen, eine segens

82

reiche Erholung, eine Gelegenheit, Maerads größtmöglichen Wissensrückständen Abhilfe zu schaffen. Sie war nicht mehr das blauäugige Mädchen, das Gilmans Feste erst in jenem Frühling verlassen hatte: Mittlerweile wusste sie genug, um mehr als ein teilnahmsloser Fahrgast des Schicksals zu sein. Cadvan und sie waren Geächtete, die sowohl vor dem Licht als auch vor der Finsternis flohen und nach einem geheimnisumrankten Ziel strebten, von dem sie so gut wie

nichts wussten. Doch statt vor ihrer Zukunft zu erschauern, sprang ein Teil von Maerad ihr nun aufgeregt entgegen, erfüllt von einer bittersüßen Freude darüber, dass es endlich begann.

83

## Zweiter Teil Annar

*Ich habe die Dunkelheit gesehen, erfüllt von endlosen Sternen, durch das Gezweig der Buchen von Calicider, wenn die Vögel sich zur Ruhe hocken und das Rotwild im Adlerfarn schläft, und ich roch den Duft der Zedern von Malinan beim Aufgang des Mondes.*

*Ich habe den Chor der Frösche in den Marschen von Caln gehört, sah blaue Kerzen zwischen den Sumpfmahagonis entflammen, und das Torfmoos, dessen fahle Blüten in der grünen Nacht schimmern. Ich hörte die Regenpfeifer zwischen den Mangroven von Aleph, und es machte mich froh.*

*Ich bin über die Felder von Carmallachen gewandelt, wenn die Rinder schlafen, und über die weiten Weiden von Lauchomon und Lukernil, und ich habe gelacht, als ich sah, wie der Mond im See von TilAmon badete, als hätte niemand sonst je gesehen, wie er seine silbrigen Locken über das Wasser breitet.*

*O Annar, das ich liebe, einst war Dunkelheit dein zweites schönes Gesicht, o Annar, das ich liebe, nun ist die Zuflucht der Nacht vernichtet, und alle Kreaturen verstecken sich vor deinem Grauen.*

*Aus Lieder aus Annar, Dormision von Til Amon*

## Siebttes Kapitel Das Idoiravis

Sie verbrachten die Nacht in Velissos und gedachten früh am nächsten Tag zur Küste aufzubrechen. Elenxi sollte sie nach Nisa führen, einem winzigen Hafen im Norden Thorolds, wo sie sich mit Owan treffen und anschließend zur Halbinsel Gantsegeln würden. Ihr Weg verlief durch die Berge von Thorold, aber zu Maerads Erleichterung erklärte Elenxi, dass es nicht notwendig sei, das Gebirge zu überqueren: Über ein tiefes, gewundenes Tal, bekannt als der »Schlangenbauch« oder das Idoiravis, würden sie zur nördlichen Hochebene gelangen, ohne über Felsen klettern zu müssen. Von dort aus war es ein vergleichsweise unbeschwerlicher Ritt nach Nisa, für den sie höchstens drei oder vier Tage brauchen würden.

Als Maerad sich in ihr Bett kuschelte, dachte sie über die Veränderung nach, die sie an Nerili erkannt hatte. Die unterschwelligen Gefühle zwischen den älteren Barden, die Maerad als so beunruhigend empfunden hatte, waren gänzlich verschwunden. Nun sprachen sie wie alte Freunde miteinander, unbekümmert und herzlich.

Vielleicht wirkte Cadvan deshalb weniger gezwungen in Nerilis Gegenwart. *Vielleicht ist Nerili inzwischen etwas klar geworden, was sie zuvor nicht verstanden hat*, dachte Maerad. *Darüber, was die Finsternis ist, innerlich wie äußerlich. Vielleicht verzeiht sie Cadvan jetzt etwas. . .* Doch es fühlte sich ungehörig an, weitere Mutmaßungen anzustellen, und das war ihr letzter bewusster Gedanke, bevor sie in einen traumlosen Schlaf versank.

Sie standen vor Sonnenaufgang auf. Nebel hing zwischen den Kiefern und Lärchen, die sich in lichtem Bewuchs die Hügel hinaufzogen. Sie sattelten und beluden die Pferde, die sie vor fast einem Monat in Velissos zurückgelassen hatten. Nachdem sie gepackt hatten, nahmen sie ein rasches Frühstück ein. Nerili, bereits in Stiefel und für die eigene Reise nach Busk gekleidet, verabschiedete sich

84

im Schankraum der Taverne von Maerad und Cadvan. Das lange, dunkle Haar floss ihr auf die Schultern hinab.

»Ich will euch nicht aufhalten«, meinte sie in düsterem Tonfall und küsste sowohl Cadvan als auch Maerad förmlich auf die Stirn. »Ich schicke euch mit all unserem Segen und all unseren Hoffnungen eurer Wege. Nur ihr, das spüre ich in meinem Herzen, könnt dieses sonderbare Rätsel entwirren. Unterwegs werdet ihr Hilfe finden, vermutlich dann, wenn ihr sie am wenigsten erwartet, aber auch allerlei Gefahren. Möge das Licht euch beschützen !«

»Und dich ebenfalls«, sagte Cadvan. Er stellte sein seltenes, strahlendes Lächeln zur Schau und küsste Nerilis Hände. »Noch ist nicht alles finster, Nerili. Und obschon wir durch unzählige Gefahren wandern werden, begleitet uns der Segen all derer, die uns ihre Freundschaft und Liebe entgegengebracht haben. Das ist allorts ein Schild vor der schlimmsten Verzweiflung, selbst in den Verliesen des Namenlosen.«

Maerad vermeinte, eine leichte Röte in Nerilis Wangen steigen zu sehen, wemgleich die Oberste Bardin sich so stolz wie zuvor gebarte. »Das erscheint mir etwas hochtrabend für meinen bescheidenen Segen«, entgegnete sie, »aber wenn du meinst, dass dem so ist, dann wird es stimmen. Schließlich bist du schon in solchen Verliesen gewesen, ich nicht.«

Nerili drehte sich Maerad zu. »Ich gebe euch außer dem Segen Thorolds keine Geschenke mit«, sprach sie. »Ich möchte euch nichts aufbürden. Gute Reise!« »Die Geschenke, die du uns bereits gemacht hast, sind mehr als genug«, erwiderte Maerad. »Möge das Licht deinen Weg erhellen.« Ein Kloß im Hals überraschte sie; hastig wandte sie sich ab und ging zur Tür, wo Elenxi bereits ungeduldig wartete. Sie schwangen sich auf die bereit stehenden Pferde, und bald verbargen die Hügel das Dorf Velissos hinter ihnen.

Den ganzen Tag folgten sie dem Pfad, der westwärts aus dem Dorf führte. Die Schatten vor ihnen wurden kürzer und kürzer, bis sie zu schwarzen Tümpeln unter den Bäumen der Pferde schrumpften, dann streckten sie sich langsam hinter ihnen aus, während sie in die

84

langen, schräg einfallenden Strahlen der sinkenden Sonne blinzelten. Ihr Weg führte sie in immer höhere Regionen, die sich als fast gänzlich unbewohnt erwiesen. Nur an ein paar abgeschiedenen Katen kamen sie vorbei. Der Pfad schlängelte sich schwindelerregend durch eine mit niedrigem Strauchwerk bewachsene Landschaft, übersät mit riesigen flechtenüberzogenen Felsblöcken und Geröll aus kleineren Steinen. Für jene fruchtbare Insel wirkte die Gegend ungewöhnlich trostlos.

»Wir nennen diesen Ort die Gebeine, *I Lanik* in der Sprache der Insel«, erklärte Elenxi, als er ein Feuer für ihr Nachtlager anzündete. »Hast du heute einen Bach gesehen?«

Maerad dachte nach und stellte fest, dass sie verneinen musste.

»Durch eine Tücke der Hügel ergießen sich alle Bäche über die anderen Hänge der Rücken hinab. Und es gibt keine Quellen. Das einzige Wasser in dieser Gegend fällt vom Himmel. Es heißt, dass der Geist dieses Ortes vor langer Zeit den Lamedon verärgerte und durch die Verbannung allen Wassers bestraft wurde.«

Ungeachtet dessen fand Maerad am nächsten Tag, dass diesem hungrigen Land eine sonderbare Schönheit anhaftete. Die kahlen Felsen wiesen einen üppigen Farbenreichtum auf, von Malvenfarben und Rosa über Purpur bis hin zu Weiß, und das Licht spiegelte sich auf ihnen in bemerkenswerter Weise.

Gegen Nachmittag gelangten sie in ein breites Tal. Zu beiden Seiten ragten steil die schneebedeckten Gipfel des Zentralmassivs von Thorold auf. Zum ersten Mal seit über einem Tag hörte Maerad Wasser gurgeln; kleine Bächlein stürzten die Seiten des Tals herab und flössen schließlich zusammen, um einen breiten, flachen Fluss zu bilden, der in einem Bett aus glatten Kieselsteinen auf die Nordküste Thorolds zuströmte. Ihr Pfad stieß auf den Fluss und verlief daneben weiter.

»Bald gelangen wir in den Bauch der Schlange«, verriet Elenxi und schaute über die Schulter zurück. »In das Idoiravis.«

Maerad spürte, wie sie bei den Worten ein düsterer Schauer durchlief. »Gibt es dort Banditen?«, fragte sie. Die Umgebung erinnerte sie ein wenig an die Bruchhügel in der Nähe von Milhol, eine für Räuber berühmte Gegend.

»In Thorold gibt es keine Banditen, Maerad«, entgegnete Elenxi grinsend über die Schulter zurück. Dennoch blieben sie unwill

85

kürlich dichter beisammen, als sie durch die bedrohlich wirkenden Schatten ritten, die von den hoch aufragenden Steilwänden zu beiden Seiten stammten. Wie die Gebeine war dies ein unwirtliches Land. Je weiter sie in das Tal vordrangen, desto steiler und höher ragten die Hänge zu beiden Seiten auf, bis sie durch eine Schlucht ritten, die sich durch das Herz der Berge zog, als wäre es bei einem urtümlichen Naturereignis aufgebrochen. Zudem war es sehr kalt. Selbst mitten im Sommer blieb der Talboden des Idoiravis den Großteil des Tages im Schatten; nur ein paar Sonnenstrahlen fanden den unmittelbaren Weg an den hoch aufragenden Felswänden vorbei in die Tiefe. Gelegentlich erspähten sie versteckt in Spalten der steilen Hänge graue Schneehaufen aus dem vergangenen Winter.

Maerad bat um einen kurzen Halt, um ihren Wollmantel umzulegen, den sie seit der Ankunft in Thorold nicht mehr getragen hatte. Danach ritten sie weiter durch die frostige Düsternis.

Entlang des schmalen Verlaufs der Schlucht wuchsen auf dichten

Moosteppichen niedrige, verworrene Eiben und Myrten, außerdem Büschel eines Farns mit dunklen Wedeln, den sie noch nie gesehen hatte. Dieser Ort machte ihr Unbehagen. Anscheinend erging es den Pferden ebenso - sie beschleunigten die

Schritte zu einem flotten Gang. Der Widerhall der Felswände vervielfachte die Hufschläge beunruhigend, als polterte hinter ihnen eine ganze Kavalkade durch die Schlucht.

Vermutlich lag es an eben diesem Lärm, dass sie überrascht wurden. Cadvan bremste jäh das Pferd und brüllte eine Warnung. Einen Lidschlag, bevor Elenxi, der sie immer noch anführte, die Arme hochriss und vom Pferd glitt, baute Cadvan eine Verteidigung auf. Elenxis Pferd bäumte sich erschrocken auf, dann wirbelte es herum und preschte davon. Maerad hielt entsetzt an und versuchte zu begreifen, was vor sich ging, noch während sie - mittlerweile wie selbstverständlich - das Schwert zog und den Geist gegen einen Angriff abschirmte. Ihre Stute scheute unter ihr; Maerad hatte Mühe, sie im Zaum zu halten. Zugleich spürte sie einen weiteren Angriff und eine dunkle Gegenwart in der Nähe. Sowohl sie als auch Cadvan schimmerten vor magischem Licht. »Es ist ein Untoter«, zischte Cadvan. »Zumindest hoffe ich, dass es nur einer ist.«

86

»Ich kann niemanden sehen«, sagte Maerad, die den Blick suchend über die Farnwedel wandern ließ. Sie wucherten hoch genug, um einen Mann zu verbergen. Maerad sandte ihren Geist aus, um ihn mit dem Cadvans zu vereinen und ihrer beider Kraft zu bündeln. Zusammen durchsuchten sie das Tal, spürten der Quelle des Übels nach, das sie beide fühlten. Es verbarg sich in einem Dickicht der niedrigen Bäume. Als sie es entdeckten, erfolgte ein weiterer Angriff, der auf Cadvan abzielte.

Diesmal konnte Maerad ihn sehen, einen pfeilschnellen Energieblitz. Wie immer, wenn ihr Leben in Gefahr war, schien die Zeit sich zu verlangsamen. Instinktiv wehrten sie ihn ab, indem sie sowohl ihre Schwerter als auch ihre Bardenkräfte einsetzten. Der Blitz wurde zur Schluchtwand abgelenkt; mit lautem Krachen prallte er dagegen und löste Gesteinssplitter daraus. Einer davon traf Maerad im Gesicht und schnitt ihr die Wange auf, doch sie bemerkte den Schmerz gar nicht.

Sie fand, dass es kein besonders kraftvoller Streich gewesen war -gefährlich höchstens für einen unvorbereiteten Barden, aber kaum in der Lage, jemanden zu verletzen, der seine Verteidigung errichtet hatte. Sie und Cadvan stiegen ab, befahlen ihren zitternden Pferden, an Ort und Stelle zu bleiben, und bewegten sich vorsichtig auf das Dickicht zu. Elenxi lag reglos mit ausgestreckten Armen auf dem Boden. Einen Lidschlag lang überlegte Maerad, wie schlimm er verwundet sein mochte, doch sie hatte keine Zeit, sich damit zu befassen.

»Nicht zu nah«, murmelte Cadvan. »Es könnte sein, dass er nur versucht, uns näherzulocken, damit eine Falle zuschnappen kann.«

Sie wappneten sich und sandten einen Lichtblitz in die Richtung der Bäume. Er bestand aus weißem Feuer, der mächtigsten Waffe der Barden gegen die Finsternis, doch er schien jede Wirkung zu verfehlen. Es war, als hätte man einen Kieselstein in einen Sumpf geworfen. Die Energie verpuffte einfach. Sehen konnten sie immer noch niemanden.

Die Erwiderung ließ nicht auf sich warten - sie erfolgte in Form eines Angriffs, der Maerad ob seiner Gewalt erschreckte und der sie beide beinahe umwarf. Ihr Schwert klirrte, als sie es gegen den Blitz aus schwarzem Licht schwang und diesen damit in den Boden leitete. Ihre Schulter erbebt vor Anstrengung. An der Klinge blieb

87

eine schwarze Kerbe zurück, als wäre mit loderndem Eisen darauf gehämmert worden. Der Streich versengte ihr die Haare und füllte ihren Mund mit einem Geschmack wie von brennendem Eisen, bitter und faulig. Unwillkürlich entfesselte sie selbst einen Gegenschlag, kraftvoller als der vorherige, den sie gemeinsam mit Cadvan ausgeführt hatte, und er wurde sofort von einem Blitz dunkler Energie beantwortet, der ihre Verteidigung fast durchbrach, ihren Geist erschauern ließ, als wäre er eine dünne Stahlklinge. Sie taumelte vor Schmerzen. Auf diese Weise, mit Magie, war sie noch nie zuvor getroffen worden. Es war, als öffnete sich schlagartig eine schwarze, abscheuliche Leere inmitten ihres Wesens.

»Halt!«, rief Cadvan scharf, als sie gerade einen weiteren Blitz vorbereitete. »Er benutzt uns. Ich weiß zwar nicht wie, aber in seinem letzten Streich war weißes Feuer.«

»Was?«

»Wir können ihn nicht angreifen. Zumindest nicht mit der weißen Flamme. Sie hat keine Wirkung gegen ihn. Und das zuletzt war unser eigenes Feuer.«

Ungläubig drehte Maerad sich Cadvan zu. »Was sollen wir dann tun?«

»Bist du sicher, dass dein Schild unversehrt ist?«

Maerad überprüfte ihre Verteidigung. Trotz der heftigen Erschütterung schien sie unbeeinträchtigt zu sein. »So sicher ich sein kann«, antwortete sie.

»Gut. Sorg dafür, dass es so bleibt. Wir werden uns auf ein Handgemenge einlassen müssen.«

»Aber was, wenn es eine Falle ist, wie du gesagt hast?«

»Ich spüre, dass es nur ein Untoter ist. Und ich wüsste nicht, was wir sonst tun können.«

Maerad holte tief Luft. Dann setzten sie und Cadvan ihr langsames Vorrücken auf die Bäume zu, unablässig bedrängt von Angriffen des Untoten, die nicht ernst genug erfolgten, um ihre Schilde zu durchdringen. Als sie sich den Bäumen näherten, erspähten sie dazwischen letztlich eine Gestalt, kaum zu erkennen, da irgendein Bann sie mit den Schatten verflocht, sodass der Blick darauf getrübt wurde und sie wie ein Teil des Gewirrs der Zweige wirkte. Die Gestalt kam ihnen nicht entgegen.

Als sie sich nur noch zehn Schritte entfernt befanden, rief Cadvan

87

in der Hohen Sprache: »Wer greift in diesem friedlichen Land Reisende an? Nenn uns deinen Namen!«

Eine lange Stille folgte, und sie wollten gerade einen weiteren Schritt vorrücken, als ein stämmiger Mann in die weniger dichten Schatten der Schlucht trat.

»Wer ich bin, geht dich nichts an, Cadvan von Lirigon«, sprach der Untote. Auch er bediente sich der Hohen Sprache, doch bei ihm klang sie seltsam kehlig; Maerads Nackenhaare sträubten sich ob seiner Stimme. »Ich bin nur ein Diener größerer Gesetze.«

Kein Kapuzenumhang verbarg das Grauen des knochigen, leblosen Gesichts, das die stumpfen Augen auf sie richtete. Unwillkürlich schauderte Maerad.

»Was euch angeht, Geächtete, so will ich euch einer größeren Gerechtigkeit zuführen. Es ist in allen Landen weit verbreitet, dass ihr wegen Verrats gegen das Licht gesucht werdet.«

Cadvan spuckte zu Boden. »Ein Untoter hat es gerade nötig, von Verrat gegen das Licht zu sprechen«, knurrte er.

»Ich bin kein Verräter«, entgegnete der Untote. »Ich bin ein Norloch getreuer Barde. Und ihr tötet gut daran, mich zu begleiten. Ihr könnt mich nicht bekämpfen.« Der Untote betastete einen Gegenstand, den er in den Händen hielt. »Ich habe einen Schwarzstein, eure Magie ist also nutzlos. Selbst solche Kräfte wie die deinen, Maerad von Pellinor. Und ich bin ein besserer Schwertkämpfer, als ihr vielleicht vermutet.«

»Du bist ein Lügner«, spie Maerad ihm hitzig entgegen. »Wie alle Untoten.« Beiläufig und verächtlich hob der Untote den Schwarzstein an und sprach ein paar Worte. Maerad sog scharf die Luft ein; es fühlte sich an, als bitten Schlangen in ihre Eingeweide. Von plötzlichen Qualen gebeutelt umklammerte sie ihren Bauch und wäre beinahe gefallen.

Cadvan ergriff ihre Hand, und die Schmerzen verschwanden.

»Er weist dein Muster auf«, sagte er geheimnisvoll. »Und er hat recht, wir können ihn nicht angreifen. Nicht mit Magie. Er würde sie nur gegen uns wenden.«

»Trotzdem glaube ich nicht, dass du gegen uns kämpfen und siegen kannst«, stieß Maerad hervor und hob das Schwert an, doch der Untote lachte nur.

88

»Oh, ich habe von deiner Tapferkeit gehört«, sagte er gedehnt. »Eine viel versprechende Anfängerin, wie man mir versicherte. Dennoch nicht mehr als eine Anfängerin. Und denkst du, der große Cadvan könnte dich verteidigen? Bestimmt nicht, wenn seine Zauberkunst nutzlos ist. Dann ist er nicht mehr so groß.«

»Ich weigere mich, Wortgefechte mit Verrätern auszutragen«, knurrte Cadvan verkniffen. *Los, Maerad*, sandte er in ihren Geist, und zusammen setzten sie sich in Bewegung, um den Untoten anzugreifen.

Der Untote bewegte sich pfeilschnell - er entfesselte einen schwarzen Lichtblitz und griff Cadvan mit dem Schwert an. Maerad krümmte sich neuerlich vor Schmerzen, und Finsternis raubte ihr die Sicht, als herrschte schlagartig tiefste Nacht. Sie brach auf dem Boden zusammen, wand sich und rang nach Luft. Ein paar Augenblicke nahm sie nur Pein wahr, sonst nichts. Dann besann sie sich ihrer gefährlichen Lage und bäumte sich auf. Sie konnte zwar immer noch nichts sehen, aber sie hörte die Geräusche aufeinanderprallender Waffen wie aus weiter Ferne. Mit aller Willenskraft zwang sie sich, den Schmerzen keine

Beachtung zu schenken. Sie schlug die Augen auf und starrte blicklos geradeaus; nach einer kurzen Weile konnte sie fast wieder sehen, doch es war, als verhüllte ein schwarzer Nebel ihre Sicht. Sie holte tief Luft und versuchte es erneut.

Cadvan und der Untote lieferten sich ein erbittertes Gefecht. Noch hatte keiner der beiden die Oberhand erlangt. Der Untote hatte nicht gelogen, was seine Fertigkeiten mit dem Schwert betraf; selbst durch die Trübung, die ihre Sicht beeinträchtigte, erkannte sie, dass er vortrefflich focht. Was, wenn Cadvan ihn nicht besiegen konnte?

Maerad biss sich so heftig auf die Lippe, dass sie blutete, was dabei half, ihre Gedanken zu sammeln. Sie rappelte sich auf die Knie und versuchte, besser zu sehen. Sie konnte ausmachen, wie Cadvan von einem Schwerthieb von den Beinen geschleudert wurde, doch er sprang sogleich wieder auf. Sein rechter Arm blutete, während der Untote noch unversehrt schien. Mittlerweile drängte der Untote ihn Schritt für Schritt gegen die Schluchtwand zurück.

Maerad drängte ihre Qualen in den hintersten Winkel ihres Bewusstseins zurück. *Es sind nur Schmerzen*, sagte sie sich vor. *Nur Schmerz*

89

zen. Vor Anstrengung zitternd fasste sie tief in ihren Geist, und dabei ließ die Pein ein wenig nach. Sie holte tief Luft und begann, sich das Erstbeste vorzustellen, was ihr in den Sinn kam. Der Untote schenkte ihr keine Beachtung, hielt sie für außer Gefecht gesetzt. Zudem setzte Cadvan sich heftig zur Wehr, sodass der Untote sich nur ihm widmen konnte. Beinahe gelang es Cadvan, ihn zu entwarfen, aber der Untote fing sich und sprang zurück. Cadvan atmete mittlerweile schwer, und Maerad befürchtete, dass es sich bei der Wunde am Arm um eine schwere Verletzung handeln könnte. Sie bündelte alle Gedankenkraft auf die Gestalt des Untoten und schloss die Augen. *Jetzt*. Sie hörte das Klappern von Steinen, als Cadvan stürzte und mit dem Schwert in weitem Bogen durch die Luft hieb. Rasch schlug sie die Augen wieder auf. Ihr erster Gedanke war überwältigende Erleichterung - die Schmerzen in ihrem Bauch waren verschwunden. Sie schaute auf.

Cadvan hatte sich im Fallen abgerollt und gewunden wie eine Schlange, um etwaigen, auf ihn zielenden Schwertstreichen auszuweichen. Inzwischen hatte er sich bereits wieder aufgerappelt und das Schwert angehoben. In dieser Haltung verhartete er, mit Zügen gleich einer Maske des Erstaunens, und blickte bald hierhin, bald dorthin. Sein Gegner war weit und breit nicht zu sehen.

Dann berührte etwas Kleines seine Stiefel und ließ ihn einen Schritt zurückweichen und nach unten schauen. Auf dem Boden befand sich ein fuchsteufelswildes, rüdiges braunes Kaninchen mit schwarzen Ohren. Es hoppelte vorwärts, grub die Zähne in Knöchelhöhe in einen Stiefel und versuchte, den Zehenbereich mit den schwarzen Klauen aufzuschlitzen.

Anscheinend hatte der Untote noch nicht recht begriffen, dass er sich in ein Kaninchen verwandelt hatte, denn er griff immer noch mit unbändiger Wildheit an. Cadvan steckte das Schwert in die Scheide, bückte sich und packte das zappelnde Kaninchen an den Ohren. Er hob es hoch und blickte hämisch erst zu

Maerad, die auf ihn zustolperte, dann zurück zu dem Kaninchen. Maerad begann zu kichern.

»Es war das Erste, was mir einfiel«, erklärte sie. Schwer ließ sie sich auf den Boden plumpsen, plötzlich völlig erschöpft durch das Gefecht und ihre Erleichterung darüber, dass es vorbei war. Sie spürte,

90

wie ein überdrehtes Lachen in ihr aufzusteigen drohte. Kurze Stille trat ein.

»Tja, das löst eine der Fragen über deine wilde Magie«, meinte Cadvan schließlich. Das Kaninchen trat ungestüm aus und gab tief in der Kehle Knurrlaute von sich. »Ich denke, dieses Kaninchen war eindeutig ein Untoter. Also, was sollen wir mit ihm tun? Einen Ein-topf mit diesem Vieh darin würde ich nicht essen.«

»Lass es laufen«, schlug Maerad vor.

»Besser nicht.« Cadvan betrachtete die Kreatur, der vor blanker Raserei Schaum vor dem Maul stand. »Es ist ein wildes Ding, trotzdem fällt es irgendwie schwer, es kaltblütig zu meucheln, so sehr es den Tod auch verdient. Glaubst du, der Verwandlungsbann hebt sich mit der Zeit auf, Maerad?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte sie. »Aber ihn zurückzuverwandeln wäre schwierig.« Sie hickte. Trotz all ihrer Bemühungen drohte immer wieder ein heftiges Kichern in ihr aufzukeimen.

Cadvan vollführte mit der Handkante einen heftigen Schlag gegen den Hals des Kaninchens und brach ihm das Genick. Schlagartig hing das Tier schlaff und mit glasigen Augen in seiner Hand. »Wir dürfen das Wagnis nicht eingehen«, sagte er. Angewidert warf er den Kadaver zu Boden.

Jäh ernüchtert startete Maerad auf das tote Kaninchen. Cadvan zog sie auf die Beine. »Das hast du gut gemacht«, sagte er und blickte ihr prüfend ins Gesicht.

»Ist mit dir alles in Ordnung? Deine Wange blutet.«

Maerad nickte und wischte das Blut weg. Es war nur ein kleiner Schnitt. »Aber was ist mit deinem Arm?«, fragte sie.

Reuig betrachtete Cadvan seinen rechten Arm und zog den aufgerissenen, blutigen Ärmel hoch. »Den hat es ärger erwischt, fürchte ich«, antwortete er.

»Aber auch nicht wirklich schlimm.« Er hielt die Hand über den hässlichen Schnitt, um die Blutung zu stillen. »Darum kümmere ich mich später. Zuerst müssen wir nach Elenxi sehen.«

Elenxi! In der Hitze des Gefechts hatte Maerad ihn völlig vergessen. Hastig liefen sie zurück zu dem alten Barden, der mit von sich gestreckten Armen auf dem Boden lag.

Er hatte das Bewusstsein verloren, schien jedoch nur einen garstigen blauen Fleck davongetragen zu haben. Cadvan legte kurz die

90

Hände auf die Stirn des Barden. Sogleich regte er sich stöhnend, dann setzte er sich kerzengerade auf und sah sich schnuppernd um.

»Was ist geschehen?«, knurrte er. »Ich rieche Hexerei.«

»Wir wurden von einem Untoten angegriffen«, erwiderte Maerad und berichtete ihm, was sich zugetragen hatte.

Elenxi war außer sich darüber, dass er das Gefecht verpasst hatte, und als Cadvan ihm schilderte, was dem Untoten widerfahren war, sah er Maerad verblüfft an. »Ist das wahr? Dazu bist du in der Lage?«, fragte er mit so hoch gezogenen Augenbrauen, dass sie fast unter seinen Haaren verschwanden. Maerad nickte, dennoch konnte Elenxi es nicht so recht glauben, bis sie ihm den Kadaver zeigten.

Ungläubig schüttelte er den Kopf, dann begann er vor Gelächter zu erzittern. »Ein Kaninchen, wie?«, stieß er hervor, als er sich von seinem Lachanfall erholt hatte. »Allmählich beginne ich zu begreifen, was Cadvan mit deinen Kräften meint. Vielleicht könntest du das mit allen Untoten anstellen und dem Namenlosen eine Armee aus Kaninchen bescheren.«

»Räudigen Kaninchen«, ergänzte Cadvan nüchtern. Er begann, die Wunde an seinem Arm zu versorgen. Elenxi schnaubte und beugte sich vor, um ihm zu helfen, die Verletzung mit Wasser zu reinigen, eine Salbe darauf zu schmieren und sie anschließend mit einem sauberen Tuch zu verbinden. »Es bereitet mir Kopfzerbrechen, dass der Untote uns hier auflauern konnte«, sagte Cadvan, während Elenxi ihn verarztete. »Er wusste, dass wir hier entlangkommen würden.«

»Ich habe euch doch gesagt, dass es einen Spitzel gab.« Elenxis Züge verhärteten sich. »Und leider haben wir ihn erst zu spät entdeckt. Aber wenigstens kann dieser keine Rückmeldung mehr absetzen. Das Idoiravis ist ein offenkundiger Ort für einen Hinterhaltes ist die einzige direkte Verbindung zwischen dem Norden und dem Süden. Ich hätte vorsichtiger sein sollen. Ich ärgere mich über mich selbst, weil ich es nicht vorhergesehen habe.«

»Der Untote hatte sich gut versteckt«, erwiderte Cadvan. »Er war durch eine Art Tarnzauber verborgen.«

Elenxi, der gerade den Verband über Cadvans Wunde befestigte, schnaubte.

»Trotzdem«, entgegnete er. »Es war ein schlichter Hinterhalt. Was mich mehr beunruhigt, ist, dass er einen Schwarzstein hatte.«

»Was ist ein Schwarzstein?«, erkundigte Maerad sich neugierig.

91

»Schwarzsteine sind äußerst rar«, erklärte Cadvan. »Aber wie du gesehen hast, ist es sehr schwierig, gegen sie zu kämpfen. Sie nehmen alle Kraft eines Streichs auf und leiten sie zurück gegen den Angreifer. Ein Schwarzstein wird aus einem Erz namens Albarac hergestellt, das im Süden abgebaut wird. Es ist wertvoller als Gold, weil es so schwierig zu finden und noch schwieriger zu bearbeiten ist. Am häufigsten wird es als ganz dünne Beschichtung für Schilde verwendet, zumal es Angriffe ablenkt und aufnimmt. Um einen Schwarzstein zu erzeugen, benötigt man eine Menge davon.«

»Und er hat den Schwarzstein verwendet, um mich anzugreifen?« Maerad dachte an die grässlichen Schmerzen zurück, die ihr zugefügt worden waren.

»Du hast etwas davon gesagt, dass er mein Muster aufwies - was hast du damit gemeint?«

»Das ist schwieriger zu erklären.« Cadvan zog sein Schwert und begann, die Klinge zu begutachten, während er sprach; sie wies einige neue Kerben auf,

worüber er die Stirn runzelte. »Wie du weißt, haftet der Magie jedes Barden ein ganz eigener Nimbus, eine eigene Handschrift an. Manchmal wird das als >Muster< bezeichnet. Wenn ein anderer Barde dieses Muster aufspüren kann, ist das fast so, als wüsste er deinen wahren Namen. Zum Glück für uns alle ist das äußerst schwierig, ja, nahezu unmöglich. Wenn man jedoch einen Schwarzstein besitzt und in der Lage ist, ihn zu beherrschen - was nicht einfach ist -, ist es möglich, das Muster eines Barden aus dem Blitz zu erkennen, mit dem er zuschlägt.«

»Das ist mir zu hoch«, gestand Maerad und runzelte die Stirn.

»Mich beunruhigt, dass der Untote überhaupt einen Schwarzstein hatte«, meldete Elenxi sich zu Wort. »Und er hat behauptet, aus Norloch zu kommen. Vielleicht unterhält man dort einen geheimen Vorrat von Schwarzsteinen, die an Untote ausgegeben werden. Wir können nur hoffen, dass die Finsternis sie nicht herstellt. Habt ihr den Stein gefunden?«

»Wir haben nicht danach gesucht«, antwortete Maerad. »Vielleicht wurde er zusammen mit dem Untoten verwandelt.«

»Vielleicht, aber wir sollten trotzdem nachsehen«, schlug Elenxi vor. Cadvan steckte das Schwert zurück in die Scheide. »Jedenfalls erklärt der Schwarzstein, weshalb es einem einzelnen Untoten gelingen konnte, drei Barden wie uns anzugreifen.«

92

»Wenn wir ihn finden, wäre das ein bedeutender Schatz«, meinte Elenxi. Die Barden kehrten zum Dickicht zurück und suchten sorgfältig den Boden ab. Es dauerte nicht lange, bis Maerad einen kurzen Schrei ausstieß, einen sonderbaren Gegenstand aufhob und den anderen zuwinkte. Sie kamen zu ihr herüber und betrachteten den Gegenstand neugierig.

Der Schwarzstein war gerade so groß, dass er auf Maerads Handfläche Platz fand. Er war in einen Silberreif gefasst, den ein aufwändiges Muster ineinandergreifender Flammen zierte, und an einer Silberkette befestigt. Der Stein selbst wies keinerlei Schliff auf und wirkte höchst seltsam; ihn zu betrachten, vermittelte überhaupt nicht den Eindruck, einen Gegenstand anzusehen, vielmehr schien man auf ein Loch zu starren, auf ein Fehlen von Licht. Auch die Berührung des Steins fühlte sich eigenartig an; Maerad vermeinte, ihre Finger glitten ständig darüber und könnten nicht feststellen, ob er kühl oder heiß war, rau oder glatt. Cadvan ergriff ihn, musterte ihn eingehend und stieß erleichtert den Atem aus.

»Also, das ist eindeutig ein Schwarzstein aus Norloch, der nicht von der Finsternis hergestellt wurde«, stellte er fest. »Kein Stein der Finsternis würde die Weiße Flamme verwenden. Aber wie kommt ein Untoter zu einem solchen Ding?«

»Ich vermute«, meinte Elenxi grimmig, »Enkir hegt den starken Verdacht, dass ihr euch in Thorold aufhaltet. Und wenn dem so ist, kann sich jeder Narr ausrechnen, dass ihr mit großer Wahrscheinlichkeit auf diesem Weg reisen würdet, wenn ihr aufbrechen wollt; Busk könntet ihr schließlich unmöglich verlassen, ohne von Zeugen beobachtet zu werden.«

Maerad schauderte. Was Elenxi sagte, lief darauf hinaus, dass ihnen Verfolger dicht auf den Fersen waren.

»Ich finde, du solltest den Stein behalten, Maerad«, sagte Cadvan unerwartet und gab ihr den Schwarzstein zurück. »Er könnte noch nützlich sein. Und er wurde bei einem gerechten Kampf erbeutet. Ich werde dir beibringen, wie man ihn verwendet.«

Maerad lächelte und verstaute den Schwarzstein in ihrem Bündel. Cadvan blickte mit zusammengekniffenen Augen zum Himmel empor. Die Sonne hatte mittlerweile ihren Höchststand überschritten. »Wir sollten weiter, wenn wir vor Einbruch der Dunkelheit aus

93

der Schlucht draußen sein möchten. Aber zuerst müssen wir Elenxis, Pferd finden; ich glaube kaum, dass meines uns beide tragen kann.«

Nach der ersten Panik war das Tier nicht weit gerannt, und sie fanden es alsbald friedlich Sauerampfer mampfend. Danach zogen sie in aller Eile weiter, allesamt wachsam, um gegen weitere Angriffe gewappnet zu sein.

Während sie durch die Schlucht trabten, wurde das Schweigen zwischen ihnen gelegentlich durch ein Kichern Elenxis unterbrochen. »Ein Kaninchen! Genial, Maerad. Einfach genial!«

Drei Tage später trafen sie ohne weitere Zwischenfälle in Nisa ein. Nachdem sie das Idoiravis verlassen hatten, erstreckte sich viele Meilen ebenes Gelände über das nördliche Hochland von Thorold, bevor es steil zur Küste hin abfiel. Dies war üppiges Ackerland mit zahlreichen dichten Wäldern aus Lärchen, Buchen und Kiefern, durchsetzt mit einem Flickenteppich aus Weizen- oder Roggenfeldern, auf denen die Ähren sich bereits golden färbten, mit Weiden, auf denen Schaf- oder Ziegenherden grasten, und mit dunkelgrünen Weingärten und Olivenhainen.

Angespornt von einem wachsenden Gefühl der Dringlichkeit trieben sie die Pferde an und erreichten am Ende des zweiten Tages den Rand der Hochebene. Von dort an neigte sich das Land steil zum Meer hinab, und sie kamen langsamer voran, zumal sie sich vorsichtig einen Weg über schmale Pfade bahnen mussten. Die Wege wanden sich durch das Gewirr von Myrten und Akazien, die üppig zwischen rosa Granitblöcken und einem Geflecht kleiner, plätschernder Bäche wuchsen.

Nisa war ein Fischerdorf an einer winzigen, aus dem zartrotfarbenen Kliff geschnittenen Bucht. Um es zu erreichen, mussten sie die Pferde in einem nahe gelegenen Weiler zurücklassen und zu Fuß einen in den Fels gehauenen Pfad hinabsteigen. Von dort blickten sie auf die mit roten Ziegeln gedeckten Dächer von etwa drei Dutzend Häusern hinunter, die sich in einer einzigen Zeile entlang der Steilwände des Kliffs aneinanderreiheten. Während Maerad die blauen Weiten des Meeres betrachtete, wurde ihr bewusst, dass sie allmählich besser mit Höhen zurechtkam - sie fühlte sich nicht annähernd so schwindlig wie früher.

93

»Nach ein paar Gläsern Wein sollte man nicht mehr versuchen, diesen Pfad zu erklimmen«, meinte sie, als sie behutsam eine besonders scharfe Biegung bewältigten.

»Ich glaube, viele tun trotzdem genau das«, gab Elenxi zurück. »Und manche haben sogar überlebt, um davon zu erzählen.«

»Wenn man abstürzt, würde man genau auf jemandes Haus fallen.« Maerad wagte einen weiteren Blick in die Tiefe. Nein, es war tatsächlich nicht so schlimm; dennoch schien es ratsamer, nicht hinabzuschauen.

Verglichen mit dem regen Treiben, das in Busk herrschte, wirkte Nisa regelrecht verwaist. Sie trafen ein, als sich alle Boote auf See befanden und alle anderen Bewohner sich zu ihrer Nachmittagspause zurückgezogen hatten. Abgesehen von den Möwen, die scharenweise auf Häusergiebeln kauerten, war das einzige zu sehende Lebewesen eine graue Tigerkatze, die es sich auf einer Seilrolle gemütlich gemacht hatte. Maerad spähte den Steinkai entlang und erblickte das vertraute rote Segel der *Weißten Eule*, die im Wasser schaukelte. Als sie jedoch beim Boot eintrafen, war Owan weder an noch unter Deck zu finden.

»Er wird wohl in der Taverne sein«, meinte Maerad und bückte sich, um der Katze den Kopf zu kraulen, als sie zurück zur Hauptstraße gingen.

»Das dürfte stimmen«, erwiderte Elenxi. »Ich dachte gerade selbst, dass es an der Zeit für ein Gläschen Wein wäre.«

Sie fanden Owan im hinteren Garten der Taverne, wo er die langen Beine unter einem Holztisch ausstreckte; seine Haltung vermittelte spürbares Behagen. Als die Reisenden den Garten betraten, stieß er einen Willkommensruf aus und kam herbei, um sie zu umarmen. Sie bestellten Wein und Essen und gesellten sich zu ihm an den Tisch.

Owan hatte die Insel mit demselben Auftrag wie Elenxi umsegelt, nämlich, um die Kunde von Norlocks Forderung in die Küstendörfer zu verbreiten und sie zu warnen, ihre Verteidigung für den Kriegsfall einzurichten. »Sie halten Ausschau und sind auf der Hut«, erklärte er. »Und in jedem Dorf hält man Botenvögel, die sofort nach Busk entsendet werden, falls ein Angriff erfolgt. Alles ist vorbereitet.«

»Aber ihr habt keine Armee.« Dieser Umstand war Maerad plötzlich

klar geworden, und sie hatte ihn unwillkürlich laut ausgesprochen.

»Nein, nicht im eigentlichen Sinne«, pflichtete Elenxi ihr bei. »Wir brauchen auch keine. All unsere Leute wissen, wie man kämpft, und es ist schwierig, eine gesamte Bevölkerung zu besiegen. In diesem Land gibt es keinen Platz für offene Schlachten, daher kämpfen Thorolder mit anderen Mitteln. Als der Namenlose Thorold vor der Stille angriff, senkte sich ein mächtiger Nebel von den Bergen herab. Die gesamte Armee ging darin unter.«

»Was wurde aus ihr?«, fragte Maerad, die ihm wie gebannt lauschte.

»Das weiß niemand. Unsere Leute versteckten sich an den ihnen bekannten Plätzen, und als der Nebel sich lichtete, waren weit und breit keine Anzeichen der Armee zu entdecken. Manche sagen, die Soldaten wären umhergewandert und von Trugbildern in die Irre geleitet worden, bis sie von einer Klippe ins

Meer stürzten. Andere meinen, sie wären in eine tiefe Schlucht in den Bergen geführt worden, die sich über ihnen schloss. Was auf jeden Fall stimmt, ist, dass sie spurlos verschwunden sind.«

Maerad schauderte, als vor ihrem geistigen Auge das Bild verängstigter Soldaten vorbeizog, die zerlumpt durch ein erbarmungsloses, undurchdringliches Weiß irrten. »War es der Lamedon?«, fragte sie? »Oder waren es die Barden?«

»Die Barden nicht«, gab Elenxi zurück. »Aber man erzählt sich, dass Limod, zu jener Zeit das Oberhaupt Thorolds, den Lamedon aufsuchte und um Hilfe anflehte, als er erfuhr, dass eine mächtige Armee unterwegs sei. Kriege der Menschen mögen dem Lamedon einerlei sein, doch vielleicht empfand er die Vorstellung eines Einmarsches als beleidigend. Einigen, wenngleich nicht allen Geschichten zufolge war der Lamedon Limods Vater.«

Maerad verstummte, als sich die Unterhaltung anderen Belangen zuwandte. Elenxis Geschichte beunruhigte sie, wenngleich sie nicht zu sagen vermochte, weshalb. Die Frage ihres Elidhu-Erbes erfüllte sie stets mit Unbehagen. Ankil hatte ausweichend geantwortet, als sie den Vorschlag unterbreitete, mit dem Lamedon zu sprechen, und das, obwohl er fraglos glaubte, dass Elementarblut in ihren Adern floss. Abermals fiel ihr jener merkwürdige Blick ein, mit dem er sie bedacht hatte, und sie fragte sich, was er gesehen hatte, das ihn an ihr

95

zweifeln ließ. Schwäche? Oder etwas anderes, das ihr Wissen überstieg? Eine verschwommene Vorahnung trübte ihre Stimmung; es gab so vieles an ihr selbst, was sie nicht verstand. Als Owan verkündete, dass sie mit der abendlichen Flut auslaufen würden, war sie froh über die Ablenkung.

95

## Achtes Kapitel Der Sturmhund

Es war ein wunderbarer Sommerabend. Das letzte Licht des Tages strich in matten rosigen und purpurnen Strahlen über die wogende Oberfläche des dunklen Meeres, als sie aus dem Hafen von Nisa glitten. Elenxi stand am Kai, die Hand zum Abschiedsgruß und Segen erhoben. Maerad, die zum Segeln des Bootes wenig beizutragen hatte, stand am Heck und schaute zu ihm, während Owans Boot mit der einsetzenden Ebbe in See stach. Elenxi schimmerte leicht in den Schatten, ein Lichtschemen, der kleiner und kleiner wurde. Über ihm ragten die dunklen Klippen empor, die Nisa umgaben, und über ihnen wiederum prangten an einem klaren Himmel die Sterne.

Es dauerte nicht lange, bis sie die Hafenausfahrt erreichten. Maerad betrachtete unbehaglich die Klippen, denen sie unangenehm nahe kamen, während Cadvan und Owan das Riff umsegelten, das unter dem Wasser lauerte und stets bereit war, unachtsamen Booten den Rumpf aufzureißen oder zu durchlöchern. Bald gelangten sie hinaus aufs offene Meer, ganz so, als spränge die *Weißer Eule* übermütig aus dem Hafen.

Sofort bauschte ein kräftiger Wind die Segel, und sie lenzten über die Wogen, während der Vollmond über dem dunklen Land aufging. Maerad atmete verzückt die kalte, salzige Luft ein und hielt nach Ilion Ausschau, dem Stern der Morgenröte und der Abendzeit, der tief am westlichen Horizont erstrahlte.

*Hallo, mein Freund*, sprach sie in Gedanken, dann lachte sie über sich selbst; wer glaubte sie zu sein, dass sie mit einem Stern redete?

Allmählich wurden die Wogen höher: Es waren zwar nicht die Wellen der Hochsee, zumal sie immer noch von der Insel geschützt wurden, doch sie erwiesen sich als groß genug, um das Boot auf seiner Fahrt aufsteigen und absinken zu lassen. Schon bald verspürte Maerad die ersten Anzeichen von Seekrankheit, was ihre Stimmung schlagartig trübte. Obwohl Elenxi ihr ein Mittel gegeben hatte, von

96

dem er behauptete, es wirkte zuverlässig selbst bei schlimmsten Stürmen, breitete sich Übelkeit in ihren Eingeweiden aus. Dennoch schien das Mittel nach einer Weile zu wirken; nachdem sie sich an die neuen Bewegungen des Bootes gewöhnt hatte, beruhigte sich ihr Magen. Maerads Erleichterung ließ sich mit Worten nicht beschreiben.

Cadvan kam zum Bug herüber, wo Maerad sich inzwischen niedergelassen hatte, und setzte sich neben sie. »Heute Nacht brauchen wir keinen magischen Wind«, erklärte er. »Die Insel Thorold schickt uns ihren Abschiedssegens.«

»Darüber bin ich froh«, sagte Maerad. Sie drehte sich ihm zu, das Gesicht vom Mondlicht umrissen, und einen Lidschlag lang sah sie in seinen Zügen einen Ausdruck, den sie noch nicht kannte, und etwas in ihm schien zu erschauern. Fragend schaute Maerad ihn an. Mittlerweile kannten sie einander gut genug, dass sie keiner Worte bedurften. Cadvan blickte eine Weile über das Meer, dann zurück zu ihr.

»Du hast eben genau wie Königin Ardina ausgesehen«, erklärte er. »Das hat mich überrascht.«

Die völlig unerwartete Bemerkung brachte Maerad zum Lachen. »Aber sie hat doch silbriges Haar«, entgegnete sie.

»Im Mondlicht sah dein Haar auch silbrig aus«, gab Cadvan lächelnd zurück.

»Es ist also nicht so lächerlich, wie es sich anhören mag.«

»Und sie ist wunderschön«, ergänzte Maerad etwas leiser. »Ja«, pflichtete Cadvan ihr bei. »Das ist sie.«

Eine kurze Pause entstand. Maerad empfand eine seltsame Verlegenheit. »Tja, ich schätze, dann sollte ich dir danken.«

Zwischen ihnen breitete sich ein Schweigen aus, das sich nicht recht behaglich anfühlte. Maerad wusste nicht, wie sie sich angesichts Cadvans Stimmung verhalten sollte. Er wirkte ernst und von irgendwelchen Gedanken bedrückt, was eine in ihr selbst schwelende Schwermut ansprach und Schatten auf die Gegenwart warf. Doch es war mehr als das; Cadvan hatte ihr schon häufig Komplimente unterbreitet, allerdings stets in verspielter Weise. Diesmal hatte in seiner Stimme ein Gefühl mitgeschwungen, das Maerad nicht verstand, eine verworrene, erwachsene Regung, die eine tief sitzende Besorgnis in ihr wachrüttelte. Sie glaubte nicht, dass er tat

96

sächlich gemeint hatte, sie erinnerte ihn an Ardina; eher an jemand anders. Der Gedanke verursachte ihr ein kleines, kaltes Gefühl in der Magengrube.

Cadvan durchbrach die Stille, indem er sich nach Elenxis Heilmittel gegen Seekrankheit erkundigte. Maerad antwortete ihm unbeschwert, und der seltsame Augenblick verflog. Dankbar fügte Maerad sich wieder in das behagliche, gefällige Vertrauen, das zwischen ihnen herrschte, ein Vertrauen, das bereits durch mehrere Auseinandersetzungen gehärtet worden war; dennoch verharnte das kalte Gefühl noch eine Weile. Maerad hegte ein tief verwurzeltes Misstrauen gegenüber Männern, das aus ihrer grausamen Kindheit herrührte, und in jenem unachtsamen Augenblick hatte Cadvan unabsichtlich ihre alten Ängste geweckt. Auch am nächsten Tag hatten die guten Segelbedingungen Bestand. Das Meer lag blau und ruhig da, und ein Südwestwind trieb sie stetig Richtung Gant an der Südküste der Halbinsel Ileadh. Unbeeinträchtigt von Seekrankheit erkannte Maerad, dass Segeln erhebend sein konnte; der frische, beißende Wind verwehte all die Dunkelheit aus ihrem Herzen.

Cadvan und Owan begannen, ihr die Grundzüge des Umgangs mit einem Boot beizubringen. Wie sie zu ihrem Verdruss feststellte, besaß sie keine natürliche Begabung dafür. Sie war außerstande zu spüren oder vorherzusagen, wie das Boot sich bei verschiedenen Strömungen des Windes oder Meeres verhalten würde. Als Owan versuchte, sie die Kunst des Kreuzens zu lehren, versetzte sie die *Weiße Eule* versehentlich in ein derart heftiges Strudeln, dass Owan um ein Haar ins Meer geschleudert worden wäre. Wenngleich ihre beiden Gefährten dies für lustig hielten (nachdem das Gefährt sich wieder beruhigt hatte), empfand Maerad es als demütigend und arbeitete umso härter, um sich grundlegende Fertigkeiten anzueignen.

»Eines Tages wird aus dir noch eine brauchbare Matrosin«, meinte Owan an jenem Abend ermutigend. Er hatte die Pinne verzurrt und ließ die *Weiße Eule* ihrem eigenen Kurs folgen, während sie zu Abend aßen. »Wenn du weiter daran arbeitest.«

»Und ich nicht vorher das Schiff versenke«, gab Maerad reumütig zurück.

»Trotzdem danke.«

97

»Jedenfalls haben wir tadelloses Unterrichtswetter. Es bestand keine echte Gefahr.« Owan ließ sich auf der Bank nieder, die entlang beider Seiten des Decks verlief, und begann, genüsslich zu schmausen. Er hatte an jenem Tag Angelleinen ausgeworfen, weshalb das Abendessen aus gegrilltem Sonnenbarsch bestand, verfeinert mit sorgsam gehüteten Kräutern. Das Essen unter freiem Himmel, während die Sonne das sich verdunkelnde Meer mit einem Flammenpfad überzog, verlieh der Mahlzeit eine besondere Würze. Schließlich schoben sie seufzend die Teller von sich und beobachteten, wie die Sonne die letzten, fahlen Strahlen vom Himmel sandte. Der Mond war noch nicht aufgegangen, doch die Sterne schillerten ausgenommen hell, so hell sogar, dass ihr Licht Schatten warf. Niemand rührte sich, um eine Lampe anzuzünden.

»Ich kann Thorold nicht mehr sehen«, stellte Maerad mit einem Blick nach Süden über die wogende See fest.

»Die Insel muss im Dunst verborgen liegen«, gab Owan zurück. »Manchmal kann man den Lamedon zwei Tagesfahrten entfernt erkennen.«

»Thorold ist ein wunderbarer Ort«, meinte Maerad verträumt. »Es macht mich traurig, ihn verlassen zu müssen.«

»Ja, da hast du recht«, pflichtete Owan ihr bei. »Habe ich dir schon vom Lamedon und dem Meer erzählt?«

»Nein«, sagte Maerad und setzte sich auf. »Ist das eine Geschichte?«

»O ja, und zwar eine sehr alte«, klärte Cadvan sie lächelnd auf. »Ich würde sie auch gerne wieder einmal hören, Owan, falls du in der Stimmung dafür bist.«

Owan zündete sich eine Pfeife an und blickte eine Weile schweigend über das Wasser. »Nun denn«, meinte er schließlich. »Sie geht folgendermaßen.« Seine Stimme nahm einen neuen Tonfall an, fast so, als sänge er, und vor Maerads geistigem Auge tauchte plötzlich ein Bild ihrer selbst auf, wie sie als ein kleines Kind zu Owans Füßen saß und gebannt seiner Geschichte lauschte. Owan hatte sie eindeutig schon viele Male erzählt.

»Das Meer um Thorold kennt viele Launen«, begann er. »Manchmal ist es blau, manchmal grün, andere Male gelb, grau oder blendend und silbrig gleißend, aber es ist immer wunderschön und stets gefährlich. Bald kitzelt es die Zehen von Kindern, die am Strand spielen, bald entfesselt es einen Sturm aus aufstiebigem Wasser

98

und Gischt und verschlingt Bäume, Häuser und Ziegen vom Tiefland.

Ihr müsst wissen«, fuhr Owan fort, »dass die See einst die Berge liebte. Und sie gestand ihre Liebe dem Bergkönig, zeigte ihm ihre Korallen und Perlen und ihr wunderschönes, schäumendes Haar. Der König lachte und erwiderte: >Warum sollte ich mich auf deinen dunklen, nassen, von Algen bedeckten Boden hinabgeben, da ich doch den Himmel, den Wind und die kalten Nester der Adler liebe ? < Die See fühlte sich verschmäht. Wütend kehrte sie in ihren Palast unter den Wellen zurück.

Seither hasst sie Thorold. Sie frisst die Klippen auf, bis sie einstürzen; sie beschwört ihre Gezeiten herauf, bis die Füße des Königs von Fischen und Tang umspült werden; und sie entfesselt Stürme, die ertrunkene Matrosen auf ihren dunklen Boden hinabziehen. Dennoch hat sich unter dem Hass ein Rest Liebe gehalten; und wenn sie sich daran erinnert, vergibt sie dem König seine Beleidigung und ist ruhig. Dann folgen stille Tage, an denen Fischer ihre Netze weit draußen auf dem Meer auswerfen und reichen Fang machen, während die Landbewohner auf die See hinausblicken und ihre Schönheit bewundern.«

Owan klopfte die Pfeife an der Reling aus, und einen Augenblick herrschte Stille, durchbrochen allein vom Flattern und Ächzen der Segel im Wind.

»Heute«, fügte Owan letztlich hinzu, »besinnt sie sich ihrer Liebe.«

»Ich denke, die Moral daraus lautet, dass man nie die Liebe einer mächtigen Frau verschmähen sollte«, meldete Cadvan sich zu Wort. »Was, Maerad?«

Gemächlich streckte ersieh aus und grinste Maerad durch die Schatten hindurch an. Unwillkürlich musste sie an Nerili denken und zuckte ob seiner Anspielung leicht zusammen. Sie wollte nicht über diese unergründlichen Gefühle nachdenken.

»Vielleicht lautet die Moral aber auch, dass es am besten ist, überhaupt nicht zu lieben«, gab sie steif zurück, ohne ihn anzusehen. »Liebe beschwört nur Arger herauf.«

Cadvan schaute mit hochgezogenen Augenbrauen zu Owan hinüber, erwiderte jedoch nichts.

Bald darauf zog Maerad sich in ihre Hängematte zurück, und Owan löste pfeifend die Verzurrung des Ruders. Der Wind begann, nach Osten zu drehen.

Cadvan, der in der winzigen Kabine an Deck

99

schief, begab sich wenig später zur Ruhe; die beiden Männer teilten sich die Segelarbeit, und Owan übernahm die erste Schicht. Das kleine Boot kreuzte durch die Nacht, eine zerbrechliche Hülle, die ihre menschliche Fracht zwischen der doppelten Dunkelheit des Meeres und des Himmels dahintrug.

Am folgenden Tag drehte sich der Wind weiter und wurde stärker, und am nördlichen Horizont bildete sich eine dunkle Wolkenbank. Das Meer wies mittlerweile eine trübe, gelblich-graue Färbung und kabbelige Wellen auf, den Böen haftete eine bittere Schärfe an. Maerads Segelunterricht wurde ausgesetzt. So zog sie sich frierend und gelangweilt in den Bug zurück, blieb ihren Gefährten aus dem Weg, so gut es ging, ohne sich unter Deck zu begeben, und zog den Mantel eng um sich. Owen zufolge kamen sie immer noch zügig nordwärts Richtung Gant voran, aber er fürchtete, vom Kurs abgetrieben zu werden, und bat Cadvan deshalb um Unterstützung. Maerad beobachtete, wie Cadvan einen Wind in das rote Segel zauberte, der die *Weißer Eule* geradewegs den aufkommenden Böen entgegenblies.

Maerad war ausgesprochen froh über Elenxis Mittel gegen Seekrankheit, zumal das Boot mittlerweile jedes Mal höchst unangenehme Bewegungen vollführte, wenn es den Gipfel einer schaumgekrönten Welle erklomm, ehe es jäh und platschend in das darauf folgende Wellental abfiel. Sie verspürte dabei lediglich ein leicht mulmiges Gefühl, wusste jedoch, dass sie ohne das Mittel inzwischen in bodenloses Elend gestürzt wäre. Dennoch empfand sie das Segeln an jenem Tag als weit weniger erbaulich als noch am Tag zuvor.

Das Wetter verschlechterte sich zusehends, bis sie durch heftigen Regen und einen Wind kreuzten, der beinahe die Gewalt eines Sturmes erreicht hatte. Gegen Abend zog Maerad sich in die winzige Kombüse in der Kabine zurück und bereitete eine Mahlzeit zu, die im Rahmen ihrer begrenzten Kochkünste lag: eine dicke Suppe aus getrockneten Erbsen. Da sie beim Segeln überhaupt keine Hilfe war, fühlte sie sich dadurch weniger nutzlos. Sie wusste nicht, wie sie es anstellen sollte, dass die verschiedenen Utensilien nicht über den Herd und den Tisch rutschten, deshalb mogelte sie ein wenig und setzte einen Zauber ein, und danach gebarten sich die meisten Gegenstände artig. Der Herd allerdings blieb launisch; zudem war

99

sie unsicher, welche Kräuter sie verwenden sollte. Letzten Endes entschied sie sich für eine Prise von allen - mit recht eigentümlichem Ergebnis. Zur eigenen

Ermutigung sagte sie sich vor, dass die Suppe vielleicht kein Meisterstück geworden sein mochte, aber sie war zumindest heiß und nahrhaft.

An jenem Abend gab es kein gemütliches Essen an Deck; Cadvan und Maerad speisten an dem kleinen Tisch in der Kabine, so dicht gedrängt, dass ihre Knie sich berührten, während Owan das Boot steuerte. Die Lampe, die von der Decke hing, schaukelte wild hin und her, während sie aßen, und warf seltsame Schatten über ihre Gesichter. Danach ging Cadvan hinaus, um Owan abzulösen, und Owan kam begleitet von einem Gischtswall und mit tiefenden Haaren herein. Maerad richtete ihm seine Mahlzeit an. Er kostete sie, setzte kurz ab und schaute mit ausdrucksloser Miene zu ihr auf, dann aß er die Suppe auf, ohne eine Bemerkung dazu abzugeben.

»War die Suppe so schlimm?«, fragte Maerad bedauernd, als er ihr die leere Schüssel reichte.

»Sie war heiß«, erwiderte er freundlich. »Und das konnte ich gut gebrauchen. Und nein, sie war nicht so schlimm - ich habe schon weit Schlimmeres gegessen. Nur lass nächstes Mal den Baldrian weg, denn er ist eigentlich für Breipackungen gedacht und hat einen bitteren Geschmack.«

Maerads Mund zuckte. »Tut mir leid«, sagte sie. »Beim Kochen bin ich etwa so gut wie beim Segeln.«

»Ach, junge Bardin, man kann nicht in allem gut sein«, meinte er. »Und zu denken, man müsste in allem gut sein, ist eine Torheit. Aber Übung schafft für gewöhnlich Abhilfe.« Er gähnte. »Die Suppe hat mich jetzt richtig müde gemacht - die Arbeit da draußen ist ganz schön schwer.«

»Wird es die ganze Nacht so bleiben?«

»Mein Gefühl verrät mir, dass es noch schlimmer wird; ich glaube, uns steht ein Sturm bevor.«

Beinah hätte Maerad hervorgeplatzt: »Soll das heißen, das ist noch kein Sturm?«, doch sie hielt sich rechtzeitig zurück.

»Eigentlich ist das nicht die Jahreszeit für Stürme«, fügte Owan hinzu. »Aber wir leben in seltsamen Zeiten. Hab keine Angst, Maerad. Die *Eule* hat mich schon durch zahlreiche Unwetter getragen. Sie ist ein wunderbares Boot, und darüber hinaus wird sie von den

100

stärksten Zaubern zusammengehalten, die zu schmieden Barden in der Lage sind. Trotz des schlechten Wetters sollten wir bis übermorgen Früh in Gant einlaufen.«

Maerad fühlte sich ein wenig zuversichtlicher. Die *Weißer Eule* ächzte und knarrte in der Dünung, und die Geräusche hatten begonnen sie zu beunruhigen.

»Du solltest dich auch schlafen legen«, schlug Owan vor und gab ihr damit zugleich einen zarten Wink, dass die Kabine seine Schlafstätte war. »Ich räume auf, du gehst nach unten.«

Maerad öffnete die Kabinentür. Sie schwang krachend auf, und ein gischtbeladener Windstoß versetzte die Lampe in wilde Schwingungen, bevor sie die Tür zudrücken konnte. Schwer atmend stand sie an Deck. Der Wind heulte und ließ das Segel heftig klatschen. Cadvan befand sich kaum drei

Schritte entfernt in einer Pfütze magischen Lichts, doch er war eindeutig beschäftigt, weshalb Maerad ihm nichts zurief, sondern stattdessen unsetzt zum Niedergang wankte. Die Luke darüber war geschlossen, und sie musste einen weiteren Kampf bewältigen, um sie zu öffnen, die Stufen hinabzuklettern und sie über ihr wieder zuzuziehen. Dabei ergoss sich ein kalter Wasserschwall über ihren Rücken, und das Tosen des Windes und der Wellen wurde jäh leiser; dafür war das Knarren des Bootes unter Deck wesentlich lauter als in der Kabine. Sie besann sich Owans Worte über die *Weiße Eule* und streichelte fast abergläubisch über die Holzbohlen. Dabei fühlte sie das Boot beinahe wie ein lebendiges Wesen zittern. Danach genehmigte sie sich eine weitere Prise der Arznei gegen Seekrankheit und brachte ihre Hängematte an. Es war eiskalt, und ihre klammen Hände stellten sich links an. *Es hilft alles nichts*, dachte sie, *ich habe Angst. Was sollen wir tun, wenn das Boot sinkt? Wer wird es wissen? Ich könnte nicht zurück nach Thorold schwimmen. Und was, wenn ein Ondril auftaucht? Wir sind ganz alleine hier draußen, und niemand kann uns helfen.* Sie verdrängte ihre düsteren Gedanken, holte zwei Decken hervor und wickelte sich darin ein. Es war zu kalt, um sich zu entkleiden, also hievte sie sich einfach in die Hängematte, rollte sich so klein zusammen, wie es ging, und rieb sich die Hände, um sich ein wenig zu wärmen. Die Hängematte schaukelte hin und her, und ihr Magen zog sich zusammen. *Vielleicht hilft der Baldrian auch gegen meine Seekrankheit*, dachte sie, als ihr endlich ein wenig wärmer wurde. Sie 101

lächelte bei der Erinnerung an Owans gelassene Höflichkeit angesichts des Geschmacks ihrer Suppe. Trotz der Bewegungen der Hängematte und des Lärms, von dem sie dachte, er würde sie die ganze Nacht wach halten, döste Maerad binnen weniger Augenblicke ein.

Jäh erwachte sie und hatte keine Ahnung, wie lange sie geschlafen hatte. Es war stockdunkel, und als sie sich erschrocken aufsetzte, schlug sie sich den Kopf an der Decke an. Etwas hatte sie geweckt, doch in den ersten wachen Augenblicken vermochte sie nicht zu sagen, was es gewesen war. Dann wurde es ihr klar: Völlige Stille war eingekehrt. *Der Sturm muss sich verzogen haben*, dachte sie; dennoch hämmerte ihr Herz furchtsam, und sie legte sich nicht wieder hin. Stattdessen entfachte sie ein in der Nähe ihres Ohres schwebendes magisches Licht und sah sich in der kleinen Kabine unter Deck um. Alles schien zu sein, wie es sein sollte, trotzdem breitete sich durch ihren Körper eine wachsende Anspannung aus. Sie spürte, wie sich ihr die Nackenhaare sträubten. Ihr Atem bildete Wölkchen vor ihrem Gesicht; selbst unter Deck war es bitterkalt. Maerad schwang sich aus der Hängematte, schlüpfte in ihre Stiefel und ergriff eine von Owans Öljacken, die neben dem Tisch hingen. Sie musste an Deck, um nachzusehen, was vor sich ging.

Als sie die Öljacke über den Mantel anzog und zuknöpfte, ertönte ein gewaltiges Krachen gleich einem mächtigen Donnerschlag, und das gesamte Boot neigte sich heftig, als würde es kippen, dann richtete es sich ebenso jäh wieder auf. Maerad wurde in Richtung des Tisches geschleudert, dessen Kante ihr Kopf nur knapp verfehlte, und ihr magisches Licht erlosch. Keuchend rappelte sie sich auf

die Beine und entfachte das Licht erneut. Die seltsame Stille, die sie geweckt hatte, war gebrochen; das Boot knarrte und ächzte wieder, allerdings auf eine Weise, die sich anhörte, als könnte das Holzjeden Augenblick bersten, und der Wind schwoll plötzlich zu einem durch Mark und Bein dringenden Geheul an. *Kein Geheul*, dachte Maerad; *ein Brüllen*. Es klang, als würden tausend Hunde bei lebendigem Leib gebraten. Schauernd hielt sie sich die Ohren zu, bis das Brüllen wieder zu den Lauten des Sturms verflachte.

Waren sie auf ein Riff aufgelaufen? Die Vorstellung, in dieser winzigen Kabine gefangen zu sein, während die *Weißer Eule* in die eisigen

102

Tiefen des Meeres versank, ließ Maerad in Panik geraten. Sie taumelte auf den Niedergang zu und hatte ihn gerade erreicht, als ein weiteres Krachen ertönte, ebenso laut wie das vorherige. Das Boot kippte abermals. Diesmal hielt Maerad sich an der Treppe fest und wurde nicht von den Beinen geschleudert. Sie wartete, bis das Gefährt sich wieder aufgerichtet hatte, dann erklimmte sie die Stufen, so schnell sie konnte, und stieß die Luke auf, als eine riesige Welle über das Deck spülte, sie sofort durchnässte und in den Niedergang hinter ihr hinabschwappte. Von der Kälte wie betäubt sog sie scharf die Luft ein und schluckte einen Mund voll Meereswasser.

Zumindest bewirkte die Woge, dass sie sich aus ihrer Panik löste. Als sie sich von dem Guss erholt hatte, kroch sie durch die Luke, klammerte sich an der Reling fest und schloss die Falltür hinter sich mit einem Tritt. Mit zu Schlitzen verengten Augen spähte sie durch die aufgewühlte Dunkelheit und versuchte auszumachen, was vor sich ging.

Es war eine schwarze, Sternenlose Nacht, und die *Weißer Eule* stampfte über schwere See. As ihre Augen sich an die Düsternis gewöhnten, verließ Maerad beinahe aller Mut. Vielleicht hätte sie sich in der Kabine sicherer gefühlt, wo sie überhaupt nichts sehen konnte. Doch bei der Vorstellung, alleine in der erstickenden Finsternis unter Deck zu kauern, riss sie sich zusammen. Das Boot raste etwas hinab, das wie ein bodenloser Abgrund anmutete. Maerad drehte sich der Magen um. Als es endlich das Wellental erreichte, wirbelte es seitwärts, bis Owan mit hektischen Handgriffen etwas dagegen unternahm. Dann wurden sie mit einer Plötzlichkeit, die beinahe Maerads Herz aussetzen ließ, auf den Gipfel der nächsten Woge gehievt. Dort verharren sie einen Schwindel erregenden Augenblick, ehe sie wieder in tosende Schwärze hinabstürzten, dass sich das Deck steil wie eine Felswand neigte.

Der Lärm war regelrecht ohrenbetäubend, und der Himmel wies eine eigenartige Farbe auf; ein grünlich-blauer Schimmer haftete den Wolken an. Die Segel waren am Besanmast eingerollt, die Taue, mit denen sie verzurrt waren, ragten waagerecht in den stürmischen Wind, und Owan stand an der Pinne. Panisch sah Maerad sich nach Cadvan um und fürchtete einen Lidschlag lang, er könnte von Bord gefegt worden sein, bis sie ihn am Bug des Bootes erblickte. Rings um ihn herrschte eine widernatürliche Stille; es schien, als könnte ihm

102

der Wind nichts anhaben. Während Maerad die Reling umklammerte und ihr das Herz bis in den Hals schlug, fiel ihr ein Bindungsbann ein, der verhindern konnte, dass sie von Deck geschleudert wurde. Hastig murmelte sie ihn und fühlte sich ein wenig sicherer.

Mit geducktem Haupt kämpfte sie sich Schritt für Schritt auf Cadvan zu. Ihr Mund war voller Salz, und die Haare peitschten ihr brennend in die Augen. Obwohl sie völlig durchnässt war, bereute sie nicht, die Öljacke angezogen zu haben; sie hielt zumindest den schlimmsten Wind ab. Eine weitere Woge spülte über das Deck; Maerad hielt sich an der Reling fest und japste neuerlich angesichts der Kälte, bis der Schwall über das Boot hinweg war. Sie schaute auf; Cadvan befand sich nur noch fünf Schritte entfernt, dennoch hätten es bei der Geschwindigkeit, mit der sie vorankam, ebenso gut fünfzehn Meilen sein können. Sie tat einen weiteren Schritt, dann verharrte sie jäh, als eine Kälte, die nichts mit der frostigen Umgebung zu tun hatte, ihr Herz umfasste.

Es war schwierig, den Unterschied zwischen Meer und Himmel auszumachen; beide glichen einem wirbelnden Chaos. Doch was vor Cadvan auftauchte, war weder das eine noch das andere, sondern ein ungeheuerliches Geschöpf, beinahe zu groß, um mit einem Blick erfasst werden zu können; es schien aus Blitzen und Wolken zu bestehen. Kurz schloss Maerad die Augen, um das Grauen abzuwenden, dann zwang sie sich, wieder hinzusehen.

Was sie erspähte, erinnerte an einen riesigen Hund, einen mächtigen Jagdhund wie einen Mastiff, der sich knurrend und geifernd zum Angriff duckte. Das Ungetüm schien aus den Wolken selbst hervorzuquellen; den Blick darauf zu heften gestaltete sich so schwierig, wie die Umrisse von Dampf in der Luft zu erkennen. Die Kiefer säumte dasselbe sonderbare, grünlich-blaue Licht, das Maerad zuvor am Himmel aufgefallen war, die Augen bildeten Punkte aus smaragdfarbenem Feuer. Kleine Blitze durchzuckten gespenstisch die Gestalt der Erscheinung, folglich besaß sie trotz des Eindrucks eines gewaltigen Körpers, den sie vermittelte, keine ganz feste Masse. Es war, wie Maerad klar wurde, als sie sich der Schauergeschichten besann, die sie als Kind gehört hatte, ein Sturmhund. Durch eine Kindheitserinnerung, wie ein Mann von wilden Köttern in Stücke gerissen worden war, fürchtete sie sich schon vor gewöhnlichen Hunden, doch diese Kreatur war viel schlimmer als die Tiere in Gilmans Feste. Sie öffnete

103

ihr gewaltiges Maul, entblößte lange Fänge und heulte so schauerlich, dass Maerad sich unwillkürlich duckte. Das Geräusch, das sie unter Deck gehört hatte, war das Gebell des Ungeheuers gewesen; oben an Deck hörte es sich durch und durch grauenerregend an.

Cadvan stand mit gezücktem Schwert reglos am Bug des Bootes. Seine Gestalt erstrahlte vor Macht. Er war nur unwesentlich größer als die Fänge des Sturmhunds; die Ausmaße des Ungeheuers muteten schwindelerregend an. Es schien unvorstellbar, dass es sich nicht einfach vorbeugen und die *Weißer Eule* mit einem Satz verschlingen würde wie ein Löwe eine Maus. Während Maerad hinsah, bäumte die Kreatur sich auf und hieb mit der riesigen Tatze gegen das

Boot, das mit einem donnergleichen Laut erzitterte. Cadvan ließ das Schwert herabsausen, dem ein blendender Bogen weißen Lichts folgte. Selbst durch das Kläffen des Sturmhunds und das Tosen des Windes spürte Maerad, wie Cadvans Worte der Macht durch ihre Knochen hallten.

Die *Weiß Eule* drehte sich schwindelerregend direkt in eine Welle hinein, und ein paar Augenblicke lang fürchtete Maerad, sie würden sinken. Wasserfallartig peitschte Wasser über das Deck, doch wundersamerweise richtete die *Eule* sich aus den Fluten wieder auf. Maerad klammerte sich an der Reling fest, schüttelte sich das Wasser aus den Augen und spähte verzweifelt zum Bug: Cadvan war noch dort und hielt mühelos das Gleichgewicht, als wäre er ein Teil des Bootes, eine Galionsfigur statt eines Menschen, der auf dem Deck stand. Mittlerweile schillerte er so grell, dass es schwierig war, ihn anzusehen, und ein Schauer tief in ihrem Geist ließ Maerad die Macht spüren, die er heraufbeschwor. Sie schaute auf ihre Hände hinab und stellte voll Verwunderung fest, dass silbrig-goldenes Licht zwischen ihren Fingern hervorbrach: Cadvan durchdrang das gesamte Boot mit seiner Macht. Bald schimmerte jede Bohle, jedes Tau und jede Spiere, als bestünden sie aus Licht, und der Schein wurde immer heller, bis er so grell war, dass Maerads Augen brannten und ihr Tränen über die Wangen rannen, die sich mit der kalten Gischt vermischten, welche ihr ins Gesicht spritzte. Als die *Weiß Eule* in der aufgewühlten Dunkelheit erstrahlte, plötzlich von einem unscheinbaren Fischerboot in ein erhabenes Gefährt des Lichts verwandelt, wunderschön und seltsam, heulte der Sturmhund vor Wut auf.

104

Selbst inmitten der Gefahr wurde Maerad von einer tiefen Ehrfurcht ergriffen: Dies war eine gänzlich andere Macht, als Cadvan sie beim Ritual der Erneuerung offenbart hatte. Er entfesselte Kräfte, von denen Maerad nicht gewusst hatte, dass Barden sie besaßen. Mit der vollen Stärke seiner Macht wirkte er fast so Furcht erregend wie der Sturmhund selbst.

Sie zog sich aufrechter und sammelte die Gedanken, so gut es ging. Es musste eine Möglichkeit geben, ihre eigenen Kräfte einzusetzen, um Cadvan zu unterstützen.

Der Sturmhund hieb neuerlich auf das Boot ein, doch diesmal erzitterte es kaum. Maerad empfand Erleichterung; sie fragte sich, wie viele Schläge von einem solchen Ungetüm die *Weiß Eule* trotz aller Festigkeit und Bardenzauber verdauen konnte. Sie wischte sich das Haar aus dem Gesicht, dann entsandte sie ihren Geist zu jenem Cadvans - behutsam, um ihn nicht zu erschrecken und seinen Zauber zu stören. Zur Antwort spürte sie zunächst leichte Überraschung, gefolgt von Erleichterung, und er ließ ihre Macht mit der seinen verschmelzen. Sich mit Cadvans Geist zu vereinen bedeutete, mit ihm die volle Gewalt der Wut des Sturmhunds zu teilen, und Maerad taumelte unter der plötzlichen Wucht. Gleichzeitig verpuffte ihre Furcht vor dem Ungetüm gänzlich und wurde von einer sonderbaren Erregung ersetzt. Es fühlte sich beinahe an, als könnte sie den Sturmhund verstehen, obwohl er keine ihr bekannte Sprache verwendete. Sie sah ihm in die Augen, und zum ersten Mal nahm er ihre Gegenwart wahr. Er schnappte nach ihr, bellte sie an, und vor Maerads geistigem Auge tauchte eine

völlig zusammenhanglose Erinnerung auf: ihre Mutter, die ihr das Haar streichelte, als sie noch ein kleines Mädchen war.

Maerad holte tief Luft. Dann heftete sie die Augen auf den Hund und begann zu singen. Sie sang sowohl in Gedanken als auch mit ihrer Stimme, obwohl jegliche Laute sofort vom Sturm hinweggerissen wurden. Inmitten all des Tosens bildeten sie nur ein leises Flüstern, dennoch glaubte sie, dass der Sturmhund sie hören konnte. Sie spürte, wie Cadvan überrascht ins Stocken geriet, und das Boot wurde kurz dunkler, als er vorübergehend die Konzentration verlor.

105

*Schlafe, mein Kindchen, der Tag ist vorbei, schlafe, mein Liebling, und legt dich zur Ruh die Sonne, sie sinkt hernieder zur See, die Hasen, sie schlafen im duftigen Klee, und die nächtliche Eule stimmt an ihr Schuhu.*

Die alte Weise - wie lange war es her, seit Maerad sie zuletzt gehört hatte? - stieg in ihrer Kehle auf, und ihre Stimme wurde lauter. War sie verrückt, dass sie einem Sturmhund ein Wiegenlied vorsang? Aber sie vermeinte, eine Veränderung in den Augen des Hundes zu erkennen. Sie holte neuerlich Luft und sang die nächste Strophe, füllte ihren Geist mit Zärtlichkeit. Dabei dachte sie daran, wie ihre Mutter ihr die Stirn gestreichelt hatte, während sie kurz vor dem Einschlafen dagelegen hatte. Sie besann sich des leisen Gurrens ihrer Stimme und ihres Kusses, als Maerad letztlich einschlief.

*Schlafe, mein Kindchen, die Nacht bricht herein, schlafe, mein Liebling, und leg dich zur Ruh, auf silbernem Schiffchen wirst du bald sein, dein Haar wird wehen im Mondenschein, der leuchtet im Dunkel und deckt dich nun zu.*

Mittlerweile war Maerad überzeugt, dass ihr wahnwitziger Einfall Wirkung zeigte; der Sturm ließ an Stärke nach, und der Sturmhund hatte zu bellen aufgehört. Stattdessen schien er sie fragend, mit aufgerichteten Ohren zu beobachten. Die Blitze in ihm zuckten weniger heftig, und das entsetzliche Kreischen war zu einem seltsamen, tiefen Donnergerollen verebbt. Sie sang weiter und begann von vorne, als sie das Ende des Wiegenlieds erreichte, ohne die Augen vom Sturmhund abzuwenden; und während sie sang, ließ die Gewalt des Meeres allmählich nach, bis die Wellen sich nur noch wenig höher als ihr Boot auftürmten. Sie sang und sang, und mittlerweile erscholl ihre Stimme laut genug, um über dem abflauenden Wind vernommen zu werden. Der Sturmhund wurde trüber und begann, fast unmerklich zu verschwinden wie eine Wolke, die in

105

einen klaren Himmel übergeht, während man hinstarrt. Schließlich war er weg. Als der Sturmhund verblasste, nahm das Boot langsam wieder seine gewöhnlichen Farben an: dunkel lackiertes Holz, weiße Bemalung und rotes, eingerolltes Segel. Erst, als Maerad blinzeln die Farben betrachtete, wurde ihr klar, dass der Morgen angebrochen war.

105

## Neuntes Kapitel Ossin

Owan verzurte die Pinne und stolperte zu Cadvan und Maerad hinüber. Seine Züge waren grau vor Erschöpfung, die Augen rot gerändert, das Haar und die

Kleider steif vor Salz, die Knöchel aufgeschunden vom Kampf gegen die Elemente, um die *Weißer Eule* flott zu halten. Inbrünstig umarmte er die beiden Barden.

»Beim Licht«, stieß er heiser hervor. »Ich dachte schon, wir wären auf dem Weg zu den Toren und meine Eule würde ins Reich der Fische hinabwandern.« Maerad blickte ihm in die Augen und sah darin ihre eigenen Empfindungen widergespiegelt: Erleichterung darüber, noch am Leben zu sein, eine benommene Erschöpfung und die herzliche Kameradschaft, die damit einherging, gemeinsam eine Gefahr überlebt zu haben. Sie spürte, wie in langen Wellen mehrere Schauer durch Owans Körper liefen. Zittrig lächelte sie ihn an, wobei unerwartete Tränen ihre Augen füllten.

Owan ließ sie los, und Maerad trat einen Schritt zurück und sah sich ungläubig um. Das Grauen der vergangenen Nacht erschien wie ein Traum, der spurlos verschwunden war. Die Sonne schien mild an einem fahlblauen Himmel, und die einzigen Geräusche, die sie hören konnte, waren das leise Kreischen von Möwen und das friedliche Klatschen der Wellen gegen das Boot. Nur die *Weißer Eule* selbst legte Zeugnis von den Unbilden der Nacht ab; das sonst so makellose Deck glich einem Gewirr aus Tauen und Trümmern, allesamt von Salz verkrustet; das Segel war immer noch am Mast eingerollt; und die Steuerbordreling war gebrochen, wo der Sturmhund einen Treffer gelandet hatte. Cadvan betrachtete den Schaden. »Wir sind mit einem blauen Auge davongekommen«, meinte er. »Nur wenige überleben eine solche Begegnung auf hoher See.« Maerad lächelte müde. Cadvan ergriff ihre Hände und küsste sie auf die Wange. »Das hast du gut

106

gemacht, Maerad«, lobte er sie leise. »Sehr gut sogar. Ich weiß nicht, ob wir andernfalls überlebt hätten.«

»Das war eindeutig der seltsamste Zuhörer, den ich je hatte«, sagte Maerad. Cadvan lächelte freundlich und ließ ihre Hände los. »Ich muss zugeben, ich sterbe vor Neugier«, gestand er. »Warum hast du dem Ungeheuer *vorgesungen* ? Wie um alles in der Welt bist du ausgerechnet darauf gekommen?«

»Ich konnte es kaum glauben, als mir klar wurde, was du da machst«, warf Owan grinsend ein. »Da stand ich mitten im Tosen des Sturms und kämpfte, um die *Eule* flott zu halten, und du fängst an, Wiegenlieder zu singen. Ich weiß ja, dass Barden eigenartig sind, aber ... « Er schüttelte den Kopf.

Maerad betrachtete ihre Hände und suchte nach Worten. »Ich weiß nicht, wann ich je mehr Angst hatte«, begann sie schließlich. »Ich glaube, selbst als wir auf den Unhold stießen, war ich nicht so verängstigt wie beim Anblick des Sturmhunds. Und als ich meinen Geist mit deinem vereinte, konnte ich seine ganze Wut spüren. Das Komische war, sobald ich sie *fühlte*, hatte ich keine Angst mehr.«

Sie schaute zu Cadvan auf, der ihr mit ernster Miene lauschte. »Als ich ihm in die Augen blickte und er mich ansah, war sofort alles anders. Ich wusste, dass ich ein Ungeheuer vor mir hatte und es uns in kleine Stücke brechen und ertränken wollte. Aber es war ein unschuldiges, ein wildes Geschöpf. Es war

nicht wie der Unhold, die Untoten, der Kulag oder der Ondril. In deren Nähe spürt man nur-« Sie setzte ab und schauderte kurz, als sie an diese Begegnungen zurückdachte. »Man spürt nur ihre Bösartigkeit. Sie strotzen vor dem bösartigen Willen, Leben zu zerstören, ich meine, alles, was schön und liebenswert am Leben ist. Aber der Sturmhund war nicht so.«

» Uns wollte er sehr wohl zerstören«, gab Owan zu bedenken.

»Ja, ich weiß, aber nicht absichtlich. Wir waren ihm bloß im Weg oder so, und er hätte ebenso gut dazu übergehen können, etwas anderes oder auch gar nichts zu zerstören. Wie ein Sturm.«

Cadvan nickte nachdenklich.

»Sobald mir klar wurde, dass er ein unschuldiges Wesen war, fiel mir ein, wie mich meine Mutter vor langer Zeit in den Schlaf gesun

107

gen hat, als ich klein war. Das Lied war das Erste, was mir in den Sinn kam. Also fing ich an, es zu singen.«

»Es ist ein wunderschönes Lied«, meinte Owan verträumt. »Ich hatte es noch nie zuvor gehört.«

»Jedenfalls hat es gewirkt.« Cadvan bedachte Maerad mit einem unergründlichen Blick. »Ich muss gestehen, zuvor wäre mir nie der Gedanke gekommen, Sturmhund als unschuldig zu betrachten. Ich denke, diese neue Weisheit muss ich mir eingehender durch den Kopf gehen lassen.«

»Naja«, gab Maerad etwas verärgert zurück. »Du hättest ja auch nicht gedacht, dass Enkir der Finsternis angehören könnte.«

»Nein, das stimmt«, pflichtete er ihr bei. Dann lachte er, und einen Lidschlag lang wich die Düsternis gänzlich aus seinen Zügen. »Anscheinend sind all meine Überzeugungen dazu verdammt, zu Staub zu zerfallen.«

Eine kurze Pause entstand. »Tja, ich für meinen Teil brauche jetzt ein Frühstück«, verkündete Cadvan. Damit zog er die Luke auf und verschwand den Niedergang hinab.

Maerad setzte sich aufs Deck, da sie sich plötzlich zu erschöpft fühlte, um sich zu bewegen. Owan begann aus langer Gewohnheit, die überall verstreuten Taue aufzurollen.

Bald kehrte Cadvan mit einer Flasche, ein paar Tellern, einem Tuch, einem Laib Brot und etwas Käse zurück. »Da unten ist es ein klein wenig nass«, erklärte er. »Aber das hier ist einigermäßen trocken geblieben.« Er breitete das Tuch auf dem Deck aus und tischte ihre Mahlzeit auf. »Lass das, Owan. Ich helfe dir später dabei. Nimm erst mal etwas davon.«

Er reichte dem Fischer die Flasche. Owan trank einen ausgiebigen Schluck, wischte die Öffnung ab und gab die Flasche an Maerad weiter, bevor er sich zu den beiden Barden setzte. Auch Maerad trank einen ordentlichen Schluck und blinzelte: Es war Laradhel, ein geistiges Getränk, das Barden als Stärkungsmittel verwendeten. Wie Feuer floss es in ihren Magen hinab. Schlagartig breitete es seine Wärme durch ihren Körper aus und vertrieb die Kälte, die sich tief in ihre Knochen eingenistet hatte.

Eine Weile aßen sie schweigend, zumal alle plötzlich feststellten, wie hungrig sie waren. Der Käse war guter thoroldischer Ziegenkäse, aber an jenem Morgen besaß er eine besondere Würze, fand Mae

108

rad; oder vielleicht lag es nur daran, dass sie dem Geschmack mehr Aufmerksamkeit schenkte. Trotz ihrer Müdigkeit fühlten all ihre Sinne sich geschärft an.

Maerad ließ prüfend den Blick über das Meer wandern, während sie kaute, und sie erspähte am Horizont einen langen, niedrigen Schemen. »Ist das Ileadh?«, fragte sie und deutete mit einem Stück Brot in der Hand in die Richtung. Owan kniff die Augen zusammen. »Ja. Und dort im Osten ist die Westküste von Annar. Wir wurden gar nicht so weit vom Kurs abgetrieben. Gegen Abend werden wir dort sein, schätze ich.«

Eine Weile herrschte Stille, die nur von Kaugeräuschen durchbrochen wurde. »Letzte Nacht war ich ziemlich froh, euch Barden dabei zu haben«, fügte Owan schließlich hinzu.

»Naja, wenn du uns Barden nicht an Bord hättest, wärest du vielleicht gar keiner solchen Gefahr begegnet«, gab Cadvan nüchtern zurück. »Wir verkörpern also einen fragwürdigen Segen. Hast du je so weit südlich von Sturmhunden gehört?« Owan überlegte kurz, bevor er antwortete. »Man erzählt sich von Sturmhunden während der Großen Stille«, sagte er. »Aber seither nicht mehr. Und wie ich höre, tauchen sie unlängst weiter oben im Norden auf, um die Küste von Zmarkan. Aber nicht so weit südlich, nein.«

»Das klingt nicht gut«, meinte Maerad. »Es hört sich an, als hätte jemand den Sturmhund nach uns ausgesickt.«

»So sehe ich das auch«, erwiderte Cadvan. »Gewiss hat man erahnt, dass wir nach Ileadh unterwegs sein würden. Ich denke, Owan, wir sollten nicht in Gant anlanden.«

»Das hatte ich ohnehin nicht vor«, gab Owan zurück. »Aus eben diesem Grund. In der Nähe von Gant, am Argent gelegen, gibt es einen Weiler namens Ossin. Dort erwartet man uns.«

Mit den Vorkehrungen zufrieden nickte Cadvan und wandte sich Maerad zu.

»Sturmhunde sind Elementare. Ich vermute, dass dir deshalb der Gedanke kam, ihm vorzusingen, Maerad.« Müde lächelte er sie an. »Nur eine Elidhu wäre verrückt genug, sich so etwas einfallen zu lassen. Der Sturmhund kann nur von Arkan, dem Winterkönig, geschickt worden sein. Sie sind seine Geschöpfe; er hat sie während der

108

Kriege der Elementare eingesetzt, und auch während der Großen Stille. Ich vermute schon seit langem, dass der Namenlose und der Winterkönig miteinander im Bunde sind und Arkan aus seinem langen Schlaf erwacht; aber das liegt in der Tat nahe.«

»Das bedeutet, dass man weiß, wo wir sind«, stellte Maerad schauernd fest.

»Und dass unsere Verfolger nicht weit hinter uns sind.«

Sie erreichten Ossin bei Einbruch der Nacht, nachdem Cadvan Owans inständiger Bitte um einen magischen Wind nachgegeben hatte. Sie waren die lange Bucht der Nabe von Gant hinaufgesegelt, und Maerad betrachtete die grünen und purpurnen Hügel, die sich zu beiden Seiten erstreckten. In einer Senke am äußersten Ende der Nabe erhaschte sie einen Blick auf Gant selbst: weiße Mauern, überragt von Türmen mit zwiebförmigen Kuppeln, die silbrig, golden und kupfern im Licht der untergehenden Sonne erglänzten. Innerlich seufzte sie darüber, dass sie die Schule des Ortes nicht besuchen konnte; selbst aus der Ferne sah Gant wunderschön aus.

Doch stattdessen segelten sie etwa eine Wegstunde weiter nach Westen in die breite Mündung des Argent. Durch seine Mitte verlief ein tiefer Kanal; davon abgesehen breiteten seine Wasser sich seicht aus und gleißten silbrig über kiesige Sandbänke. Ein böiger, kalter Wind kam auf und blies landeinwärts, bauschte das Segel und trieb sie stromaufwärts an steilen, dicht bewaldeten Hängen vorbei. Die letzten Strahlen der Sonne tünchten die Wipfel, deren Schatten auf die Wasseroberfläche fielen, in Gold. In der Luft hing der zarte Duft von Blättern, Gras und Blumen. Sie hörten die Laute von Vögeln, die sich auf ihre Hockplätze niederließen, außerdem vereinzelt das Gezänk von Enten. Nachdem die Sonne untergegangen war und ein abnehmender Mond den Himmel erklimmen hatte, liefen sie einen steinernen Bootssteg an, der von einem kleinen, um eine Art natürliche Lagune errichteten Hafen umgeben war, gerade groß genug für ein halbes Dutzend Boote.

Owan vertäute die *Weißer Eule*, und alle drei verließen sie das Boot, wobei Maerad die Reling zum Abschied tätschelte, als sie über die Laufplanke ging. Ihr war klar, dass sie nie so etwas wie eine Matrosin werden würde, dennoch fühlte sie sich dem Schiff innig verbunden;

109

es hatte allen Unbilden der See, des Windes und des Ungeheuers standgehalten und sie wohlbehalten zurück ans Ufer befördert.

Schweigend gingen sie einen schmalen, blätterübersäten Pfad entlang, der die Uferböschung hinaufführte und schließlich durch die Bäume in offene Felder mündete. Maerad sah eine Schar von Lichtern durch die Dunkelheit blitzen. Bald darauf gelangten sie zu einem Weiler aus etwa einem Dutzend Gebäuden. Owan blieb auf der Straße stehen, schaute nach links und nach rechts und führte sie letztlich zum größten Haus. Es handelte sich um ein zweigeschossiges Bauwerk aus Holz und Verputz, bemalt mit kunstfertigen Bildnissen, die Barden und Dorfbewohner bei der Arbeit zeigten.

»Das ist das Landhaus des Obersten Barden von Gant«, erklärte Owan lächelnd, als sie die Eingangstür erreichten und er den silbernen Klopfer betätigte. »Ich war erst ein paar Mal hier, aber ich kann euch sagen, dass es berühmt für seine Gastfreundschaft ist.«

Die Tür öffnete sich. Zum Vorschein kam ein großer, dunkelhaariger Mann. Er streckte zur Begrüßung die Arme aus und scheuchte sie ins Haus. »Cadvan! Owan! Kommt herein, meine Freunde. Es ist zu lange her, seit wir uns zuletzt gesehen haben. Und du bist Maerad von Pellinor? Mein Name ist Gahal, Gahal

von Gant. Kommt herein, kommt herein. Stellt eure Bündel hier ab, und warte, lass mich diesen Mantel nehmen. Zuerst etwas zu essen und zu trinken, ja? Ich glaube, nichts macht so hungrig wie Segeln. Nein, keine Sorge, ich zeige euch bald eure Zimmer. So, da sind wir.«

Verdutzt erkannte Maerad, dass er den ganzen Weg durch den Flur ohne Unterlass geredet hatte.

Als sie das Wohnzimmer betraten, sog sie hörbar die Luft ein. Mittlerweile hatte sie sich an prächtige Räume gewöhnt, doch dieser war etwas ganz Besonderes. Bodenlange Vorhänge aus bestickter Seide aus Thorold, die in einem üppigen Goldton glänzten, verhüllten die hohen Fensterflügel, und die niedrigen Sofas waren mit demselben Stoff überzogen. Aber es waren die Wände und die Decke, die Maerad vor Erstaunen innehalten ließen. Die Wände waren mit hellem Zedernholz getäfelt. Jede herrlich geschnitzte Täfelung umrahmte das Bildnis eines anderen Vogels. Die Decke war mit einer Vielzahl von fliegenden Vögeln bemalt, die alle in einer Spirale auf die Mitte des Raumes zuhielten.

Vorübergehend zeigte Maerad sich sprachlos und nahm unwill

110

kürlich das Glas Wein an, das ihr in die Hand gedrückt wurde. Sie fühlte sich viel zu schmutzig, um sich in einem solchen Zimmer niederzusetzen, aber Gahal drückte sie beinahe auf ein Sofa, ehe er, ständig gesellig plaudernd, Leckereien und Getränke herumreichte. Maerad begnügte sich damit, den Raum zu betrachten, und verrenkte sich den Hals, um das Gemälde an der Decke zu sehen. Die Vögel entstammten Dutzenden verschiedener Arten, allesamt sorgfältig in allen Einzelheiten an einem azurblauen Himmel dargestellt, über den rosige Wolken trieben. Zu den Fensterflügeln hin verdunkelte das Firmament sich zu Abendfarben, und dort funkelte zwischen den Wolken ein einzelner Stern. Maerad war überzeugt davon, dass es sich um Ilion handelte.

»Gefallen dir meine Vögel?«, fragte Gahal und schreckte sie damit aus ihrer Träumerei hoch.

»O ja«, antwortete Maerad. »Ich glaube, ich habe noch nie ein so wunderschönes Zimmer gesehen.«

Gahal wirkte erfreut. »Ich habe sechs Jahre dafür gebraucht«, erklärte er. »Weißt du, ich bin immer so beschäftigt in Gant. Aber bei jeder Gelegenheit kam ich hierher, bis alle Täfelungen fertig waren. Und jetzt kann ich zwischen den Tieren sitzen, die ich liebe, selbst wenn sie nach Süden davonfliegen.«

Maerad musterte den Barden mit neuer Achtung. Durch seine Redseligkeit, die sie vom Obersten Barden von Gant ganz und gar nicht erwartet hatte, hatte sie sich anfangs insgeheim gefragt, ob er nicht ein wenig albern war; doch der Liebreiz der Gemälde und eine gewisse Schärfe in Gahals Blick zerstreuten ihre Bedenken sogleich. Er war eindeutig ein Mann, den man nicht unterschätzen durfte. »Offenbar weißt du viel über Vögel«, meinte sie.

»Vögel sind meine Leidenschaft«, erwiderte Gahal. »Sie sind die wunderschönsten Geschöpfe auf Erden; der Himmel ist ihr Element, und sie bevölkern ihn mit solcher Anmut. Schon mein ganzes Leben beobachte ich sie, liebe ich sie und lerne von ihnen.«

»Wenn du irgendetwas über Vogelkunde wissen möchtest«, warf Cadvan ein, »ist Gahal deine erste Anlaufstelle.« Er hob das Glas an. »Und dieser Raum ist eines der Meisterwerke von ganz Edil-Amarandh. Wir können uns glücklich wähnen, ihn sehen zu dürfen.«

»Aber er ist auch gemütlich«, meinte Maerad. »In Norloch gab es

111

viele schöne Zimmer, aber irgendwie fühlten sie sich zu prunkvoll an. Man konnte sich nicht einfach hinsetzen und sie genießen.«

»Ich danke dir dafür«, sagte Gahal. »Tja, ich bin froh, dass ihr hier seid.«

»Das sind wir auch«, meldete Owan sich zu Wort. »Fast hätten wir es nicht geschafft. Unterwegs wurden wir von einem Sturmhund angegriffen.«

Verblüfft sah Gahal ihn an. »Von einem Sturmhund? Solche Ungeheuer hat man seit der Großen Stille nicht mehr in diesen Breiten gesehen.« Er schüttelte den Kopf. »Und dabei haben wir noch nicht einmal Winter. Wie habt ihr überlebt?«

»Maerad hat ihm ein Wiegenlied vorgesungen«, antwortete Cadvan nüchtern.

»Da ist er verschwunden.«

Gahal nippte gerade an seinem Wein. Bei dieser Äußerung Cadvans prustete er.

»Das ist natürlich ein Scherz«, sagte er, als er sich wieder gefangen hatte. »Ich meine, wirklich.«

»Nein, ich scherze nicht. Maerad hat für solche Dinge ... äh ... etwas ungewöhnliche Lösungen. Ich muss dir bei Gelegenheit erzählen, wie sie einen Untoten in ein Kaninchen verwandelt hat. Jedenfalls hat sie ihm wirklich ein Wiegenlied vorgesungen, und deshalb sind wir hier und nicht auf dem Grund der Meerenge von Ileadh.«

Gahal grunzte und bedachte Maerad mit einem äußerst durchdringenden Blick.

»Dann werdet ihr verfolgt, und wie es scheint vom Winterkönig höchstpersönlich.«

»Das glaube ich auch«, pflichtete Cadvan ihm bei. »Deshalb denke ich, wir sollten es nicht wagen, auf dem Seeweg weiter nach Norden zu reisen, wie wir es ursprünglich vorhatten.«

»Auch Annar ist gefährlich für euch«, gab Gahal zu bedenken. »Auf eure Köpfe ist auf Anordnung aus Norloch ein Preis ausgesetzt, und viele Augen werden nach euch Ausschau halten. Ich frage mich, was das größere Wagnis ist.«

Niemand erwiderte etwas, und so seufzte er und schenkte allen Wein nach. »Nun ja, wir können uns beim Abendessen ausführlicher darüber unterhalten, wenn ihr euch erfrischt habt. Ich habe natürlich Neuigkeiten aus Thorold gehört; ich vermute, ihr wisst um die Lage dort, oder?«

»Wir wissen von Norlochs Forderung und der Erwidern darauf, falls du das meinst«, sagte Cadvan.

111

»Das sind die übelsten Neuigkeiten seit langem. Wie du weißt, Cadvan, bin ich schon die letzten fünfzig Jahre beunruhigt. Etwas stimmt ganz und gar nicht. Aber es bereitet keine Genugtuung, recht gehabt zu haben.«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Nerili hat mir mitgeteilt, dass ihr auf dem Weg nach Norden seid, auf einer Suche, die ich nicht recht begreife. Und man hat mir zu verstehen gegeben, dass Maerad von Pellinor die Ausersehene sei.«

»Das glauben wir zumindest.«

Gahal musterte sie mit einer kühlen Neugierde, die in krassem Gegensatz zu seinem vorherigen Gebaren stand. Maerad ließ seine prüfenden Blicke geduldig über sich ergehen, wünschte jedoch, sie wäre sauberer.

»Ich verstehe.« Gahal stellte das Glas auf den Tisch, verschränkte die Hände hinter dem Kopf, lehnte sich auf dem Sofa zurück und betrachtete die Decke.

»Das sind Neuigkeiten von größerer Bedeutung als die Geschehnisse in Norloch. Das Licht regt sich bei Bedarf, heißt es.« Plötzlich beugte er sich vor und ergriff zu Maerads Überraschung ihre Hand. »Du bist sehr jung. Zu jung, würde ich sagen. Vieles lastet auf deinen Schultern junge Bardin. Ich hatte schon vor heute Abend von deinen außergewöhnlichen Kräften gehört, dennoch bezweifle ich nicht, dass du jede Hilfe brauchst, die du bekommen kannst.«

»Es gibt vieles, das ich nicht verstehe«, erwiderte Maerad. »Aber ich lerne.«

»Auf Gant kannst du zählen. Doch Annar ist geteilt.« Gahal ließ ihre Hand los und schaute zu Cadvan. »Einige sind Enkir treu ergeben geblieben - Verbündete der Finsternis oder jene, die glauben, dass er als Oberster Barde nur gegen die Finsternis handeln kann. Dann gibt es noch welche, die zwar zutiefst beunruhigt oder anderer Ansicht sind, aber sich davor fürchten, von Norloch zu Aufwieglern erklärt zu werden. Selbst in Gant kann ich nicht sicher sein, dass es keine Spitzel gibt. Und die Finsternis klebt euch auf den Fersen. Es wird nicht einfach sein, durch Annar zu gelangen.«

»Trotzdem glaube ich, dass es weniger gefährlich wäre als Sturmhunde«, meldete Owan sich zu Wort. »Diesmal war es nur einer, und er hätte uns beinahe versenkt.«

112

»Wie immer müssen wir zwischen zwei Übeln wählen«, meinte Cadvan. »Es gibt keine sicheren Pfade.«

»Nein«, bestätigte Gahal. »Tja, ich habe euch vor den Gefahren Annars gewarnt, damit betrachte ich meine Pflicht als erfüllt. Die Entscheidung müsst ihr selbst treffen.«

»Für mich deutet alles darauf hin, dass die Zeit knapp für uns wird«, sagte Cadvan. »Hast du vom Ritual der Erneuerung in Busk gehört?«

Gahal seufzte schwer. »Ja«, antwortete er. »Es wird dich nicht überraschen zu hören, dass es auch in Gant um ein Haar fehlgeschlagen wäre, und ich bezweifle nicht, dass es in einigen Schulen Annars tatsächlich fehlgeschlagen ist. Etwas kehrt die Finsternis in uns allen hervor. Dies ist nicht bloß ein Krieg der Waffen und Gefechtsstrategien, Cadvan.«

»Nein«, pflichtete Cadvan ihm bei. »Das steht schon seit geraumer Zeit fest.« Maerad schauderte. »Ich hatte in Norloch einen schlimmen Zukunftsraum«, ergriff sie das Wort. »Und ebenso in Inneil. Außerdem war da eine Stimme, die sagte: *>Es gibt mich wieder, doch niemand wird meinen Hort finden, denn ich lebe in jedem menschlichen Herzen. <<*

Überrascht sah Gahal sie an. »Bist du auch noch eine Seherin?«

Maerad erwiderte nichts, doch Cadvan rührte sich und antwortete: »Ja, das ist sie. Das war schon immer eine Gabe des Hauses Kam. Wir haben dir viel zu erzählen, Gahal, und nicht nur über Maerad. Aber ich bin froh zu wissen, dass wir auf Gant zählen können. Wenngleich ich nichts anderes erwartet hatte.« Eine kurze Stille entstand, dann leerte Gahal sein Glas und erhob sich. »Leider verursacht meine Neugier Unhöflichkeit. Bestimmt möchtet ihr euch erfrischen«, sagte er. »Eure Zimmer warten auf euch; ich zeige sie euch. Und dann laben wir uns an einem Abendessen, das eurer Heldentaten würdig ist.«

Am nächsten Morgen erwachte Maerad mit einem Gefühl völligen Wohlbehagens. Ihre Haut fühlte sich weich und sauber an statt kratzig und rau vor Salzwasser. All die Wehwehchen und die Müdigkeit waren verschwunden. Nach dem Unbehagen einer Hängematte empfand sie ein richtiges Bett als herrlich. Gemächlich streckte sie

113

sich und lauschte den Geräuschen, die durch die Fenster drangen: dem Gackern von Hühnern, die auf der Straße schabten; dem Geplauder von ein paar Männern, die sich im schweren Dialekt von Ileadh miteinander unterhielten; dem Muhen von Rindern, das aus der Ferne ertönte; dem *Krah-krah* von Raben. Warmes Vormittagslicht fiel durch das Fenster ein und lockte sie aus dem Bett. Sie grub die Zehen in den weichen Teppich und schaute aus dem Fenster.

Von Gahals Haus aus konnte sie über die Dächer des Weilers bis zum Fluss hinabsehen, der sich silbrig schimmernd zwischen den Hügeln hindurchwand. In der Nähe des Weilers lag ein Flickenteppich von Feldern mit einer weißen Straße, welche mitten hindurch und in die Birkenwälder verlief, die sich die Hügel hinauf erstreckten und sich in der Ferne purpurn verfärbten.

Maerad hatte nach einem ausgedehnten Abendessen, das sich als genauso fröhlich erwies, wie Gahal vorhergesagt hatte, lang und tief geschlafen. Zum Essen hatte sich Gahals Haushalt gesellt, der rund zwanzig Leute zählte. Seine unmittelbare Familie bestand aus seiner Gemahlin Rena, seinen beiden erwachsenen Söhnen Nik und Beijan sowie seiner Tochter Lyla, die etwa in Maerads Alter war. Doch es nahmen auch andere Barden daran teil, die in keinem Verwandtschaftsverhältnis zu Gahal standen, sondern zusammen arbeiteten oder gemeinsamen Neigungen frönten. Lyla beispielsweise schien die anderen Erwachsenen beinahe als zweite Väter oder Mütter zu betrachten.

Maerad, deren Familie durch verheerende Umstände zerschlagen wurde und die bisher vorwiegend in Bardenschulen verweilt hatte, waren die breiter gefassten Auffassungen von Verantwortung und Verwandtschaft in Bardenhaushalten bislang unbekannt gewesen; sie fielen ihr bei Gahal zum ersten Mal auf.

Lyla hatte neben Maerad gesessen, und die beiden hatten einander auf Anhieb gemocht. Erstmals war Maerad jemandem in ihrem Alter begegnet, der ihr nicht schon deshalb mit Ehrfurcht begegnete, weil sie mit Cadvan durch die Lande zog.

Die Unterhaltung hatte sich um Allgemeines gedreht, und Maerad hatte sich durch mehrere Gänge wunderbar zubereiteter Gerichte gekostet: dicken gelben

Spargel, herrlich zart gekocht; einen Salat aus Kräutern und Brunnenkresse;  
frische Forelle, mit Mandeln und Honig gebacken; in Milch und Butter  
gedünstete Anis-Eger

114

linge. Danach bestand Gahal darauf, dass sie seinen Limonel probierte, einen  
Apfelgeist, den er selbst herstellte und der sich als köstlicher (und stärker) als  
Laradhel erwies. Kein Wunder, dass sie so gut geschlafen hatte.

Müßig beobachtete sie, wie ein Reiter die Straße heran auf das Haus zuzugetrabt  
kam, abstieg und an die Tür klopfte.

Rena hatte ihr ein paar von Lylas Kleidern geliehen, da ihre eigenen gewaschen  
wurden. Maerad hatte gerade beschlossen, sich anzuziehen und nachzusehen,  
was der Tag für sie bereithielt, als es an ihrer Zimmertür klopfte.

»Ja?«, sagte Maerad.

Lyla steckte den Kopf herein. »Guten Morgen, Maerad! Papa will wissen, ob du  
Frühstück möchtest.«

Maerad deutete auf ihr Nachthemd. »Ich bin heute Morgen etwas tranig«, gab sie  
zurück. »Ich habe mich noch nicht einmal angezogen.«

»Oh, er hat gesagt, ich soll dir ausrichten, es hat keine Eile.« Schüchtern kam  
Lyla ins Zimmer. Wie Gahal besaß sie dunkle Haare und Augen. Das Haar hing  
ihr zu einem langen Zopf geflochten auf den Rücken hinab. »Er wollte nur  
wissen, ob er das Frühstück schon abräumen soll. Cadvan und Owan sind auch  
noch nicht aufgestanden.«

»Tja, ich bin froh zu wissen, dass nicht nur ich so faul bin«, erwiderte Maerad  
lachend.

»Außerdem ist Anhil eingetroffen und möchte dich gerne sehen.«

»Wer ist Anhil«, erkundigte sich Maerad, schlüpfte unbefangen aus dem  
Nachthemd und in Unterwäsche.

»Ein Barde aus Gant. Ich mag ihn, er ist immer sehr nett. Und er sieht *sehr gut*  
aus.« Lyla setzte sich aufs Bett. »Ist das deine Leier? Papas Leier ist mit  
Einlegearbeiten aus Gold verziert und hat goldene Saiten. Aber ich schätze,  
wenn man jung ist wie wir, bekommt man nur einfache und alte Instrumente.  
Anhil ist der Bruder von Dernhil - du weißt schon, dem Barden, der in Inneil  
umgebracht wurde. Ich kannte ihn nicht so gut, nur einmal, als ich noch drei  
Jahre alt war, bin ich im begegnet, trotzdem war es einfach schrecklich. Es hat  
mir für Anhil so leidgetan.«

Maerad war dankbar, das sich gerade das Nachthemd über ihrem Kopf befand  
und Lyla daher ihren Gesichtsausdruck nicht sehen

114

konnte. Dernhils Bruder! Sie hatte gewusst, dass Dernhil aus Gant stammte, was  
tatsächlich einen der Gründe dargestellt hatte, weshalb sie hierherkommen  
wollte, aber der Gedanke, seinen Bruder zu treffen, rüttelte eindringlich all den  
Kummer ob seines Todes wach. Doch der Augenblick verstrich, und sie zog sich  
das Kleid über die Schultern.

Lyla betrachtete sie kritisch mit schief gelegtem Kopf. »Mir gefällt dieses  
Kleid«, erklärte sie. »Aber ich finde, es sieht an mir besser aus als an dir.«

»Ich sollte mich zuerst waschen«, erwiderte Maerad. »Danach komme ich hinunter.«

»Wir sehen uns dann«, sagte Lyla. »Ich sage Papa Bescheid.«

Als Maerad gewaschen und gekämmt unten auftauchte, hatte sie sich hinreichend gefasst, um Anhil gegenüberzutreten. Er saß zurückgelehnt und mit einem Fuß über dem Knie auf einem Stuhl im Esszimmer und unterhielt sich mit Gahal. Als Maerad eintrat, stand er auf, und Gahal stellte die beiden einander vor. Schmerzliches Erkennen versetzte ihr einen Stich im Herzen: Einerseits ähnelte Anhil seinem Bruder, andererseits auch nicht; sein Haar schimmerte hellbraun, und er war nicht ganz so groß. Allerdings sprach aus seinen Augen dieselbe rege Ausdrucksstärke wie aus jenen Dernhils, und Maerad fiel es schwer, ihn unmittelbar anzusehen.

»Es freut mich, dich kennen zu lernen«, begann Anhil höflich und ergriff ihre Hand. »Kurz, bevor mein Bruder starb, hat er mir von dir geschrieben. Du hast ihn sehr beeindruckt.«

Ein Kloß bildete sich in Maerads Hals, sodass sie nur nickte, da sie im ersten Augenblick zu keiner Erwiderung fähig war.

»Sein Tod ist so beklagenswert«, meinte sie schließlich. »Mein aufrichtiges Beileid. Es muss schwer für dich gewesen sein.«

»Ja«, antwortete Anhil. »Es war ein großer Verlust für uns alle, am meisten aber für diejenigen, die ihn geliebt haben.«

Maerad hatte keine Ahnung, was sie darauf sagen sollte, weshalb sie abermals nur nickte und sich auf die Lippe biss. Zu ihrer Erleichterung betrat in jenem Augenblick Cadvan das Zimmer. Anhil drehte sich ihm zu und begrüßte ihn, Cadvan umarmte ihn wortlos. Maerad setzte sich mit pochendem Herzen an den Tisch. Sie fühlte sich ungehobelt und verlegen.

Lyla beugte sich zu ihr und flüsterte: »Siehst du, ich habe dir ja  
115

gesagt, dass er gut aussieht.« Maerad lief hochrot an. »Ich wusste gar nicht, dass du Dernhil gekannt hast.«

»Ja«, bestätigte Maerad. »Allerdings viel zu kurz.«

»Es ist traurig, was ihm widerfahren ist«, sagte Lyla. »Seine Asche befindet sich in Gant.« Maerad murmelte zur Antwort etwas Unhörbares. Lyla begriff endlich, dass es Maerad unangenehm war, über das Thema zu sprechen. »Wie auch immer, probier mal von diesem Honig. Er ist sehr gut. Mama kümmert sich um die Bienenstöcke, und sie versorgt die Bienen reichlich mit süßem Klee.«

Dankbar widmete Maerad sich dem Essen. Allmählich beruhigten sich ihre aufgewühlten Gefühle, sodass sie anfangen konnte, der Unterhaltung zwischen Cadvan, Anhil und Gahal zu lauschen. Anhil gehörte dem Ersten Zirkel von Gant an, und sein Besuch hatte nur indirekt mit Cadvans und Maerads Anwesenheit zu tun. Ein weiterer Gesandter aus Norloch war eingetroffen und verlangte von Ileadh Soldaten für Norlochs Feldzug gegen die Finsternis.

»Natürlich«, sagte Anhil zu Gahal, »haben wir ihm mitgeteilt, dass wir während deiner Abwesenheit keine Entscheidungen treffen und dass er sich bis zu deiner Rückkehr aus Damaroch gedulden muss.«

»Damaroch?«, meldete Cadvan sich zu Wort.

»Wir wissen, wie gefährlich es für euch ist«, erwiderte Anhil und wandte sich ihm zu. »Und für uns, wenn bekannt wird, dass wir euch helfen. Nur der Erste Zirkel weiß, wo sich Gahal aufhält. Gahal hat ein Ebenbild seiner Selbst nach Damaroch geschickt; tatsächlich ist es Rhyd. Gahal ist auf Umwegen und in Verkleidung hierhergeritten, so wie ich selbst. Ich bezweifle, dass einer von uns verfolgt wurde, wenngleich ich befürchte, dass man Ossin beobachtet. Es ist gut, dass ihr im Schutz der Nacht eingetroffen seid.«

Cadvan nickte, und Maerad spürte, wie ihre Furcht, die ein paar kostbare Stunden gewichen war, nach und nach zurückkehrte.

»Ich habe einen Schutzbann um Ossin gelegt«, warf Gahal ein. »Vorerst sind wir recht sicher; niemand kann uns hier beobachten. Aber das sind üble Neuigkeiten, Anhil. Ich denke gar nicht daran, Soldaten nach Norloch zu entsenden. Und dass Enkir Streitkräfte sammelt, bedeutet, dass die Angst vor einem Einmarsch in Busk vermutlich nicht unbegründet ist.« Er runzelte die Stirn. »Außerdem vervielfacht sich dadurch meine Sorge um dich und Maerad, wenn ihr durch Annar reist.«

116

»Das sehe ich auch so«, pflichtete Cadvan ihm bei. »Dennoch fürchte ich, dass drei Sturmhunde auf See ein sicheres Todesurteil wären. Schon einer hätte uns beinahe getötet. Selbst mit Armeen, die uns verfolgen, stellt Annar das geringere Wagnis dar.«

»Ich soll euch ausrichten, dass zwei Pferde, Darsor und Imi, vor einer Woche in Gant eingetroffen sind«, sagte Anhil. »Darsor meine, du hättest sie gebeten, euch dort zu treffen.« Maerad stieß einen Freudenruf aus. Ihre Pferde hatten Saliman und Hem nach Turbansk getragen, und Maerad vermisste ihre Stute Imi fast so sehr wie Hem.

Sie blieben weitere zwei Tage in Ossin. Maerad verbrachte den Großteil der Zeit mit Lyla, mit der sie mühelos Freundschaft geschlossen hatte. In Lylas Gesellschaft konnte sie vergessen, dass sie die Feuerlilie von Edil-Amarandh verkörperte, die Ausersehene, die sowohl das Licht als auch die Finsternis verfolgten. Ja, sie konnte sogar vergessen, dass sie überhaupt eine Bardin war. Sie konnte so tun, als wäre sie nur ein junges, sechzehnjähriges Mädchen, das sich nur um seinen Unterricht, seine Aufgaben oder Klatsch zu kümmern brauchte.

Wenngleich Lyla keine Bardin war, hatte ihr Vater ihr zahlreiche Bardenfähigkeiten beigebracht. Sie war höchst belesen - vor allem im Vergleich zu Maerad, die bisher so gut wie keine Bücher gelesen hatte - und kannte die meisten großen Balladen auswendig. Ferner spielte sie mehrere Instrumente und beherrschte sogar die Grundlagen der Hohen Sprache, obschon sie aus ihrem Mund keine Macht besaß. Wie sie Maerad erzählte, wollte sie später einmal Heilerin werden.

»Eine Bardenheilung vermag ich nicht zu vollbringen«, meinte sie bedauernd.

»Ich wünschte, ich wäre eine Bardin. Dennoch kann ich, wenn ich über das entsprechende Wissen verfüge, Frauen beim Gebären helfen und viele

Krankheiten heilen. Je mehr Heiler es gibt, desto besser, sagt Papa. Und mir gefällt das.« Damit musterte sie Maerad, als wollte sie davor warnen, ihr zu widersprechen, doch Maerad fühlte sich insgeheim zu beeindruckt, um etwas zu erwidern. Fest stand, dass Lyla wesentlich gebildeter als sie selbst war.

»Ich habe nie darüber nachgedacht, was ich tun könnte«, gab sie gedankenverloren zurück. »Ich hatte nie eine große Wahl. Erst war ich eine Sklavin, dann hat Cadvan mich von dort befreit, und jetzt

117

bin ich eine Bardin und muss - nun ja, Dinge erledigen. Bei denen ich auch keine andere Wahl habe.«

Lyla betrachtete sie mitfühlend. »Das würde mir nicht besonders gefallen«, meinte sie. »Mama sagt immer, ich sei viel zu eigensinnig und sie wünschte, ich wäre ein Junge, denn Jungen sind viel folgsamer und tun, was man ihnen sagt. Mädchen hingegen, meint sie, sind störrisch wie Esel und schwieriger zu unterweisen als ein Schwärm schnatternder Gänse.«

Maerad lachte und verspürte leichten Neid. Die Art Freiheit, von der Lyla sprach, war ihr völlig fremd; zudem weckten ihre Äußerungen in Maerad das schmerzliche Bewusstsein, dass sie selbst keine richtige Familie besaß. An ihren Vater erinnerte sie sich kaum noch, an ihre Mutter etwas besser; doch selbst diese Erinnerungen waren von Schrecken und Kummer überlagert.

Unwillkürlich musste sie sich fragen, was sie mit ihrem Leben anstellen wollte, falls sie die Suche überlebte, die Cadvan und sie begonnen hatten. Sie musste feststellen, dass sie es beim besten Willen nicht wusste.

Von Gahal sah Maerad außer bei den Mahlzeiten wenig, aber obwohl er sich stets freundlich gab, vermeinte sie in seinem Gebaren einen Ansatz von Vorsicht zu erkennen. Einmal hatte der Barde sie mitgenommen, um ihr seine zahmen blauen Zaunkönige zu zeigen, die frei in einem knorrigen Apfelbaum im Garten lebten. Die winzigen Vögel, die zwischen den grünen Blättern wie lebendige Juwelen hervorblitzten, verzauberten Maerad regelrecht. Gahal rief einen herbei, der sich auf ihren Finger setzte, wo er tschilpte und Körner aus Gahals Hand fraß.

»Sie sind Federköpfchen«, meinte Gahal liebevoll, als der Vogel ein glänzendes Auge auf ihn richtete, um mehr Körner bettelte und dann zurück auf den Baum flog. »In diesen kleinen Schädeln ist nicht viel Platz für ein Gehirn. Trotzdem liebe ich sie.«

»Das kann ich gut verstehen«, sagte Maerad. »Sie sind so wunderschön.«

»Wunderschön und zerbrechlich. Wie so vieles, das von der Finsternis bedroht wird«, erwiderte Gahal jäh ernüchtert. Maerad musterte ihn fragend. Zu ihrer Überraschung stellte sie fest, dass er verlegen wirkte. Eine kurze Weile beobachteten sie schweigend die Vögelchen, dann räusperte sich Gahal.

»Maerad«, setzte er an und verstummte.

117

»Was ist?«, hakte sie nach.

Gahal kratzte sich am Kopf und starrte auf den Apfelbaum. »Ich wollte sagen, dass viel von eurer Suche abhängt«, meinte er schließlich. »Und ich möchte dich warnen. Aber ich muss feststellen, dass mir die Worte fehlen.«

»Wovor willst du mich warnen?«

Mit sonderbarem Ernst blickte Gahal ihr in die Augen. »Genau dafür habe ich keine Worte, junge Bardin. In dir ist etwas, das ich nicht verstehe. Und es macht mir Angst.«

Maerad starrte ihn an; wegen eines seltsamen Grauens, das in ihr aufstieg, fiel ihr keine Erwiderung ein. Gahal seufzte, dann lachte er und tätschelte ihr den Arm. »Es ist schwierig zu sagen: >Hüte dich vor dir selbst Dennoch tue ich es. Pass auf dich auf, junges Mädchen. Ich denke an Lyla, dann an dich, kaum älter als sie, und ich würde nicht gutheißen, dass meine Tochter sich den Gefahren stellen würde, die du zu bewältigen hast.«

Gemeinsam gingen sie zurück zum Haus, und Gahal gebarte sich wieder als sein übliches, wortreiches Selbst, doch die Unterhaltung hatte Maerad beunruhigt. Sie hatte das Gefühl, einerseits zu verstehen, was er meinte, andererseits auch nicht. Sprach er von dem Elementarteil in ihr? Sie wusste, dass Barden den Elementaren misstrauten.

Danach war sie zum Fluss hinabgeschlendert, um ein wenig Zeit in der Gesellschaft von Owan zu verbringen, den sie seit dem ersten Abend kaum zu Gesicht bekommen hatte - er war am Flusshafen beschäftigt gewesen. Owan hatte die *Weißer Eule* aus dem Wasser geschleppt, gewissenhaft begutachtet und die gebrochene Reling instand gesetzt, den schlimmsten Schaden, den das Boot beim Gefecht gegen den Sturmhund davongetragen hatte. Außerdem überprüfte er jede Planke auf Bruch- oder Schwachstellen.

Bald darauf brach Owan nach Thorold auf. Der Abschied war herzlich und zugleich traurig ausgefallen. In ihrer gemeinsamen Zeit hatte Maerad gelernt, das tief verankerte Empfinden wahrzunehmen, das unter seinem schweigsamen Wesen verborgen lag. Zudem bewunderte sie seine Unerschütterlichkeit, die er selbst unter gefährlichsten Bedingungen wahrte. Mittlerweile zählte sie ihn zu ihren engsten Freunden. Sie fragte sich, ob sie ihn je wiedersehen würde.

118

Darsor und Imi trafen an jenem Nachmittag ein. Eine junge Bardin aus Gant war auf Darsor geritten und hatte Imi geführt. Sie schien etwa in Hems Alter zu sein und freute sich unverkennbar über die Aufgabe, die man ihr zugedacht hatte. Eigentlich wurde eher sie von Darsor gelenkt als umgekehrt. Darsor war ein prächtiges schwarzes Tier, etwa siebzehn Handbreit hoch. Er besaß einen stolz gewölbten Hals und einen Körperbau, der sich gleichermaßen für Ausdauer wie für Geschwindigkeit eignete. Er entstammte der Linie des Lanorgil, jenes heldenhaften Rosses von Maninae, dessen Ahnen dem Vernehmen nach schwingenbewehrte Fesseln hatten. Aufgrund seines Wesens konnte ihn niemand reiten, wenn er es nicht gestattete. Maerads stahlgraue Stute Imi war kleiner als Darsor, aber tapfer und zäh.

Maerad, die sich mit Lyla draußen befand, als die Pferde ankamen, eilte los, um sie zu begrüßen. Die junge Bardin glitt von Darsor, reichte Maerad mit einem

Nicken schüchtern die Zügel und rannte ins Haus, um nach Gahal zu suchen. Maerad nahm sich die Freiheit, Darsor auf die Nase zu küssen, dann schlang sie die Arme um Imis Hals.

*Wie geht es dir, meine Freundin ?, fragte Imi und zerzauste ihr das Haar.*

*Jetzt, da ich dich sehe, umso besser, antwortete Maerad in der Hohen Sprache.*

*£5 war ein weiter Weg für euch!*

*Oja, bestätigte Imi. Aber es war auch lustig. Turbansk hat mir gefallen. Dort gibt es Futtertröge aus Gold.*

Darsor schnaubte. *Aus Kupfer, berichtigte er. Aber guten Hafer. Wo ist mein Freund ?*

Drinnen, gab Maerad zurück. In jenem Augenblick schwang Cadvan die Tür auf, kam heraus, begrüßte Imi hingebungsvoll und umarmte Darsor.

*Ihr seid wirklich stets zur Stelle, wenn man euch braucht, sagte er. Auf zu unserer nächsten Reise.*

Darsor hob den Kopf und wieherte. Die um seine Hufe scharrenden Hühner gackerten und stoben aufgescheucht davon. Maerad hielt sich die Ohren zu. Sein Wiehern klang wie ein Schlachtruf.

In jener Nacht, ihrer letzten in Ossin, ereilte Maerad ein weiterer Zukunftstraum. Wie den vorherigen haftete ihm eine unwirklich

119

anmutende, fast bittere Klarheit an. Sie schien hoch über die Nebel und Dämpfe einer von Gefechten zernarbten Landschaft gehoben zu werden; sie sah in rauchende Ruinen verwandelte Ortschaften, brennende Wälder und Dörfer, Felder übersät von reglosen Leichnamen in grotesken Posen. Rötlicher Tau durchtränkte das Gras der sanften Weiden unter ihr.

Gleich einem Adler schwebte sie hoch darüber und überblickte die Verheerung in jeder Richtung, so weit das Auge reichte. Völlige Stille umgab sie. In weiter Ferne lag ein großer See, der rot glitzerte und auf den Flüsse wie scharlachrote Fäden zuliefen. Hinter ihr ragte eine Gebirgskette auf. Mit bleierner Schwere im Herzen erkannte sie, ohne zu wissen weshalb, dass sie über Suderain schaute, jenes üppige, fruchtbare Gebiet zwischen dem Osidh Am und dem Meer von Lamarsan.

Ohne Vorwarnung wurde sie plötzlich jäh und mit großer Geschwindigkeit ostwärts auf das Meer zugewirbelt. Unter sich sah sie das weiße Band einer Bardenstraße und weitere verwüstete Dörfer und Felder. Als sie sich dem Ufer näherte, erspähte sie einen hohen roten Turm, gekrönt von einer goldenen Kuppel, in der sich die Strahlen der tief stehenden Sonne fingen. Er war höher als jeder Turm, den sie bisher kannte, abgesehen vom Machelinor in Norloch, und er ragte aus der Mitte einer mächtigen, von hohen Mauern umringten Stadt. Sie wusste, dass es sich um Turbansk handeln musste, und das Herz schlug ihr bis in den Hals. Schwarzer, übel riechender Qualm stieg daraus auf, und selbst aus der Ferne erkannte sie, dass die hohen Mauern an mehreren Stellen durchbrochen und von Feuer versengt waren.

Dann befand sie sich schlagartig, ohne Übergang, innerhalb der Stadtgrenzen und blickte von hoch über den Mauern hinab. Eine schreckliche Kraft war hier

am Werk gewesen: Einige der Gebäude waren völlig in sich zusammengefallen; keine einzige Mauer von ihnen stand noch. Gewiss konnte selbst der Krieg keine solch völlige Verheerung bewirken, dachte sie.

Nur der rote Turm und die ihn umgebenden Gebäude, die ihrer Vermutung nach zur Schule von Turbansk gehörten, waren heil geblieben. Rings um sie wimmelte es vor den Hundssoldaten, die Maerad in ihrem vorherigen Zukunftsraum gesehen hatte. Aus der Nähe betrachtet, schnürten sie Maerad vor Furcht die Kehle zu. Sie er

120

blickte lange, grässliche Schnauzen, bewehrt mit Fängen aus Stahl; von dumpfroten Flammen erhellte Augen; Glieder, an denen Waffen aus Metall prangten oder von denen Feuerstrahlen züngelten; und all das angetrieben von einer bösartigen Verschlagenheit.

Maerad stellte fest, dass die Hundssoldaten in Gruppen zusammenarbeiteten und die Überreste von Turbansk nach Überlebenden abschnupperten. Sie sah an die hundert gefesselte und geknebelte Gefangene mit geneigten Häuptionen an einer Wand aufgereiht. Verzweifelt bemühte sie sich, mehr zu erkennen, doch sie vermochte nicht zu sagen, ob sich unter ihnen Hem oder Saliman befand. Ein Schrei stieg ihr in die Kehle, doch sie brachte keinen Laut hervor.

Schweißgebadet erwachte sie, den Schrei noch auf den Lippen; das Grauen und der Kummer ihres Traumes füllten ihr Bewusstsein vollständig aus. Allmählich nahm sie die Umrisse ihres Zimmers und ihrer sorgsam darin verteilten Habseligkeiten wahr, die sich in einem fahlen, vormorgendlichen Licht abzeichneten. Langsam zählte Maerad sie, um sich in die Gegenwart zurückzuholen, wie sie es immer tat, wenn Träume sie heimsuchten. War Turbansk zu einem Schicksal als Schlachthaus verdammt? Lag Hem bereits erkaltet in den Ruinen, während Krähen auf ihn herabstießen, um ihm die Augen auszupicken? Maerad vergrub das Gesicht in den Händen und versuchte, ihre grässlichen Visionen zu vertreiben. *Ich könnte es nicht ertragen, wenn Hem stürbe*, dachte sie. *Ich würde den Verstand verlieren*.

Als sie sich allmählich beruhigte, versuchte sie angestrengt, sich daran zu erinnern, was Cadvan ihr über Zukunftsäume erzählt hatte. *£5 kann gefährlich sein, die Rätsel von Zukunftsäumen zu entschlüsseln*, hatte er zu ihr gesagt. *£5 kursieren zahlreiche Geschichten über jene, die versuchten, ihre Prophezeiungen zu vermeiden, und dadurch erst recht herbeiführten, was sie am meisten fürchteten*. Sie dachte bei sich: *Vielleicht habe ich ja nur gesehen, was geschehen könnte, wenn alles fehlschlägt. Wenn unsere Suche erfolglos bleibt. Wenn wir das Baumlied nicht finden . . .* Allerdings wusste sie bereits von den Streitkräften, die sich gegen Turbansk scharten, weshalb ihre Beteuerungen den leeren Worten ähnelten, mit denen man ein verängstigtes Kind beschwichtigt, obschon man weiß, dass es keine Hoffnung gegen die ringsum herannahende Finsternis gibt.

120

Zehntes Kapitel Die weiße Krankheit

Es war ein frostiger Morgen, der einen frühen Herbst ankündigte, als sie von Ossin aufbrachen. Die Pferde prusteten Dampf­wöl­kchen aus den Nüstern und schlitterten über den harten Boden. Ihre frisch beschlagenen Hufe zerbarsten die gefrorenen Pfützen und verwandelten sie in Matsch. Maerad hatte sich zusätzliche Kleidungsstücke übergezogen, zudem hatte sie zum ersten Mal seit Wochen das Kettenhemd angelegt, das sie in Inneil erhalten hatte. Es war ein wundervolles Ding aus fein geschmiedeten Stahlgliedern, leicht und biegsam wie ein schwerer Mantel. Aber es fühlte sich an, als schlüpfte sie in eine Haut aus Eis, und sie spürte das Gewicht mit einem Schauer der Furcht. Über allem anderen trug sie ihren blauen Wollmantel, dessen Kapuze sie sich fast bis über die Augen gezogen hatte. Cadvan hatte sich schwarz gekleidet. Nur sein Mantel wies ein winziges Abzeichen aus Silber auf. Nicht zum ersten Mal dachte sie, dass man Cadvan aus der Ferne leicht für einen Untoten halten könnte. Wie Cadvan trug Maerad ihr Bündel mit all ihren persönlichen Besitztümern und ihrem Reiseproviand auf dem Rücken. Die Pferde waren mit anderen Vorräten beladen: hauptsächlich mit Hafer, um die Tiere während des Wegs über den Pass zu versorgen, wo kein Gras wuchs, und mit eingerollten Schafsfellmänteln und Jacken für das kältere Wetter, dem Cadvan und Maerad in den Bergen und in Zmarkan begegnen würden. Sie reisten, so leicht sie konnten, dennoch kam eine schwere Ladung zusammen. Darsor, der stark wie ein Schlachtross war, schien die Last nicht zu stören, doch Maerad sorgte sich um Imi. Die Stute entstammte einer für ihre Ausdauer bekannten Gebirgrasse, aber ihre Kraft reichte nicht an Darsors heran. Und wenn sie so rasch vorankommen wollten, wie Cadvan beabsichtigte, würde es eine mühevoll­e Reise für sie werden. Gahal und sein Haushalt hatten es sich trotz der Morgenkälte nicht nehmen lassen, sie zu verabschieden. Gahals Leutseligkeit

121

wirkte deutlich gedämpft, als er mit ernster Miene Lebewohl sagte.

»Ich kann nicht weit euren Pfad entlang sehen«, sagte er, »aber wir alle wissen, dass ihr von Schatten zu Schatten eilt und dass euch Gefahren verfolgen werden, wo ihr auch wandelt. All unser Segen und unsere guten Wünsche begleiten euch.«

»Dennoch sind wir sicherer, wenn wir in Bewegung bleiben, als wenn wir ein festes Ziel abgeben«, meinte Maerad.

»Damit hast du natürlich recht.« Gahal bedachte sie mit einem beunruhigenden Blick, wobei ihr die Unterhaltung im Garten einfiel. »Du musst erst noch dein Herz erkunden, junge Bardin. Sei wachsam. Es gibt Gefahren, die nichts mit Soldaten und Waffen zu tun haben.«

Maerad errötete leicht und wandte sich ab.

»Friede sei deinem Haus beschert und allen, die darin leben«, sagte Cadvan. Dann umarmten Maerad und er alle Mitglieder von Gahals Familie.

»Und möge das Licht eure Reise zu einem wohlbehaltenen Ende führen«, wünschte Rena ihnen. Dem üblichen Abschied haftete ein zusätzliches Gewicht an. Maerad umarmte Lyla ohne Worte und küsste sie auf beide Wangen. Lyla brach in Tränen aus und rannte zurück ins Haus.

Bedrückt stiegen sie auf die Pferde und ritten auf dem weiß geschotterten Pfad davon, fort vom Fluss, fort von Ossin. Maerad schaute nicht zurück, obwohl sie aus einem unerfindlichen Grund spürte, dass Gahal ihnen nachblickte, bis sie um die nächste Kurve bogen und außer Sicht gerieten.

Die Felder und Bäume rings um sie waren weiß vor Frost, der erst langsam unter der matten Wärme der frühen Sonne zu schmelzen begann. In den Tälern und Niederungen herrschte dichter Nebel, der sich verschnörkelt kräuselte, als er himmelwärts aufstieg und sich auflöste. Sie folgten dem Pfad, der in den Birkenwald führte. Die Schatten hüllten sie in Kälte. Die Pferde beschleunigten die Schritte zu einem Kanter. Die Luft strich über Maerads Wangen wie ein frostiger Fluss, hauchte ihnen Leben ein, da das Blut durch ihren Körper zu strömen begann und die Kälte aus ihren Knochen vertrieb.

Cadvan und Maerad hatten ihre Pläne am Vorabend mit Gahal besprochen. Beide spürten, dass die Zeit drängte, ein Gefühl, das sich mit jedem verstreichenden Tag verstärkte.

122

»Ihr geltet als geächtet«, hatte Gahal sie gewarnt. »Ich habe mit Carfedis Verbindung aufgenommen, man wird euch dort helfen, aber ihr müsst die Schule getarnt betreten, falls man euch dabei beobachtet. Sobald ihr Ileadh verlassen habt, dürft ihr auf keine Unterstützung mehr rechnen, auf keinem Gehöft, in keiner Herberge und in keiner Schule, von niemandem. Jeder könnte euch verraten. Und ich bezweifle nicht, dass die Finsternis nach euch suchen wird, in Form von Untoten, die Enkir und vielleicht der Namenlose selbst entsenden, zumal die Finsternis sich mittlerweile ungehindert in Annar bewegt, wie es scheint.«

»Kein Pfad ist ohne Gefahren«, hatte Cadvan verkniffen erwidert. »Wir können Hoffnung in den Umstand setzen, dass Enkir nicht weiß, wohin wir reisen und weshalb. Daher wird er nicht erwarten, dass wir uns zurück nach Annar begeben, selbst wenn er unsere Spur bis Gant verfolgt hat. Er wird davon ausgehen, dass wir vor ihm fliehen, und ich glaube, er wird vermuten, dass wir Zuflucht in den Sieben Königreichen suchen; wahrscheinlich denkt er, dass wir als Nächstes nach Culain oder auch südwärts nach Lanorial oder Amdridh gehen.«

Gahal nickte nachdenklich. »Vielleicht könnten wir Maßnahmen ergreifen, um Verfolger von eurer Spur abzulenken. Ich lasse mir durch den Kopf gehen, ein paar Ebenbilder zu schaffen, die südwärts nach Lanorial segeln könnten.«

Rasch schaute Cadvan auf und schüttelte den Kopf. »Ich will nicht, dass Barden aus Gant ihr Leben für uns aufs Spiel setzen. Gibt es unter euch welche, die einem Sturmhund gewachsen wären?«

»Nein, ich dachte nicht daran, Barden zu entsenden«, erwiderte Gahal. »Ich verfüge über reichlich Magie, um die Augen etwaiger Beobachter zu täuschen und ein Geisterschiff nach Süden zu schicken. Aus der Ferne könnte das vielleicht lang genug klappen, um eure Spur zu verwischen.«

»Nur wenn keine Gefahr damit verbunden ist«, warf Maerad ein. Auch ihr missfiel die Vorstellung, dass weitere Barden sterben könnten, um sie zu schützen. Dernhils Tod lastete noch schwer genug auf ihr.

»Ich glaube immer noch, dass dies unsere aussichtsreichste Vorgehensweise ist«, fasste Cadvan seine Überlegungen zusammen. »Wir haben keine andere Wahl, als der Finsternis zu trotzen; selbst wenn

123

wir uns in einem Bau versteckten, würde sie uns finden. Gleichzeitig müssen wir schnell sein; mittlerweile haben wir bereits fast Herbst, und der Norden wird täglich unwirtlicher für Reisende. Wir werden uns der Bardenstraßen bedienen müssen, zumindest bis wir den Lir überqueren. Um diese Jahreszeit sollten wir unterwegs nur wenigen Menschen begegnen.«

Gahal schüttelte den Kopf, erhob jedoch keine weiteren Einwände. Er breitete Landkarten auf dem Tisch aus, drückte das eingerollte Pergament mit den Händen nieder, und die drei Barden brüteten darüber. Cadvan wollte so rasch wie möglich zum Gwalhain-Pass reiten, der über den Osidh Elanor führte, jene Gebirgskette, die den Norden Annars begrenzte und über die sie nach Zmarkan gelangen würden. Danach hatte Cadvan vor, die Pilanel-Siedlung Murask aufzusuchen, die etwas nördlich des Passes lag, um dort Neuigkeiten zu erfahren und um Rat und Hilfe zu bitten.

»Das sind über neunhundert Meilen, bevor wir den Pass überhaupt erreichen«, stellte Maerad fest und wischte sich die Haare aus den Augen, während sie die Strecke betrachtete. »Das wird eine beschwerliche Reise.«

»Richtig, zudem müssen wir sie in Windeseile bewältigen«, hatte Cadvan ergänzt. »Das wird eine Herausforderung. Allerdings glaube ich nicht, dass wir eine andere Wahl haben.«

Und nun befanden sie sich auf dem ersten Abschnitt ihres Ritts. Es war nicht so schlimm, fand Maerad. Zwar würde sie sich ein paar Tage lang steif fühlen, bis ihre Muskeln sich an das Reiten gewöhnt hatten, aber inzwischen war die Sonne vollständig aufgegangen und hatte den Nebel vertrieben, und ein wunderbar klarer Herbsttag war angebrochen. Die Pferde waren frisch und laufstugig, die Birken des Waldes wunderschön. Ihre weißen Stämme erstreckten sich sanfte, grasbewachsene Hügel hinauf, während die Zweige den Boden abwechselnd mit Sonnenlicht und Schatten überzogen. Einige Blätter setzten gerade dazu an, ihr Grün zu verlieren. Bald würden sie gelblich werden und auf den Waldboden hinabsegeln; dann würden die Äste sich nackt in den Himmel recken, und die Farben des Winters würden im Wald Einzug halten: Braun- und Grautöne, dazu das friedliche Weiß von Schnee.

Es war das erste Mal, dass Maerad und Cadvan alleine reisten, seit sie vor etlichen Wochen in Norloch eingetroffen waren. Mühelos

123

fügte sie sich in den Takt ihrer Zweisamkeit, eine Kameradschaft geboren aus gemeinsam gemeisterten Gefahren und langen Stunden ereignislosen Reisens. Aber während sie durch den Wald kanterten, ertappte sie sich dabei zu überlegen, wie ihre Freundschaft sich gewandelt hatte, seit sie in Norloch zu einer vollwertigen Bardin eingeführt worden war. Während ihres Aufenthalts in Thorold war ihre Beziehung durch die Gegenwart vieler anderer Menschen getrübt worden. Doch nun, da sie beide wieder alleine waren, schien sie sich

plötzlich in scharfen Umrissen abzuzeichnen, die sie als weniger vertraut empfand, als sie angenommen hatte.

Trotz ihres vertrauten Umgangs miteinander schlummerten in Cadvan Tiefen und Leidenschaften, die Maerad rätselhaft blieben. Zwar hatte sie ihn erst selten zornig erlebt, aber die wenigen Male waren Furcht einflößend gewesen, und erst kürzlich war sie Zeugin jener Macht geworden, die den Quell seines Ruhmes in ganz Annar darstellte. Einmal hatte er ihr einen Lidschlag lang gestattet, in seinen Geist einzutauchen, seine verborgenen Unsicherheiten und Unzulänglichkeiten zu fühlen, als steckte sie in seiner Haut. Maerad hatte dies als schwer zu ertragen empfunden, und selbstjenes für ihn so schwierige Zugeständnis hatte nur einen kleinen Teil seiner Selbst offenbart.

Cadvan war einer der verschlossensten Menschen, denen sie je begegnet war: Etwas ihm scheute vor menschlichem Umgang zurück. In Thorold hatte er entspannter gewirkt, als sie ihn je zuvor gekannt hatte, dennoch hatte sie selbst dort sein ständiges Einzelgängertum gespürt. Trotzdem schien er zu tief verwurzelten Freundschaften fähig zu sein und wurde von denen, die sich mit ihm anfreundeten, innig und treu geliebt. Dabei war er beileibe kein einfacher Mensch. Maerad fiel ein, was Nelac über ihn gesagt hatte: *Wenn er versucht, etwas zu verbergen, ist es nahezu unmöglich festzustellen.* Sie dachte an den Augenblick auf dem Boot, in dem er sie so beunruhigend angesehen hatte. Ohne eigenes Zutun zuckte sie vor der Erinnerung zurück und rief sich verwirrt Gahals Warnung ins Gedächtnis: *Hüte dich vor dir selbst.* In ihr steckte etwas, dem Gahal misstraute. Das bereitete ihr Unbehagen, zumal ihr bewusst war, dass ihr Wissen um sich selbst ungewiss war. Unwillkürlich spähte sie zu Cadvans dunklem Profil hinüber. Er schien tief in Gedanken versunken zu sein, während er neben ihr ritt.

124

All das war zu vielschichtig, um es zu entwirren, und zu beunruhigend. Um sich davon abzulenken, beschloss sie, im Geiste die Alphabete und Runen durchzugehen, die sie in den vergangenen Wochen gelernt hatte. Das vertrieb ihr die Zeit, und der leise Takt der über das Laub kanternden Pferde verschmolz mit jenem der Buchstaben: *Onna, Inla, Tref, Chan, Edlan, Cuif, Va, A, Ricla, Pa, Dha. . .*

Es folgten Tage beschwerlicher Ritte durch die Wälder und das Ackerland von Ileadh. Zu ihrer Linken ragten die Hochmoore von Ileadh über das Waldland auf, zu ihrer Rechten erstreckte sich eine weitläufige Ebene, das fruchtbare Hügelland von Osirian, gesprengt mit grasenden Rindern und Schafen, durchzogen von zahlreichen kleinen Bächen. Das Wetter blieb klar, doch jede Nacht schlich sich ein Frost in die Luft, der ihnen verriet, dass der Sommer vorüber war. Um den Mond, der zu einem abgeschnittenen Fingernagel geschwunden war, glühte ein bläulicher Schimmer, und die Sterne funkelten frostklirrend an einem kalten Himmel.

Als sie sich Gant näherten, tarnten sie sich und die Pferde mit einem Trugbann, der selbst Bardenaugen zu täuschen vermochte. Sie hatten sich für eine Verkleidung als Boten entschieden, da dies sowohl ihre Eile als auch den

Umstand erklären würde, dass sie Fremde waren. Darsor und Imi verwandelten sich in zwei stramme Braune, geritten von zwei jungen, moosgrün gekleideten Männern mit einer roten Botenfeder an den Mänteln.

Der Bann war eine Besonderheit Cadvans, und Maerad stellte zu ihrem Verdruss fest, dass sie es als nahezu unmöglich empfand, ihn nachzuahmen. Es bedurfte vierer Versuche, ehe ihr die eigene Verwandlung gelang, und letzten Endes musste Cadvan ihr bei Imi helfen, was beträchtlich an Maerads Stolz kratzte.

Obendrein erwies es sich als ermüdend, und sie konnte ein leichtes Schwindelgefühl dabei nicht unterdrücken.

Bei Gant gelangten sie auf die Bardenstraße. Auf dem sauber angelegten Pfad kamen sie schneller voran. Bis Carfedis, der Schwesternschule von Gant an der Grenze zwischen Ileadh und Annar, lagen einhundertachtzig Meilen vor ihnen, danach führten weitere zweihundertvierzig Meilen entlang der Bardenstraße nach Edinur, wo sie sich nach Norden wenden und den Aldern überqueren wür  
125

den. Die Nordstraße verlief zwischen der Valverras-Öde im Osten und den Marschen von Caln, einem Gewirr aus Sümpfen, auf der anderen Seite. Nach Cadvans Einschätzung sollten sie Edinur in zehn Tagen erreichen.

In Carfedis trafen sie am vierten Tage ein. Sie betraten die Schule und überreichten Melchis, dem Obersten Barden, einen Brief von Gahal. Maerad war zu erschöpft, um mehr wahrzunehmen als einen verschwommenen Eindruck von mit bunten Bildern bemalten Wänden und einem Teich mit Steingesims vor dem Bardenhaus, in dem zahlreiche weiße Schwäne wie Geister in der Düsternis schwammen. Eine wundervolle Nacht lang aßen sie gut, badeten und schliefen in gemütlichen Betten. Noch bevor die Sonne über den Horizont lugte, brachen sie wieder auf, um ihre hastige Reise nach Norden fortzusetzen.

Maerad hatte sowohl Edinur als auch die Valverras-Öde in schlechter Erinnerung, weshalb ihr Mut sank, als sie sich diesen Gebieten näherten. Auf der Valverras hatten Cadvan und sie Hem vor Grauen zitternd in einer geplünderten Karawane gefunden, mitsamt der Pilanel-Familie, die ihn aufgenommen hatte und die von Untoten abgeschlachtet worden war. Das Bild ihrer Leichen ging ihr nicht aus dem Kopf und begann sie in ihren Träumen heimzusuchen. Nachdem sie Carfedis zurück gelassen und Annar betreten hatten, wurde ihr nachdrücklicher bewusst, dass Cadvan und sie auf sich allein angewiesen waren; die Vorstellung ließ sie unruhig und gereizt werden, und ein paar Mal standen sie und Cadvan kurz vor einem Streit.

Die jähe Veränderung der Landschaft tat ihrer Laune keinen Abbruch. Sobald sie Ileadh verlassen hatten, wichen die fruchtbaren Weiden von Osirian unbewohnten Ebenen, die sich flach erstreckten, so weit das Auge reichte. Hier gab es nur zottige, wilde Ponys und Ziegen, deren weiße Gebeine die zähen Grasbüschel übersäten. Die Erde wirkte dünn und sauer, genügte nur dem einfachsten Pflanzenwuchs als Nährboden, und überall blinkten seichte Pfützen und Moraste, in denen schwarzes Ried wuchs, dessen Halme ständig im Wind klapperten. Maerads Stimmung sank mit jedem Tag, den sie durch diese eintönige Landschaft reisten.

Wie Cadvan vorhergesagt hatte, gelangten sie am zehnten Tag nach Edinur, das sich als wohlhabende Bauerngemeinde wie Osirian erwies. Dennoch wirkte Edinur keinesfalls freundlicher als das Od

126

land, das sie hinter sich gelassen hatten. Beim letzten Mal hatten sie Edinur nachts passiert. Diesmal ritten sie tagsüber hindurch, und das erbarmungslose Licht offenbarte das volle Ausmaß der Trostlosigkeit.

Maerad bemerkte es, als sie auf den ersten Weiler stießen. Es handelte sich um eine Ansammlung von vielleicht zwei Dutzend Häusern, die einst eine blühende Gemeinde gebildet hatten, nun jedoch eher einem Schlachtfeld ähnelten. Mindestens drei Gebäude waren niedergebrannt, und niemand hatte sich die Mühe gemacht, die traurigen Überreste aufzuräumen. Als Gerüste aus geschwärztem Holz und Geröll standen sie da und wurden bereits von Ackerwinde und Efeu in Besitz genommen. Andere Katen schienen einfach aufgegeben worden zu sein. Ihre Fensterläden schwangen in der Brise, die einst bunt in Rot-, Blau- und Orangetönen bemalten Türen hingen wie betrunken von den Angeln, und die verwahrlosten Obstgärten und Höfe wurden von Unkraut überwuchert.

Auf der Straße spielte eine Gruppe dreckiger, barfußiger Kinder. Als sie das Hufgeklapper der Pferde auf der Bardenstraße hörten, schauten sie verängstigt auf und huschten in eines der Häuser davon. Sie waren bemitleidenswert dürr, und ihre Kleider waren löchrig und zerlumpt, kaum warm genug, um sie im Sommer warm zu halten, geschweige denn im bevorstehenden Winter. Ein wenig mehr als zwei Jahre altes Kind blieb auf der Straße zurück und brüllte mit rotzverschmierter Oberlippe nach seinen Spielgefährten. Maerad zügelte Imi, hielt an und beugte sich hinab, um mit dem Knaben zu sprechen.

»Wo ist deine Mutter?«, fragte sie. Das Kind sprang vor Schreck zurück, stürzte in eine Pfütze und schrie umso lauter. Darob stieg Maerad ab und hob den Knaben auf. Sie versuchte, ihn zu beruhigen, doch er weinte nur immer lauter und zappelte in ihren Armen, bis sie sich gezwungen sah, ihn wieder abzusetzen. Plötzlich schwang eine Tür auf, und eine große Frau kam mit einer Bratpfanne in der Hand herausgerannt. Sie brüllte: »Lass ihn in Ruhe, du Abschaum! Nimm die dreckigen Hände von ihm!«

Völlig verdutzt wich Maerad von dem Kind zurück und streckte die Arme in die Luft. Der Knabe trat ihr gegen das Schienbein, lief auf die Frau zu und klammerte sich an ihrem schmutzigen Rock fest. Ihr Gesicht war grau vor Müdigkeit, ihr Haar ein verfilztes, speckiges Gewirr.

126

»Es tut mir leid«, stammelte Maerad. »Er . . . er ist einfach umgekippt. Ich wollte seine Mutter finden. Ich hatte nicht vor.«

»Er hat keine Mutter, das weißt du doch genau. Ihr seid alle gleich.« Trotzig stand die Frau mit erhobener Bratpfanne da.

»Gute Frau«, meldete Cadvan sich zu Wort. »Ich versichere Euch, wir hatten nichts Böses im Sinn. Wir sind nur Boten auf der Durchreise und wollten dem Kind helfen.«

Die Frau musterte ihn mit einem Anflug von Zweifel in der Miene und stetem Blick, dann senkte sie langsam die Pfanne. Flüchtig spähte sie zu Maerad, wobei etwas in ihre Züge trat, das an Verlegenheit erinnerte. Plötzlich hatte Maerad ein flüchtiges Bild der Frau vor Augen, wie sie hätte aussehen können, wäre sie nicht von Verzweiflung fast gebrochen worden. »Na schön. Ihr sprecht freundlich.« Sie setzte ab, als kramte sie nach unvertrauten Worten. »Es tut mir leid. Seine Mutter starb an der Krankheit, und niemand außer mir kümmert sich jetzt um all die kleinen Würmchen. Ihre Eltern sind allesamt unter der Erde, und ich habe von niemandem Hilfe. Aber ich werde nicht zulassen, dass man sie holt.« Sie hob die Bratpfanne wieder an, woraufhin Maerad vorsichtig zurückwich. »Holt?«, hakte Maerad nach.

»Es sind immer Männer, die kommen. Männer in Mänteln. Und sie nehmen die noch lebenden Kinder mit. Angeblich, um sie in Waisenhäuser zu bringen. Ohne eine Frage an die zu verschwenden, die für sie sorgen und sie lieben.« Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Nase. »Von hier haben sie acht Kinder geholt. Aber mehr werden es nicht werden. Nicht, solange ich hier bin.« Erneut hob sie die Pfanne an, schüttelte sie und spuckte aus. »Waisenhäuser! Sie werden in keine Waisenhäuser gebracht, das versichere ich Euch.« Maerad dachte an Hem und seine Geschichte von dem Waisenhaus in Edinur, in dem er als kleines Kind abgesetzt worden war. Unwillkürlich schauderte sie. »Wohin werden sie dann gebracht?«, erkundigte Cadvan sich mit sanfter Stimme.

Abermals spuckte die Frau aus. »Wenn Ihr mich fragt, sind sie für ihre Armeen«, erwiderte sie. »Ich habe sie hier durchmarschieren sehen, mit all ihrem Pöbel, und einige der Soldaten standen nicht höher als Eure Tiere.«

127  
»Armeen?«, setzte Maerad ängstlich an, doch Cadvan brachte sie mit einem Blick zum Schweigen.

»Entschuldigt, gute Frau«, sagte er. »Wir wollten Euch nicht erschrecken.« Damit stieg er ab und ging auf sie zu. Unruhig wich sie zurück, wehrte sich jedoch nicht, als er ihre Hand ergriff. »Seid guten Mutes. Wie lautet Euer Name?«

»Mein Name?« Sie hörte sich an, als hätte sie ihn längst vergessen. »Mein Name ist. . . Ikabil.«

Cadvan beugte sich vor, küsste sie auf beide Wangen und murmelte etwas, das Maerad nicht hören konnte. »Lebt wohl, Ikabil. Geht mit Licht im Herzen.« Cadvan kehrte zu Darsor zurück und stieg wieder auf.

Ein Ausdruck des Erstaunens schlich sich in Ikabils Augen, und ein paar Lidschläge lang verharrte sie reglos. Dann lächelte sie, und Maerad erblickte statt der von langem Leiden ausgezehrten Vettel die sanftmütige und starke Frau, die sie einst gewesen war. Ein neuer Friede hatte in ihr Gesicht Einzug gehalten. Wortlos bückte sie sich und streichelte dem Knaben über den Kopf. Er umklammerte immer noch ihren Rock und vergrub das kleine Antlitz darin, aber er hatte zu quengeln aufgehört.

»Wir sollten jetzt gehen«, meinte Cadvan zu Maerad, die sich sogleich auf Imi schwang. Die Frau hob die Hand.

»Möge das Licht Euren Pfad erhellen«, wünschte sie schüchtern.

Die Barden hoben zur Erwidierung ebenfalls die Hände und trotteten durch den Weiler. Eine Weile ritten sie schweigend vor sich hin.

»Was hast du zu der Frau gesagt?«, verlangte Maerad schließlich zu erfahren.

»Gesagt? Oh, ich habe nur ein paar Heilworte gesprochen«, erwiderte Cadvan, der damit aus einer tiefen Grübelelei hochruckte. »Es stimmt nicht, dass Leiden gut für die Seele ist. Zu viel Leid bricht selbst den stärksten Menschen.«

»Was ist hier geschehen? War es die Weiße Krankheit?«

»Ja. Sie ist entsetzlich, und sie wütet in ganz Edinur. Es gibt wenige Heiler, die vermögen, ihr zuleibe zu rücken.«

Maerad hatte die Leute in Busk über diese Krankheit reden hören. Cadvan selbst hatte nicht davon gesprochen, als sie vor Monaten durch Edinur gelangt waren, obwohl Maerad schon damals durch die Schatten der Nacht die Narben der Seuche erkannt hatte.

128

»Die Weiße Krankheit ist erst vor zwei Jahrzehnten in Annar aufgetaucht«, erklärte Cadvan. »Ich persönlich vermute, dass sie in Den Raven geschaffen wurde, um die Starken zu töten und den Geist jener zu brechen, die überleben. Die Ergebnisse hast du ja gesehen. Am wahrscheinlichsten sterben die Jungen und Kräftigen daran. Wenn man daran erkrankt, erblindet man zunächst, danach verliert man den Verstand. Diese Häuser wurden wahrscheinlich von denen niedergebrannt, die davon befallen waren. Entweder von ihnen oder von ihren Nachbarn, die fürchteten, sie könnten sich damit anstecken.«

Während Maerad lauschte, zog ihr Herz sich zusammen. »Warum wird sie die Weiße Krankheit genannt?«

»Wegen des silbernen Schleiers, der die Augen derer beschlägt, die daran leiden.« Cadvan schüttelte den Kopf. »Es ist grauenhaft, Maerad, Menschen zu sehen, die sich diese Seuche zugezogen haben. Ihre Augäpfel sind weiß und blicklos, und ihre Leiber brennen von einem Schwindfieber, das ihr Fleisch verzehrt. Wenn ihnen nicht das Glück beschieden wird, von einem großen Heiler - einem Heiler wie Nelac - versorgt zu werden, erblinden sie für den Rest ihres Lebens. Sofern sie überhaupt überleben.«

Ernüchtertes Schweigen trat ein. »Ich frage mich, was die Frau damit gemeint hat, dass Kinder für die Armeen geraubt werden«, sagte Maerad schließlich.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Cadvan verkniffen. »Ich habe auch noch nie von Kinderdieben gehört. Aber Kinder sind gleichbedeutend mit billigen Arbeitskräften; vielleicht werden sie geraubt, um als Sklaven zu dienen. Ich kann schwerlich glauben, dass man sie entführt, um sie als Soldaten zu missbrauchen; andererseits leben wir in so grausigen Zeiten, dass sogar das möglich ist. Dabei sind schon die Waisenhäuser schlimm genug - schäbige, stinkende Kerker der Verzweiflung. Du hast ja gehört, was Hem darüber berichtet hat. So sehen die Nachwehen des Rückgangs des Bardentums aus. Früher wurden solche Kinder geschätzt und umsorgt. In diesem verseuchten

Land allerdings würde es mich nicht überraschen, wenn es einen Kinderhandel gäbe.« Er hörte sich an, als schmeckten die Worte widerwärtig in seinem Mund. »Aber genug davon; umso mehr Grund für Eile. *Esterine ne, Darsor!*« Darsor warf den Kopf hoch, dann preschte er in vollem Galopp

129

los. Imi folgte an seiner Flanke, als wollten auch die Pferde das Grauen abschütteln, auf das sie in dem trostlosen Weiler hinter ihnen einen Blick erhascht hatten.

Den Rest des Tages ritten sie durch Edinur, durch Dörfer, Weiler und vorbei an einsamen Bauernkaten. Einige Orte waren so verheert wie der erste, den sie gesehen hatten, andere wirkten unberührt. Doch über allem hing der Hauch des Verfalls; häufig sahen sie auf den Feldern verdorbene Ernten, bereits grau vor Pilzbewuchs, was bedeutete, dass nie jemand den Mais oder das Getreide einsammeln und essen würde; sie passierten Obstgärten, in denen die Blätter verwelkt waren und die Bäume keine der Früchte trugen, die eigentlich daran reifen und mittlerweile bereit zum Pflücken sein sollten. Überall herrschten Anzeichen einer bevorstehenden Hungersnot vor, und in jeder Ortschaft gab es Bettler, die sich ihnen mit blicklosen Augen zuwandten und um milde Gaben flehten.

Als sie tiefer nach Edinur vordrangen, begegneten sie ganzen Familien, die mit Sack und Pack auf von Pferden oder Ochsen gezogenen Karren in Richtung der Ortschaften wanderten, vermutlich gen Aldern. Hinten auf den Wagen saßen Kinder, ließen die Beine baumeln und schauten mit hohlen Blicken auf ihr früheres Zuhause oder stritten schrill miteinander. Die Männer und Frauen starrten hohlwangig geradeaus, als hätten sie die Hoffnung bereits fahren lassen, die sie zum Aufbruch bewogen hatte - die Hoffnung, dass es irgendwo ein weniger grausames Zuhause für sie geben würde als jenes, das sie verlassen hatten. Ebenso oft sahen sie einzelne Reisende auf einem Pferd oder zu Fuß, beladen mit schweren Bündeln. Manchmal liefen sie barfuß mit blutenden Füßen.

Dies alles mit anzusehen war schwer zu ertragen, und Maerad und Cadvan unterhielten sich im Verlauf des Tages zunehmend weniger miteinander. Gegen Einbruch der Dämmerung erreichten sie die Kreuzung, an der die Bardenstraße aus Ileadh auf die Nordstraße stieß und in Richtung der Valverras weiterführte. Stillschweigend kamen sie überein, Edinur gänzlich hinter sich zu lassen, bevor sie in jener Nacht das Lager aufschlugen.

Maerad erinnerte sich an dieses Wegstück, auf dem die Straße sich durch Birken- und Lärchenhaine hinzog, ehe sie zu einem hohen

129

Rücken hinaufführte. Da der Tag sich mittlerweile neigte, begegneten sie niemandem mehr, was sie als Erleichterung empfanden, zumal die Menschen, die sie bislang gesehen hatten, so verzweifelt gewesen waren. Auf der anderen Seite des Hügelrückens befand sich ein breites Tal mit baumlosen Grasland, durch dessen Mitte der Aldern strömte. Die Nordstraße führte den steilen Hang hinab und auf einer gewölbten Steinbrücke über den Fluss, wonach sie scharf

nach Westen bog und entlang des Gewässers verlief, um die Valverras-Öde zu umgehen, ein weitläufiges Gelände voller Anhöhen und Moore, gesprenkelt mit Hügelgräbern aus Granit.

So düster die Landschaft vor ihnen sein mochte, Maerad verspürte große Erleichterung darüber, Edinur hinter sich gelassen zu haben. Sie trabten das Tal hinab, überquerten die Edinur-Brücke und wandten sich auf der Bardenstraße nach Westen. Während der Mond angeschwollen und gelblich aufging, trotteten sie weiter, bis sie auf einen Hain alter Weiden stießen, in dem sie rasten konnten. Als Maerad müde abstieg und Imi absattelte, damit die Stute grasen konnte, fühlte sie sich so niedergeschlagen, dass sie kaum zu sprechen vermochte, während Cadvan eine Mahlzeit zubereitete. Die Erinnerung an ihren Zukunftstraum über Turbansk stieg in ihr auf, und sie konnte weder das damit verbundene Grauen noch das Zittern in ihrem Herzen verdrängen, wenn sie an Hem dachte. Sie hatte Cadvan nichts von dem Traum erzählt, weil es ihr unerträglich war, ihn mit Worten zu beschreiben. *Das ist unsere Zukunft*, dachte sie düster, *diese verheerte Welt, in der alles, was wir lieben, vergiftet oder niedergemetzelt wird.*

Cadvan musterte sie über das Feuer hinweg. »Es ist schwierig, Menschen in solchem Elend zu sehen und außerstande zu sein, ihnen zu helfen«, sagte er, während er einen heißen Eintopf aus Hafer und Trockenfleisch umrührte.

Maerad erwiderte eine Weile nichts. »Sie erinnern mich an Gilmans Feste«, meinte sie schließlich. »Diese Gesichter. Ich dachte, das hätte ich hinter mir gelassen. Aber es scheint überall zu sein.«

Schweigend verspeisten sie ihr Abendessen. Nachdem sie aufgeräumt hatten, starrte Maerad missmutig an den Himmel. Der Mond zeichnete sich als Unheil verkündendes orangefarbenes Glaren zwischen dunklen Wolkenbänken ab. Kaum ein Stern war zu sehen. Ihr war kalt, und es wollte ihr nicht warm werden, ganz gleich, wie dicht

130

sie sich ans Feuer setzte. Ihre monatliche Blutung hatte eingesetzt, doch sie fühlte sich ausgelaugter, als selbst das zu erklären vermochte.

»Wir haben Pech«, stellte Cadvan fest. »Ich glaube, das Wetter schlägt demnächst um.«

»Ausgerechnet an der Schwelle zur Wildnis. Glück scheint mir in dieser Gegend Mangelware«, erwiderte Maerad, ehe sie zu ihrer eigenen Überraschung unvermittelt in Tränen ausbrach. Sie wandte sich ab, aber Cadvan war bereits näher zu ihr gerückt und ergriff ihre Hand.

»Maerad, unsere Welt ist voller Sorge und Übel«, sagte er. »Trotzdem gibt es auch Schönheit, Licht und Liebe. Das musst du dir immer vor Augen halten.« Mit ernster Miene sah er ihr ins Gesicht, doch Maerad konnte seinem Blick nicht begegnen. Sie drehte sich zur Seite und stieß seine Hand weg.

»Du hast doch gar keine Ahnung, wovon du da redest«, entgegnete sie verbittert. »Es gibt Dinge, die du nicht weißt, Cadvan. Du weiß nicht, wie es ist, ich zu sein.«

»Nein, das kann ich nicht wissen«, pflichtete er ihr mit sanfter Stimme bei.

»Ebenso wenig kannst du wissen, wie es ist, ich zu sein.«

»Mir ist einerlei, wie es ist, du zu sein«, schleuderte Maerad zurück, die plötzlich das Verlangen beseelte, Cadvan zu verletzen, der stets so vernünftig und gerecht auftrat. »Das hat rein gar nichts mit dem zu tun, wovon ich spreche.«

Cadvan saß schweigend da, das Gesicht im Schatten. Maerad schaute mit immer noch von Tränen brennenden Augen in seine Züge auf, doch er wich ihrem Blick aus. Sie schaute weg, durch die Weiden in die Dunkelheit dahinter. In ihrem Herzen hatten sich ein Zorn und Schmerz ausgebreitet, die sie nicht auszudrücken vermochte, nicht einmal sich selbst gegenüber, dennoch wollte sie Cadvans Mitgefühl nicht. Es verschlimmerte nur alles, zumal es eine Furcht in ihr aufrüttelte, über die sie keine Herrschaft besaß. Sie konnte nicht abschätzen, ob sie ihn verletzt hatte oder ob er bloß nachdachte.

»Es tut mir leid«, sagte er schließlich.

Mit einem Nicken nahm Maerad seine Entschuldigung an, entbot ihm jedoch selbst keine. Sie war mit der ersten Wache an der Reihe, und so rollte Cadvan sich bald darauf in seine Decke und schlief ein.

131

## Elftes Kapitel Begegnung mit Barden

Nach jener Nacht blieb die Spannung zwischen Cadvan und Maerad ständig erhalten. Sie reisten zwar, wie es ihnen mittlerweile zur Gewohnheit geworden war, und an der Oberfläche schien alles unverändert zu sein - sie scherzten, und abends redeten sie miteinander, wenngleich sie ihre Leiern nicht hervorholten. Cadvan brachte ihr bei, wie man den Schwarzstein verwendete, der seit Thorold vergessen in ihrem Bündel gelegen hatte. Maerad entwickelte einiges Können im Umgang damit, obwohl es sich tückisch gestaltete, ihn einzusetzen, zumal er sich dem Willen so schwer unterwarf, wie er zu erblicken oder zu berühren war. Aber selbst, dass Cadvan vorübergehend wieder in seine Lehrmeisterrolle schlüpfte, konnte nicht ganz den Schatten vertreiben, der nun zwischen ihnen lag und umso mächtiger schien, weil er unausgesprochen blieb.

Maerad wusste eigentlich gar nicht, wie es dazu gekommen war. Sie vertraute Cadvan nach wie vor, doch sie war außerstande, sich dem zu widersetzen, was in ihr schwärte. Und je schwerer es ihr fiel, mit Cadvan zu sprechen, desto schwieriger wurde es, einen Weg zurück zu ihrer vorherigen Freundschaft zu finden. Cadvan, der sich sonst schon eher zurückhaltend gab, schwieg nun die meiste Zeit gänzlich. Auch dies widerstrebte ihr, da sie sich schuld daran fühlte und es ihr gleichzeitig so vorkam, als ob er sein Schweigen gleichsam als Waffe gegen sie einsetzte.

Sie trieben die Pferde an, so gut es ging, wenngleich sich nach mehreren Tagen schnellen Reitens eine anhaltende Erschöpfung tief in ihre Knochen eingenistet hatte. Das Wetter war tatsächlich umgeschlagen; oftmals kämpften sie sich mit in die Gesichter gezogenen Kapuzen durch peitschende Sturmböen, während ihnen der Regen in die Augen prasselte. Ihre Lager waren kalt und freudlos. Die

Pferde büßten den hervorragenden Zustand ein, den sie in Gant erlangt hatten, und begannen, mager auszusehen. Dennoch trieb sie

132

ein düsteres Empfinden der Dringlichkeit über ihre Grenzen hinweg an. Im Morgengrauen brachen sie auf, und wenn der inzwischen fast volle Mond genug Licht spendete, um ihren Weg zu erhellen, ritten sie häufig bis lange nach Einbruch der Dunkelheit weiter. Sie brauchten nur zwei Tage, um die sechzig Meilen nach Caln Marish zu bewältigen, wo die Straße wieder nach Norden bog. Nach weiteren drei Tagen erreichten sie den Usk, der weitere neunzig Meilen entfernt verlief.

Maerad erinnerte sich, dass sie über zehn Tage für dieselbe Strecke vom Usk zum Aldern benötigt hatten, als sie vor Monaten über die Valverras geritten waren. Sie war froh über die Bardenstraße, trotz ihrer Trostlosigkeit. Als weißes, unveränderliches Band erstreckte sie sich vor ihnen bis hin zum Horizont. In diesen Gefilden erwies die Straße sich als weniger gut gewartet, an manchen Stellen war sie sogar fast völlig weggebrochen, dennoch bot sie insgesamt einen besseren Zustand als erwartet. Zu ihrer Rechten erstreckten sich die felsigen Hochebenen der Valverras, zu ihrer Linken die Marschen von Caln mit demselben klappernden schwarzen Ried, das sie gesehen hatten, bevor sie nach Edinur gelangten. Zahlreiche Vögel bevölkerten die Umgebung und flogen untertags in großen, wirbelnden Schwärmen über ihre Köpfe oder tschilpten nachts von den stillen Tümpeln und Mooren aus in kläglichen Tönen. Maerad nahm oft gespenstische Lichter sowohl auf der Valverras als auch über dem Morastland war, wenn sie nächtens hinschaute, doch sie war klug genug, ihnen nicht zu folgen; Cadvan hatte ihr einige Geschichten über Menschen erzählt, die sich von jenen Sumpflichtern in die Irre leiten ließen. Wenn der Wind aus dem Moor blies, erfüllte ein widerwärtiger Moder verfaulenden Pflanzenwuchses die Luft.

In all den Tagen begegneten sie keiner Menschenseele - dies war keine stark bereiste Straße. Die meiste Zeit sprach weder Cadvan noch Maerad, außer zu den Pferden. Die allgegenwärtige Stille rings um sie schien das Hufgeklapper der Pferde auf dem Pfad zu verstärken. Maerad verbiss sich mit geradezu abartigem Vergnügen in ihre Einsamkeit, als wäre sie eine ätzende Saat. Sie spürte, wie sie angesichts dieses beschwerlichen Ritts abhärtete, regelrecht geschmiedet wurde. *Ich bin stärker*, dachte sie bei sich. *Und ich werde noch stärker werden.*

Sie überquerten den Usk, der laut über die seichten Kiesel der

132

Furt rauschte, danach setzten sie die Reise nordwärts durch weniger kahles, wenn auch genauso einsames Land fort. Mittlerweile befanden sie sich hoch im Norden von Annar in einem als Predan bekannten Gebiet. Ein Großteil der nördlichen Gefilde Annars war bestenfalls spärlich bewohnt, und die Nordstraße führte durch eine der einsamsten Gegenden von Edil-Amarandh.

Nach dem schier endlosen Flachland der vergangenen Wochen mit seinen üblen Dünsten fühlte es sich wie Balsam an, purpurne, mit schwarzen Kiefernhaiven

bewaldete Hügel zu sehen oder Hänge voller Sträucher, an denen gerade die Hagebutten reiften, oder Schlehen und Holunder, die ihren zarten Duft verströmten, oder durch Gehölze aus Birken, Lärchen und Hainbuchen zu reiten, deren Grün in das Kupfer und Gold des Herbstes übergang. Die Sturmböen legten sich, wichen Tagen beherrscht von dunklen, aber regenlosen Wolken, und das Wetter wurde stetig kälter. Nachts schlief Maerad trotz ihrer körperlichen Erschöpfung unruhig und konnte dem Frost nicht entinnen, der an ihren Füßen und Händen nagte.

Am Mittag des dritten Tages nach der Überquerung des Usk gelangten sie zu einer Weggabelung, von wo aus die Straße westwärts nach Culain und ostwärts nach Lirhan führte. Sie hatten nicht vor, nach Lirigon zu Cadvans Schule zu reisen, sondern den Weg fortzusetzen, bis sie auf den Lir trafen. Dort gab es eine Furt über den Fluss, über die sie nach Lirhan gelangen würden. Ungeachtet der wachsenden Gefahr, unterwegs jemandem zu begegnen, legten sie ihre Tarnung als Boten nicht mehr an: Es war schlichtweg zu ermüdend, und nach den letzten drei Wochen fühlten sie sich beide ausgezehrt. Außerdem hatten sie seit Tagen keine Reisenden gesehen.

Am nächsten Tag, kurz, nachdem sie für ihre Mittagsmahlzeit angehalten hatten, führte die Straße in einen der zahlreichen Birkenwälder, die diesen Teil Annars sprenkelten. Die Birken waren uralte; ihre Äste griffen über der Mitte des Pfades ineinander. Der Boden war übersät vom ersten kupferfarbenen Laub des Herbstes, das den Hufschlag dämpfte. Die Sonne schien. Goldene Strahlen durchdrangen das Geflecht der Zweige über ihnen und umspielten ihre Schultern mit flüchtiger Wärme. Trotz ihrer Schermut besserte sich Maerads Laune, und sie schnupperte genüsslich den Duft des Lehm Bodens und der Bäume.

Vorübergehend abgelenkt entspannte sie sich und ergab sich ihrer tief sitzenden Erschöpfung. Cadvan wirkte

133

ähnlich eingelullt. Deshalb sahen sie die Barden erst, als es zu spät war.

Es waren zwei, ein Mann und eine Frau, die gemächlich in Richtung Culain ritten. Cadvan erspähte sie als Erster und wandte sich Maerad zu.

»Barden!«, zischte er.

Maerad wurde ruckartig aus ihrer Träumerei gerissen und schaute mit sinkendem Herzen die Straße entlang.

»Wir müssen uns höflich zeigen, sonst schöpfen sie Verdacht«, mahnte Cadvan.

»Beim Licht, ich hoffe, keiner der beiden erkennt mich. Bedeck dein Gesicht und schütz dich.«

Maerad tat, wie ihr geheßen, und verbarg im Geiste jenen Schimmer, anhand dessen Barden einander erkannten, zudem zog sie sich die Kapuze tief ins Gesicht. Sie verlangsamten die Schritte zu einem flotten Gang, als sie sich den anderen Reitern näherten. Maerad lockerte das Schwert in der Scheide.

Cadvan hob mit der Handfläche nach außen den rechten Arm zur traditionellen Geste des Grußes und hoffte, dies würde genügen, um die beiden Barden ohne Wortwechsel zu passieren. Maerad tat es ihm gleich und betrachtete die Fremden aus dem Augenwinkel. Sogleich sank ihr Mut, zumal sie sah, dass der Mann eine

Brosche trug, die ihn als einen Barden aus Lirigon kennzeichnete, während die andere Bardin aus einer Schule stammte, die Maerad nicht kannte.

»Seid begrüßt, Reisende«, sprach der Mann, dann zügelte er überrascht das Pferd. »Cadvan!«, rief er aus.

»Nein«, widersprach Cadvan, beschleunigte, um rasch an den beiden vorbeizugelangen, und vollführte mit der anderen Hand eine eigenartige Geste.

»Du irrst dich.«

»Das ist Cadvan von Lirigon«, beharrte die Frau, die Cadvans Bann abwehrte.

»Versuch nicht, mich mit deinen Schlichen zu täuschen, Cadvan, zuletzt von Lirigon; ich kenne dich, seit du ein Jüngelchen warst.« Sie wandte sich ihrem Gefährten zu. »Das sind ohne jeden Zweifel die Geächteten, Namaridh. Es hieß, dass Cadvan mit einer jungen Frau reist.«

Der andere Barde zog das Schwert und schleuderte gleichzeitig einen Erstarrungsbann. Maerad und Cadvan lenkten ihn beiseite, aber Darsor und Imi verharrten so jäh, als hätten sie sich in Holz ver

134

wandelt. Maerad versuchte, den Bann zu lösen, doch er hielt. Kurzes, betretenes Schweigen folgte.

»Das widerstrebt mir, Cadvan«, sagte Namaridh schließlich und sah ihn und Maerad entschuldigend an. »Ich hege dir gegenüber keine Feindschaft. Es bricht mir das Herz, dass ein Mann wie du es für nötig gehalten hat, das Licht zu verraten. Aber ihr werdet mit uns kommen müssen. Ihr seid in diesem Land für geächtet erklärt und habt somit kein Recht, es zu betreten. So lautet das Gesetz.«

»Mein Freund, du irrst dich«, entgegnete Cadvan. »Ich habe das Licht nicht verraten.«

»Einige von uns besitzen ein besseres Gedächtnis als andere, Barde«, meldete die Frau sich mit frostiger Stimme zu Wort. »Ich erinnere mich noch an dein kleines Zwischenspiel mit der Finsternis. Einem solchen Mann würde ich nie wieder vertrauen. Ich habe nie verstanden, warum du nicht für immer aus allen Schulen verbannt wurdest. Wie töricht dieses Versäumnis war, ist mittlerweile offenkundig geworden.«

»Du irrst, Uar von Desor«, erwiderte Cadvan ruhig. »Ich würde das Licht ebenso wenig verraten wie du. Ihr beide kennt nicht die ganze Geschichte von dem, was in diesem Land vor sich geht. Außerdem kann ich euch sagen, dass es euch nicht gelingen wird, uns zu zwingen, mit euch zu kommen, und ihr solltet es besser nicht versuchen. Lasst uns vorbei.«

»Niemand hat das Licht verraten, außer jenen, die feige den böswilligen Erlässen aus Norloch gehorchen«, fügte Maerad hitzig hinzu. »Wenn ihr uns angreift, seit ihr auch nur Diener des Namenlosen.«

»So sprechen alle Verräter - mit vor Lügen glitschigen Zungen«, gab die Frau verächtlich zurück. »Nimm sie gefangen, Namaridh. Wir binden sie und bringen sie zurück nach Lirigon, damit sie bekommen, was sie verdienen.«

Cadvan bedeutete Maerad zu schweigen, doch Namaridh war abgestiegen und setzte dazu an, Darsors Zügel zu ergreifen. Im selben Augenblick durchbrachen Maerad und Cadvan den Erstarrungsbann, und sowohl Darsor als auch Imi

bäumte sich auf. Bevor Maerad sich sammeln konnte, wurde sie von einem betäubenden Lichtblitz von Ilar getroffen, der sie beinahe aus dem Sattel schleuderte.

135

Maerad handelte in blinder Wut, ohne nachzudenken. Sie bündelte all die Macht, die sie in sich spürte, und richtete sie als Schaft weißen Feuers auf die Bardin. Ilar sackte zusammen und glitt vom Pferd, das erschrocken seitwärts ausbrach. Sie fiel zu Boden, wo sie reglos und völlig weiß liegen blieb. Das einzige Zeichen einer Verletzung bildete ein kleines schwarzes Brandmal mitten auf der Stirn. In jenem Augenblick wusste Maerad, dass sie tot war.

Namaridh startete Maerad von Grauen erfüllt an, wich zurück und zog einen Schutzschild um sich auf, ehe er losrannte, um nach der gefallenen Bardin zu sehen. Er lauschte auf einen Herzschlag, dann hob er den Leichnam auf und drückte ihn sich an die Brust.

Cadvan wirbelte Darsor heftig zu Maerad herum.

»Das war nicht gut«, spie er voll kalter Wut hervor. »Überhaupt nicht gut.« Maerad startete ihn an, wobei ihre Züge einer Maske des Entsetzens glichen. »Sie wollte uns töten«, versuchte sie, sich zu rechtfertigen.

»Sie hätte uns nicht getötet. Und sie hatte den Tod nicht verdient.« Maerad hatte seine Stimme noch nie so unversöhnlich gehört. Doch Cadvan wandte sich an den anderen Barden und legte tiefes Mitgefühl in den steten Tonfall.

»Namaridh«, sagte er. »Das war unnötig und leichtfertig. Ich hege nicht den Wunsch, weiteres Ungemach mitzuerleben. Lass uns vorbei; meine Aufgabe ist von solcher Dringlichkeit, dass ganz Annar untergehen wird, wenn ich versage.« Namaridh schaute zu ihm auf. Er zitterte vor Verachtung, Kummer und Zorn; sein Gesicht schimmerte feucht vor Tränen.

»Mir ist bewusst, dass ich nicht die Kraft besitze, euren Schandtaten ein Ende zu bereiten«, presste er hervor. »Ich bin kein so mächtiger Barde. Aber beim Licht, wenn es auf dieser Welt oder in der nächsten eine Gerechtigkeit gibt, Cadvan von Lirigon, dann werde ich Ilar von Desors Tod rächen. Sie war sechs von deinesgleichen wert. Und jetzt lass dein Ungeheuer von der Leine. Wenn ich jetzt sterben muss, dann soll es schnell geschehen.«

Damit stand er auf und glarte Cadvan voll trotzigem Mut an. Cadvan breitete die Arme zu einer Geste des Friedens und Bedauerns aus. »Nein, Namaridh. Ich wünschte inniglich, dies wäre nicht geschehen. Es kann keinen Ausgleich dafür geben. Ich erlebe deine Vergebung.«

135

Namaridh spuckte auf den Boden.

Cadvan ließ den Kopf sinken. »So wirkt die Finsternis - sie entzweit Freund von Freund«, sagte er. »Ich hoffe, eines Tages wird diese Geschichte in ihrer Gänze bekannt werden. Vielleicht vergibst du mir dann, obwohl nichts den unbedachten Mord an einer Bardin zu rechtfertigen vermag.«

Der andere Barde erwiderte nichts. Er stand nur schwer atmend da und funkelte sie beide finster an.

Cadvan seufzte. »Es tut mir leid, Namaridh. Ich muss dich mit einem Bann belegen. Eines Tages wirst du vielleicht begreifen, dass es zu unser aller Bestem ist.«

Er streckte die Hand aus und murmelte einige Worte in der Hohen Sprache. Namaridhs Augen schlossen sich kurz, dann öffneten sie sich wieder und starteten blicklos geradeaus. Stumm setzte er sich an den Straßenrand, als wäre alles in Ordnung. Cadvan wandte sich Maerad zu und trieb Darsor an. »Los!«, rief er.

Sie verließen den Schauplatz in vollem Galopp und verlangsamten erst einige Meilen später zu einem Trab, nachdem sie den Birkenwald hinter sich gelassen hatten. Eine lange Weile sprach Cadvan kein Wort mit Maerad. Sie warf immer wieder verstohlene Blicke in seine Richtung, doch sein Antlitz blieb starr und verschlossen.

Maerad fühlte sich nach wie vor wie benommen. Die Beleidigungen der Bardin, gefolgt von ihrem Streich - der, wie Cadvan gesagt hatte, nicht zu töten, sondern lediglich zu betäuben beabsichtigte -, hatten eine unvorstellbare, unbändige Wut in ihr entfesselt. Maerad war entsetzt darüber, was sie getan hatte, aber Cadvans Zorn empfand sie als fast genauso Furcht erregend. Seine vor Verachtung frostigen Worte hallten in ihrem Kopf wider: *Nichts vermag den unbedachten Mord an einer Bardin zu rechtfertigen.*

Also war sie nun eine Mörderin, obwohl sie nur danach getrachtet hatte, sie beide zu beschützen. Cadvan selbst hatte schon Barden getötet, dennoch hatte er sich selbst einfacher verziehen, als er bereit schien, es bei ihr zu tun.

Andere Gedanken regten sich in ihr. Die Kräfte, gegen die sie antraten, waren gnadenlos. Folglich mussten sie selbst ohne jede Rücksicht vorgehen, wenn sie etwas erreichen wollten. Dann fiel ihr ein, was Nerili vor einer schiereren Ewigkeit über die Ethik des Gleichgewichts gesagt hatte. Auch ihre eigenen Zweifel darüber gingen ihr

136

durch den Kopf. *Wir bedenken selbst in äußerster Not, dass wir wie sie würden, wenn wir das Gleichgewicht nicht achteten. Und das wäre die schlimmere Niederlage.* Nun, vielleicht konnten Barden sich solche Feinheiten nicht leisten, wenn sie gegen die Finsternis überleben wollten.

Maerad bedauerte zwar inständig, Ilar getötet zu haben, nichts-destotrotz fand sie, dass sie Cadvans Zorn nicht verdiente. In ihre Reue mischte sich angesichts seines Mangels an Verständnis störrischer Trotz: Sie verdiente Cadvans uneingeschränkten Tadel nicht. Schließlich war es nicht ihre Absicht gewesen, jemanden zu töten; es war einfach aus ihr herausgeplatzt, genau wie damals, als sie den Unhold vernichtet hatte. Bei jener Gelegenheit hatte er sie nicht so vorschnell verurteilt. Allerdings verdrängte sie dabei das Wissen, dass sie die Bardin im Augenblick des Angriffs tatsächlich hatte vernichten wollen. Sie biss sich auf die Lippe, stahlte sich und richtete die Gedanken darauf, mit Darsor Schritt zu halten, was keineswegs einfach war. Cadvan trieb das große Pferd fast an die Grenzen seiner Möglichkeiten.

Erst, als sie in jener Nacht das Lager aufschlugen, ergriff Cadvan wider das Wort. Gegessen hatten sie noch schweigend, und Maerad wollte sich bereits in ihren Mantel wickeln und sich schlafen legen. Mittlerweile spürte sie gar nichts mehr - weder Kummer noch Bedauern oder Wut. Sie war schlichtweg zu erschöpft.

»Maerad, wir müssen uns unterhalten«, setzte Cadvan an. Dabei musterte er sie über das Feuer hinweg, dessen Flammen dunkle Schatten über seine Augen warfen. »Heute hast du übel gehandelt, und ich hoffe, du spürst die Last deiner Untat. Du hast ohne Not eine Bardin getötet. Unser Leben wurde nicht bedroht, und es hätte keiner derartigen Gewalt bedurft.«

Maerad zuckte zusammen und schaute weg. Seine Worte schmerzten, als schabten sie über eine wunde Stelle. Sie versuchte den Spieß umzudrehen.

»Was hast du mit dem anderen Barden gemacht?«, verlangte sie zu erfahren.

»Ich habe seinen Geist geleert. Bis morgen Früh wird er völlig ruhig sein, danach wird er Ilars Leichnam zurück nach Lirigon bringen, damit sich diejenigen um ihn kümmern können, die sie geliebt haben.«

»Da wird es wohl nicht viele geben, so wie sie geredet hat.« Die

137

Worte quollen unversöhnlich und garstig aus Maerad hervor, bevor sie sich bremsen konnte; und danach war es zu spät, sie noch zurückzunehmen. Einen Lidschlag lang verzagte Maerad angesichts der blanken Wut, die in Cadvans Zügen aufflammte, ehe er seine Gefühle bändigte.

»Es geziemt sich nicht, schlecht über die Toten zu reden«, mahnte er mit leiser Stimme. »Da ihr Tod auf deinem Gewissen lastet, kommt es dir erst recht nicht zu. Ilar war eine Bardin von hoher Ehre und großem Anstand. Auch wenn sie im Irrtum befangen war, verdient sie noch lange nicht deinen Hohn. Ich bezweifle nicht, dass du entsetzt bist, und ich weiß, dass du noch sehr jung bist; dennoch ist das keine Entschuldigung.«

Maerad ärgerte seine Rüge; er behandelte sie wie ein Kind. Sie presste die Lippen aufeinander und wandte sich wortlos ab.

Cadvan wartete auf eine Erwiderung von ihr, dann seufzte er und fuhr fort.

»Dein Versagen ist auch mein Versagen, da ich dein Lehrmeister bin. Ich habe dich nicht so unterwiesen, wie ich es hätte tun sollen. Und ich habe in den vergangenen Tagen nicht die Kraft besessen, deine Bedürfnisse zu erfüllen. Das tut mir aufrichtig leid -es hat zu einer Katastrophe geführt. Ich hoffe, es beschwört kein weiteres Ungemach herauf.«

»Meine Bedürfnisse erfüllen?« Maerad schaute zu ihm auf. »Was meinst du damit? Woher willst du wissen, was ich brauche?«

»Ich weiß, dass du innerlich aufgewühlt bist, Maerad. Und anscheinend bin ich derzeit außerstande, dir zu helfen. Zudem habe ich es versäumt, dir beizubringen, deine Macht so anzuwenden, wie es eine Bardin sollte. Das meine ich damit. Ilars Tod lastet auf mir ebenso schwer, wie er auf dir lasten sollte.«

»Es tut mir ja leid«, erwiderte Maerad scharf. »Das kannst du mir ruhig glauben. Aber ich war es, der sie getötet hat, oder? Du brauchst dich nicht edelmütig zu geben und auch noch dir die Schuld aufzubürden. Ich war es. Ich habe eine

Bardin getötet. Sie wollte uns der Finsternis ausliefern, aber wie dem auch sein mag, ich hätte sie nicht töten sollen. Auch den Unhold hätte ich nicht vernichten sollen.«

»Das habe ich nicht gesagt.« Cadvan schaute zum Himmel, als wollte er Geduld herbeirufen. »Dir hätte nicht einmal der Gedanke kommen dürfen, Ilar zu töten. Barden des Lichts töten einander

138

nicht. Die beiden waren weder Untote noch verderbte Barden. Sie hätten uns nicht leichtfertig dem Tode überantwortet, selbst wenn wir sie angegriffen hätten. Einen anderen Menschen zu töten stellt für Barden den allerletzten Ausweg dar. Wärest du in rechter Weise unterrichtet worden, hättest du das gewusst. Deine Macht ist furchteinflößend, Maerad. Wird sie missbraucht, macht sie aus dir ein Ungeheuer.«

Plötzlich hatte Maerad das vor Furcht und Gram zu einer Grimasse verzogene Antlitz Namaridhs vor Augen, als er sie ein *Ungeheuer* nannte. War sie das tatsächlich? War es das, was Gahal gesehen hatte, als er sie in Ossin zu warnen versucht hatte? Dass sie ein Ungeheuer war? Unvermittelt war ihr nach Weinen zumute. Tief in ihrem Innersten verstand sie das Ausmaß dessen, was sie getan hatte, doch sie fühlte sich außerstande, sich dem zu stellen, und es ließ sich nicht ungeschehen machen.

Beinah hätte sie ihren Widerstand überwunden und sich Cadvan anvertraut, doch irgendetwas hielt sie zurück; Stolz vielleicht oder ein Schatten der Angst vor Cadvan, die sie seit dem Beginn der Reise aus Thorold verspürte. Oh, sie lag falsch - sie wusste, dass sie falsch lag. Aber nicht ganz. Cadvan gebarte sich nach wie vor ungerecht. Mit eisernem Willen drängte sie ihre Tränen zurück.

»Ich bin kein Ungeheuer. Ich habe einen Fehler gemacht. Du doch auch, oder? Trotzdem bezeichnet dich niemand als Ungeheuer.«

»Manche schon, ob du 's glaubst oder nicht«, entgegnete Cadvan nüchtern.

»Aber das ist nicht der springende Punkt. Maerad, ich weiß, wie es ist, Macht zu missbrauchen. Das ist etwas Entsetzliches. Von all den schrecklichen Dingen, die mir je widerfahren sind, waren meine eigenen Untaten die schlimmsten. Sie haben tiefere Narben in meinem Leben hinterlassen als alles andere.«

Ob des Nachdrucks in seiner Stimme regte sich Maerad, aber sie erwiderte nichts. Wenn sie jetzt brach, würde sie in Scherben zerbersten. Das wollte sie nicht. Sie wollte hart und streng sein, auch zu sich selbst, und etwas in ihr frohlockte über ihren Widerstand.

»Maerad«, setzte Cadvan zu einem neuen Versuch an, »hör mir zu. Wenn du nicht lernst, die Kräfte zu beherrschen, die du besitzt, fürchte ich um dich. Nein, nicht nur um dich, um uns alle.«

*Fürchte dich ruhig*, raunte eine innere Stimme in ihr. Mit stetem

138

Blick sah sie über das Feuer hinweg in Cadvans Augen. »Es gibt nichts zu fürchten. Es tut mir leid, dass ich die Bardin getötet habe. Ich werde so etwas nie wieder tun.«

Cadvan begegnete ihrem Blick; sie spürte, wie sie zauderte, und ließ die Augen sinken. Maerad wusste, dass es nicht so einfach war, doch sie verdrängte den Gedanken. Sie war kein kleines Mädchen mehr, das sich mir nichts, dir nichts demütigen ließ. Ebenso wenig war sie ein unartiges Kind, das es zu schelten galt, weil es mit dem Feuer gespielt hatte. Sie war Maerad, Elednor, die Feuerlilie von Edil-Amarandh. Ohne ein weiteres Wort zog sie den Mantel enger um sich, rollte sich ein und kehrte Cadvan den Rücken zu.

Nach einer Weile hörte sie, wie Cadvan mit leiser Stimme zu singen begann, einen Sprechgesang, den sie als Klagelied für die tote Bardin erkannte. Die Worte erklangen so leise, dass Maerad sie nicht verstand, doch die Melodie prasselte sengend wie feuriger Regen auf ihr Herz ein. Sie drehte sich zum Boden hin, hielt sich die Ohren zu, und ihre Augen brannten vor unvergossenen Tränen.

Cadvan seufzte und stocherte mit einem Stock im Feuer. Kurz züngelten die Flammen auf, bildeten ein zerbrechliches Licht in der leeren Dunkelheit der Welt.

Am folgenden Tag verließen sie die Bardenstraße, überquerten an einer Furt den Lir und gelangten auf die Rilnik-Ebene im westlichen Lirhan, dem nördlichsten der Sieben Königreiche. Maerad war froh, Annar hinter sich gelassen zu haben; sie hatte sich verflucht gefühlt, sobald sie jenes Land betreten hatten. Sie folgten einem ausgetretenen Trampelpfad, gerade breit genug für einen Karren, in nord-östlicher Richtung. Der Weg schlängelte sich über die Ebenen und wurde gelegentlich von anderen Pfaden gekreuzt.

Das Licht besaß eine diamantene Klarheit: Jede Einzelheit erschien so fest und leuchtend, als wäre die Landschaft eine wunderbare Bildhauerarbeit aus Edelsteinen, durchzogen von silbrigen Flüssen. Sie gelangten auf weite, verwaiste Ebenen voll Gras und Segge, die sich gelblich und verdorrt unter einem Gewirr aus Schwarzdorn und Stechginster abzeichnete. Vereinzelt erblickten sie Äschen- und Lärchenhaine, und die zahlreichen Bäche, die zum Lir hinflössen, waren von Espen und Weiden gesäumt. Vor ihnen am Horizont ragte der

139

Osidh Elanor auf, das Gebirge der Morgendämmerung, matt und fern, aber in jeder Einzelheit erkennbar, als hätte es ein meisterlicher Künstler gezeichnet. Die Landschaft war wunderschön, doch ihre Einsamkeit betonte die Kluft, die sich zwischen Cadvan und Maerad aufgetan hatte. Mittlerweile herrschte fast völliges Schweigen zwischen ihnen; sie sprachen nur noch dann miteinander, wenn es sich überhaupt nicht vermeiden ließ, und selbst dann nur kurz. Die Stimmung schien sich auf die Pferde zu übertragen, die sich ungewöhnlich zänkisch gebarten; einmal zwickte Imi Darsor in die Flanke, wofür sie im Gegenzug einen Huftritt in den Bauch erhielt - so heftig, dass Imi kurz die Luft wegblieb. Auch um die Pferde kümmerten die Barden sich getrennt. Sie tadelten und trösteten sie, ohne dabei miteinander ein Wort zu wechseln. Insofern sorgte Maerad sich um Imi, deren Fell allmählich struppig und stumpf

auszusehen begann. Die Stute war zäh und stur wie ein Maultier, doch nach und nach hinterließ die lange Reise unweigerlich ihre Spuren.

Maerad wusste, dass es im westlichen Lirhan so gut wie keine Dörfer und Städte gab, zumal diese sich näher um Lirigon scharten. In den Sommermonaten zogen die Pilanel über die Ebene, ein Wandervolk von Pferdezüchtern und Händlern, das seine Herden auf den süßen Wiesen des Flachlands grasen ließ und mit den Jahreszeiten den Standort wechselte. In der Ferne erspähte Maerad ein Grüppchen bemalter Wohnwagen, die einen Kreis um ein großes Feuer bildeten, von dem Rauch aufstieg. Außerdem sah sie auf fernen Hügeln Pferde grasen, doch Cadvan und sie hielten sich von allem fern und begegneten auf dem Pfad niemandem. Dies fühlte sich wie eine grausame Gnade an, da Cadvan und Maerad dadurch sich selbst überlassen blieben, und das war ein freudloser Trost für sie; allerdings graute insbesondere Maerad seit der letzten Begegnung vor dem Gedanken, auf andere Reisende zu stoßen.

Da sie beide überzeugt davon waren, dass die Verfolger ihnen bald auf der Spur sein würden, ritten sie so schnell wie zuvor weiter. Dennoch legte sich Maerads Erschöpfung ein wenig. Lirhan höhlte die Seele nicht so aus wie Annar, und vielleicht hatte der größere Teil ihrer Müdigkeit auch von der Ode des Landes gerührt. Trotz der drei Wochen beschwerlichen Reitens fühlte Maerad sich in guter Verfassung, und ihre natürliche Widerstandsfähigkeit behauptete sich.

140

Allmählich begann sie den Verlust ihrer Kameradschaft zu spüren; zwar hatte Cadvan von jeher zu Einsilbigkeit geneigt, doch mittlerweile glich sein Schweigen einer undurchdringlichen Mauer. Ihre einzige Gesellschaft verkörperte Imi, die ihre Betrübnis fühlte und sich nachts dicht an sie schmiegte, um ihr Trost zu spenden. Maerad war dem Tier für dessen schlichtes Verständnis dankbar, aber es linderte den Schmerz in ihr nur geringfügig. Irgendwie fühlte sie sich von der Menschheit verstoßen.

Sie bereute bitterlich, Ilar von Desor getötet zu haben. Auch die Worte, die sie Cadvan in jener Nacht entgegengeschleudert hatte, taten ihr leid. Allerdings konnte sie beides nicht ungeschehen machen. Ein wenig gedämpft wurde ihre Zerknirschtheit durch einen gewisser Trotz angesichts von Cadvans Wortkargheit, die sie als Strafe empfand. Obwohl sie jedes Entgegenkommen seinerseits begrüßt hätte, war sie zu stolz, um ihn um Verzeihung zu bitten. Unschwellig verspürte Maerad obendrein blanke Furcht: Furcht vor ihrem Unterfangen, Furcht vor ihren Verfolgern und wohl am meisten von allem Furcht vor sich selbst.

Abgesehen davon, dass die Berge allmählich näher rückten und die Ebene in ein hügeligeres, kälteres Gelände übergang, verlief ihr Ritt ereignislos. Das Wetter blieb beständig. Jeder Tag brach mit einem klaren Himmel an, über den mächtige, unten purpurne und oben goldene und weiße Wolken trieben, aber inzwischen bot die Sonne wenig Wärme, und die Kälte des zur Neige gehenden Jahres fühlte sich nachgerade greifbar an.

Cadvans Schätzung nach würden sie etwa eine Woche brauchen, um den Osidh Elanor zu erreichen. Der Elanor stellte eine der beiden großen Gebirgsketten von

Edil-Amarandh dar und entstand angeblich vor vielen Äonen während der verheerenden Kriege der Elementare. Die Gipfel des Massivs waren mit Abstand die höchsten des Landes. Es gab nur zwei Wege hindurch: den Gwalhain-Pass, über den die südlichen Klans der Pilanel von ihren Winterlagerplätzen in Zmarkan zu den sommerlichen Weideflächen im westlichen Lirhan wanderten, und den Loden-Pass weiter östlich, unmittelbar nördlich von Pellinor. Der Pass war der Hauptgrund für Gahals Einwände gegen ihre Pläne gewesen, auf dem Landweg zu reisen. Er meinte, wenn jemand wüsste, dass Maerad und Cadvan nach Norden wollten, brauchte man nur dort zu warten und ihnen aufzulauern.

141

»Wir werden darauf hoffen müssen, dass es niemand weiß«, hatte Cadvan damals entgegnet. Doch je näher sie den Bergen kamen, desto größer erschien das Wagnis. Dass Maerad die Bardin gemeuchelt hatte, vervielfachte ihre Gefahr: Mittlerweile würde sich weit herumgesprochen haben, dass sie sich im Norden Annars aufgehalten hatten, wenngleich Cadvan meinte, die Barden würden es für wahrscheinlicher halten, dass sie unterwegs zu seiner Heimatschule Lirigon waren. Dennoch bestand durchaus die Möglichkeit, dass ihnen die Schergen von Norloch bereits durch das westliche Lirion folgten, und auch andere könnten vermuten, dass sie nach Zmarkan wollten; die Finsternis war ihnen von Anfang an stets einen Schritt voraus gewesen.

141

## Zwölftes Kapitel Der Gwalhain-Pass

Die Berge des Osidh Elanor schienen aus ihrem Dunstvorhang der Ferne schlagartig aufzutauchen, als hätte sich die trübende Luft, die sie wie bloße Bilder statt echte Gebilde wirken ließ, plötzlich wie ein Schleier fortgehoben. Vom Fuß der Hänge aus vermochte das Auge das gewaltige Ausmaß des Massivs nicht zu erfassen. Maerad konnte nur die niedrigeren Gipfel erkennen, und selbst die wirkten unwirtlich und Furcht einflößend. Welche Höhen dahinter aufragten, blieb ihrem Blick verborgen. Jedenfalls nahmen sich im Vergleich zu ihnen die Berge des Osidh Annova und selbst der Lamedon, wo sie ihre Kindheit in Sklaverei verbracht hatte, geradezu zwergenhaft aus.

All die Pfade, die sich über die Rilnik-Ebenen schlängelten, verschmolzen hier zu einer einzigen, breiteren Straße mit zahlreichen tiefen Furchen. In regelmäßigen Abständen säumten aufrecht stehende Steine den Weg, die lange Schatten warfen, als der Tag sich dem Abend zuneigte. Die Straße verlief östlich entlang der Gebirgskette und erklomm allmählich deren niedrigere Hänge. Es dauerte nicht lange, bis der Weg in den von den steilen, hoch aufragenden Kämmen geworfenen Schatten führte, und trotz ihres forschen Trabs senkte sich eine tiefe Kälte über sie. Maerad schauderte und zog den Mantel enger um die Schultern; es schien an der Zeit, die Felle hervorzuholen, die sie seit Thorold im Gepäck hatten. Cadvan ritt voraus und hatte die Schultern gegen die Kälte zusammengezogen. Er sprach kein Wort und wirkte so getrieben wie die ganze vergangene Woche.

Die Dunkelheit setzte früh ein, trotzdem kämpften sie sich weiter: Cadvan wollte bis zum Ende ihres Tagesritts unbedingt die Pforte des Gwalhain-Passes

erreichen. Eine klare Nacht brach an, und wenn man nicht zu schnell ritt, reichte das Licht, das der Halbmond und die Sterne spendeten, vollends aus. Obwohl kein Wind wehte, herrschte klirrender Frost.

142

Letztlich schlugen sie das Lager auf. Trotz der Dunkelheit sah Maerad, dass sie unmittelbar am Fuß der Berge angehalten hatten: Die steile Südwand des Gwalhain ragte fast lotrecht im Sternenlicht glitzernd vor ihnen auf, bevor er mit einem so scharfen Knick, als wäre der Fels wie Papier gefaltet worden, in die Ostwand überging. Die Pforte des Passes bildete eine schmale Schlucht mit dem Walhain zur Linken und den Steilhängen des Morchil zur Rechten. Zwei weitere stehende Steine bewachten den Zugang.

Sie lagerten neben einem kleinen Dickicht aus Zwergbirken etwas abseits des Eingangs, der zu schwarz und bedrohlich wirkte, um ihm den Rücken zuzukehren. Ein Feuer entfachten sie nicht, weil sie selbst in diesem so einsamen Landstrich fürchteten, es könnte gesehen werden. Die Pferde stampften unzufrieden, schnaubten und wieherten, während sie das harte Gras rupften, das zu beiden Seiten der Straße wuchs. Nach einem kargen Mahl aus Zwieback, getrockneten Früchten und Nüssen, das sie schweigend verspeisten, übernahm Maerad die erste Wache. Sie holte ihre Decke aus ihrem Bündel hervor, um sich gegen den schweren Tau zu schützen, der bereits einsetzte. An einen Granitfels gelehnt starrte sie die Straße entlang, die von den Bergen in Richtung Küste führte. Das Land senkte sich weitläufig und dunkel, bis es unter dem Schleier der Nacht verschwand, nur vereinzelt gesprenkelt vom silbrigen Funkeln eines Flusses oder Teichs. Insgesamt wirkte es riesig und verwaist.

Maerad fühlte sich, als wäre sie gerade dabei, noch einmal tief Luft zu holen, bevor sie in tiefes Wasser tauchte. Trotz Cadvans Schweigen war sie sich seiner Besorgnis hinsichtlich der Reise durch den Pass bewusst, was ihre eigene innere Unruhe zusätzlich schürte. Obendrein gab es nichts, um ihre Furcht zu lindern, nicht einmal das gesellige, zwanglose Geplauder von früher; seit sie Ilar getötet hatte, fühlte sie sich wie von Cadvan verlassen. Einsamkeit, begleitet von einer schier übermächtigen Sehnsucht umfing sie. Gab es auf dieser riesigen Welt jemanden, der sie um ihrer selbst willen schätzte? Jemanden, der sie nur als menschliches Wesen betrachtete, nicht als ein Symbol, belastet mit einem Schicksal, das sie selbst kaum verstand? Sie dachte an ihren Bruder Hem; er war vielleicht der Einzige, der sie nur deshalb liebte, weil sie Maerad war. Aber Hem war vermutlich bereits tot, hingemetzelt in den Ruinen von Turbanks.

142

Sie entsandte ihren Geist und versuchte, jenes verschwommene Gefühl zu ertasten, das ihr verriet, dass Hem noch lebte. Häufig gelang es ihr. Diesmal spürte sie nichts, rein gar nichts, und ein Teil ihrer selbst wurde taub vor Verzweiflung.

Nun, mittlerweile kannte sie die Finsternis. Stumm und von Bitterkeit erfüllt starrte sie in die Nacht.

Am nächsten Tag frühstückten sie im grauen Dämmerchein, der dem Sonnenaufgang vorausging. Durch einen dichten Nebel, der sich in der Nacht

herabgesenkt hatte, konnten sie einander kaum sehen. Bald darauf betraten sie den Pass. In die tiefe Schlucht drang keinerlei Sonnenlicht ein, und es herrschte dauerhafter Frost. Der Pfad verengte sich erheblich, bis er gerade noch breit genug für einen Karren war, und er stieg steil an. Etwa jede Wegstunde war eine Nische in den Fels des Berges gehauen. Maerad vermutete, sie sollten dazu dienen, dass einander begegnende Karawanen passieren konnten. Zu beiden Seiten ragten die Felswände beinahe lotrecht auf. Ab und an stürzte ein schmales Bächlein in winzigen Wasserfällen herab und floss in einem entlang des Pfades verlaufenden Kanal ab. In jenem düsteren, kalten Licht gediehen nur Moos und zottige Flechten, die das krustige Antlitz der Felswände mit stumpfen Grün- und Gelbtönen überzogen. Das einzige Sonnenlicht zeichnete sich erst lange nach der Morgendämmerung als schmaler, heller Streifen hoch über ihnen ab. Selbst in den strengsten Wintern konnte nicht einmal Schnee in diese Schlucht fallen. Durch den steilen Anstieg und den vor Eis rutschigen Boden zu Schrittgeschwindigkeit verdammt kämpften sie sich vorwärts, stets auf Anzeichen eines Hinterhalts oder anderer Reisender lauschend. Sie hielten an, um eine klägliche Mahlzeit einzunehmen. Maerad fühlte sich der Düsternis der Schlucht bereits zutiefst überdrüssig. Es war später Nachmittag, als sie plötzlich wieder aus der Gebirgslandschaft in hellen Sonnenschein hervorbrachen. Das Licht blendete ihre Augen, und sie blieben stehen; doch es war nicht allein das Licht, das Maerad dazu bewog. Innerhalb der Schlucht hatten sie das Herz des Osidh Elanor erklommen, und nun überblickten sie die Schneefelder und Gipfel, die sich meilenweit vor ihnen erstreckten. Keine zehn Schritte vor ihr beschrieb der Pfad eine scharfe Biegung

143

nach links; nur eine niedrige Mauer trennte sie von einer tiefen, kalten Leere. Der Gwalhain-Pass war keine Bardenstraße, obwohl die Barden ihn vor Jahrhunderten verbessert hatten, indem sie ihn verbreitert und um niedrige Mauern entlang der Seiten ergänzt hatten. Sein Ursprung verlor sich in Legenden; manche meinten, er wäre kurz nach den Kriegen der Elementare von den Vorfahren der Pilanel angelegt worden. Wer immer ihn tatsächlich geschaffen hatte, hatte auch die stehenden Steine aufgestellt, die ihn säumten. Mittlerweile waren sie so uralt und von Flechten und Moos bedeckt, dass sich unmöglich erkennen ließ, ob sie ursprünglich zu Ebenbildern von Gestalten geformt worden waren. Viele waren vor ewigen Zeiten umgestürzt und zerbrochen, andere standen wie betrunken schief.

Der Pass war in den gewachsenen Fels gehauen und schlängelte sich gewunden zwischen den Bergen hin und her, manchmal sogar als Tunnel mitten durch sie hindurch. Maerad blinzelte im grellen Sonnenschein. Von ihrem Standort aus erstreckte sich der Osidh Elanor vor ihr, so weit das Auge reichte. Ein weißer Gipfel um den anderen zeichnete sich gleißend in der unwirklich anmutenden Klarheit des Sonnenlichts ab, und entlang den Flanken verlief schimmernd wie eine graue Narbe die Straße. Im Tal vor ihr sah sie Fichten- und Tannenwälder, deren Grün einen scharfen Kontrast zum Weiß des Schnees bildete. Unmittelbar vor Maerad fiel eine so steile Felswand ab, dass weder Schnee noch Erde an ihr

Halt fand und deren Tiefe sie nicht abzuschätzen vermochte. Sie sah, wie zwei Gebirgsadler vor ihren Füßen daraus auftauchten und sich in gemächlichen Kreisen himmelwärts schraubten. Ihr stockte der Atem.

Als Erstes empfand sie Ehrfurcht. Keiner der Berge, die sie kannte, hatte sie auf diese schier endlose Aussicht vorbereitet. Als Nächstes beschlich sie ein Unbehagen, das an Übelkeit grenzte; sowohl oberhalb als auch unterhalb des Pfades erstreckten sich unvorstellbare Steilwände, und jeder sorglose Schritt konnte verhängnisvoll enden. Obendrein wand die Straße sich unzählige Meilen durch das Gewirr der Gipfel; sie würden Tage brauchen, um diesen Irrgarten zu überwinden.

»Von hier aus sind es in gerader Linie nur dreißig Meilen nach Zmarkan«, sagte Cadvan. Erschrocken zuckte Maerad zusammen; er hatte den ganzen Tag noch kein Wort von sich gegeben. »Aber über

144

den Pass ist es drei Mal so weit. Zudem können wir hier nicht schnell reisen. Wenn nur das Wetter hält!«

»Glaubst du, das wird es?«, fragte Maerad. Mit zu Schlitzten verengten Augen spähte sie an den Himmel, der sich mild und klar präsentierte. Weit und breit war keine Wolke in Sicht.

»Das Wetter im Elanor ist tückisch«, erwiderte Cadvan »Es kann ohne Vorwarnung umschlagen. Als ich letztes Mal über den Pass reiste, überkam mich schnell wie ein Rennpferd dichter Nebel - so dicht, dass ich nicht weiter als bis zur Nasenspitze sehen konnte und mir den Weg wie ein Blinder ertasten musste. Ein Sturm in diesen Bergen lässt sich mit Worten nicht beschreiben.«

»Vielleicht haben wir ja Glück«, meinte Maerad.

»Vielleicht.« Cadvan ergriff die Zügel. »Das Wetter allein würde mir keine Sorgen bereiten. Aber wenn der Winterkönig einen Sturmhund bis nach Thorold in den Süden zu entsenden vermag, dürfte es hier keine Schwierigkeit für ihn darstellen. Und ich glaube, selbst du könntest nicht mehr als eine solche Kreatur durch Singen besänftigen. Nicht in ihrem eigenen Land.«

Er lächelte Maerad von der Seite an; sie musterte ihn verunsichert. Dies war die längste Äußerung gewesen, die Cadvan seit einer Woche von sich gegeben hatte. Durfte sie daraus schließen, dass er ihr verziehen hatte? Ihr selbst war nicht danach, ihm umgekehrt so einfach zu verzeihen, als wäre sie ein Hündchen, das sich von einem Knochen verführen ließ.

»Mit etwas Glück brauchen wir es nicht herauszufinden«, gab sie kälter als beabsichtigt zurück. Schlagartig wirkten Cadvans Züge wieder verschlossen, und sie hätte sich am liebsten selbst einen Tritt versetzt. Hätte er sie angebrüllt, wäre es einfacher gewesen, oder wenn sie zusammen über etwas hätten lachen können; allerdings gab es anscheinend nichts zu lachen. Cadvan entzog sich ihr häufig an einen für sie unzugänglichen Ort; doch nun schien es, als könnte nichts mehr den Bruch kitten. Vielleicht lag es teilweise daran, dass sie es insgeheim gar nicht wollte, weil sie ihre gegenseitige Nähe fürchtete. Sogleich verwarf sie den Gedanken als lächerlich. Sie fühlte sich angesichts von Cadvans Rückzug so elend; wie also könnte sie wollen, dass er sich von ihr entfernte? Sie wünschte

inständig, er hätte sie nie so angesehen wie während der Reise aus Thorold; seither hatte sich alles in die falsche Richtung entwickelt.

145

Cadvan trieb Darsor an, und sie begannen die langsame, unendlich erscheinende Reise.

Maerad schwankte hin und her zwischen Verzückung ob der atemberaubenden Aussicht, die sich ihr bot, und ständiger Furcht angesichts der schwindelerregenden Tiefen und Höhen, die nur wenige Schritte von ihr entfernt lauerten. Es war ein einsamer Weg; sie begegneten keiner Menschenseele. Sie sahen nur die Adler, hier und da einige Gebirgshasen, die in der Ferne auf Hängen umhertollten, und einmal einen Schneeluchs, der sie von unterhalb der Straße mit einer Mischung aus Neugier und Verachtung beäugte. Bald schlich sich ein Muster in ihre Abläufe ein. Die Tage waren lang, und sie ritten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Das Lager schlugen sie stets in einer der zahlreichen Buchten auf, die für Reisende in die Bergwände gehauen worden waren, breiten Höhlen, die Unterstand vor der schlimmsten Witterung boten und groß genug wirkten, um zwei Wagen aufzunehmen. Sie schützten sich bestmöglich gegen die Kälte der Nächte und erwachten häufig mit Raureif in den Haaren und an den Kleidern. Maerad war unermesslich dankbar für die Winterkleidung, die sie aus Gant mitgenommen hatte und die wie durch ein Wunder ihre Körperwärme speicherte; doch selbst damit gestaltete die klirrende Kälte der Berge das Schlafen schwierig. Sehr oft befanden sich in den Buchten von reisenden Pilanell zurückgelassene Holzstöße, mit denen sie ein Feuer entfachten. Abgesehen davon gab es in diesen Höhen kaum Feuerholz.

Als sie am dritten Abend im Pass zum ersten Mal darauf stießen, zeigte Maerad sich überrascht über das ordentlich gestapelte Holz. »Dürfen wir es nehmen?«, fragte sie.

»Es ist für Reisende wie uns gedacht«, antwortete Cadvan. »Schau an die Felswand.«

Neben dem Holzstoß prangten zwei in den Stein geritzte Zeichen, die stark an Ladhen-Runen erinnerten. Maerad betrachtete sie neugierig: Eines hielt sie für das Symbol für Licht, das andere kannte sie nicht. Mit fragend hochgezogenen Augenbrauen sah sie Cadvan an.

»Sie unterscheiden sich geringfügig von jenen, die Barden verwenden«, erklärte er. »Die Barden haben die Ladhen-Runen von den Pilanell übernommen, die sie ständig verwendeten, um sich von Ort zu Ort miteinander zu verständigen. Grob übersetzt bedeuten die Zeichen, dass dieses Holz ein Geschenk für Reisende im Namen

145

des Lichts ist; das eine ist das Zeichen für Licht, geschrieben über die Rune für Reisen, das andere ist das Symbol für ein Opfer oder eine Gabe.«

Cadvan begann, ein Feuer anzuzünden, und als die erste Flamme in der dunklen Höhle zum Leben erwachte, fühlte Maerad sich besser als seit Tagen. Sie zog die aus rauer Wolle gestrickten und gegen die Kälte mit dicker Seide ausgekleideten Reithandschuhe aus und streckte die bloßen Hände der Wärme entgegen.

An jenem Abend bereitete Cadvan eine warme Mahlzeit zu, einen Eintopf aus Gerste und Trockenfleisch. Während sie aßen, ließ die Spannung zwischen ihnen etwas nach. Maerad fühlte, wie die Kälte draußen vor der Höhle anschwell, als die letzten Strahlen der Sonne verschwanden.

»Heute Nacht wird es klirrenden Frost geben«, meinte Cadvan, als sie nach dem Essen aufräumten. »Aber ich denke, die nächsten paar Tage sollte uns gutes Wetter beschieden werden.«

»Es wäre fein, durch den Pass zu gelangen, ohne dass etwas Schlimmes geschieht«, sagte Maerad gedämpft.

»Ja, das wäre es«, pflichtete Cadvan ihr bei. Er schwieg eine kurze Weile, dann sah er Maerad unverwandt mit düsterer Miene an. »Maerad, wir müssen darüber reden, was in Predan vorgefallen ist.« Maerad verlagerte unbehaglich das Gewicht, erwiderte jedoch nichts. »Es hat mich zutiefst beunruhigt. Aber etwas in dir beunruhigt mich noch mehr.«

Argwöhnisch musterte ihn Maerad. »Was?«

Cadvan stocherte im Feuer, als müsste er erst die Gedanken sammeln. »Es geht nicht nur darum, dass eine unbedachte Handlung -ein Mord - auf deinem Gewissen lastet«, begann er. »Etwas an dir bewegt mich, um dich zu fürchten. Und nicht nur um dich, auch um das Licht, um alles, was uns beiden lieb und teuer ist.« Er bedachte sie mit einem ernsten Blick. »Es lastet mir schon auf der Seele, seit wir Thorold verlassen haben. Maerad, in dir wächst eine Finsternis. Ich kann sie in deinem Licht sehen.«

»In meinem Licht?« Kurz begegnete Maerad seinem Blick, dann wandte sie sich ruckartig ab. »Naja, ich fühle mich in letzter Zeit ein wenig . . . traurig. Vielleicht erscheine ich dadurch trüber. Dasselbe ist mir bei Silvia aufgefallen, wenn sie an ihre Tochter dachte und sie vermisste.«

146

»Nein, das meine ich nicht. Was ich meine, ist, dass sich in dir eine Finsternis sammeln könnte. Nicht nur Traurigkeit, sondern eine angriffslustige Böswilligkeit, der du dich zu widersetzen lernen musst. Mir graut vor dem Gedanken, was sie anrichten könnte, wenn wir uns erneut in Gefahr befinden. Ich weiß nicht, was du tun könntest.«

Maerad schnappte nach Luft, als hätte er sie geschlagen. Cadvans Worte trafen sie tief, zumal sie ihre schlimmsten Befürchtungen ansprachen. »Wie kannst du so etwas sagen?«, fragte sie, als sie sich von der ersten Bestürzung erholt hatte.

»Das stimmt nicht. Ich weiß, Cadvan, dass ich etwas Falsches getan habe, aber du redest, als wäre ich selbst eine Ausgeburt des Bösen . . . «

»Das habe ich keineswegs behauptet«, widersprach er ihr scharf. »Ich habe lediglich gesagt, dass dein Licht sich verändert hat und sich in dir ein Schatten regt. Ich weiß nicht, worum es sich dabei handelt oder weshalb das geschieht, aber ich vermute, dass du Ilar von Desor getötet hast, war ein Zeichen für etwas . . . «

»Es war bloß ein Fehler!« Vor Erregung sprang Maerad auf, ohne zu bemerken, dass sich in ihren Augen Tränen sammelten. »Ich wollte das nicht, Cadvan. Ich

wollte es nicht. Sie war nur so gemein, und dann traf sie mich mit diesem Streich-«

»Ich weiß, was geschehen ist«, schnitt Cadvan ihr das Wort ab. »Maerad, ich will über den Vorfall selbst nicht reden, jedenfalls nicht jetzt. Worüber ich mich unterhalten will, ist viel schwieriger. Ich denke, du musst verstehen, was sich in dir regt.«

»Hättest du mich die letzten Tage nicht so behandelt, als wäre ich deiner Aufmerksamkeit nicht würdig, wäre meine Stimmung vielleicht nicht so finster.« Trotz wallte in Maerad auf; am liebsten hätte sie Cadvan geschlagen.

»Durch dein Verhalten habe ich mich wie ein Stück Dreck gefühlt. Es tut mir leid, was ich getan habe, aber das gibt dir nicht das Recht, mich zu behandeln wie -«

»Maerad, Maerad . . . « Cadvan stand auf und ergriff ihre Hände. Barsch entriß Maerad sie ihm und wandte sich ab. »Maerad, ich wollte dich nicht bestrafen. Ich wusste bloß nicht, was ich sagen sollte. Ich musste nachdenken.«

»Darüber, wie böse ich bin«, spie Maerad ihm verbittert entgegen.

»Nein.« Cadvan holte tief Luft. »Maerad, du besitzt mehr angeborene Macht als jeder Barde, dem ich je begegnet bin. Diese Kräfte

147

sind gefährlich, und du musst lernen, mit ihnen umzugehen, damit du dich selbst und das Licht nicht verletzt. Du musst-«

»Ich weiß, wie man damit umgeht.« Wütend funkelte sie ihn an. »Was ich nicht brauchen kann, ist, dass du dastehst und mir einzureden versuchst, ich sei eine Art . . . keine Ahnung . . . eine Art Untote.«

»In uns allen schlummert Finsternis«, gab Cadvan zurück. »Und wir alle müssen lernen, mit ihr umzugehen. Du mehr als jeder andere. Aber zuerst müssen wir erkennen, was sie ist.«

»Ich weiß, was sie ist!« Wutentbrannt, vor Zorn zitternd wirbelte Maerad herum.

»Ich brauchte Freunde, die mir vertrauen. Ich brauchte eine Familie, die mich liebt. Beides habe ich nicht.« Selbstmitleid stieg in ihr auf und schnürte ihr die Kehle zu, doch mit einer mächtigen Willensanstrengung schluckte sie es hinunter. »Ich bin nur ein Werkzeug des Lichts. All den Barden liegt im Grunde überhaupt nichts an mir. Dir ebenso wenig wie den anderen. Ihr wollt mich alle bloß benutzen, um den Namenlosen zu zerstören. Nun, ich kann wohl kaum seinen großen schwarzen Turm erklimmen und ihn eigenhändig in die Tiefe schleudern, oder? Somit weiß ich nicht, was ich eigentlich tun soll. Da ist nur dieses wirre Gerede darüber, das Baumlied zu finden, obwohl wir nicht einmal wissen, was es ist, und dass ich freundlich sein soll, wenn man versucht, uns zu töten, und ich soll einfach dazu nicken, tun, was man mir sagt, und sein, was man von mir erwartet. Aber ich bin nun mal ich.«

Cadvan hatte ihr mit zu Boden gewandtem Gesicht und unlesbarer Miene zugehört, ohne sie zu unterbrechen. »Es tut mir leid, wenn ich der Grund dafür gewesen bin, dass du dich noch einsamer fühlst«, sagte er.

»Ich brauche dein Verständnis nicht«, entgegnete sie barsch. »Ich habe gelernt, ohne es auszukommen.«

Ausgedehntes Schweigen setzte ein, während Maerad mit dem Rücken zu Cadvan versuchte, sich in den Griff zu bekommen. Am liebsten hätte sie sich auf den Boden geworfen und geweint, bis keine Tränen mehr in ihr übrig blieben. Aber sie würde nicht vor Cadvan weinen.

»Maerad«, meinte Cadvan schließlich, »ich sage das, weil mir etwas an dir liegt. Es ist wichtig für dich. Wenn du das nicht verstehst, ahnt mein Herz eine Katastrophe voraus.«

148

»Ich verstehe genug«, knurrte Maerad mit gedämpfter Stimme. »Ich verstehe, dass ich auf mich allein angewiesen bin. Eigentlich ganz so, wie es schon immer gewesen ist.«

»Du bist nicht allein«, beharrte Cadvan; doch diesmal erwiderte Maerad nichts. Nach jener Nacht behandelte Cadvan Maerad mit mehr Aufmerksamkeit, doch nachdem sie ihrem Groll Luft gemacht hatte, konnte sie ihn nicht mehr zurücknehmen. Sie wies seine Versuche zurück, sich mit ihr zu unterhalten, und so ritten sie weiter schweigend durch das Gebirge. Auch die Pferde, angesteckt von der Stimmung ihrer Reiter, wirkten verdrießlich und blieben stumm. Sie mochten die Kälte nicht und vermissten das abendliche Gras. *Hafer ist schön und gut*, sagte Darsor ungeduldig, *dennoch ziehe ich ihm jederzeit ein Maul voll süßem Gras von den Rilnik-Ebenen vor.*

Das gute Wetter hielt an. Maerads Augen begannen allmählich vom ständigen Gleißeln zu schmerzen, und sie wurde des Anblicks der Berge überdrüssig. Ständig erstreckten sie sich vor ihnen, Gletscherspalten, Felswände und Gipfel, grauer, kahler Stein und blendend weißer Schnee, unerbittlich allgegenwärtig. Trotz der Handschuhe und warmen Stiefel bekam sie Frostbeulen, und sie war überzeugt davon, dass ihre Nase vor Kälte rot schimmerte. Trotzdem war sie dankbar für den Sonnenschein; durch ihn war es ihnen gelungen, eine stete Geschwindigkeit beizubehalten, sodass sie inzwischen bereits über die Hälfte des Weges durch die Gebirgskette zurückgelegt hatten. Laut Cadvan würden sie in ein paar Tagen in Zmarkan eintreffen. Was sie allerdings tun würden, wenn sie dort angelangten, wusste allein das Licht, dachte Maerad voll überwältigender, verbitterter Hoffnungslosigkeit. Mit den Pilanel reden? Ihre Suche glich einer albernem Zeitverschwendung, einer Jagd nach einer Nadel im Heuhaufen, gestützt von ein paar wilden Vermutungen und einigen Brocken halb vergessener Überlieferung. Und sie würde wahrscheinlich dafür sterben. Als sie an jenem Abend das Lager vorbereiteten, spürte Maerad, wie die Luft sich veränderte. Gleichzeitig drehte Cadvan, aufgeschreckt wie ein Hirsch, der Gefahr witterte, den Kopf und schnupperte. In jenem Augenblick kam plötzlich ein heftiger Wind auf, der

148

Schotter in die Bucht wehte, ehe er zu einem steten Luftstrom verflachte; doch nun blies er aus Norden und brachte eine neue Kälte mit sich. Keiner der beiden Barden äußerte etwas über die Veränderung, aber in jener Nacht wurde es spürbar kälter als zuvor, und als Maerad am nächsten Morgen erwachte, war ihre Decke starr vor Raureif.

Sobald sie gefrühstückt hatten, brachen sie auf, um das Blut in ihren durchfrorenen Gliedern in Gang zu bringen. Die Sonne verbarg sich hinter einem Schleier aus grauen Wolken, die alle höheren Gipfel verhüllten und in dichten Schwaden die Hänge hinabwallten, ehe sie vom zunehmenden Wind in Fetzen Verblasen wurden. Gegen Mittag wurde der Wind noch stärker, und Schneeregen setzte ein. Maerad und Cadvan bedeckten die Gesichter mit ihren Halstüchern und kämpften sich hartnäckig weiter. Mit auf dem eisigen Pfad rutschenden Hufen, elend eingezogenen Schwänzen und eng an den Kopf angelegten Ohren stapften die Pferde den Pass entlang. Während der Nachmittag verstrich, wurde das Licht immer trüber, und Maerad wurde es kälter und kälter. Es war der bislang erbärmlichste Tag, und sie weinte beinahe vor Erleichterung, als sie endlich eine vor dem Wind und Schneeregen geschützte Bucht fanden und sie darin Feuerholz erblickte. Es dauerte eine Weile, bis es sich anzünden ließ; Maerad konnte ihre Ungeduld kaum zügeln, bis es Cadvan gelang, eine Flamme ins Leben zu rufen. Die ihrer Lasten entledigten Pferde hatten sich an die ferne Felswand zurückgezogen und kauten freudlos und stumm ihren Hafer, während die Barden sich vor dem Feuer die durchfrorenen Hände rieben. Von ihren triefnassen Kleidern stieg Dampf auf. Beide genehmigten sich einen Schluck Medhyl, danach bereitete Cadvan einen Eintopf für das Abendessen zu. Die Bucht war nicht annähernd so behaglich, wie es eine Höhle gewesen wäre, zumal sie wenig mehr als eine in den Berghang gehauene Grotte darstellte. Verirrte Böen schleuderten immer wieder Schneeregen auf den Boden, wo er schmolz und zischend in das Feuer rann. Dennoch schützte die Bucht sie vor dem ärgsten Unwetter, das sich, dem anschwellenden Geheul des Windes nach zu urteilen, stetig verschlimmerte. Jenseits des flackernden Feuerscheins herrschte undurchdringliche Dunkelheit. Maerad saß so nah an den Flammen, wie es ihr möglich war, ohne selbst in Brand zu geraten.

149

Nach und nach setzte ein Dämmerzustand der Erschöpfung bei ihr ein.

»Ich hoffe, dieses Unwetter verzieht sich bis morgen«, meinte Cadvan. »Ein wirklich schlimmer Sturm könnte uns hier tagelang gefangen halten.«

»Tagelang?«, sagte Maerad und schüttelte ruckartig ihre Benommenheit ab.

»Wir können nicht tagelang hier bleiben.«

»Naja, das ist immer noch besser, als in den Abgrund geweht zu werden«, gab er zurück. »Es sei denn, das wäre dir lieber.«

»Ich will nur weg von hier.« Mit dunklen Ringen unter den Augen schaute Maerad verzweifelt zu Cadvan auf, und einen Lidschlag lang erkannte sie in seinem Blick einen Ausdruck, den sie noch nie zuvor gesehen hatte, etwas zwischen Mitgefühl und Zärtlichkeit. Doch der Eindruck verflog sofort, und sie vermeinte, ihn sich eingebildet zu haben.

»Ich auch. Aber nicht um den Preis meines Lebens.«

»Könntest du den Wind nicht einfach beruhigen, wenn er morgen immer noch so tobt?«, fragte Maerad ohne große Hoffnung. Schon zuvor an jenem Abend hatte Cadvan keine Magie eingesetzt, um das Feuer zu entfachen; seine Knauserigkeit mit seinen Kräften trieb sie bisweilen zur Weißglut.

»Hier wage ich nicht, den Wind zu beeinflussen«, erwiderte er. »Das würde jede böse Kreatur im Umkreis von mehreren Meilen auf unsere Gegenwart aufmerksam machen. Die besten Aussichten haben wir, wenn wir wie bisher Weiterreisen - unbemerkt.«

»Aber in einem Sturm ist es einfacher, sich zu verstecken«, beharrte Maerad stur. »Und so schlimm ist er auch wieder nicht.« Wie um ihr zu widersprechen schwoh der Wind plötzlich zu einem hohen Kreischen an.

»Ja, und dein Leichnam würde nie gefunden. Sei nicht töricht.«

Eingeschnappt bereitete Maerad sich zum Schlafen vor. Die Vorstellung, mehrere Tage in dieser Bucht gefangen zu sein, entsetzte sie unaussprechlich; selbst sich durch den Schneeregen zu kämpfen, wie sie es heute getan hatten, konnte kaum schlimmer sein.

Am nächsten Morgen hatte der Wind nachgelassen, und die Welt war weiß vor Nebel. Man konnte nur wenige Schritte voraus sehen. Maerad, die beim Gedanken, in den Bergen festzusitzen, regelrecht Panik empfand, sprach sich dennoch dafür aus, die Reise fortzu

## 150

setzen. Cadvan hegte Zweifel und gab zu bedenken, dass der Nebel sich ebenso gut verdichten wie lichten konnte und durchaus die Gefahr bestand, dass sie sich im Nebel völlig verirrt und in die falsche Richtung gingen oder in einen Abgrund stürzten. Maerad aber gab nicht nach, und nach einer bangen Prüfung des Windes willigte Cadvan ein, es zu wagen, wenngleich unter der Bedingung, dass sie noch zuwarteten, um zu sehen, ob der Nebel sich verschlimmerte.

Nach einer Weile schien der Nebelvorhang sich etwas gelichtet zu haben, und so stiegen sie auf die Pferde und traten vorsichtig die Weiterreise an. Durch das weiße Treiben zu reiten war gespenstisch; es vermittelte den Eindruck, mitten in der Luft, mitten im Nichts zu hängen. Alles, was sie sehen konnten, war der dunkle, nach dem Schneeregen des Vortags noch nasse Pfad, der sich ein paar Schritte vor ihnen entlangwand, ehe er sich in weißem Dunst verlief. Die stehenden Steine, die den Weg säumten, ragten jedes Mal so plötzlich neben ihnen auf, als wären sie aus dem Nichts aufgetaucht.

Bald waren sie von Tau durchnässt. Maerad hatte das Gefühl, verstopfte Ohren zu haben. Das Klappern der Hufe erstarb sofort in der Luft, und abgesehen vom Schnauben und Atmen der Pferde waren keinerlei Geräusche zu hören.

Gegen Mitte des Nachmittags legte der Wind unverhofft zu, steigerte sich zu einem frostigen, böigen Luftstrom. Der Nebel begann aufzubrechen und zog in Schwaden und Fetzen an ihnen vorüber. Ab und an erhaschte Maerad einen flüchtigen Blick auf einen Hang, eine Gletscherspalte oder eine Baumgruppe, ehe der Nebelschleier die Sicht schlagartig wieder verhüllte.

»Halt nach einer Bucht Ausschau«, rief Cadvan über die Schulter zurück. »Ein Sturm braut sich zusammen.« Der Wind riss ihm die Worte vom Mund.

Maerad war zu kalt und müde, um etwas zu erwidern. Sie hoffte nur, in der nächsten Bucht würde sich Holz befinden, damit sie ein Feuer entzünden konnten. Suchend ließ sie den Blick die linke Felswand entlangwandern. In nicht

allzu weiter Ferne sollten sie auf die nächste Bucht stoßen, dachte sie. Sie schienen im Abstand von etwa einer Wegstunde angeordnet zu sein, und annähernd diese Strecke mussten sie inzwischen zurückgelegt haben. Besorgt spähten ihre Augen prüfend über den Fels, der jedoch hartnäckig kahl blieb, und der Wind wurde mit jeder Minute stärker. Dann setzte heftiger, fast

151  
seitwärts prasselnder Hagel ein. Imi und Darsor scheuten schnaubend. Die Hagelkörner waren groß wie aus dem Himmel geschleuderte Kieselsteine; sie schmerzten und machten den Steinboden des Pfads gefährlich rutschig. Cadvan bedeutete Maerad abzusteigen. Mit den Zügeln in der Hand kämpften sie sich gegen den Wind vorwärts.

»Wenn wir es bis zur nächsten Kehre schaffen, sind wir ein wenig geschützter«, brüllte Cadvan. Maerad konnte ihn kaum hören, dennoch nickte sie. An der Flanke des Berges waren sie den Sturmböen unmittelbar ausgesetzt, und selbst ein wenig Erleichterung vor dem Wind und Hagel wäre besser als nichts. Die Sicht war kaum besser als im Nebel, aber wenigstens herrschte noch Tageslicht; wenngleich ihr mit einem plötzlichen Anflug von Furcht klar wurde, dass sie nicht wussten, wie weit die nächste Bucht entfernt lag, und der Abend näherte sich rasch. Womöglich hatten sie im Nebel bereits eine Zuflucht passiert, ohne sie zu sehen. Eine Nacht im Freien bei diesem Wetter wagte sie sich nicht auszumalen. Mit zusammengebissenen Zähnen zwang sie sich weiter, obwohl ihre Beine sich schwer wie Blei anfühlten und kalt wie Eis.

Dann hielt Cadvan so jäh inne, dass Imi um ein Haar gegen Dar-sors Hinterteil prallte. Cadvan drehte sich zu Maerad um und brüllte etwas, aber seine Stimme verlor sich im Geheul des Winds. Voll aufkeimender Hoffnung dachte sie, dass er vielleicht endlich eine Bucht gefunden hatte; doch seine letzten Worte übertönte ein gewaltiges Grollen, als wären hunderte Tonnen Gestein gegen den Berg gekracht. Sie sah, dass Cadvan das Schwert gezogen hatte und vor Macht mit einem plötzlichen, gleißenden Licht erstrahlte, das Maerads Augen blendete; aber sie war so durchfrozen, müde und vom Hagel geprügelt, dass sie sich kaum bewegen konnte. Verwirrt starrte sie in Cadvans Richtung.

Imi wieherte vor blanker Angst, bäumte sich auf und entriss Maerads vor Kälte steifen Fingern die Zügel, dann preschte sie den Pass zurück davon. Die Zügel schwangen wild hin und her, die Bündel fielen vom Sattel. Mit einem Gefühl der Unwirklichkeit, als wäre sie in einem Traum gefangen und hätte mit all dem nichts zu tun, beobachtete Maerad, wie die Stute im Sturm verschwand, dann drehte sie sich zurück zu Cadvan um. Er stand mit hoch erhobenen Armen da und brüllte etwas in der Hohen Sprache, das sie jedoch

151

über das Tosen des Sturmes nicht verstand. Ein weiteres gewaltiges Grollen ertönte; ein Felsbrocken von der Größe eines Pferdes schlug vor ihr auf dem Weg ein, verfehlte Cadvan und Darsor nur knapp, prallte vom Boden ab und stürzte in die Dunkelheit jenseits des Pfades.

Dadurch aus ihrem Dämmerzustand gerissen wurde Maerad von Angst erfasst. Cadvan kämpfte gegen einen Angreifer, den sie allerdings nicht sehen konnte.

Der Hagel verstärkte sich, schlug auf sie ein wie Hämmer aus Eis. Sie hob den Unterarm, um das Gesicht zu schützen, und stolperte auf Cadvan zu, da sie nicht wusste, was sie sonst tun sollte. Imi konnte sie nicht hinterher, zumal sie keine Ahnung hatte, wo sie war. Womöglich war sie in ihrer Panik bereits über den Rand des schmalen Weges gestürzt.

Als sie sich Cadvan näherte, setzte in ihrem Kopf angesichts der Kraft seiner Macht ein Summen ein. Er zeichnete sich als schillernde Gestalt gleißenden Silbers ab, umhüllt von einem Schutzschild aus weißem Feuer; so grell, dass sie ihn kaum ansehen konnte. Stattdessen startete sie an ihm vorbei in die Dunkelheit und erblickte letztlich, wogegen er kämpfte.

Sofort erkannte sie, dass es sich um eine Elementarkraft ähnlich dem Sturmhund handelte, aber sie hatte keine Ahnung, worum genau. Wie beim Sturmhund fiel es ihr schwer, den Schemen mit den Augen zu erfassen, da er aus keiner greifbaren Masse zu bestehen schien; die Kreatur sah aus wie ein aus Stein und Eis gehauener riesiger Mensch, doch aus Mund und Augen flackerten seltsame Flammen, und Teile davon verschwanden, wenn man sie betrachtete, als bestünde das Wesen aus einer Wolke. Es war mit einem gewaltigen, unförmigen Knüppel aus Stein bewaffnet, den es dicht vor Cadvan auf die Straße niedersausen ließ. Zunächst dachte sie, Cadvan und Darsor müssten von dem mächtigen Hieb zerschmettert werden, doch die Waffe federte sonderbar zurück und prallte unter einem Regen blauer Funken gegen die Bergwand. Cadvan verhartete an Ort und Stelle, wenngleich er ein wenig schwankte. Darsor wieserte ungestüm und trotzig auf.

Maerad stand eine Haaresbreite davor, kehrtzumachen und hinter Imi herzuhetzen. Stattdessen nahm sie die spärlichen Überreste ihres Mutes zusammen, rannte in den Lichtkreis und berührte Cadvan kurz an der Schulter, damit er wusste, dass sie bei ihm war. Ohne

152

sich umzudrehen, nickte er. Sein gesamter Körper wirkte angespannt vor Konzentration. Innerhalb von Cadvans Schutzschild fiel das Denken leichter: Der Lichtwall hielt den peitschenden Hagel ab, auch das Tosen des Sturms klang ein wenig gedämpft. Maerad bündelte die Gedanken und wollte sich mit Cadvans Geist vereinen. Zu ihrer Bestürzung geschah gar nichts; und bevor sie zu einem neuen Versuch ansetzen konnte, schwang die Kreatur den Knüppel erneut nach ihnen. Der Streich ging daneben und schlug in die Felswand über ihnen ein, von der Gesteinssplitter auf sie herabregneten.

Abermals tastete Maerad nach Cadvans Geist, überlegte verzweifelt, weshalb es ihr nicht gelang, sich ihm anzuschließen, und fragte: *Was ist das ?*

*Eine Frostkreatur, ein Iridugul,* antwortete Cadvan verkniffen. *Wir haben Pech. Oder wir sind in einen Hinterhalt geraten. Ich vermute Letzteres. Was können wir tun ?*

*Wir können ihn nicht zerstören. Also müssen wir irgendwie flüchten. Ich glaube, dieser Kreatur ein Wiegenlied vorzusingen wird nicht viel helfen.*

Ihre Unterhaltung erfolgte binnen eines Lidschlags in Gedankenschnelle. Alles ereignete sich so rasch; es konnte nur wenige Atemzüge her sein, seit Cadvan

angehalten hatte und Imi davongerannt war. Maerad straffte die Schultern und versuchte aufs Neue, ihren Geist mit jenem Cadvans zu verbünden. Diesmal zuckte er zusammen, und das weiße Feuer ermattete kurz.

*Es klappt nicht*, sagte sie verzweifelt.

*Hör auf, Maerad! Du tust mir weh*, gab er zurück. Ein weiterer Felsbrocken krachte splitternd neben ihnen auf den Pfad, und Cadvan stärkte den Schutzschild. Aus nächster Nähe konnte Maerad sein blasses, vor Erschöpfung verkniffenes Gesicht erkennen. Die Gertennarben um das Auge traten ungewöhnlich deutlich hervor, und eine entsetzliche Pein durchflutete Maerads Herz. *Wir müssen getrennt voneinander kämpfen.*

Maerad wusste, dass sie auf diese Weise weniger Kraft in die Waagschale werfen konnten.

*Ein letzter Versuch*, bat Maerad ihn verzweifelt, als Cadvan einen Feuerblitz geradewegs auf die Augen der Frostkreatur schleuderte; der Iridugul taumelte zurück in die Leere jenseits des Pfades, brodelte wie eine Gewitterwolke und brüllte vor Zorn.

*Na schön. Jetzt.*

153

Diesmal setzte Maerad so ungestüm zu ihrer Verschmelzung an, dass sie Cadvan umwarf. Japsend rappelte er sich auf, und Maerad startete ihn verdattert an: Warum konnten sie ihre Kräfte nicht vereinen?

*Maerad, das fühlt sich an, als ob du mich angreifst*, sagte Cadvan. *Wenn du das noch mal machst, bringst du mich um. Wir müssen getrennt voneinander kämpfen. Wir müssen Ebenbilder erschaffen, um dieses Ding zu verwirren. Solche Kreaturen sind nicht besonders schlau.*

Verwirrt schüttelte Maerad den Kopf, doch sie hatte keine Zeit zum Nachdenken, denn der Iridugul hatte sich mittlerweile erholt und ließ tobend Hiebe auf sie herabregnen. Cadvan hatte alle Hände voll damit zu tun, den Schutzschild aufrechtzuerhalten und gleichzeitig einen Trugbann zu weben, ein Ebenbild seiner selbst und Darsors, das er für den Iridugul als Angriffsziel zurücklassen konnte.

Maerad leerte die Gedanken und versuchte, den wütenden Schlägen des Iriduguls keine Beachtung zu schenken. Zuerst schuf sie einen weiteren Schild, der jenen Cadvans ummantelte und ihn stärkte, dann begann sie, selbst an einem Trugbann zu arbeiten. Unter einem solchen Angriff fiel ihr selbst ein derart einfacher Zauber schwer, aber sie konzentrierte sich verbissen. *Ich bin Maerad von Pellinor, Elednor Edil-Amarandh na*, sagte sie sich vor. *Warum nur stelle ich mich so dumm an?*

Maerads Ebenbild brauchte etwas länger als jenes Cadvans, doch nach einer scheinbaren Ewigkeit hatten sie leuchtende Nachbildungen ihrer selbst erschaffen. Cadvan löschte sein magisches Licht und ergriff Darsors Zügel. Sie warteten auf den richtigen Zeitpunkt, bevor sie aus dem Schild aus weißem Feuer huschten und am Fuß des Steilhangs entlang stolperten, während der Iridugul weiter ihre bloßen Bilder angriff. Sobald sie den Schutz des Lichts verließen, peitschte der Hagel auf sie ein, aber Maerad hatte den Kopf eingezo-

gen und lief mit Cadvan, so schnell sie konnte, dicht am Fels entlang. Dabei betete sie, der Iridugul möge zu sehr in Raserei geraten sein, um die zwei winzigen Gestalten zu bemerken, die wie verstohlene Mäuschen entlang des Berghangs entflochten. Mittlerweile war es fast dunkel.

Sie hatten beinahe eine Haarnadelkurve in der Straße erreicht, als das Unglück zuschlug. An der Biegung schützten nur eine niedrige Steinmauer und einer der stehenden Steine, der sich gleich einem

154

schwarzen, drohenden Finger aus dem wallenden Grau rings um sie erhob, vor einem steilen Abgrund. Als sie sich der Stelle näherten, beobachtete Maerad ungläubig, wie der Stein sich in die Luft erhob, und plötzlich erschienen vor ihnen nicht ein, sondern zwei Iriduguls, von denen einer den stehenden Stein als Waffe über den Kopf erhoben hielt.

Cadvan hielt jäh inne, zog sofort einen Schutzschild um sie hoch und stieg auf Darsor, der am ganzen Leib schwitzte. Maerad schaute verzweifelt über die Schulter zurück; sie sah, dass der erste Iridugul immer noch ihre Ebenbilder angriff, wobei sich seine blinde Wut noch steigerte, weil der Knüppel durch seine Opfer hindurchstrich, ohne sie zu verletzen. Drei der Kreaturen!

*Maerad, wir werden ihnen einen Schlag versetzen und flüchten müssen*, teilte Cadvan ihr in ihrem Verstand mit. Dann fiel ihm zum ersten Mal auf, dass Imi verschwunden war. *Wo ist Imi ?*

*Sie ist weggerannt. . .*

Cadvan erwiderte nichts, sondern griff hinab und zog sie hinter sich auf den Sattel. Dann schleuderten sie beide ansatzlos, ohne nachzudenken, Blitze aus weißem Feuer, mit denen sie auf die Augen der Iridugul zielten, und Cadvan trieb Darsor an, der die Muskeln spannte, lossprang und auf die Biegung im Pfad zugpreschte. Maerad hörte die Schreie der Iridugul, einen unerträglichen Lärm gleich dem gequälten Knirschen von Stein. Krampfhaft hielt sie sich fest, während Darsor dahinraste. Das mächtige Pferd wirbelte so heftig um die Kurve, dass Maerads Hals knackte, dann rannte er um sein Leben den Pfad entlang mitten hinein in den Sturm.

Maerad vernahm das Splittern von Gestein, als der stehende Stein dicht hinter ihnen auf die Straße krachte. Irgendwie gelang es Darsor, noch schneller zu laufen, obwohl seine Hufe auf dem eisigen Boden rutschten. Dann tauchte plötzlich ein Iridugul vor ihnen auf und ließ eine Faust gleich einem Amboss gegen die Steilwand über ihnen prallen. Ein Grollen ertönte, als würde die gesamte Flanke des Berges einstürzen. Maerad schaute auf; von Grauen und Übelkeit erfüllt sah sie einen Lidschlag lang eine Lawine aus Schnee und Gestein, die sich gespenstisch langsam auf sie zubewegte. Instinktiv bedeckte sie die Augen und vergaß vorübergehend alles außer ihrer Todesangst. Darsor bäumte sich auf; Maerad stürzte zu Boden, rollte ein Stück und kam dicht am Rand des Abgrund zu liegen. Sie rap

154

pelte sich gerade noch rechtzeitig auf, um zu sehen, wie sich Cadvan mit fahl schimmerndem Antlitz entsetzt umdrehte und ihren Namen rief. Er versuchte,

Darsor zu zügeln, doch angesichts der halsbrecherischen Geschwindigkeit des mächtigen Hengstes gab es kein Anhalten. Sie beobachtete, wie das beherzte Tier, nach wie vor umhüllt von Cadvans Schild aus weißem Feuer, weiter durch die zunehmende Düsternis preschte und mit der letzten Kraft der Verzweiflung versuchte, der unaufhaltsamen Lawine zu entinnen. Sie selbst rannte instinktiv in die andere Richtung, weg von den ersten Kieseln, die den Hang herabrieselten, dann drehte sie sich um, wischte sich das klatschnasse Haar aus den Augen und beobachtete das Geschehen, während ihre Brust sich schluchzend hob und senkte.

Darsor und Cadvan rasten weiter die Steilwand entlang, doch bis zur nächsten Kurve war es viel zu weit; sie würden es nicht schaffen.

In dem Augenblick, in dem die Dunkelheit sie verschluckte, rutschte der gesamte Berghang mit einem schauerlichen Geräusch auf die Straße, das sich wie endlos grollender Donner anhörte. Der Boden unter Maerad erbebt so heftig, dass sie beinahe vom Weg geschüttelt wurde. Eisiger Matsch und Kiesel prasselten auf ihr Gesicht ein. Der Rand der Gesteinslawine pflügte nur eine Körperlänge von ihr entfernt herab; schluchzend vor Grauen kroch sie zur Bergwand zurück. Als der Lärm verstummte, schaute sie auf. Wo sich zuvor die Straße befunden hatte, lag nun ein unüberwindlicher Schutthaufen aus Stein und Eis; und der Iridugul war verschwunden.

Es bestand keinerlei Hoffnung, dass Cadvan und Darsor entronnen waren. Mit einem Schmerz so klar und schneidend wie der einer frischen Wunde begriff sie, dass unter diesem Berg aus Geröll diejenigen begraben lagen, die sie geliebt hatte wie ihr eigenes Leben. Ungläubig, wie benommen vergrub Maerad das Gesicht in den Händen. Es konnte nicht wahr sein; es musste sich um einen schrecklichen Albtraum handeln. Kraftlos rutschte sie mit dem Rücken an der Bergwand zu Boden. Es konnte einfach nicht wahr sein; und doch war es so. In einem krampfhaften Anfall überwältigenden Kummers schlug sie mit der Stirn gegen den Fels, bis sie blutete und besinnungslos auf den gefrorenen Steinboden sank.

155

### Dritter Teil Zmarkan

*O Rabe, sag, wohin fliegst du Fern über Schnee und Eis ? Rabe, ich liege im Sterben, Ohne dass meine Mutter es weiß.*

*O flieg durch das bittere Wetter,*

*Flieg durch die sternlose Nacht Dorthin, wo mein Volk sich versammelt Zum Gesang, wenn das Feuer erwacht.*

*O such meine Mutter und küss sie, Denn ich werde sie nie wieder sehn, Sag ihr, wie ich sie vermisste Und wie weh es tut, nun zu gehn.*

*O such meines Herzens Liebste, Ihre Lippen sind süßer als Wein,*

*Sag ihr, ich lasse sie grüßen, Denn sie wird nimmermehr mein.*

*O Rabe, sag, wohin fliegst du Fern über Schnee und Eis ? Rabe, ich muss nun sterben, Ohne dass meine Mutter es weiß.*

*Traditionelles Volkslied der Pilanel, Bibliothek von Lirigon*

## Dreizehntes Kapitel Die Flöte der Elidhu

Als Maerad die Augen öffnete, war es so dunkel, dass sie dachte, erblindet zu sein. Sie versuchte, sich aufzusetzen, doch ihr Körper wollte ihr nicht gehorchen. *Vielleicht bin ich gelähmt*, dachte sie; *oder vielleicht tot*. Die Vorstellung fühlte sich seltsam tröstlich an; lange lag sie in der Dunkelheit, ohne Erinnerung, ohne Gedanken. Nach einer Weile wurde ein Stein, der gegen ihre Wange drückte, ärgerlich unbehaglich, und sie versuchte erneut, sich zu bewegen. Diesmal gelang es ihr, den Kopf zu drehen, und dabei flutete Gefühl zurück in ihren Körper. Ihr ganzer Leib schmerzte, als wäre sie vom Scheitel bis zur Sohle mit Stöcken geprügelt worden, zudem war sie völlig durchnässt und fror. Stöhnend mühte sie sich auf, setzte sich mit dem Rücken gegen die Steilwand und hielt sich den Kopf, während heftige, unbeherrschbare Krämpfe ihren Körper durchzuckten.

Als sie dort hockte, kroch die Erinnerung zurück, ein Bild nach dem anderen. Sie kramte nicht danach; vielmehr scheute etwas vor der grausigen Erkenntnis dessen zurück, was ihr widerfahren war. Trotzdem fluteten unerbittlich willkürliche Bilder in ihr Bewusstsein. Schließlich erinnerte sie sich mit betäubendem Entsetzen an den schauerlichen Anblick von Cadvan und Darsor, die von der Gerölllawine begraben wurden. Blind und mit trockenen Augen starrte sie in die Dunkelheit.

Diesmal war sie wirklich alleine. Mit einem Schlag schienen all ihr Klagen, all ihr Trotz der letzten Tage so belanglos. Dies war die Katastrophe, vor der Cadvan sie zu warnen versucht hatte; sie aber, hochmütig und ihrer Macht sicher, hatte all seine Warnungen in den Wind geschlagen. Und ihre Macht hatte sie im Stich gelassen. Sie war außerstande gewesen, ihre Kräfte mit jenen Cadvans zu vereinen, wie es Barden an sich können sollten. Auch der Zugriff auf ihre Elementarkräfte war ihr verwehrt geblieben. Sie hatte elend in der Mitte

156  
ihrer selbst gehadert und versagt. Als die Erinnerung an die Ereignisse einsetzte, war sie beinahe froh über ihre körperlichen Schmerzen; verglichen mit ihren Seelenqualen fühlten sie sich geradezu erleichternd an.

Cadvans und Darsors Tod lasteten auf ihrem Gewissen. Und Imi, so dachte sie, war bei ihrer panikartigen Flucht getötet worden oder, schlimmer noch, lag mit gebrochenen Beinen auf einem unzugänglichen Hang, wo sie langsam und elend verdursteten und verhungern würde.

Während Maerad die volle Bitterkeit ihrer Selbstbeschuldigungen auskostete, spielte sie mit dem Gedanken, sich in den Abgrund zu stürzen. Es wäre eine gerechte Strafe, befand sie nüchtern. Eine Kreatur wie sie hatte kein Recht zu leben. Eine solche Kreatur, die darin versagte, ihre Freunde zu beschützen, verdiente auch keine Freunde.

Allmählich wurde die Dunkelheit etwas weniger undurchdringlich, und sie erkannte die Umrisse des Pfades, die sich schimmernd gegen die hellere Düsternis des Himmels abzeichneten. Maerad schaute auf und erblickte dort, wo der Mond sich über den schwarzen Klingen der Gebirgskette hinter einer Wolkenbank versteckte, einen verschwommenen, silbrigen Schemen.

Maerads Gesicht juckte vor Blut; linksch versuchte sie, sich die Augen mit den vor Raureif steifen Handschuhen abzuwischen. *Ich brauche etwas zu trinken*, dachte sie, als sich eines der allgemeinen Leiden, die sie plagten, als überwältigender Durst herauskristallisierte. Ihre Lippen erwiesen sich als staubtrocken und aufgesprungen. *Oh, ich bin so durstig und hungrig*, dachte sie. *Aber es gibt weit und breit nichts zu trinken und zu essen.* . .

Reglos, in Hoffnungslosigkeit versunken saß sie da. Erst, als sie das Gewicht verlagerte, um die Schmerzen in ihrem Körper zu lindern, fiel ihr ein, dass sie immer noch ihr Bündel am Rücken trug. Mit jäher Hast schlang sie es sich von den Schultern und versuchte, es zu öffnen, doch ihre Finger waren so taub, dass sie von den Schnallen abglitten. Irgendwann gelang es ihr, und sie holte zunächst die Wasserflasche hervor, aus der sie einen ausgiebigen Schluck trank, dann den Medhyl, der ein wenig Feuer durch ihre durchfrorenen Adern strömen ließ. Anschließend wickelte sie etwas Zwieback aus, von dem sie jedoch nur wenig aß, da das Kauen schmerzte. Ihre Lippen fühlten sich an, als stünden sie in Flammen.

157

Dennoch hatte sie sich danach so weit erholt, dass sie ein winziges magisches Licht entfachen konnte, mit dessen Hilfe sie das Bündel durchsuchte, bis sie eine Salbe fand, die sie sich erst auf die Lippen, dann ins Gesicht schmierte, um das Stechen ein wenig zu lindern. Kurz berührte sie die Reetflöte, die sie von der Elidhu erhalten hatte. Einen Lidschlag lang erfüllte das helle Grün der Wälder zu Beginn des Frühlings ihre Gedanken, und sie erinnerte sich so an Ardina, wie sie ihr zum ersten Mal im Wagwald erschienen war, vor langer, langer Zeit, scheinbar in einem anderen Leben. Ein Liedtakt flutete in ihren Geist.

Unbeholfen ergriff Maerad mit den behandschuhten Fingern die Flöte und betrachtete sie, als hätte sie das Instrument noch nie zuvor gesehen. Sie hatte noch nie darauf gespielt. Es war eine einfach geschnitzte Flöte wie von einem Kind, gefertigt aus dunklem, etwas purpurnem Schilf und gebunden mit geflochtenem Gras. Maerad fragte sich, wie sie sich anhören mochte.

Sie fühlte sich verpflichtet, ein Klagelied für Cadvan, Darsor und Imi anzustimmen. So machten das Barden - und sie war immer noch eine Bardin, auch wenn sie ihre Berufung verraten hatte. Kurz dachte sie an ihre Leier, doch sie wusste, dass ihre Finger zu steif waren, um darauf zu spielen. Zudem befand sie ein anderer Teil ihrer Gedanken als unwürdig, die Leier zu berühren, als hätte sie ihr Recht auf diesen ihren kostbarsten Besitz verwirkt.

Eine lange Weile harnte sie mit der Flöte lose in der Hand aus, während die Nacht immer kälter wurde. Schließlich traf sie eine Entscheidung und trank noch etwas Medhyl. Dann zog sie sich unter Schmerzen die Handschuhe aus und rieb sich etwas Medhyl und Salbe in die Hände. Ihre Finger brannten gnadenlos, aber letztlich gelang es ihr, sie ausreichend zu beugen und zu strecken, um die Flöte richtig zu halten. Sie setzte das Instrument an die Lippen und blies vorsichtig hinein. Ihre Lippen waren derart aufgesprungen, dass sie der Flöte zunächst keinen Ton zu entlocken vermochte, aber sie blieb beharrlich, und mit einem

kleinen Hochgefühl schaffte sie es, eine leise Note hervorzuzaubern, ein dünnes, hohes Säuseln, das an über Felsen streichenden Wind erinnerte.

Sie spielte einige Tonleitern auf und ab und ging trotz ihrer äußersten Notlage völlig in ihrer Begeisterung für Musik auf. Als Kind hatte Maerad ähnliche Instrumente gespielt, die sie recht gut

158

beherrschte. Diese Flöte war ungewöhnlich volltönend, wodurch sie den Noten einen ausdrucksstarken Klang verleihen konnte. Nachdem sie die Flöte zu ihrer Zufriedenheit getestet hatte, erhob sie sich. Sie brauchte eine Weile dafür, denn beim ersten Versuch knickten die Beine unter ihr ein, doch sie kämpfte mit entschlossener Sturheit weiter, bis es ihr gelang, aufrecht zu stehen, ohne sich an die Felswand lehnen zu müssen. Verbissen pflanzte sie die Füße auf den Boden. Dann holte sie tief Luft, schloss die Augen und spielte.

Sie spielte für Darsor und Imi, ihre Freunde, die mit ihr so viel durchgemacht hatten. Sie spielte für deren Schönheit, als sie frei über die Rilnik-Ebenen rannten, dazwischen austraten und einander neckten, die Mähnen wie Wellen aus schwarzer Seide und poliertem Silber im Wind hinter ihnen herwehend, während Cadvan und sie das Abendmahl aßen. Sie spielte für ihre schlichte, bedingungslose Gefährtschaft, für Imis Nase, die sie an der Schulter stupste und leise wieherte, um sie zu trösten, für das stumme Behagen ihres Mitgefühls. Sie spielte für Darsors derben Humor, seine Ausdauer, seine unerschütterliche Treue. Und zu guter Letzt, auf dass es nicht unbemerkt bliebe, selbst wenn sie an Ort und Stelle stürbe, spielte Maerad für Darsors heldenhaften Versuch, sie vor der Gesteinslawine zu retten, für seinen schillernden, ungebrochenen Geist und sein großes Herz, das selbst im Angesicht der völligen Verheerung nie auch nur einen Lidschlag zauderte oder eine Niederlage eingestand.

Mit nach wie vor geschlossenen Augen ließ sie das Lied ausklingen, dann neigte sie das Haupt und ließ eine Weile der Stille folgen. Schließlich hob sie die Flöte wieder an und spielte für Cadvan.

Sie hatte Cadvan geliebt, und er hatte sie geliebt; nun wurde ihr mit einer unbändigen Verbitterung klar, dass sie diese Liebe missverstanden hatte. Er war ihr erster Freund gewesen, der Erste, der sie als das erkannt hatte, was sie war; er hatte sie aus der Sklaverei eines nichtigen Gewaltherrschers befreit und ihr die Welt des Bardentums gezeigt, eine Welt des Liebreizes und der Menschlichkeit, die sie nicht für möglich gehalten hätte. Maerad erinnerte sich noch an den ersten Anblick seines von Schatten umwölkten Gesichts, erschöpft und traurig, damals im Kuhstall in Gilmans Feste; sie hatte ihm auf Anhieb vertraut und jenes Vertrauen trotz aller Zwistigkeiten zwischen ihnen aufrecht gehalten. Sie dachte zurück an die Stunden sei

158

nes Unterrichts; wie freigiebig er seine Gaben mit ihr geteilt, wie geduldig er ihren erstaunten Augen die Geheimnisse und Wunder der Welt offenbart hatte. Und sie erinnerte sich an das Strahlen seines Lächelns, wenn der Brunnen seiner Freude überquoll und alles um ihn herum erhellte.

Nun, da er für immer gegangen war, schien sie ihn zum ersten Mal deutlich zu erkennen: unvollkommen, getrieben, gehetzt, ernst, innerlich gespalten; aber auch aufrecht, ehrlich, großzügig, stark und sanftmütig. Er hatte alles zugleich verkörpert, ihren Vater, ihren Lehrmeister, ihren Freund. Ihre trauernde Liebe schwang in den reinen, herzergreifenden Noten mit, erfüllte die trostlose Gebirgslandschaft mit einem unerfüllbaren Sehnen nach allem, was sie verloren hatte. Tränen kullerten ihr über die Wangen und gefroren auf der Flöte und ihren Fingern. Maerad, völlig in der Musik aufgegangen, bemerkte gar nicht, dass sie weinte.

Schließlich beendet sie das Lied. Sie ließ die Noten in Stille verhallen und stand noch eine lange Weile mit geneigtem Haupt und geschlossenen Augen reglos da. Dann löste sich schmerzlich die Flöte von den Lippen; während des langen Spiels waren sie daran angefroren und zupften an der Haut. Maerad spürte, wie ihr ein wenig warmes Blut über das Kinn lief und gerann. Sie richtete sich auf und öffnete die Augen.

Einen Lidschlag lang dachte Maerad, der Mond hinge unmittelbar auf dem Berghang. Geblendet blinzelte sie. Der kahle Stein der Straße und der Felswand hinter ihr schillerten wie poliertes Silber, und hinter jedem gleißenden Gesteinsblock und Kiesel prangte ein schwarzer Schatten. Vor ihr stand Ardina, doch sie erschien ihr weder als die wilde Elidhu der Wälder, die nackt in einer Laube aus Geäst schimmerte, noch als die alterslose, anmutige Königin von Rachida. Maerad sah sie so, wie die Lieder sie beschrieben, so, wie Cadvan sie einst vor langer Zeit besungen hatte: als die bezaubernde Tochter des Mondes, ein Wesen aus blanken Mondstrahlen, wunderschön und flüchtig.

Maerad war über jedes Erstaunen hinaus. Sie dachte, dass sie träumen oder an einer Sinnestäuschung leiden musste, wie sie die Menschen angeblich manchmal unmittelbar vor dem Tode heimsuchte. Und so betrachtete sie Ardina, als wäre es vollkommen natürlich, dass sie anwesend war.

159

Die Elidhu schwebte ein Stück über dem Boden, reglos abgesehen von ihrem Haar, durch das ein Wind fuhr, den Maerad nicht spürte. Sie schien darauf zu warten, dass Maerad etwas sagte. Schließlich, als der Anblick nicht verschwand, verneigte sich Maerad; doch die Bewegung erwies sich als zu viel für sie, und sie rutschte an der Felswand entlang hinab, bis sie auf dem Boden saß, Ardina anstarrte und von einem unbeherrschbaren, krampfartigen Zittern geschüttelt wurde. Darob trat die Elidhu auf sie zu und legte ihr eine Hand auf die Stirn. Sie fühlte sich wie Eis an, jedoch auch knisternd voller Leben, als flösse die Kraft eines Gebirgsbaches durch ihre Adern. Maerads Schauern verflog.

»Liegst du im Sterben, meine Tochter?«, fragte Ardina. »Ich glaube, du hast dein ganzes Leben in die Musik gelegt. Ich wünschte, ich hätte dich schon zuvor gebeten zu spielen. Seit den Tagen von AFINNIL habe ich keine solche Musik gehört. Doch selbst damals vermochten allein die Elidhu, mit solcher Inbrunst, solchem Können und solcher Traurigkeit zu spielen.«

Maerad versuchte zu sprechen, aber ihre Kehle fühlte sich so ausgedörrt an, dass sie nur ein Krächzen hervorbrachte. So nickte sie nur und schluckte. Ja, sie lag im Sterben.

»Ich glaube, du wolltest mich gar nicht rufen.« Mit schief gelegtem Kopf lachte Ardina. »Du hast vergessen, was ich sagte: Wenn du mich brauchst, solltest du mit der Flöte spielen, die ich dir gab. Doch ich vermute, du hattest einen anderen Wunsch.«

Maerad erwiderte nichts, aber eine neue Träne rollte ihr über die Wange, und Ardina seufzte. »Ich habe dich über die Liebe gewarnt. Sterbliche verenden wie Schilf, und danach birgt der Kreislauf der Welt nur die Leere, die sie hinterlassen. Ach, meine liebe Tochter, es gibt kein Heil gegen Liebe oder Kummer. Sie sprengen alle Grenzen.«

Ardinas Worte stachen Maerad mitten ins Herz. Sie senkte den Kopf, um das Gesicht zu verbergen. Dabei sah sie, dass sie immer noch die Flöte in den Händen hielt. Bedächtig verstaute sie das Instrument in ihrem Bündel, dann hob sie es sich auf den Schoß und umklammerte es, beinahe so, als ertränke sie. Ihre tauben Hände spürten es kaum, dennoch fühlte es sich fest, wirklich und irgendwie tröstlich an. Ardina beobachtete sie eingehend, ließ jedoch keinerlei Ungeduld erkennen.

160

»Möchtest du sterben?«, fragte sie fast teilnahmslos. »Denn ich würde keinen deiner Wünsche durchkreuzen. Ich weiß, wie sich jemand fühlt, der sich den Tod herbeisehnt, dem er jedoch verweigert wird. Wenn du dich aber nicht für den Tod entscheidest, helfe ich dir. Es schmerzt mich, solches Leid in dir zu sehen, Tochter.« Mit jener innigen Anrede schmolz ein Teil der Verzweiflung dahin, die Maerads Herz wie Frost umschlossen hatte, und sie begegnete Ardinas Blick. Die entrückten gelben Augen der Elidhu wirkten sanft vor Mitgefühl.

Den Bruchteil eines Lidschlags zögerte Maerad. Es wäre so einfach zu sterben, all ihrem Kämpfen und Leiden zu entsagen, dem schrecklichen Kummer zu entfliehen, der ihren Geist quälte. Doch etwas in ihr weigerte sich, den Tod zu wählen; letztlich lag es an ihr, wofür sie sich entschied, aber eine innere Stimme rief beharrlich: *Noch nicht!* Langsam sprach sie mit brüchiger Stimme, so leise, das man es kaum hören konnte: »Nein, ich will nicht sterben.«

Ardina beugte sich vor und küsste sie auf die Stirn. Von ihren kalten Lippen erblühte ein herrliches Glimmen, das durch Maerads gesamten Körper strömte, als sank sie in ein göttlich behagliches Bett, und all ihre Wunden wurden geheilt. Sie schaute in Ardinas wildes Antlitz auf, und die ganze Welt schien sich in einem goldenen Nebel aufzulösen: Nur jene strahlenden, beunruhigenden Augen - Augen so gelb wie Topas oder Citrin - brannten sich in ihren Geist wie zwei himmlische Lichter, während sie in die segensreichen Tiefen des Schlafes sank.

160

## Vierzehntes Kapitel Mirka

Maerad wollte die Augen nicht öffnen. Sie wusste nicht, wo sie sich befand, sondern nur, dass ihr alles wehtat und sie schlimme Kopfschmerzen plagten. Sie

lag auf etwas Weichem, und die Luft rings um sie war warm. Der durchdringende Geruch von Holzrauch und Fisch stieg ihr in die Nase. Reglos lauschte sie. Zunächst hörte sie die Geräusche von jemandem, der sich bewegte, dann ein leises, metallisches Klirren und das Knistern eines Feuers. Behutsam berührte sie, was sie bedeckte: etwas Weiches und Warmes, eine Art Fell.

Sie vernahm, wie sich jemand ihr näherte, dann zuckte sie zusammen, als eine Hand über ihre Stirn streichelte. Sie schlug die Augen auf und blickte in ein zerfurchtes, greises Antlitz und ein Paar fahlblauer, wässriger Augen. »*Om toki nel?*«, fragte das Gesicht. Wortlos startete Maerad es an, und der Mund, eine runzlige Höhle, öffnete sich zu einem Lächeln, wodurch ein paar geschwärzte Zähne zum Vorschein kamen. »*Na, na ek lada*«, meinte das Gesicht und nickte. »*Na, na.*«

»Was?«, stieß Maerad hervor. Ihre Stimme ertönte als heiseres Krächzen. »Wer bist du?«

Doch die Gestalt hatte sich bereits umgedreht, schlurfte zurück zum Feuer, das in dem winzigen Raum das einzige Licht spendete, und machte sich an einem Kessel zu schaffen, der darüber hing. Maerad erkannte, dass es sich um eine steinalte Frau handelte, noch kleiner als Maerad selbst. Die Unbekannte sah aus wie ein gestaltloses Lumpenbündel. Sie trug eine unerfindliche Anzahl von Kleidern, Flickern von Pelzen und Stoff, die allesamt aussahen, als wären sie seit dem ersten Anlegen niemals ausgezogen worden. Ein paar gelblich-weiße Haarbüschel klammerten sich an die glänzende Kuppe ihres Schädels.

Langsam drehte sie sich um und schlurfte mit einer Schale in bei

161

den Händen zurück. Dabei trug sie die Schale unendlich vorsichtig, um den Inhalt nicht zu verschütten. Sie setzte sich neben Maerad auf einen abgesägten Baumstamm, der als Stuhl diente, und bot ihr einen Löffel der Brühe an, von welcher der Fischgeruch stammte, der Maerad leichte Übelkeit verursachte.

»Essen«, sagte die Greisin. »Essen. Gut.«

Maerad versuchte, sich aufzusetzen, doch ihre Muskeln wollten ihr nicht gehorchen. Die alte Frau nickte bei sich und setzte den Löffel an Maerads Lippen, bis sie den Mund öffnete, um dagegen aufzubegehren. Bevor sie etwas sagen konnte, schob ihr die Greisin den Löffel zwischen die Zähne. Maerad hustete und schluckte unwillkürlich. Es war eine dünne Fischsuppe, die trotz des Geruchs sehr gut schmeckte.

Die Übelkeit, die Maerad verspürt hatte, entpuppte sich tatsächlich als Heißhunger. Geduldig wartete die Frau, während Maerad den ersten Mund voll verarbeitete, dann gab sie ihr einen weiteren Löffel. So fütterte sie Maerad wie ein kleines Kind, bis die Schale leer war.

»Gut, gut«, meinte sie. Das zerfurchte Antlitz lächelte abermals. »Jetzt schlafen.«

Maerad hatte die Augen bereits geschlossen.

Sie wusste nicht, wie lange sie in jener winzigen Kate lag und zwischen Schlaf und kurzem Erwachen pendelte. Die Greisin fütterte sie mit Suppe, wusch sie,

wechselte die Felle, wenn sie sich benässte, und streichelte ihr über die Stirn, wenn sie, wie es gelegentlich vorkam, aus schrecklichen Albträumen von herabrasenden Gebirgshängen erwachte und ihr Tränen über das Gesicht liefen. Manchmal lugte gleich unmöglich hellen Sternen Tageslicht durch schmale Ritzen in den Wänden, manchmal herrschte Nacht. Maerad hatte jedes Zeitgefühl verloren und wusste nicht, ob es sich um einen Tag und eine Nacht oder deren mehrere handelte. Bald heulte der Wind, bald erstarb er, bald prasselte Regen, bald hörte er wieder auf, und bei all dem hörte sie stets die Stimme der alten Frau, die in ihrer eigenen Sprache mit sich selbst redete, sang oder sumnte. Es glich einem unablässigen, gemurmelten Selbstgespräch, das an das Gurgeln eines Baches erinnerte. Die Zeit verschwand einfach. Maerad ließ die

162

Pflege teilnahmslos über sich ergehen; sie fühlte sich wie ein Säugling. Selbst die einfachsten Dinge überstiegen ihre Fähigkeiten; sie konnte nicht selbst essen, nicht gehen, nicht einmal sprechen.

Doch eines Tages - nach ein paar Tagen? Wochen? Monaten? - gelang es ihr, sich aufzusetzen, die Schale in die Hände zu nehmen und den Löffel selbst zu halten. Als sie die Schale diesmal zurückgab, wischte sie sich den Mund ab und sagte: »Danke.«

»Gut?«, fragte die Greisin. »Na, na, gut.« Sie trug die Schale zurück zum Feuer und wischte sie sorgfältig mit einem alten Tuch aus, bevor sie sie auf eine Steinablage neben der Feuerstelle verstaute. Maerad schlief nicht sofort wieder ein wie zuvor, sondern sah sich stattdessen neugierig um. Sie hatte noch nie eine solche Hütte gesehen, ein klappriges Gebilde aus Stein und Holz, in dessen Löcher Lumpen gestopft waren, um den Wind abzuhalten, kaum hoch genug, dass man darin stehen konnte. Zum ersten Mal fiel ihr ein gelber Hund auf, der zusammengerollt in der Ecke auf einem Stapel zerfranster Decken schlief. Vermutlich diente dies auch der Greisin als Liegestatt, denn das einzige Bett, eine schlichte Pritsche mit Decken und Fellen, besetzte Maerad.

»Wo bin ich?«, erkundigte sie sich.

Die alte Frau schaute auf und starrte sie mit wässrigen blauen Augen an. »Du Annaren?« Maerad nickte.

Die Greisin deutete auf den Boden. »Hier Zmarkan.« Sie wies hinter sich und verwendete die Pilanel-Bezeichnung für den Osidh Elanor. »Idrom Uakin.« Dann klopfte sie sich mit beiden Händen auf die Brust. »Ich Mirka.« Sie grinste und entblößte neuerlich geschwärzte Zähne. »Du?«

»Ich bin Maerad.«

Die alte Frau kam zu ihr und musterte sie mit zusammengekniffenen Augen.

»Du gut?«

»Ein wenig besser.« Zufrieden nickte Mirka und kehrte zum Feuer zurück, um es zu schüren und die Suppe umzurühren. Schweigend saß Maerad da und beobachtete sie.«

»Wie bin ich hierhergekommen?«, fragte sie schließlich.

»Du zu meine Tür gekommen. Du vergessen? Du sehr krank. Ja, sehr, sehr krank.« Mirka schüttelte den Kopf und gab Schnalzgeräusche mit der Zunge von sich. »Schlimmer Sturm, wahrscheinlich du

163

vergessen. Ich dich finden und hereinbringen. Mirka *Mikinim*, früher berühmt, jetzt nicht mehr, nur alt, nur alt.« Gackernd lachte sie, und in ihren fahlen Augen schimmerte plötzlich ein jüngerer Licht. »Du glückliches Mädchen. Du sterben, ja?«

»*Minikim*?«, wiederholte Maerad. Es fiel ihr schwer, Mirkas äußerst gebrochenem Annaren zu folgen, und dem Pilanel-Wort war sie nicht gewachsen.

»Ich vergessen das Wort. Hexe? *Dhillaf* Ich pflegen Leute. Früher.«

»Heilerin?«, fragte Maerad, dann versuchte sie es in der Hohen Sprache.

»*Dhillarearen*?«

Mirka setzte beim Umrühren ab. »Ja, früher einmal«, antwortete sie, ebenfalls in der Hohen Sprache. »Du bist eine *Dhillarearen*?«

»Ja«, bestätigte Maerad und empfand Erleichterung darüber, somit die Sprachhürde überwunden zu haben. »Oder nein. Ich weiß es nicht genau. Ich hatte keine richtige Ausbildung.«

Abermals kicherte die Frau. »Ausbildung? Ich bin eine Pilani, wir schicken nicht alle mit der Inneren Stimme nach Annar hinunter. Manche freilich schon. Aber das war vor langer Zeit. Jetzt lebe ich hier und warte, bis mir der Tod die Aufwartung macht. Aber stattdessen habe ich dich gefunden. Was mag das wohl bedeuten?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Maerad. Sie fühlte sich verwirrt, und selbst diese kurze Unterhaltung ermüdete sie. Die Greisin kam näher und blickte ihr prüfend ins Gesicht.

»Unter all diesen Schorfen bist du hübsch, das kann ich sehen. Keine Angst, es werden keine Narben bleiben; die Jungen heilen rasch, und Mirka erinnert sich daran, wie man heilt, selbst wenn sie viel anderes vergessen hat. Du musst schlafen, wenn du gesund werden willst.« Damit legte ihr Mirka die Hand auf die Stirn; wie eine Welle schwappte Schläfrigkeit durch Maerad. Dann jedoch öffnete sie jäh die Augen, als ihr voll plötzlicher Panik etwas einfiel.

»Was ist mit meinem Bündel? War mein Bündel bei mir?«

»Ja, mein Küken. Ich konnte deine Hände kaum davon lösen, als ich dich hereingebracht habe, so fest hattest du es umschlungen. Was ist dir nur so teuer, dass du es nicht loslassen kannst? Nichts ist so wichtig. Schlaf jetzt. . . «

163

Die Zeit begann wieder Formen anzunehmen und sich als Tag und Nacht abzuzeichnen. Am Tag, nachdem sie zum ersten Mal mit Mirka geredet hatte, gelang es Maerad, sich aus dem Bett zu erheben, wenngleich ihre Beine sich noch so zittrig anfühlten, dass sie kaum quer durch die Hütte zu laufen vermochte. Mirka stützte sie und gab Schnalzlaute von sich, während der Hund ihr auf dem Fuß folgte, als wollte auch er helfen. Schon das Durchschreiten des Raumes verursachte Maerad Schwindel, und sie musste sich setzen; Mirka

wartete, bis ihr Zittern verebbte, dann ließ sie Maerad geduldig einen neuen Versuch unternehmen.

Am Tag danach wagte sie sich nach draußen. Ihre Augen tränkten im grellen Tageslicht. Sie setzte sich und sah zu, wie Mirka, die sich als wesentlich kräftiger erwies, als sie aussah, Holz hackte und ihre Hühner versorgte, die in einem Pferch umherscharrten, welcher kaum kleiner war als die Kate selbst. Die Hütte wirkte von außen ebenso ungewöhnlich wie von innen. Der Lehmkamin trotzte schräg stehend der Schwerkraft, die Wände bildeten ein buntes Gemisch aus Schlambewurf, Stein und Holz; dennoch vermittelte das Gebilde etwas sonderbar Heimeliges.

Im unbarmherzigen Licht des Tages sah Mirka noch seltsamer aus. Ihre Kleider, die unverkennbar einst vielen verschiedenen Menschen gehört hatten - Männern, Frauen, Kindern - und die sie der Wärme wegen übereinandergezogen hatte, hingen formlos an ihr. Mittlerweile waren sie alle zur selben gräulich braunen Farbe ausgebleicht und schienen an ihrer Haut zu haften. Offenbar badete sie nie. Ungeachtet dessen empfand Maerad Mirkas Nähe keineswegs als unangenehm; sie roch nach Holzrauch, Erde und einem bitteren Kraut. Der Hund, den Mirka Inka rief - was, wie Maerad später herausfinden sollte, das Pilanel-Wort für Hund war -, folgte ihr überallhin, immer dicht auf den Fersen. Wenn sie fischte, rollte Inka sich neben ihr ein und döste, und nachts schlief Mirka neben dem Hund am Feuer. Maerad hörte Inka niemals bellen oder knurren, und nachdem Inka sie einmal beschnuppert und entschieden hatte, dass Maerad harmlos war, schenkte das Tier ihr keinerlei Beachtung mehr. Es war, wie Mirka selbst, eine magere, zähe Kreatur - eine ständige, stille Gegenwart, die nach einer Weile wie ein Teil von Mirka selbst wirkte.

Die Hütte lag auf einer kleinen Lichtung in einem Kiefernwald

164

verborgen, der eine schmale Schlucht an der Nordseite des Osidh Elanor füllte. Auf einer Seite wuchs ein uralter Birnbaum, an dessen knorrigen Ästen dicht gedrängt saure grüne Früchte hingen. Entlang der Wände des Hühnerstalls wucherten wirr ineinander verschlungen allerlei Sträucher. Ein kleiner, eiskalter Bach, in dem Elritzen und andere Fischlein funkelten, verlief nah bei der Hütte, und an sonnigen Tagen saß Mirka stundenlang mit ihrer Angelrute dort und fing die Gebirgsforellen, die den Großteil ihrer Kost bildeten. Hinter ihr ragte schwindelerregend der Osidh Elanor auf, mit all seinen Schneefeldern, Tannenwäldern und nackten grauen Gipfeln, doch Maerad konnte nicht über die Schlucht hinaus in das Hügelland am Fuß der Berge sehen.

Mirka teilte ihr mit, dass sie sieben Tage lang eher tot als lebendig auf ihrer Pritsche gelegen hatte. Maerad war einfach auf ihrer Schwelle aufgetaucht, und Mirka hatte sie bei sich aufgenommen, ohne zu zögern, hatte sie versorgt und ins Leben zurückgeholt. Das Letzte, woran Maerad sich erinnern konnte, war die Begegnung mit Ardina. Sie vermutete, dass die Elidhu sie über den Pass hinab zu der alten Frau gebracht hatte, damit diese sie gesund pflegte. Maerad zählte mit den Fingern nach; sieben Tage bedeuteten, dass etwa sieben Wochen

verstrichen sein mussten, seit sie Ossin verlassen hatte, und mittlerweile Herbst herrschte.

»Ich muss bald aufbrechen«, sagte sie. »Ich habe so viel Zeit verloren.«

»Wie kann man Zeit verlieren?«, entgegnete Mirka. »Zeit gehört doch niemandem.« Sie grinste. »Solange deine Beine weich wie nasse Lappen sind, kannst du nirgendwohin gehen. Außerdem musst du Fleisch auf die Rippen bekommen.« Sie kniff Maerad so heftig in den Unterarm, dass sie aufschrie. »Du bist dürr wie ein krankes Huhn.«

»Du hast wohl recht«, gab Maerad sich geschlagen. Sie schaffte es tatsächlich kaum über Mirkas Lichtung, ohne dass ihre Beine zu zittern begannen. Eine beschwerliche Reise war undenkbar. Dabei wurde ihr klar, dass sie bereits beschlossen hatte, die Suche nach dem Baumlied fortzusetzen; es erschien ihr der einzige Weg, sich selbst wieder in die Augen blicken zu können. Der Gedanke kam ihr ohne Zaudern. Nachjener schrecklichen Nacht auf dem Berg ängstigte sie die Vorstellung zu sterben nicht mehr.

165

»Wohin willst du überhaupt?« Den Kopf schief gelegt wie ein Vogel sah Mirka sie an. »Ich muss nach Murask.«

»Nach Murask?« Ein Schatten senkte sich über Mirkas Züge, und sie entfernte sich, wobei sie bei sich murmelte, als wäre Maerad nicht da, und sie wollte keine von Maerads Fragen beantworten.

Schließlich meinte Maerad: »Ich dachte du wärest eine Pilanel. Murask ist doch eine Pilanel-Stadt, oder?«

»Die Jungen, sie sind immer so ungeduldig«, sagte Mirka verärgert und schwenkte die Hände in ihre Richtung, als wollte sie Maerad verscheuchen. Sie fiel in ihre eigene Sprache zurück. »*Na, na, im Pilani.*« Zu Maerads Überraschung traten der Greisin Tränen in die Augen, dann setzte sie sich auf den Holzklotz und begann, unbefangen wie ein dreijähriges Kind zu weinen. Maerad fühlte sich völlig verunsichert; sie wusste weder, wie sie sich verhalten sollte, noch weshalb Mirka weinte. Letztlich hielt sie nur ihre Hand, bis sie aufhörte und sich die Nase am Ärmel abwischte.

»Ja, ich bin eine Pilani«, sagte sie. »Ich und meine Familie. Aber ich habe keine Familie mehr. Und ich will nicht mehr nach Murask zur Winterzusammenkunft, zu den Geschichten und den Tänzen reisen. Meine Familie ist tot.«

»Tot? Wie?«, fragte Maerad und bedauerte sofort, sich danach erkundigt zu haben, denn Mirka begann neuerlich zu weinen. Als sie schließlich schluchzend wieder aufhörte, sah sie Maerad an.

»Es tut gut, um die Toten zu weinen«, erklärte sie. »Sie brauchen ihren Zehnten an Tränen. Und ich dachte, ich sei völlig verdorrt und könnte nicht mehr weinen. Nun, vielleicht hast du ja eine neue Quelle in mir freigelegt, junges Küken. Ich hatte einst Töchter.« Kurz kraulte sie Maerad unter dem Kinn, dann wandte sie sich wieder dem Holzhacken zu, als wäre nichts geschehen. Aber sie redete zwischen den Axthieben.

»Ich hatte Töchter, Söhne und einen Gemahl, und ich fand, das war gut so. Da ich die Innere Stimme besaß, wusste ich, dass ich sie überleben würde, aber ich

dachte, ich würde beobachten können, wie sie aufwuchsen und eigene Kinder gebären. Doch eines Tages kamen die Jussacks und haben sie alle getötet. So war das damals.«

166

Maerad wartete schweigend, bis sie fortfuhr. Mirka setzte ab, um sich über die Stirn zu wischen, dann schwang sie erneut die Axt. »Ich blieb als Einzige übrig. Danach sagten alle, ich sei verrückt. Vielleicht stimmte das ja. Die Sonne hatte sich verfinstert, und die Nächte waren voller Grauen. Hätte ich meine Lieben retten können, indem ich die Berge mit bloßen Händen anheb, ich hätte es getan. Aber ich konnte es nicht.«

»Wer sind die Jussacks?«, fragte Maerad vorsichtig, da sie fürchtete, Mirkas Kummer von neuem ausbrechen zu lassen. Zunächst erwiderte Mirka nichts, sondern hackte das Holz mit neuer Heftigkeit, als spaltete sie die Schädel ihrer Feinde. Als sie fertig war, setzte sie sich neben Maerad.

»Die Jussacks sind böse, wilde Menschen«, begann sie. »Sie huldigen dem Tod. Ihre Frauen halten sie in Löchern in der Erde, und sie trinken das Blut derer, die sie töten. Was Gnade ist, wissen sie nicht.«

Maerad hatte noch nie von den Jussacks gehört und sah Mirka mit ausdrucksloser Miene an. »Leben sie in Zmarkan?«, fragte sie.

»Ja, manchmal, manchmal. Sie sind wie die Pilani - sie verweilen nicht an einem Ort, aber sie verwenden keine Wagen. Sie reiten mit kleinen Lederzelten, die sie zusammengerollt hinten am Sattel tragen, und wo sie bleiben wollen, schlagen sie die auf. Sie reiten sehr schnell, weshalb man nie weiß, dass sich eine Jussack-Horde nähert, bis es zu spät ist.«

»Aber warum töten sie Menschen?«, wollte Maerad wissen.

»Das habe ich dir doch gesagt.« Mirka sah aus, als würde sie gleich wieder zu weinen beginnen. »Sie huldigen dem Tod, dem Großen Nehmer. Es heißt, sie essen die Herzen ihrer Feinde. Sie glauben, dass niemand, der kein jussack ist, das Recht besitzt, auf dieser Erde zu wandeln. Sie töten uns und stehlen unsere Pferde.«

Danach schwieg Maerad. Mirka saß neben ihr, murmelte auf Pilanel vor sich hin und schien in einer anderen Wirklichkeit gefangen; sie lächelte und nickte, als spräche sie mit jemandem, der nicht da war. Maerad dachte bei sich, dass sie mehr als nur halb verrückt war, dennoch hatte sie etwas an sich, das sich Mitgefühl verbat. Sie bemitleidete sich nicht selbst.

166

Maerads Kraft kehrte rasch zurück. Abgesehen von ihrem Namen hatte sie Mirka nicht gesagt, wer sie wirklich war oder wie ihre Geschichte lautete, und Mirka fragte nicht danach. Sie nahm Maerad an wie einen verletzten Vogel, den ihr der Himmel gesandt hatte, damit sie ihn pflegte, und der sich eines Tages erholen und fortfliegen würde. Maerad brauchte nicht mehr so viel Schlaf, und als das Wetter schön blieb, wusch sie ihre Kleider im Bach. Sie schrubbte sie mit etwas harter Seife, die Mirka ihr gab, danach badete sie kurz in dem eisigen Gewässer. Maerad war völlig verdreckt gewesen, verkrustet vor Schweiß und Blut, und es fühlte sich herrlich erleichternd an, wieder sauber zu sein. Nach

dem ersten Schrecken, der ihre Zähne klappern ließ, stellte sie sich unter einen winzigen Wasserfall und wusch sich die Haare. Als sie aus dem Wasser trat, fühlte ihre Haut sich an, als brannte sie vor Leben.

Doch je mehr Maerads Körper sich erholte, umso schneidender spürte sie ihren Kummer. Mehr denn je zuvor vermisste sie ihren Bruder; sie sehnte sich nach der Nähe der Zusammengehörigkeit, nach dem wortlosen Verständnis, das sie und Hem allzu kurze Zeit genossen hatten. Mittlerweile glaubte sie, dass Hem nicht tot war, fürchtete jedoch, er könnte gefangen genommen worden sein. Oder vielleicht stand Turbansk sogar noch. Sie wusste es nicht. Diese Blindheit empfand sie als schlimmer als alles andere.

Manchmal vermeinte sie, seinen rastlosen, knochigen Körper zu halten, wenn sie schlief, wie sie es so oft getan hatte, als sie gemeinsam gereist waren und ihn Albträume geplagt hatten. Wenn sie erwachte, musste sie überrascht feststellen, dass ihre Arme leer waren. Bei solchen Gelegenheiten spürte sie seine Abwesenheit wie einen körperlichen Schmerz; sie vermisste ihn mit Haut und Seele, bis hinab ins Mark ihrer Knochen.

Am meisten aber peinigte Maerad Reue ob ihres Bruchs mit Cadvan. Immer und immer wieder spielten sich in ihren Gedanken ihre Wortwechsel ab, und sie fragte sich, was sich anders entwickelt hätte, wäre sie weniger wütend oder Cadvan weniger streng gewesen; vielleicht hätten sie, wenn ihre Geister sich zu vereinen vermocht hätten - und warum konnten sie es eigentlich nicht, warum hatte Cadvan den Versuch als Angriff empfunden -, die Frostkreaturen zerstören können. Den letzten Streit betrachtete sie als ihr alleiniges Versagen.

167

Auch Ilars Tod beschäftigte Maerad. Sie konnte nicht länger vor sich selbst verbergen, dass sie sehr wohl beabsichtigt hatte, die Bardin zu töten; und sie fragte sich, was Cadvan mit der neuen Finsternis gemeint hatte, die er in ihr gespürt hatte. Sie wusste, dass sich etwas in ihr veränderte, doch sie konnte es nicht so einfach erfassen: Sie erlitt es einfach. Es war, als gäbe es unterschwellig zwei Maerads, die ihr beide fremd waren - und schlimmer noch, sie befanden sich im Krieg miteinander. Die einzige Möglichkeit, diese innere Zerrissenheit zu bewältigen, schien ihr, daran zu denken, ihre Reise fortzusetzen.

Sie ging die spärlichen Wissensbrocken durch, die sie über das Baumlied besaß: den Zukunftstraum, der ihr aufgetragen hatte, *nach Norden zu schauen*; die Vorstellung, dass eine Verbindung zwischen dem Geteilten Lied und dem Baumlied bestand; dass jenes Baumlied auf das Wissen der Elidhu zurückging; dass ein Gift in den Wurzeln der Hohen Sprache etwas mit dem Geheimnis des Baumlieds zu tun hatte. Nelacs Überzeugung, dass sie und Cadvan dessen Rätsel lösen mussten, erfüllte sie mit ein wenig Zuversicht. Gewiss hätte sie ein so weiser Barde nicht auf eine unsinnige Reise entsandt. Ihre Suche hatte an ein tieferes Wissen gerührt, vergleichbar jener instinktiven Erkenntnis, als sie ihm zum ersten Mal begegnet war, dass Hem und sie zusammengehörten. Maerad musste diesem tieferen Wissen so vertrauen, wie Cadvan es getan hatte, und sich damit zufrieden geben, nicht alles zu verstehen. Im nüchternen Licht der Vernunft besaß sie äußerst wenig, wonach sie sich richten konnte: Träume und

Mutmaßungen, die selbst Rätsel enthielten. Vielleicht hatte Cadvan eine klarere Vorstellung davon besessen, was sie tun müssten, sobald sie den Osidh Annova überwunden hatten, doch dieses Wissen war nun für sie verloren. Sie war auf sich allein gestellt.

Von all diesen Gedanken verriet sie Mirka nichts, obwohl sie an den Abenden miteinander redeten und es Maerad inzwischen gut genug ging, um ihr bei einfachen Aufgaben zu helfen. Mirka brachte ihr bei, Fische zu fangen. Dafür holte sie eine kostbare zweite Angelrute hervor, die sie auf dem Dach verwahrte. Gemeinsam saßen sie am Ufer des Baches und beobachteten die glitzernde Wasseroberfläche. Maerad gelang es zwar, ein paar Forellen zu fangen, doch sie war nicht annähernd so geschickt wie Mirka: Fischen war Mirkas Leidenschaft.

168

Es dauerte einige Tage, bis Maerad sich in der Lage fühlte, erneut das Thema Murask anzusprechen. Sie wählte dafür einen Abend, an dem sie, nachdem sie einen Eintopf aus Kräutern und Rüben gegessen hatten, beisammen saßen und ins Feuer schauten. Diesmal musterte Mirka sie mit zusammengekniffenen Augen.

»Warum willst du nach Murask?«, wollte sie wissen.

»Ich muss etwas erledigen«, erwiderte Maerad. »Und dafür muss ich dorthin.«

»Nun denn.« Die greise Frau beugte sich vor und schürte das Feuer. »Nun denn. Du bist keine Pilani und möchtest nach Murask.«

»Mein Vater war ein Pilanel«, warf Maerad ein. »Sein Name war Dorn.«

»Dorn? Das ist unter den Pilani ein verbreiteter Name. Dorn von was?«

»Ich weiß es nicht.« Maerad fühlte sich bedrückt. »Er war ein Barde. Ein *Dhülaarean*. Ich habe ihn nie richtig gekannt, er wurde getötet, als ich noch ein kleines Mädchen war.«

»Dorn.« Nachdenklich runzelte Mirka die Stirn. »Ich kannte tatsächlich mal einen Dorn. Dorn ä Tribéri, einer der südlichen Pilani, die in Murask überwintern. Er besaß die Innere Stimme und ging nach Süden. Vielleicht war er es.«

»Vielleicht«, meinte Maerad. »Er heiratete eine Bardin, meine Mutter.«

»Dorn ä Tribéri war ein besonderes Kind.« Plötzlich erschien Mirka weit entfernt, als spräche sie in einem Traum und hätte ganz vergessen, dass sie neben Maerad saß. »Ein Sternenkind, eines der gesegneten. Nicht nur, weil er die Innere Stimme besaß; er wurde mit der Glückshaube geboren. Ich entband ihn; blind und bedeckt kam er auf die Welt, und als die Glückshaube entfernt wurde, da schaute er mich mit seinen dunklen Augen an und sah die ganze Welt. Ja, es gibt solche Kinder, aber nicht viele auf dieser Welt, nicht viele ... « Ihre Stimme verlor sich in Stille.

»Denkst du, das war mein Vater?«, fragte Maerad und wurde wieder daran erinnert, wie wenig sie eigentlich über ihre Familie wusste. Sie hatte nur Bruchstücke: ein paar lückenhafte Erinnerungsfetzen und die wenigen Tatsachen, die man ihr erzählt hatte.

»Woher soll ich das wissen?«, gab Mirka gereizt zurück. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Es gibt viele Dorns unter den Pilani. Er

169

könnte auch von einem nördlichen Klan gestammt haben. Die reisen nicht nach Murask, und unter ihnen gibt es viele *Dhillarearen*.«

»Egal, ob er aus Murask kam oder nicht«, sagte Maerad und biss sich auf die Lippe, um ihre Ungeduld zu zügeln. »Ich muss dorthin. Und zwar bald. Der Herbst wird rasch vorbei sein, und wenn der Winter einsetzt, wird das Reisen beschwerlich.«

»Na, na. Tja, du scheinst dir deinen Weg fest in den Kopf gesetzt zu haben, kleines Küken. Ich glaube nicht, dass es ein guter Weg ist.« Mirka bedachte Maerad mit einem beunruhigend durchdringenden Blick. »An dir ist ein Schatten. Aber ich will von solchen Dingen nichts wissen, o nein, ich habe selbst genug Finsternis. Nun denn, Murask. Der Ort ist nicht schwer zu finden, du folgst einfach der Straße, sie führt dich hin.«

»Aber welcher Straße? Und ist es weit?«, bohrte Maerad nach.

»Ein Wochenmarsch, vielleicht zehn Tage. Nicht weit, nein. Ich zeige dir die Straße, wenn die Zeit reif ist. Noch besitzt du nicht die Kraft dafür, mein Küken. Dein Körper ist stark, und du wirst dich erholen, aber nicht heute und auch nicht morgen.«

Mehr wollte Mirka über Murask nicht preisgeben, sosehr Maerad sie bedrängte. Letzten Endes ging sie enttäuscht zu ihrem Bündel und holte ihre Leier daraus hervor. Seit lange vor dem Versuch am Gwahlain-Pass lag das Instrument vernachlässigt darin, und als Maerad es aus seiner Lederhülle nahm, verspürte sie freudiges Erkennen; die Leier verkörperte ihre älteste Freundin, einst ihren einzigen Trost. . . und vielleicht nun wieder. Maerad überprüfte sie eingehend auf Schäden, aber das schlichte Holz und die Silbersaiten schienen unversehrt. Behutsam fuhr sie mit den Fingern über die seltsamen Schnitzereien, die zehn runenähnlichen Verzierungen, die niemand zu lesen vermochte und Maerad mittlerweile so vertraut waren wie die eigene Haut. Schließlich zog sie die Hand über die Saiten, auf dass ein Akkord durch die Hütte schallte. Lächelnd schaute Maerad auf und sah überrascht, dass Mirka sie voll Grauen anstarrte.

»Was ist das?«, fragte sie. »Was ist dieses Ding?«

»Das?« Maerad hob das Instrument an, damit Mirka es besser erkennen konnte, doch die alte Frau zuckte davor zurück. »Das ist nur meine Leier. Meine Mutter hat sie mir geschenkt, und sie hatte sie davor von ihrer Mutter bekommen, und so weiter durch das Haus Kam. Hast du noch nie eine gesehen?«

169

»Das ist ein zu großes Ding für dieses Haus.« Mirkas Züge wirkten grau vor Furcht. »Es hat zu viel Gram gesehen, ja, es hat gesehen, wie die Welt zerrissen wurde, der Mond ist schwarz darin. Pack es weg!« Mirka bedeckte mit den Händen die Augen und stimmte mit zitterndem Kiefer auf Pilanel einen Sprechgesang an.

Verdutzt blickte Maerad auf ihre schlichte Leier hinab, dann begann sie langsam, das Instrument in der Hülle zu verstauen. Sie wusste, dass ihre Leier

uralt war, gefertigt vom Volk der Dhyllin in der Blüte seiner Zivilisation, und dass sie zwar bescheiden aussehen mochte, aber ein uraltes und kostbares Werk eines meisterlichen Künstlers darstellte. Die wenigen Barden, die ihr Erbe kannten, hatten sich erstaunt, ja ehrfürchtig gezeigt, als sie die Leier sahen, aber noch nie hatte sich jemand wie Mirka verhalten. Maerad fühlte sich beunruhigt und enttäuscht; sie hungerte nach Musik. Inständig wünschte sie, Mirka wäre nicht so verschoben.

Die alte Frau lugte zwischen den Fingern hindurch. Als sie sah, dass Maerad das Instrument weggepackt hatte, senkte sie die Hände und kicherte gackernd über Maerads mürrische Miene, als wäre alles nur ein großer Witz gewesen. »Habe ich dir Angst eingejagt, mein Küken?«

Maerad erwiderte nichts. Sie fürchtete sich tatsächlich, obwohl sie Mirka eigentlich bloß für verrückt hielt.

»Ich *habe* dir Angst eingejagt, was? Ich denke, du fürchtest dich noch nicht genug.« Wieder lachte Mirka.

»Fürchten wovor?«, fragte Maerad. Vor allem, dachte sie müde bei sich. Oder vielleicht vor gar nichts. Sie wusste es nicht mehr.

»Viele Dinge sind zum Fürchten«, erwiderte Mirka ausweichend. »Wird immer so sein. Ist schon immer so gewesen.«

Maerad seufzte. Ihre Sehnsucht nach Musik quoll in ihr auf wie ein unbändiger Schmerz. »Vielleicht«, schlug sie vor, »könnten wir zusammen etwas singen.

Ich kenne ein paar Lieder.«

»Vielleicht kennst du nur zerbrochene Lieder«, entgegnete Mirka und musterte Maerad mit einem seltsam verschlagenen Blick.

»Zerbrochene Lieder? Was soll das heißen?«

Eine lange Weile antwortete Mirka nicht. Stattdessen presste sie die Augen zu und wiegte sich vor und zurück, als versuchte sie, etwas zu hören, das sich zu weit entfernt befand. Als sie die Augen wieder aufschlug, war der verschlagene Ausdruck verschwunden, und sie schien

170

nur noch eine verwirrte alte Frau zu sein. »Ich weiß nicht, was das heißen soll«, sagte sie. »Du bist wie ein Traum über etwas, das mir bereits widerfahren ist. . . du mit diesem Ding, das du bei dir trägst. Ja, ein Traum, aber ob ein guter oder ein schlechter, das weiß ich nicht.«

»Ich auch nicht«, murmelte Maerad betrübt. »Wohl eher ein schlechter, denke ich.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Wer vermag es zu sagen? Es heißt, alle Rätsel werden von den Altweisen beantwortet.«

»Den Altweisen?« Maerad fragte sich, ob dies ein weiteres Hirngespinnst von Mirkas Einbildung war. Als sie aufschaute, stellte sie fest, dass die Greisin erneut in weiter Ferne zu weilen schien; ihre Augen wirkten ausdruckslos und entrückt.

»Die Altweisen leben im Eis, fern im Norden, wo immer Nacht oder immer Tag ist.« Sie sprach mit so tonloser Stimme, dass Maerad Schauer über den Rücken liefen, und einen Lidschlag lang vermeinte sie, dass Mirkas Züge

verschwammen und von einem anderen, viel jüngeren Gesicht ersetzt wurden. »Sie sind die Ältesten und erinnern sich an vieles, was in den Schwarzen Tagen verloren ging, als der böse Herrscher das Zepter schwang. Sie verstehen, was halb ist und was ganz, was geschaffen ist und was halb geschaffen.«

Maerads Herz schlug ihr bis in den Hals; unwillkürlich musste sie an Ankils Geschichte über das Geteilte Lied denken. War dies, war ihr Zukunftstraum bedeuten sollte, als die Stimme darin sagte: *Schau nach Norden* ?

»Können sie mir etwas über das Baumlied erzählen?«, wollte sie wissen.

»Sie hüten das Baumlied«, erwiderte die Greisin.

Mit angehaltenem Atem wartete Maerad, doch Mirka fügte nichts hinzu; immer noch starrte sie ins Leere, als wäre Maerad gar nicht da. Maerad beugte sich vor und berührte sie an der Schulter. Die alte Frau blinzelte und schaute auf, als wäre sie eben aus einem Traum erwacht. Ihr Gesicht verzog sich zu einer Grimasse des Schmerzes, und sie umklammerte ihren Kopf.

»Geht es dir gut?«, fragte Maerad.

»Na, na, Kind, ich habe nur Kopfweh. Das kommt vor, wenn man alt ist. Dir blüht das eines Tages auch . . . « Mirka begann, etwas zu murmeln, das Maerad nicht verstehen konnte. Zerknirscht dachte Maerad über das nach, was die Greisin gesagt hatte.

171

»Fällt dir sonst noch irgendetwas über die Altweisen ein?«, hakte sie nach.

»Die Altweisen?«, entgegnete Mirka scharf. »Wovon redest du, Kind? Die Altweisen sind Gestalten aus Kindergeschichten, sonst nichts. Warum fragst du?«

»Aber du hast doch gemeint. . . «, setzte Maerad an, ehe sie es aufgab.

Vermutlich erinnerte Mirka sich wirklich nicht daran, was sie gesagt hatte; aber ob dem so war oder nicht, fest stand, dass sie Maerad nicht mehr darüber erzählen würde.

171

## Fünfzehntes Kapitel Allein

Zwei Nächte später träumte Maerad von Hem. Die schauerliche Klarheit eines Zukunftstraums fehlte dabei, dennoch hoffte Maerad, dass es sich um einen wahren Traum handelte. Sie saß irgendwo in hellem Sonnenschein neben ihrem Bruder. Auf Hems Schulter hockte ein großer weißer Vogel, er selbst lehnte an einem Baum mit dunklen Blättern. Er sah älter aus, als sie ihn in Erinnerung hatte, größer und langgliedriger, auch seine Haut wirkte dunkler; aber er blickte sie mit denselben blauen Augen an. In der Hand hielt er eine glatte Orange, die er mit einem kleinen Messer mit Holzgriff aufschnitt. Beide lachten, obwohl Maerad sich nicht entsinnen konnte, weshalb.

Der Traum ging in andere Träume über, die Maerad nicht im Gedächtnis blieben, doch als sie erwachte, war die kalte Verzweiflung, die sie gelähmt hatte, seit sie in Mirkas Haus angekommen war, ein wenig geschwunden. Hem lebte noch, und er dachte an sie, davon war sie überzeugt. Also war sie nicht ganz allein auf der Welt. Und es war an der Zeit für sie, aufzubrechen.

Zu Mirka brauchte sie davon nichts zu sagen. Die alte Frau sah sie nur an und nickte.

»Du bist jetzt wieder gesund«, sagte sie. »Und du möchtest gehen.«

»Ja«, bestätigte Maerad.

Bis nach dem Frühstück sprachen sie nicht weiter darüber, und danach half Maerad der Greisin bei ihren morgendlichen Aufgaben. Anschließend holte Maerad ihr Bündel und ging es durch. Sie hatte immer noch einen Vorrat an Reisezwieback, der für zwei Wochen reichte, außerdem getrocknete Früchte und Nüsse. Das Kochgeschirr war mit Cadvan und Darsor verschwunden, somit würde es keine warmen Mahlzeiten geben. Aber es war Herbst, und es gab wilde Beeren, Nüsse und andere Dinge, die sie unterwegs sammeln

172

konnte. Ihre Flasche mit Medhyl war noch fast voll. Die Wasserflasche füllte sie am Bach, danach verstaute sie wieder alles im Bündel.

Versuchsweise schwang sie es sich auf den Rücken. Es fühlte sich nicht so schwer an, wie sie nach der langen Krankheit befürchtet hatte. Maerad stellte es wieder ab und spähte abermals hinein. Sie zog die kleine Holzkatze heraus, die sie seitdem längst vergangenen Tag bei sich trug, an dem sie und Cadvan auf Hem gestoßen waren, dann schulterte sie das Bündel wieder und ging nach draußen, um nach Mirka zu suchen.

Die alte Frau saß nicht weit entfernt auf ihrer Lieblingsangelkuppe; Inka schnarchte zu ihren Füßen. Im Korb neben ihr lagen bereits zwei Forellen, in deren schillernden Schuppen sich das Sonnenlicht bracht. Mirka fing so viele wie möglich, um sie für die frostigen Wintermonate zu räuchern. Maerad setzte sich neben sie. Mirka grunzte zur Begrüßung, ließ den Blick jedoch auf die im Wasser zitternde Angelleine gerichtet.

»Ich habe nicht viel, was ich dir für das geben kann, was du für mich getan hast«, sagte Maerad. »Du hast mir das Leben gerettet.«

Mirka wandte sich ihr zu. Ihre blauen Augen leuchteten und wirkten gewärtig.

»Ich brauche nichts«, gab sie zurück. »Du warst ein Geschenk aus den Bergen.«

»Trotzdem möchte ich dir etwas schenken.« Sie bot der Greisin die kleine Katze dar, und Mirka ergriff sie. »Die habe ich vor einiger Zeit gefunden, zur selben Zeit wie meinen Bruder. Ich glaube, sie stammt von den Pilanel.«

Mirka begutachtete die Katze. »Ja, so schnitzen Pilani«, bestätigte sie.

»Irgendein Kind hat dieses Spielzeug einmal geliebt. Und Inka dürfte es kaum eifersüchtig machen, oder?« Sie stupste den Hund mit dem Fuß, der daraufhin verschlafen ein Auge öffnete. »Schließlich ist es keine echte Katze. Danke, mein Küken.«

»Ich denke, ich sollte aufbrechen, solange es noch früh genug ist«, meinte Maerad. »Wie finde ich den Weg?«

Mirka befestigte die Angelrute am Boden und erhob sich langsam. Sie deutete auf einen gewundenen Pfad, der von ihrer Lichtung aus durch den Wald führte.

»Folg diesem Weg«, sagte sie. »Du wirst bald auf die Straße stoßen. Wende dich dann von den Bergen ab und geh nach Norden. So findest du Murask.«

172

Maerad nickte und sprach verlegen: »Tja, dann leb wohl.« »Warte noch kurz. Ich habe etwas für dich.«

Mirka humpelte zurück zu ihrer Hütte. Bald darauf kehrte sie mit einem kleinen Gegenstand in den Händen zurück.

»Nimm das«, sagte sie zu Maerad. »Es ist ein Zeichen des Vertrauens. Wenn du es vorzeigst, wird man dich in Murask einlassen, obwohl du eine Fremde bist.«

Damit reichte sie Maerad eine kleine, aus vergilbtem Knochen geschnitzte Scheibe. In der Mitte prangte ein wunderschönes Relief eines galoppierenden Pferdes in erlesenen Details, nur ein kleiner Riss verlief hindurch.

Einen Augenblick war Maerad so erstaunt, dass ihr die Worte fehlten.

Schließlich brachte sie hervor: »Das kann ich nicht annehmen.«

»Sicher kannst du das, mein Küken«, widersprach Mirka und tätschelte ihr die Wange. »Und das tust du auch. Sag den Leuten in Murask, dass Mirka ä Hadaruk ihnen Grüße und ihren Segen entsendet.«

Maerad nickte, dann küsste sie die Greisin auf beide Wangen. »Möge das Licht auf dich scheinen!«, sagte sie.

»Das wird es oder auch nicht, mein Küken, ob du es mir wünschst oder nicht«, erwiderte Mirka. Lächelnd streichelte sie Maerads Haar. »Aber jetzt habe ich Arbeit zu erledigen. Fort mit dir. Und gute Reise.«

Damit wandte sie sich wieder dem Angeln zu. Maerad beobachtete sie noch kurz, dann seufzte sie und schulterte ihr Bündel. Sie steuerte auf den Pfad zu und folgte ihm durch die Bäume. Bald waren jegliche Anzeichen von Mirkas Lichtung aus der Sicht verschwunden.

Wie Mirka versprochen hatte, mündete der Pfad in eine breite Straße aus festgestampfter Erde, die zwischen den Fichten und Birken geradewegs bergab führte. Maerad kehrte den Bergen den Rücken zu und marschierte weiter. Unter den Bäumen, deren Blätter sich bereits gelblich und braun verfärbten, wuchsen Fliederbüsche, Johannisbeersträucher, wilde Erdbeeren und niedrige Haselnusssträucher. Der Himmel war fahlblau, barg wenig Wärme und bot somit gutes

173

Wanderwetter. Während Maerad vor sich hinlief, sog sie die kalte Luft tief in die Lungen, lauschte den ungesehen im Geäst rings um sie zankenden Vögeln und dem leisen Knirschen ihrer Schritte auf dem Boden. Ansonsten gab es wenig zu hören. Zum ersten Mal in ihrem Leben war Maerad wirklich völlig allein; kein anderes menschliches Wesen befand sich in Rufweite. Es war ein seltsames, aber auch befreiendes Gefühl; aus unerfindlichem Grund fühlte Maerad sich dadurch weniger einsam.

Das Gehen befreite Maerads Geist von allem, das sie betrückte. Sie fügte sich in den Takt ihres Körpers, ließ die Arme schwingen, sich von den Beinen vorwärtstreiben und genoss das Gefühl der Gesundheit, das nach den langen, dunklen Tagen in Mirkas Hütte wieder durch sie strömte. An Cadvan, Darsor oder Imi dachte sie nicht, wenngleich sie als Schatten in ihrem Hinterkopf gegenwärtig blieben, als ein Schuldgefühl und ein Kummer, der sie ewig begleiten würde.

Als die Sonne ihren Höchststand erreichte, hielt sie für ein rasches Mahl an, dann marschierte sie weiter. Gegen Mitte des Nachmittags öffnete sich der Wald. Vor ihr breiteten sich die weiten Ebenen von Zmarkan aus, von den Pilanel als Arkiadera oder Mutterebenen bezeichnet. Sie erstreckten sich über den Horizont hinaus, ein flaches Meer aus roter Segge, gelblichem Gras und Heidekraut. Die Straße verlief schnurgerade hindurch, unter dem riesigen, leeren Himmel, weder nach rechts noch nach links abweichend. Die einzigen baumähnlichen Pflanzen, die Maerad erkennen konnte, waren einige dunkle Bruchweiden und Haselhölzer. Sie folgten einem verschlungenen Pfad, der sich wie trunken neben der Straße entlang schlängelte. Maerad vermutete, dass sie den Verlauf eines Flusses kennzeichneten.

In der Ferne sah sie Tiere, die sich über die Ebene bewegten, doch sie vermochte nicht zu sagen, um welche es sich handelte. Sie wusste nicht, ob es wilde Tiere waren oder ob sie ein Anzeichen für die Gegenwart von Menschen darstellten. Jetzt, da sie den Schutz der Bäume verlassen hatte, kam sie sich vor wie auf einem Präsentierteller; obwohl niemand in Sicht war und sich durch das flache Gelände niemand unbemerkt anzuschleichen vermocht hätte, umgab sie sich mit einem Trugbann, um sich unsichtbar zu machen. So fühlte sie sich sicherer. Zwar fürchtete sie nicht, so weit im Norden Untoten

174

oder anderen Barden zu begegnen, doch sie wusste, dass sie sich mittlerweile in Reichweite des Herrschaftsgebiets des Winterkönigs aufhielt, zudem vermeinte sie, eine Gegenwart wahrzunehmen, ein spürbares Übel, das aus Nordosten in ihre Richtung pulsierte. Es äußerte sich lediglich als unbestimmtes Gefühl, aber beharrlich genug, um sie zu Vorsicht zu mahnen. Instinktiv schirmte sie ihren Geist dagegen ab, straffte die Schultern und ging weiter.

Sie marschierte bis zum Abend, als sie fand, es sei an der Zeit, ein Lager aufzuschlagen. Da es keine Bäume gab, die ihr Schutz bieten konnten, beschrieb sie einen Umweg ans Flussufer und ließ sich dort zwischen den Bruchweiden nieder. Eine solche Art hatte Maerad noch nie gesehen: Sie besaßen rötlich violette, blau getupfte Zweige, und ihre gelben Blätter zitterten im Abendwind. Irgendwo quakten ungesehen Enten im Wasser, und in der Ferne hörte sie die kläglichen Rufe von Regenpfeifern. Sie hatte eine Stelle zwischen zwei alten Bäumen gefunden, die etwas Schutz bot. Dort kauerte sie sich zwischen die Wurzeln. Das Gefühl des Wohlbefindens, das sie während des Tages genossen hatte, schrumpfte und verschwand.

Sobald die Sonne untergegangen war, wurde es unangenehm kalt. Maerad schauderte, als sie sich in ihre Decke kuschelte und versuchte, es sich zwischen den Baumwurzeln gemütlich zu machen. Unsicherheit erfüllte sie; niemand hielt Wache, und so würde sie ungeschützt in der Wildnis schlafen müssen. Zwar verbarg sie sich nach wie vor hinter ihrem Trugbann, doch sie wusste, dass ein solcher Zauber keine Tiere zu täuschen vermochte. Auch konnte sie kein Feuer entfachen, um sich aufzumuntern, weil sie nichts hatte, um eines anzuzünden. Kurz spielte sie mit dem Gedanken, Magie dafür einzusetzen, verwarf den Gedanken jedoch bald; sie sollte keine Aufmerksamkeit erregen.

Eine lange Weile lag sie wach, lauschte in die Nacht und drehte sich rastlos auf dem harten Boden hin und her. Die Sterne funkelten in der Dunkelheit. Maerad betrachtete den hellen Pfad des Lukemoi, des Sternenreiters, der sich mitten über den Himmel wölbte. So strahlend hatte sie ihn noch nie leuchten sehen.

Angeblich beschritten die Toten diesen Pfad auf dem Weg zu den Toren. Sie fragte sich, ob Cadvan sich dort oben befand und sie während seiner Reise in die Schattenhaine beobachtete. Allerdings bot der Gedanke keinen Trost. Nein, dachte sie. Cadvan war längst verschwunden. Sie war allein.

175

Als Maerad erwachte, verspürte sie einen Anflug von Panik; sie konnte sich nicht erinnern, wo sich die Straße befand, und vom Fluss aus konnte sie deren Verlauf nicht erkennen. Dabei wurde ihr klar, dass es nur allzu einfach wäre, auf diesen flachen, gleichförmigen Ebenen tagelang im Kreis herumzulaufen. Das Einzige, das ein Gefühl für die Richtung vermittelte, war die Straße. Rasch frühstückte sie, dann brach sie dorthin auf, wo sie die Straße vermutete, auf die sie denn auch stieß, bevor sie allzu besorgt wurde. Als sie am nächsten Abend den Weg verließ, um eine Lagerstelle zu suchen, achtete sie wesentlich aufmerksamer auf die Richtung.

Sie marschierte mit forschenden Schritten. Mittags legte sie eine Rast ein, davon abgesehen wanderte sie den ganzen Tag ohne Pause, da sie Murask unbedingt erreichen wollte, bevor das Wetter umschlug. Bislang hatte sie Glück gehabt: Die Tage waren kalt und klar, und es hatte keinen Regen gegeben. An das Schlafen unter freiem Himmel bei schlechtem Wetter hatte sie unangenehme Erinnerungen, zudem herrschte hier eine für sie ungewohnte Kälte. Wenn sie morgens erwachte, war die Welt weiß vor Frost. Der Tau auf den Blättern gefror, und das bisschen Wärme, das sich unter der Decke im Verlauf der Nacht ansammelte, verflog stets, sobald sie sich bewegte. Maerad war froh über ihre Schafsfelle, denn ohne diese hätte sie ohne weiteres erfrieren können.

Die Tiere, die sie auf den Ebenen gesehen hatte, erwiesen sich als wilde Herden von großem, zottigem Rotwild. Sehr nah kam sie den Tieren nie, weil sie die Straße mieden; nur einmal begegnete sie einer kleinen Gruppe von etwa zwanzig, ehe sie Maerad witterten und Reißaus nahmen. Außerdem sah sie Herden wilder Ponys jener Art, wie sie von den Pilanel gehütet wurden: zäh, langhaarig und misstrauisch. Abgesehen davon erblickte sie gelegentlich kleine Kreaturen wie Wiesel mit braun glänzenden Fellen, vereinzelt auch Füchse, Hasen und Vögel: schwarz-weiße Seeschwalben, die über ihr kreisten, gewaltige Schwärme von Gänsen und Schneehühnern, die über den Winter nach Süden zogen, und zwei Adler auf der Jagd, die wie Steine auf das Gras herabstießen und mit einem kleinen, glücklosen Tier in den Klauen wieder emporschnellten. Anderen Menschen begegnete sie nicht. Dennoch fühlte sie sich nicht einsam; vielmehr empfand sie es als Erleichterung, allein zu sein. Über den Vorfall am Gwahlhain-Pass grübelte sie nicht nach. Die

175

schrecklichen Träume, die sie in Mirkas Hütte heimgesucht hatten und in denen sie immer wieder den Augenblick von Cadvans Tod aufs neue durchlebt hatte,

quälten sie nicht mehr. Nach den langen Märschen untertags war sie abends zu müde, um irgendetwas zu träumen. Insgesamt fühlte sie sich leer und vertrocknet, als könnte sie nie wieder etwas empfinden. Sie ging ganz in den allfälligen Aufgaben jedes Tages auf: sich jeden Abend die Füße ordentlich mit Salbe einzureiben, um Blasen vorzubeugen; genug zu essen, um weitemarschieren zu können; auf jegliche Anzeichen von Gefahr zu achten. Wachsam behielt sie jegliche Veränderungen des Windes oder des Wetters im Auge, die das Herannahen einer Frostkreatur oder eines Sturmhundes ankündigen konnten, aber der Himmel blieb klar und blau.

All diese alltäglichen Aufgaben erinnerten Maerad unausweichlich an Cadvan. Mit einer Schärfe, die bis in ihre abgestumpfte Gefühlswelt vordrang, wurde ihr klar, dass sie keine Hoffnung gehabt hätte, allein in der Wildnis zu überleben, wären ihr nicht diese grundsätzlichen Fähigkeiten beigebracht worden. Dies wiederum beschwor andere Sorgen in ihr herauf: Obwohl sie so schnell wie möglich in Richtung Murask reiste, fürchtete sie sich davor, dort anzukommen. Was würde sie tun, wenn es so weit war? Bei allen bisherigen Aufeinandertreffen mit Fremden war stets Cadvan da gewesen, um sich etwaiger Schwierigkeiten anzunehmen.

Verbittert dachte Maerad, dass sie eigentlich sehr wenig über Menschen wusste; den Großteil ihres Lebens hatte sie in der Enge von Gilmans Feste verbracht, und seither hatte sie nur etwas über Barden erfahren. Sie beherrschte die Sprache der Pilanel nicht, wenngleich Mirka gemeint hatte, dass viele Pilanel die Gabe besaßen, und da es sich um ein Wandervolk handelte, sprachen vermutlich die meisten ein wenig Annaren. Sollte sie einfach in Murask hineinspazieren und um Hilfe bitten? Sollte sie erklären, wer sie war und was sie zu tun gedachte, oder sollte sie sich verstellen? Sie wusste nichts über die Pilanel; selbst Hem wäre besser vorbereitet gewesen als sie. Im Umgang mit dem Tarnungsbann stellte sie sich unbeholfen an, außerdem hätte ihr der ohnehin nicht zur Sprache der Pilanel verholten; Cadvan hätte sie mit Sicherheit beherrscht. Maerad war sicher, dass Cadvan sich als Pilanel hätte ausgeben können, wenn er gewollt hätte; genauso sicher war sie, dass sie es nicht konnte. Obendrein

176  
kannte Cadvan die nördlichen Lande gut, wahrscheinlich besser als jeder andere in Annar - kurz, bevor er ihr begegnet war, hatte er den Norden ausgiebig bereist. Maerad konnte sich nur ansatzweise an die Landkarten erinnern, die sie in Gahals Haus betrachtet hatte, und die Karten von Zmarkan waren ohnehin überwiegend leer gewesen. Und sie konnte sich nicht entsinnende zuvor etwas von den Altweisen gehört zu haben oder darüber, wo man ein solches Volk antreffen könnte.

Also marschierte sie einfach weiter, weil sie nicht wusste, was sie sonst tun sollte. Eine Bardin zu werden hatte ihrem Leben eine Bedeutung verliehen, die es zuvor nie besessen hatte; mittlerweile war diese Bedeutung geschrumpft und verschwunden, vergiftet von ihrer eigenen törichten Eitelkeit. Die vielleicht einzige Möglichkeit, diese Bedeutung wiederzuerlangen, sah sie darin, ihre Versprechen gegenüber Cadvan, Nelac, Nerili und all jenen einzulösen, die Ver-

trauen in sie gesetzt hatten, das sie ihrem eigenen Empfinden nach so jämmerlich enttäuscht hatte.

Wenn ihr das Rätsel um ihre Elementarherkunft in den Sinn kam, schob sie es einfach als etwas beiseite, das sie nicht lösen konnte. Sie verstand ihr Verhältnis zu Ardina nicht; ihr war schleierhaft, weshalb die Elementarkönigin sie »Tochter« nannte, als wäre sie viel näher mit ihr verwandt als eine weitläufige Nachkomm(in). Ebenso wenig wusste sie, weshalb sie Kräfte besaß, über die andere Barden nicht verfügten. Sie verstand nicht, weshalb sie als so bedeutsam galt, als die Feuerlilie, die Vorhergesagte, die Ausersehene, und wie sie dies mit ihrem Gefühl in Einklang bringen sollte, dass sie in Wahrheit völlig unbedeutend war, ein winziges Menschlein, das in der riesigen, weiten Welt herumgewirbelt wurde, allein und kraftlos, nicht wichtiger als jeder andere und wertloser als die meisten. Mirka, dachte sie, hatte trotz all ihres Wahnsinns und ihres Kummers eine Art Frieden mit sich selbst geschlossen. Angesichts ihrer inneren Unruhe und Zweifel beneidete Maerad die alte Frau zutiefst; der einzige Friede, den sie selbst kannte, war die Gefühllosigkeit in ihrem Herzen.

Mirkas Worten zufolge lag Murask sieben bis zehn Tagesmärsche von den Bergen entfernt. Maerad zählte sorgsam die Tage, beobachtete,

177

wie der schmale Mond jede Nacht zunahm, und begann nach sieben Tagen, Ausschau nach Anzeichen für eine Siedlung zu halten. Die Arkiadera erstreckte sich endlos auf allen Seiten. Die riesige Gebirgskette des Osidh Elanor zeichnete sich nur noch als purpurne Schliere am Horizont ab und gab den einzigen Hinweis darauf, welche Entfernung sie bereits zurückgelegt hatte. Allmählich fing sie an, sich Sorgen über ihre Lebensmittelvorräte zu machen, die nur noch ein paar Tage reichen würden. Falls Mirka sich grob verschätzt hatte oder sie in die völlig falsche Richtung steuerte, würde sie bald in ernste Schwierigkeiten geraten.

Am zehnten Tag ihres Marsches sah Maerad endlich erste Anzeichen von anderen Menschen; in der Ferne erspähte sie gelegentlich eine Pilanel-Karawane oder einzelne Hirten mit Pferden. Hoffnungsvoll begann sie zu glauben, dass sie sich tatsächlich auf der richtigen Straße befand und sich nicht irgendwo auf den weiten Ebenen verirrt hatte.

Aus Vorsicht, aber auch aus Scheu blieb sie unsichtbar. Wäre sie unterwegs zu einer Schule gewesen, hätte sie vermutlich keine solche Unruhe empfunden. Nicht zum ersten Mal wünschte sie, nicht so unwissend zu sein. Häufig betastete sie das Symbol, das Mirka ihr gegeben hatte, und fragte sich, was es bedeuten mochte und ob es ihr helfen würde, wie die alte Frau versprochen hatte.

Am dreizehnten Tag sah sie eine Rauchfahne vor sich aufsteigen und vermutete, dass sie sich endlich in der Nähe von Murask befand. Ermutigt beschleunigte sie die Schritte, und bei Einbruch der Dunkelheit konnte sie es deutlich erkennen: zwar noch ein paar Meilen entfernt, aber es handelte sich eindeutig um eine Siedlung mit zahlreichen Menschen, zumal der Rauch sich aus mehreren Feuern gen Himmel kräuselte. Allerdings verwirrte sie etwas, dass sie keine Gebäude sah, nur etwas, das wie ein niedriger Hügel anmutete.

Wäre sie weitergegangen, hätte sie Murask kurz nach Sonnenuntergang zu erreichen vermocht, doch sie entschied sich dagegen. Stattdessen schlug sie abermals am Fluss ein Lager auf, in der Absicht, früh am nächsten Tag in der Siedlung einzutreffen. Trotz ihrer Müdigkeit schlief sie schlecht; der mittlerweile volle Mond stand flammend am frostigen Himmel und warf scharf umrissene, schwarze Schatten über das Gras. Als Maerad ihn durch das Gewirr

178  
der Bruchweidenzweige betrachtete, lief ihr ein Schauer über den Rücken; es war ein mächtiger Mond, der Gefühle aus der Tiefe heraufbeschwor, die sie für tot gehalten hatte, aber sie waren verzerrt und unkenntlich, wandten sich ihr mit fremdartigen Gesichtern zu. *Ich weiß nicht mehr, wer ich bin*, dachte sie; *ich wusste es eigentlich nie wirklich*. Eine grässliche Verzweiflung umklammerte ihr Herz. Vor Kälte schauernd lag sie auf dem Rücken und fand keine Ruhe. Als sie aus verstörenden Träumen, an die sie sich nicht erinnern konnte, erwachte, herrschte ringsum noch Dunkelheit. Zwar hatte es in jener Nacht keinen Frost gegeben, dafür war sie mit eiskaltem, schweren Tau durchnässt, und die graue Welt rings um sie wirkte kahl und leer. Maerad schnupperte die Luft; der Wind veränderte sich, brachte kältere Böen aus dem Norden, und am Himmel zogen dichte, gelbliche Wolken auf. Hastig verspeiste Maerad ihr bescheidenes Frühstück, ohne die sich auftürmenden Wolkenbänke aus den Augen zu lassen, und wusch sich anschließend kurz im eisigen Wasser des Flusses. Wie immer bei Vollmond hatte ihre Regelblutung eingesetzt, und sie sehnte sich nach einem Bad. Maerad verfluchte den Zeitpunkt; so fühlte sie sich noch zerbrechlicher als sonst, als bestünde sie aus Glas, dabei musste sie gerade jetzt besonders stark sein. Mühsam versuchte sie, sich das Haar zu kämmen, aber durch das tagelange Schlafen im Freien hatte es sich so verfilzt, dass der Kamm beinahe brach, und sie gab es auf. Als sie schließlich keinen Grund mehr fand, den Aufbruch hinauszuzögern, setzte sie sich zutiefst widerstrebend Richtung Murask in Bewegung.

Je näher Maerad der Siedlung kam, desto mehr verwirrte sie der Anblick. Der Ort sah überhaupt nicht wie ein Dorf aus. Mittlerweile passierte sie regelmäßig grasende Ponyherden, beaufsichtigt von Hirten in bunten Zmarken Jacken, aber sie sah weit und breit keine Wagen. Der grüne Hügel wurde größer und größer, während sie darauf zumarschierte; er bildete die einzige Erhebung in diesen riesigen, flachen Weiten. Allmählich dämmerte ihr, dass Murask innerhalb des Hügels liegen musste. Maerads Anspannung wuchs, und ein Teil von ihr spielte tatsächlich mit dem Gedanken, einfach umzukehren und davonzulaufen. *Aber wohin?*, dachte sie verzweifelt. *Du hast keine andere Wahl — wenn sie dich nicht hineinlassen, erfrierst du*. Wie in Antwort auf ihre Gedanken schwebten ein paar vereinzelt Schneeflocken müßig vom Himmel herab. Sie schlug den Kragen hoch, ver

178

drängte jegliche Grübeleien und widmete alle Aufmerksamkeit dem Gehen. Mitte des Vormittags gelangte sie zum Tor von Murask. Die Landschaft ringsum war schon von einer dünnen weißen Schneeschicht bedeckt, und Maerad

stampfte mit den Füßen, um sich warm zu halten, während sie vor dem Tor stand und überlegte, was sie als Nächstes tun sollte. Über ihr ragte der Hügel auf, fast zwei Kiefern bäume hoch und beinahe so steil wie eine Wand. Aus nächster Nähe war offenkundig, dass es sich um keine natürliche Erhebung handelte, obwohl kurze grüne Grassoden sie bedeckten, durch die sie wie ein Teil der Ebene wirkte. Unten am Rand wuchsen Haselnusssträucher, kleine Weiden und Dornenbüsche.

Das Tor selbst war riesig, so hoch wie vier Menschen. Es bestand aus dicken Eisenstäben, durch die Maerad einen düsteren, von Fackeln erhellten Tunnel erkennen konnte. Hinter den Stäben befanden sich zwei Flügel einer robusten Holztür, die keinerlei Verzierungen aufwiesen und den Eindruck vermittelten, uralte zu sein - älter als alles, was Maerad in den Bardenschulen gesehen hatte, vielleicht so alt wie die stehenden Steine in den Niederungen von Annar. Entmutigt schluckte Maerad. Das Tor war verschlossen, und sie sah weit und breit niemanden, der es hätte öffnen können. Versuchsweise drückte sie gegen die Stäbe, doch wie erwartet, war es verriegelt.

Abermals sah sie sich um, und diesmal erspähte sie seitlich eine Messingglocke, von deren Klöppel eine dünne Metallkette hing. Maerad zog daran, und die Glocke läutete. Das ungewohnte Geräusch klang so laut inmitten der stillen Landschaft, dass sie unwillkürlich zusammenzuckte. Zunächst geschah gar nichts, doch nach einer Weile öffnete sich eine kleine Tür links des Tunnels, die sie anfangs übersehen hatte. Ein Mann kam herausgehumpelt und sagte etwas auf Pilanel. Maerad hatte noch nie einen so kleinen erwachsenen Mann gesehen. Sein Kopf wirkte zwischen die Schultern gedrückt, und sein Rückgrat war zu einem Buckel gekrümmt. Allerdings besaß er mächtige Arme, die gewaltige Kraft erahnen ließen. Da Maerad ihn nicht verstand, blieb sie einfach stehen und streckte ihm das Symbol entgegen, das sie von Mirka erhalten hatte. Der Mann spähte durch die Gitterstäbe des Tors und musterte Maerad unverwandt. Dann zuckte er mit den Schultern, murmelte etwas bei sich, das sich wie ein Fluch anhörte, humpelte zurück in seine Kammer und schloss die Tür hinter sich.

179

Plötzlich wurde Maerad klar, dass sie sich noch immer hinter einem Trugbann verbarg, und sie hätte beinahe aufgelacht. Es war sinnlos, an einer Tür zu läuten, wenn niemand sie sehen konnte. Ihr Herz hämmerte heftig in der Brust; sie wartete bis sie sich ein wenig ruhiger fühlte. Dann sah sie sich um, vergewisserte sich, dass niemand in der Nähe war, der bezeugen könnte, wie sie aus dem Nichts auftauchte, hob den Trugbann auf und versuchte es erneut.

Diesmal dauerte es nicht so lange, bis der Türhüter auftauchte. Er wirkte verärgert, und Maerad straffte sich; doch als er sie durch die Gitterstäbe erblickte, hielt er jäh inne und schaute überrascht drein. Mit leicht zitternder Hand streckte Maerad ihm das Symbol entgegen.

» *Om ali nel* ?«, fragte er.

»Mein Name ist Mara. Ich komme aus Annar. Und ich überbringe Grüße von ... von Mirka ä Hadaruk.«

Eine Weile musterte der Mann sie schweigend, dann schob er die Finger durch die schmale Lücke zwischen den Gitterstäben, um das Symbol zu ergreifen. Mit ausdrucksloser Miene betrachtete er es eingehend und drehte es herum. Maerad beobachtete ihn angespannt. Schließlich schien er zu einer Entscheidung zu gelangen und holte einen langen Eisenschlüssel von einem Bund, der an seiner Hüfte klirrte. Mit beiden Händen drehte er ihn im Schloss in der Mitte des Tores. Dann ergriff er einen weiteren, noch breiteren Schlüssel und verschwand wieder in seiner Kammer. Maerad begann gerade, sich zu fragen, ob er wieder auftauchen würde, als er zurückkam und einen anderen Schlüssel in einem Schloss unten am Tor herumdrehte. Anschließend zog er es auf und bedeutete ihr hereinzukommen.

»Komm«, sagte er mit schwerem Akzent auf Annaren.

Einen Lidschlag lang zögerte Maerad auf der Schwelle, dann tat sie, wie ihr geheißen. Im Inneren blinzelte sie, bis ihre Augen sich an die Düsternis gewöhnten. Der Mann wiederholte derweil den aufwändigen Vorgang mit den Schlüsseln, um das Tor wieder zu verriegeln. Danach gab er ihre ohne weitere Worte zu verstehen, dass sie ihm folgen sollte.

Der Tunnel durch den Hügel war ungemein breit, groß genug für Pilanel-Wagen. Feuchtigkeit spürte man nicht, wie Maerad eigentlich erwartet hatte. Stattdessen wirkte die Luft eher warm. Grob

180

behauene Steine säumten die Seiten und den Boden, und es roch nach dem brennenden Pech der Fackeln, die den Tunnel erhellten. Maerad hielt die Augen auf den buckligen Rücken des Torwächters gerichtet und beeilte sich, um mit ihm Schritt zu halten. Trotz seines verwachsenen Körpers legte er eine beeindruckende Geschwindigkeit an den Tag. Maerad erkannte, dass er deshalb hinkte, weil ein Bein kürzer als das andere war. Unwillkürlich fragte sie sich, wer er sein mochte und wie es sich anfühlen musste, wie er zu sein. Sie hatte noch nie jemanden mit solchen Missbildungen gesehen.

Der Tunnel wies zahlreiche Biegungen auf, weshalb es nicht lange dauerte, bis Maerad jegliches Richtungsgefühl völlig verlor. Nach den ersten drei Kurven gelangten sie zu einem weiteren Eisentor, wiederum mit drei Schlössern versehen. Wenig später folgte ein weiteres. Maerad fielen Schlitz in den Wänden beiderseits der Tore auf, die vermutlich Bogenschützen dienten, um Eindringlinge unter Beschuss zu nehmen. Offensichtlich wurde Murask gegen Angriffe gut verteidigt. Unbehaglich fragte Maerad sich, wie man sie empfangen würde.

Sie schienen ewig zu laufen, bevor Maerad Tageslicht erblickte, einen unmöglich grellen, silbrigen Schimmer am Ende des Tunnels. Vielleicht befand Murask sich doch nicht innerhalb des Hügels, dachte sie erleichtert; vielleicht stellte der Hügel tatsächlich eine riesige Wand dar. Als sie aus dem Tunnel gerieten, blinzelte Maerad geblendet und sah sich erstaunt um. Sie befand sich zweifelsfrei in einer Stadt, allerdings hatte sie noch nie etwas Vergleichbares gesehen.

Murask, der Wintersammelplatz der südlichen Klans der Pilanel, erwies sich, wie Maerad vermutet hatte, als befestigte Siedlung. Es handelte sich in der Tat um einen in längst vergessenen Zeiten errichteten künstlichen Hügel, der hoch über die Ebenen aufragte und sich von einem Ende zum anderen über mehr als drei Meilen erstreckte. Die »Wand«, stellte sich als vier Mal so breit wie hoch heraus, und als überwiegend hohl: Die meisten Behausungen der Pilanel befanden sich darin. In der Mitte, wo Maerad mit ihrem eigenartigen Führer den Tunnel verlassen hatte, befand sich ein weitläufiger, ebener Platz mit kurzem Gras, das nun von Schnee

181

bedeckt war. Im Gegensatz zur Außenseite bestanden die Wände innen allesamt aus kahlem, verwitterten Stein, durchsetzt von hunderten Türen und Fenstern. Mehrere Pilanel-Wagen, deren Deichseln auf dem Boden ruhten, waren entlang der Wand abgestellt. Maerad sah ein Dutzend Kinder Fangen spielen. Als die Kleinen sie bemerkten, hielten sie jäh inne und starrten sie mit offenen Mündern an. Ein paar ob der Kälte bibbernde Ponys und die stämmigen Rehe, die Maerad auf dem Weg nach Murask gesehen hatte, stupsten den Schnee beiseite, um Gras zu finden. Dazwischen streunten ein paar der dünnen Promenadenmischungen umher, die von den Pilanel als Wachhunde gehalten wurden.

Viel Zeit blieb Maerad nicht, um sich umzusehen, denn ihr Führer eilte auf ein großes Gebäude in der Mitte des Platzes zu. Es bestand aus grauem Granit und ragte drei Stockwerke empor. Das oberste Geschoss bedeckte ein dickes, steiles Dach aus Flussried, dessen Halme tief über die Wände herabhingen. Die Vordermauer zierte eine Art Verputz, und sie war, wie die Pilanel-Wagen, bunt mit geometrischen Mustern bemalt.

Ihr Führer ging zu einer doppelflügeligen Tür hinauf und läutete eine Glocke ähnlich jener am vorderen Tor. Als bald tauchte ein groß gewachsener Mann auf, und die beiden unterhielten sich längere Zeit. Ihr Führer händigte dem Neuankömmling Mirkas Symbol aus, und auch er prüfte es sorgfältig, wobei er unter den Augenbrauen hervor mehrmals zu Maerad herüberspähte. Schließlich nickte er, und der Torwächter wandte sich ohne einen weiteren Blick auf Maerad um und begab sich mit an der Hüfte klimpernden Schlüsseln zurück zu seinem Posten.

Der zweite Mann betrachtete Maerad wortlos eine sehr lange Weile, wie es ihr vorkam. Sie erduldete seine Musterung, versuchte, dabei harmlos und höflich dreinzuschauen, und musterte gleichzeitig verstohlen ihrerseits ihn. Seine Haut war braun wie die von Hem, die Farbe von dunklem Honig. Die Augen unter den dichten schwarzen Brauen waren unergründlich wie tiefes Wasser, das Gesicht wirkte streng und schmal. Außerdem erkannte Maerad, dass er ein *Dhillarearen* war.

»Du stammst aus Annar?«, fragte er letztlich. Nur ein leichter Akzent schwang in seiner Stimme mit.

»Ja«, antwortete Maerad erleichtert darüber, dass er ihre Mutter-

181

Sprache beherrschte. »Mein Name ist Mara. Ich hoffe auf eure Hilfe und muss mit eurem Klanoberhaupt sprechen.«

»Das wirst du so wie alle Fremden, die diesen Hügel betreten. Aber in diesen Zeiten des Misstrauens lassen wir nicht viele in unsere Zuflucht. In deinem Fall nur wegen dieses Symbols. Ich würde gerne wissen, wie du in den Besitz eines solchen Gegenstands gelangt bist.«

»Es wurde mir von Mirka ä Hadaruk gegeben«, erwiderte Maerad und holte tief Luft. »Sie entsendet ihre Grüße.«

Der Mann sah ihr unverwandt ins Gesicht. »Mirka ä Hadaruk ist seit vielen Jahren tot«, entgegnete er. Maerads Herz setzte einen Schlag aus; niedergeschlagen senkte sie den Blick.

»Vielleicht hat die Frau, die mir das Symbol gab, Mirkas Namen grundlos verwendet, obwohl ich nicht wüsste, weshalb sie das getan haben sollte«, meinte sie schließlich. »Sie ist sehr alt, aber nicht tot, es sei denn, sie ist gestorben, seit ich sie vor zwei Wochen zuletzt sah.«

Stille folgte, dann nickte der Mann. »Vielleicht ist das eine weitere Geschichte, die es zu erzählen gilt«, sagte er. »Ich fühle, dass du nicht versuchst, mich in die Irre zu leiten. Du darfst eintreten.«

Damit öffnete er die Tür und bedeutete Maerad, sich hineinzubegeben. Bevor sie über die Schwelle trat, zögerte sie.

»Es scheint mir nur höflich, mich nach deinem Namen zu erkundigen, damit ich demjenigen danken kann, der mich einlädt«, sagte sie.

»Mein Name ist Dorn ä Hadaruk«, antwortete er.

»Dorn ä Hadaruk?«, wiederholte Maerad verdutzt. Dorn? Der Name ihres Vaters? *Das ist unter den Püani ein verbreiteter Name*, hatte Mirka zu ihr gemeint . . . und er hatte denselben Zunamen wie Mirka.

»Mirka war meiner Mutter Mutter«, erklärte er, die dunklen Augen ausdruckslos. »Du siehst also, dass die Frage, ob sie tot ist oder lebt, für mich durchaus von Belang ist.«

»Ich verstehe.« Maerad schwieg eine Weile und dachte an die verrückte alte Frau, die so freundlich zu ihr gewesen war. Mirka hatte von ihrer Tochter und deren Tod erzählt, aber sie hatte nie lebende Enkel erwähnt. Maerad fragte sich, ob Mirka überhaupt wusste, dass sie einen Enkelsohn hatte, oder ob sie ihn genauso tot wähnte wie er

182

sie. Dann wurde ihr klar, dass Dorn geduldig wartete und die Tür für sie aufhielt. Sie versuchte zu lächeln. »Ich danke dir, Dorn ä Hadaruk«, sagte sie und folgte ihm ins Haus.

Dorn führte sie durch einen breiten, dunklen Gang, der überraschenderweise in einen riesigen Raum mündete, welcher Maerads Schätzung nach den Großteil des Hauses einnahm. In der Höhe erstreckte er sich alle drei Stockwerke hinauf bis zum Dach. In jeder Ebene gab es eine Galerie, abseits welcher Maerad weitere Zimmer erspähte. Am fernen Ende befand sich eine Feuerstelle, groß genug, um einen ganzen Baum darin zu verbrennen, umgeben von einem Sims, den geometrische Pilanel-Muster zierten. Darin brannte etwas, das Maerad nicht

erkannte; eine Art Torf. Jedenfalls gab es gewaltige Hitze und einen angenehmen erdigen Duft ab. Abgesehen davon war die Halle mit poliertem Zedernholz getäfelt, das an manchen Stellen von Behängen verdeckt wurde, deren bunte Farben mit dem Alter verblasst waren.

Neben dem Feuer saß auf einem geschnitzten Holzstuhl eine große Frau. Obwohl ihr Haar in zwei einfachen Zöpfen beiderseits des Gesichts herabhing und ihr purpurrotes Gewand schlicht und schmucklos war, spürte Maerad an ihr eine Ausstrahlung unangefochtener Befehlsgewalt. Mit einem Schauer der Erkenntnis begriff sie, dass die Frau eine mächtige Bardin sein musste. Ihre dunklen Augen hefteten sich auf Maerad, die Dorn langsam durch den Raum folgte. Ihre Schritte auf den Dielenbrettern aus Holz hallten laut wider. Für Maerads gesteigerte Wahrnehmung schien es schier endlos zu dauern, die Halle zu durchqueren. Ständig spürte sie den Blick der Frau auf sich, während sie sich ihr näherte; er verursachte ihr ein Kribbeln auf dem Rücken. Schließlich kam sie vor dem Stuhl zum Stehen; die Frau erhob sich und richtete die Augen auf Dorn, der aus Höflichkeit Maerad gegenüber Annaren sprach. »Sirkana ä Triberi, Oberhaupt der südlichen Klans«, begann er. »Ich stelle dir eine Reisende vor, die ein Pilanel-Symbol der Dringlichkeit und des Vertrauens bei sich trägt. Außerdem überbringt sie Grüße von Mirka ä Hadaruk, von der sie behauptet, sie sei noch am Leben. Die Reisende stammt aus Annar und nennt sich Mara.«

183

Maerad verneigte sich und fühlte sich äußerst klein. Auch nachdem sie sich wieder aufgerichtet hatte, überragte Sirkana sie erheblich; sie war größer als die meisten Männer. »Danke, dass du mich empfängst, Sirkana ä Triberi«, sprach sie so formell, wie es ihr gelang. »Ich bin weit gereist, um dich zu sehen.« Statt etwas zu erwidern, bückte sich Sirkana, damit sie Maerad unmittelbar ins Gesicht schauen konnte. Maerads erste Eingebung war, sich zu verstecken, doch sie blinzelte nur und ertrug den prüfenden Blick. Nach einer langen Weile richtete die Frau sich auf.

»Sie ist es«, verkündete sie in der Hohen Sprache. »Die Auserwählte ist endlich gekommen.«

183

## Sechzehntes Kapitel Murask

Dorn musterte Maerad voll plötzlichem Erstaunen, und Maerad wurde sich peinlich ihres verdreckten und abgerissenen Aussehens bewusst.

»Bist du sicher?«, fragte er ebenfalls in der Hohen Sprache und bedachte Maerad mit einem weiteren raschen Blick. Mit ernsten Mienen starrten die beiden Pilanel sie an, und Maerad beschlich das Gefühl, etwas sagen zu müssen.

»Es tut mir leid, dass ich so abgerissen vor euch trete«, meinte sie letztlich, wobei sie sich selbst der Hohen Sprache bediente. »Ich will keineswegs respektlos erscheinen.«

»Das sei auch mir fern«, gab die Frau zurück. »Ich habe eine lange Zeit auf dich gewartet.«

In ihrer Verwirrung vergaß Maerad auf jede Förmlichkeit. »Auf mich?«, fragte sie. »Woher hast du gewusst, dass ich hierherkommen würde?«

»Es ist überliefert«, meinte Sirkana, als erklärte das alles. »Es ist seit langem bekannt, dass die Beantwortung des Rätsels hier beginnen würde. Unsere Lieder lügen nicht, und die vergangenen Jahre haben uns all die Zeichen beschert. Außerdem steht dir dein Schicksal ins Gesicht geschrieben.«

Maerad spürte, wie sie errötete.

Sirkana lachte über ihr Unbehagen. »Dein Schicksal ist nicht für jeden ersichtlich«, räumte sie ein. »Nur für jene, die sowohl mit der Inneren Sicht als auch der Inneren Stimme gesegnet sind. Und davon gibt es nicht viele. Vielleicht überhaupt nur mich. Nun, du bist weit gereist. Bestimmt hast du wundete Füße und bist hungrig. Du kannst in meinem Haus bleiben, Platz gibt es hier reichlich. Wir reden später weiter.«

Sie schnippte mit den Fingern, und eine Frau, die Maerad noch nicht bemerkt hatte, trat aus den Schatten unter den Galerien. Sir

184

kana sprach in schellen Worten auf Pilanel mit ihr. Die Frau nickte, dann bedeutete sie Maerad, ihr aus der Halle zu folgen. Maerad tat, wie ihr geheißen, verwirrt sowohl von ihrer Befragung als auch von ihrer raschen Entlassung. Sie hatte das Gefühl, als wäre sie mitten hinein in eine Unterhaltung gestolpert, die sie eigentlich verstehen sollte; stattdessen glotzte sie nur großäugig wie ein Fisch und konnte ihr nicht folgen.

Aber wenigstens war ihr zum ersten Mal seit Tagen warm. Und vielleicht würde sie sich sogar richtig waschen können.

Maerad wurde in eine kleine Kammer geführt, die abseits der höchsten Galerie lag. Die Frau, die sie hinbrachte, sprach kein Annaren, aber mit Gesten gelang ihnen eine Art Verständigung. Maerad fand heraus, dass der Name der Frau Zara lautete. Zara wiederum, die eindeutig eine praktisch veranlagte Frau war, verstand, dass Maerad sich gerne waschen und auch etwas zu essen wollte. Sie verschwand, und Maerad stellte endlich das Bündel ab, das sie zwei Wochen lang vom Osidh Elanor aus getragen hatte. Seufzend rieb sie sich die Schultern. Sie fühlte sich zu müde, um auszupacken. Nun, da sie angekommen war, schien sich ein bleiernes Gewicht der Erschöpfung auf ihre Schultern gesenkt zu haben. Nach einem ausgiebigen Gähnen sah sie sich in der Kammer um. Sie wirkte behaglich und heimelig, zumal sie sich in unmittelbarer Nähe zum Kamin des Feuers im Erdgeschoss befand. Wie der Hauptsaal war sie gänzlich mit Holz getäfelt. In dieser Kammer zierten Bildnisse von Wölfen, Füchsen und Eulen in einem schneebedeckten Fichtenwald die Wände. Die unwirkliche Darstellung der gemalten Tiere erregte Maerads Aufmerksamkeit: Es war unverkennbar, worum es sich handelte, aber der Künstler hatte keinen Versuch unternommen, sie naturgetreu erscheinen zu lassen. Stattdessen gingen ihre Formen weitgehend auf die geometrischen Muster zurück, mit denen die Pilanel ihre Kleider und Wagen verzierten. Die Einrichtung in der Kammer bestand lediglich aus einem schmalen, mit Fellen belegten Bett, einem Stuhl und einer großen, schlichten Zedernholztruhe.

Zara kehrte leise zurück und brachte Silberkrüge mit nach Rosen duftendem Wasser mit, einen siedend heißen und einen kalten, dazu

185

eine große silberne Waschschüssel und einige Kleider. Bevor sie ging, breitete sie auf dem Bett sorgsam einige warme Wollgewänder wie jene aus, die Sirkana getragen hatte. Sie waren purpurrot gefärbt; selbst in Thorold hatte Maerad nie eine solche Farbe gesehen. Aus der respektvollen Art, mit der Zara mit der Kluft umgegangen war, erahnte Maerad, dass es sich um kostbare Kleider handelte, und als sie darüber streichelte, stellte sie fest, dass sie aus besonders weicher, feiner Wolle bestanden. Sie waren unverkennbar mit größter Sorgfalt gewoben worden; selbst bei genauer Betrachtung konnte Maerad keinerlei Nähte sehen. Entweder war das Gewand mit bewundernswerter Geschicklichkeit oder aus einem Stück gefertigt worden. Die Berührung des weichen Stoffes vermittelte ihr das Gefühl einer Ehre, deren volles Ausmaß sie nicht verstand. Maerad goss Wasser in die Waschschüssel, und mit unaussprechlicher Erleichterung wusch sie sich zum ersten Mal seit Wochen richtig. In der Schüssel hatte sich ein Stück weiche Seife befunden, die sie für ihr Haar verwendete. Da sie nicht wusste, was sie mit ihren dreckigen Kleidern machen sollte, faltete Maerad sie zusammen und legte sie auf den Boden, damit sie nicht das Bett beschmutzten.

Anschließend zog sie sich das Gewand über den Kopf. Es erwies sich nicht nur als weicher als jeder Stoff, den sie bisher berührt hatte, sondern auch als wärmer. Sie setzte sich aufs Bett und begutachtete ihre Beine. Die Füße hatten sich den langen Marsch aus den Bergen hindurch gut gehalten, aber ihre Stiefel waren arg in Mitleidschaft gezogen worden; Maerad glaubte nicht, dass sie eine weitere Wanderung überstehen würden. Sie fragte sich, ob es möglich sein würde, in Murask ein neues Paar zu erstehen, dann fiel ihr ein, dass sie nur ein paar Annaren-Münzen besaß, um sich etwas zu kaufen, denn Cadvan hatte den Geldbeutel bei sich getragen. In den Schulen hatten sie nie etwas zu kaufen brauchen - als Barden hatte man ihnen alles gegeben, was sie benötigten -, hier jedoch befand sie sich in keiner Schule. Maerad beschloss, sich dieses Problem für einen anderen Tag aufzuheben, und begann stattdessen mit der langwierigen Aufgabe, ihr Haar zu entwirren. Vielleicht sollte sie es in Zöpfen tragen wie Sirkana, dachte sie; das wäre praktischer. Ein Teil war beinahe so verfilzt wie ein Fell. Dennoch gelang es ihr letztlich mit viel Geduld, die meisten Knoten herauszuarbeiten.

Zara kehrte mit einem Paar Halbschuhen aus Schafsfleder für Mae

185

rads Füße zurück, außerdem mit einem Tablett, auf dem sich eine Schale mit heißem Eintopf befand, sowie einem Stück ungesäuerten Brotes mit einer Art schwarzen Körner, noch warm vom Ofen. Maerad lief sofort das Wasser im Mund zusammen. Sie empfand es als Erleichterung, dass sie alleine essen würde. Kurz dankte sie Zara, dann stellte sie das Tablett auf die Truhe, die hoch genug war, um sie als Tisch zu verwenden. Zara zog sich zurück, und Maerad verschlang ihr spätes Frühstück oder frühes Mittagessen mit ungehöriger Hast. Mit einem Schlag hatte sie das Gefühl, seit Tagen nichts mehr gegessen zu

haben. Der Eintopf schmeckte würzig wie nach Ziegenfleisch und war mit Sauerrahm und Fenchel abgeschmeckt. Darüber war ein Entenei geschlagen, eine Mischung, die Maerad zwar als ungewöhnlich, aber als überraschend köstlich empfand. Zum Schluss tunkte sie mit dem Brot selbst die letzte Neige aus der Schüssel.

Durch die Mahlzeit und das warme Zimmer wurde sie äußerst müde. Mit der Absicht, sich nur kurz auszuruhen, während sie darauf wartete, gerufen zu werden, legte sie sich aufs Bett. Sie fragte sich, woher Sirkana gewusst haben konnte, dass sie die Ausersehene war, und was das in den Überlieferungen der Pilanel eigentlich bedeuten mochte; noch unbehaglicher grübelte sie darüber nach, was noch über sie bekannt sein konnte. Eigentlich hatte sie gedacht, sobald sie sich im Norden befand, würde es einfach sein zu verbergen, wer sie wirklich war, aber dem war offensichtlich nicht so. Und wenn sie tatsächlich so einfach zu durchschauen war, wie es den Anschein hatte, schwebte sie zweifellos in Gefahr . . . Während sie sich verschwommen über derlei Gedanken sorgte, glitt sie in einen tiefen Schlaf.

Ruckartig erwachte sie und setzte sich auf, sofort hellwach. In der Kammer war es wesentlich dunkler; sie musste stundenlang geschlafen haben. Verunsichert entsandte sie ihr Gehör, um herauszufinden, was vor sich ging. Durch das Haus bewegten sich Menschen, die Pilanel sprachen; irgendwo in der Ferne, vielleicht draußen, sang jemand, und sie vernahm die Laute von Tieren und Kindern. Seufzend rieb sie sich die Augen. Nun, sie konnte nur abwarten. Sie wollte nicht durch das Haus schleichen wie eine Diebin. Obendrein fühlte sie sich vorläufig rundum zufrieden damit zu bleiben, wo sie war.

186

Wenig später steckte Zara den Kopf zur Tür herein. Maerad lächelte und nickte. Zara kam herein und begutachtete sie, indem sie ihr Kinn in die Hand nahm und ihr den Kopf von Seite zu Seite drehte, als wollte sie sich vergewissern, dass Maerad ordentlich sauber war. Wie eine Mutter bei einem Kind strich sie Maerads Gewand glatt, dann gab sie mit der Zunge schnalzende Geräusche von sich, bis Maerad in die Halbschuhe schlüpfte. Schließlich ergriff sie ihren Arm und führte sie zurück hinunter in die Halle.

Diesmal erwartete Sirkana sie nicht alleine. Drei weitere Personen waren bei ihr: zwei Männer, einer davon Dorn, und eine Frau. Die beiden Pilanel, die Maerad nicht kannte, starteten sie an, als sie auf sie zuging. Dabei gaben sie sich keine Mühe, ihre Neugier zu verbergen.

»Willkommen«, begrüßte Sirkana sie auf Annaren. »Du hast uns als deinen Namen Mara genannt.« Maerad errötete, weil sie sich für ihre Lüge schämte, und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch Sirkana hob die Hand, um ihr Einhalt zu gebieten. »Ich glaube, das ist nicht dein üblicher Name, aber vorerst wird er reichen«, sagte sie. »In diesen dunklen Tagen gibt es gute Gründe für Vorsicht. Lass mich dir meine Freunde vorstellen, denen ich mein Leben anvertrauen würde. Es sind Tilla ä Minatar« - die Frau, fast so groß wie Sirkana, nickte an dieser Stelle - »und Vul ä Taqar. Dorn ä Hadaruk hast du ja bereits kennen gelernt.«

Maerad verneigte sich vor den einzelnen Pilanel, dann schob ihr Zara, die Maerad als ihre persönliche Verantwortung zu betrachten schien, einen Stuhl zu und bedeutete ihr, dass sie sich setzen sollte. Maerad folgte ihrer Aufforderung, schaute fragend zu Sirkana, überlegte, ob sie als Nächste das Wort ergreifen und was sie sagen sollte. Eine kurze, etwas verlegene Stille trat ein.

»Du bist sehr jung«, stellte Sirkana fest.

»Ich weiß«, erwiderte Maerad etwas verzweifelnd. Dies schien das Mantra zu sein, das ihr auf Schritt und Tritt folgte; vermutlich sah sie noch jünger aus, als sie war. »Nichtsdestotrotz, ich bin weit gereist, um hier zu sein. Auf mir lastet ein Schicksal - ein Schicksal, das uns alle betrifft-, und ich erbitte eure Hilfe.«

»Unsere Hilfe sollst du bekommen, sobald wir wissen, wer du bist«, ergriff Vul das Wort. Er war ein Mann mit kräftigem Körperbau und gütigem Gesicht, wirkte jünger als Dorn und sprach mit einem schweren Akzent.

187

»Ich - ich bin nicht sicher, wie ich darauf antworten soll.« Abermals entstand kurzes Schweigen, und Maerad spürte neuerlich, wie sehr ihr Cadvan und sein müheloser Umgang mit Fremden fehlten. Sie fühlte sich schüchtern und töricht - und war wütend auf sich, weil sie so empfand. »Ich bin eine Bardin von Edil-Amarandh, Maerad von Pellinor. Bis vor kurzem reiste ich mit Cadvan von Lirigon, auf dem Weg zu diesem Ort. Er starb am Gwalhain-Pass, und danach bin ich alleine hierhergewandert.«

Angesichts dieser Neuigkeiten rührten sich die vier Pilanel und tauschten bestürzte Blicke. »Cadvan war uns bekannt«, erklärte Sirkana. »Du bringst betrüblende Kunde. Was konnte einen derart mächtigen *Dhillarearen* töten?«

»Wir wurden von Frostkreaturen angegriffen. Von Iridugul. Sie kamen zu dritt und entfesselten eine Steinlawine auf ihn. Selbst der größte Magier hätte das nicht zu überleben vermocht.«

»Iridugul?« Ungläubig starrte Dorn Maerad an. »Was treiben Iridugul auf dem Gwalhain-Pass - noch dazu im Herbst? Das kann ich kaum glauben.«

»Sie haben uns verfolgt.« Zum ersten Mal mit anderen über Cadvans Tod zu sprechen fühlte sich an, als gestünde sie letztlich ein, dass er endgültig gegangen war, und Maerad hatte mit der in ihr aufkeimenden Pein zu ringen. »Außerdem wurden wir nahe Thorold von einem Sturmhund angegriffen. Cadvan dachte, dass der Winterkönig dahinter steckt. Wir werden seit geraumer Zeit verfolgt.« Sie setzte ab und biss sich so heftig auf die Lippe, dass es schmerzte. Sie wollte vor diesen ernsten, würdevollen Fremden nicht in Tränen ausbrechen.

»Wenn der Pass blockiert ist, würde das erklären, weshalb die Klans von den südlichen Ebenen noch nicht hier sind«, meinte Vul. Eindringlich sah er Maerad an. »Ist er blockiert?«

»Ich denke schon«, antwortete Maerad. »Es gab einen Erdrutsch, der die ganze Straße verschüttet hat. Es bedürfte einer Armee, um sie zu räumen.«

»Dann dürften unsere Klans dieses Jahr nicht von den Rilnik-Ebenen zurückkehren«, sagte Dorn. »Das sind traurige Neuigkeiten.«

»Du magst noch jung sein, doch du hast bereits mehr gesehen, als du angesichts deiner Jahre hättest sehen sollen«, meinte Sirkana. »Wir wollen dich nicht bedrängen.« Sie wartete, bis Maerad ihre  
188

Gefühle in den Griff bekam, dann fuhr sie fort. »Ich vermute, Cadvan von Lirigon wusste, dass du die Auserwählte bist.«

»Ich bin die Ausersehene. Die unter den Barden Vorhergesagte.« Zum ersten Mal erhob Maerad vor anderen Anspruch auf diesen Titel; sie setzte sich aufrechter hin. *Ich bin die Ausersehene*, dachte sie, *und ich sollte aufhören, mich so zu benehmen, als wäre ich es nicht*. »Falls du das mit der Auserwählten meinst, dann hast du recht. Es heißt, ich werde den Namenlosen besiegen, wenn er sich das nächste Mal erhebt.« Sie blickte auf ihre Hände hinab, plötzlich wieder ein verlegenes junges Mädchen. »Das Problem ist nur, ich weiß nicht wie. Oder warum gerade ich.« Die letzten Worte sprach sie im Flüsterton und wagte nicht aufzuschauen. Sie hörte, wie Vul sich räusperte.

»Und woher wissen wir das?«, meldete Tilla sich zum ersten Mal zu Wort. »Ich will nicht unhöflich sein, Maerad von Pellinor, aber vielleicht irren sich andere und du.«

»Ich weiß es nicht«, gab Maerad demütig zurück. »Mein wahrer Name entspricht der Prophezeiung. Und ich habe - ich hatte - eine ungewöhnliche Gabe. Ich kann Dinge tun, die andere Barden nicht können.«

»Sie ist die Auserwählte«, beharrte Sirkana. »Ich wusste es auf Anhieb, als ich sie zum ersten Mal sah.«

»Aber woher?« Maerad sah Sirkana an. Ob ihres Verlangens zu verstehen, weshalb alle anderen mehr über sie zu wissen schienen als sie selbst, vergaß sie schlagartig alles andere. »Ich bin mir nicht einmal selbst sicher. Wie kannst du es *wissen* f«

Sirkana musterte sie mit stetem Blick. »Du weißt, Maerad von Pellinor, dass ich so wie du eine *Dhillarearen* bin. In Annar werden alle mit der Inneren Stimme an die Schulen geschickt; selbst hier reisen viele nach Süden, um sich das dortige Wissen anzueignen. Aber es gibt auch andere Wege, und ich bin ihnen nach den Sitten meines Volkes gefolgt. Ich besitze außerdem die Innere Sicht, eine Gabe, die nicht vielen unter den *Dhillarearen* beschert wird. Ich sehe, was anderen verborgen bleibt.«

Ein wenig erschrocken schaute Maerad zur stolzen Erscheinung Sirkanas auf. Mirka hatte dasselbe gesagt, doch zu Mirka passte viel eher das übliche Bild einer ungeschulten Bardin: eine tragische Gestalt, deren Gabe sich ohne Unterweisung gegen sie gewandt oder nie so entwickelt hatte, wie sie es hätte sollen. Nun jedoch hatte sie

188

eine Frau vor sich, die nie in eine Schule eingeführt wurde und dennoch all die Kräfte und mehr einer formell ausgebildeten Bardin besaß. Vielleicht stellte Maerads mangelnde Ausbildung, die sie so sehr bedauerte, doch keinen solch großen Nachteil dar.

Als Nächster ergriff Dorn das Wort. »Wenn Maerad die Wahrheit spricht, wie du sagst, dann stammt sie gar nicht aus Annar.« Mit unverhohlenen Zweifeln im Blick betrachtete er sie vom Scheitel bis zur Sohle. »Sie sollte eine Pilani sein, allerdings sieht sie nicht so aus, als flösse auch nur ein Tropfen Pilani-Blut durch ihre Adern. Denn auch das besagt das Lied - dass die Auserwählte unserem Blut entstammt.«

»Mein Vater war ein Pilani.« Plötzlich überwältigt schloss Maerad die Augen; wie sollte sie diesen Leuten ihr ganzes Leben erklären? »Er heiratete Milana von Pellinor, die Oberste Bardin jener Schule. Die beiden hatten zwei Kinder: meinen Bruder Hem - ich meine Cai - und mich. Mein Vater wurde bei der Plünderung Pellinors getötet, als wir noch kleine Kinder waren.«

»Wie war der Name deines Vaters?«, verlangte Dorn zu erfahren.

»Ich kenne seinen vollständigen Namen nicht.« Warum, dachte Maerad, hatte sie nie daran gedacht, sich danach zu erkundigen? Seit sie selbst einen vollständigen Namen besaß, war es immer jener ihrer Mutter gewesen. »Ich weiß, dass sein Gebrauchsname Dorn lautete, aber Mirka hat mir erklärt, dass sei unter den Pilani ein verbreiteter Name. Ich weiß weder, woher er stammte, noch sonst etwas über ihn. Mein Bruder Hem sieht ihm ähnlich, er ist dunkelhäutig, so wie ihr. Mir hingegen sagt man, ich sähe aus wie meine Mutter.« Sie begegnete Dorns Blick. »Mir ist sehr wenig über meine Familie bekannt; nach Pellinors Untergang wurde ich versklavt, und bis zu diesem Frühling wusste ich nicht einmal, was ein Barde ist.«

Langes Schweigen folgte. Die vier Pilanel schienen jeweils tief in Gedanken versunken; Maerad saß still und übte sich krampfhaft in Geduld. Schließlich rührte sich Sirkana und schaute zu ihren Gefährten. Maerad fiel auf, dass Dorn kaum merklich nickte, als hätte Sirkana ihm eine Frage gestellt. Dann wandte Sirkana sich ihr zu und musterte sie eine Weile. Schließlich wurde ihr Blick verschwommen, als sähe sie etwas aus weiter Ferne.

»Ich kannte deinen Vater«, sprach sie. »Und wir wussten beide,

189

dass er die Auserwählte zeugen würde. Es war ein Fluch; schon damals ahnte er, dass ihn dies das Leben kosten würde.«

»Und sein Name war Dorn?«, fragte Maerad mit kaum hörbarer Stimme. Sie hatte ihren Vater so gut wie gar nicht gekannt, und irgendwie empfand sie es als ungerecht, dass Sirkana ihr dies voraus hatte. Unvermittelt fragte sie sich, weshalb Cadvan ihr nicht mehr über die Familie ihres Vaters erzählt hatte; bestimmt hatte er einiges gewusst. Andererseits hätte es ihm ähnlich gesehen, es ihr zu verschweigen, dachte Maerad.

»Ja. Dorn ä Triberi.« Sirkana atmete tief ein, als kämpfte sie gegen einen Schmerz an. »Er war mein Zwilling Bruder. Vor langer Zeit verließ er mich, weil er sich zu den Barden Annars in Ausbildung begeben wollte. Ihn zu missen war eine schlimmere Qual, als ich zu ertragen gedacht hätte; ich fürchtete, mein Herz würde entzweibrechen. Sein Tod hat mir großen Kummer bereitet. Nun, du

bist somit die Tochter meines Bruders. Begreifst du jetzt, weshalb ich wusste, dass du die Auserwählte bist?»

Maerad schüttelte den Kopf in dem Versuch, ihn frei zu bekommen. Dies alles kam so völlig unerwartet; sie hatte gedacht, sie würde ihre Geschichte erklären müssen, um Hilfe zu erhalten, und hatte sich bereits dafür gewappnet, sie so überzeugend wie möglich vorzutragen. Sie hatte nicht damit gerechnet, erkannt zu werden, sobald sie Murask betrat, und noch viel weniger damit, eine solche enge Familienangehörige zu finden. Sirkana, die Schwester ihres Vaters, war also ihre Tante.

Neugierig musterte sie Sirkana und rief sich ihre spärlichen, flüchtigen Erinnerungen an ihren Vater ins Gedächtnis. Sie besann sich, wie er sie manchmal herumgewirbelt hatte, während sie lachte und lachte, und an einen leicht würzigen Duft, doch es schien unmöglich, jene Erinnerungen mit der ernstesten Frau in Einklang zu bringen, die vor ihr stand. Bei näherer Betrachtung allerdings fiel ihr auf, dass Sirkana durch die Form ihrer Augen, ihrer Nase, ihrer Wangenknochen ein wenig Hem ähnelte. Plötzlich wünschte Maerad, Hem wäre nun bei ihr; vielleicht würde ihm das alles nicht so fremd vorkommen.

»Woher habt ihr, du und . . . mein Vater, gewusst, dass er die Ausersehene zeugen würde?»

Sirkana heftete die dunklen Augen auf Maerads Züge. Unvermittelt schien die Halle um sie herum sich zu verdüstern, und Maerad spürte, wie ihr schwindlig wurde, als schaute sie in einen tiefen Brunnen.

»Aus einem Traum«, erwiderte Sirkana in der Hohen Sprache. »Als ich zehn Jahre alt war, träumte ich von großer Finsternis. Und mein Bruder Dorn hob der Finsternis ein Kind entgegen, ein Kind gemacht aus Licht. Ich wusste, dass es sein Kind war.« Während Sirkana fortfuhr, sah Maerad den Traum so deutlich vor ihrem geistigen Auge, als wäre es ihr eigener. »Mit zwölf Jahren ereilte mich derselbe Traum erneut, doch da besaß ich bereits die Innere Stimme. Diesmal sprach Dorn zu mir und verriet mir, wer das Kind war. Dann mit vierzehn und mit sechzehn - stets wiederholte sich derselbe Traum.

Ich erzählte meiner Mutter von den Träumen. Sie wusste, dass ich die Innere Stimme besaß, und riet mir, das Oberhaupt des Klans einzuweihen, was ich auch tat. Dorn jedoch sagte ich erst etwas davon, als ich sechzehn war; es war das Einzige, was ich je vor ihm geheim gehalten habe. Ich fürchtete, was er tun könnte, wenn er es wüsste. Und ich hatte recht damit. Aber schließlich verriet ich es Dorn doch, und in derselben Nacht hatte er selbst einen Traum - den einzigen Zukunftstraum, der ihn je ereilte. In seinem Traum zog eine mächtige Finsternis über das Land auf, und er wurde davon verschluckt. Er hatte Angst, aber er meinte zu mir, er müsste herausfinden, was der Traum bedeutete. Danach brach er zu den Schulen von Annar auf, und ich wusste, dass ich ihn nie wiedersehen würde.«

»Und als du mich gesehen hast, da hast du mich erkannt?«, fragte Maerad leise.

»Ja«, bestätigte Sirkana. »Allerdings nicht mit den Augen. Mit einer weiteren Vision. Seit ich ein junges Mädchen war, habe ich auf die Zeichen geachtet und

den Liedern gelauscht. Ich wusste, dass die Auserwählte noch zu meinen Lebzeiten kommen würde, und ich habe darauf er erwartet.«

Maerad schaute mit ausdrucksloser Miene zu den holzgetäfelten Wänden, auf denen sich flackernd der matte Feuerschein widerspiegelte. Seit sie Murask betreten hatte, fühlte sie sich selbst, als wäre sie in einen Traum geraten; die Erde schien unter ihr abzufallen und sie in eine andere Welt zu stürzen. Doch auf eine Weise, die Maerad nicht verstand, trösteten Sirkanas Worte sie; sie schienen eine Art

191

Erkennen zu vermitteln. Als sie aufschaute, schien die Halle wieder von Licht erfüllt zu sein, und die anderen Pilanel blickten verdutzt drein.

»Was hast du gesagt?«, wollte Tilla wissen. Ihre Stimme hörte sich ein wenig zittrig an, und als Maerad sie ansah, stellte sie fest, dass sie erbleicht war.

»Maerad ist die Auserwählte, und sie ist hier eingetroffen, wie in den Liedern vorhergesagt wurde«, sprach Sirkana. »Das ist das letzte Zeichen.« Sie vollführte eine sonderbare Geste, indem sie mit der geballten Faust zunächst die Brust am Herzen, dann die Stirn berührte. Die anderen taten es ihr gleich. »Sind wir uns also einig?« Alle nickten.

*Einig worin ?*, fragte sich Maerad. Sie fand sich immer noch nicht zurecht. Es schien alles geklärt zu sein, dabei hatte sie noch um gar nichts gebeten. Sie holte tief Luft, setzte sich aufrecht hin und blickte die anwesenden Pilanel nacheinander an. »Ich muss das Baumlied finden, die Wurzel der Hohen Sprache«, verkündete sie. »Das ist meine Aufgabe. Und ich brauche eure Hilfe, denn ich habe nichts. . . « Demütig spreizte sie die Hände. »Ich weiß nicht einmal, wohin ich mich wenden muss.«

»Wohin musst du denn, kleines Küken?«, fragte Vul. Die Verwendung von Mirkas Kosewort für sie ließ Maerad leicht zusammenzucken und ärgerte sie ein wenig. Immerhin war sie kein Kind mehr. Aber aus Vuls Zügen sprach Güte, und sie glaubte nicht, dass er sie damit beleidigen wollte.

»Ich denke, ich muss die Altweisen finden. Mirka besitzt die Innere Stimme; sie fiel in eine Art Dämmerzustand und sagte . . . sie sagte, alle Rätsel würden dort beantwortet. Ich muss etwas über das Geteilte Lied erfahren. Es hängt alles irgendwie zusammen.« Als Maerad dies aussprach, hallte eine höhnische Stimme in ihrem Kopf wider: *Du weißt doch gar nicht, wovon du da redest. Das sind bloß Worte, hohle Worte. . .*

»Wir haben Zeit, all das zu besprechen«, ergriff Sirkana das Wort. »Wenn du die Altweisen finden musst, werden wir dir dabei helfen. Du kannst dich nicht allein auf den Weg zu ihnen machen. Es ist eine lange und beschwerliche Reise zu den Labarok-Inseln, selbst ohne diesen frühen Winter.«

Sie drehte sich den anderen Pilanel zu. »Ich verpflichte euch alle

191

zu Verschwiegenheit«, sagte sie. »Ich vertraue nicht allen unseren Leuten genug, um die Neuigkeit über die Ankunft der Auserwählten gemeinhin bekannt werden zu lassen. Es besteht so schon Gefahr genug.«

Nacheinander nickten die Anwesenden, und Maerad spürte, wie sie vor Erleichterung erschlaffte. Es bestand in der Tat auch so Gefahr genug.  
192

## Siebzehntes Kapitel Die Pilanel

Nach ihrer Begegnung mit den Pilanel fühlte Maerad sich völlig erschöpft. Als sie in ihre kleine Kammer zurückkehrte, setzte sie sich mit ausdrucksloser Miene aufs Bett und starrte ins Leere. Sie kam sich seltsam verloren vor. Selbst, als sie sich alleine auf den verwaisten Weiten der Arkiadera-Ebene befunden hatte, war die Landkarte ihrer Welt gewiss gewesen, wenngleich gefährlich. Nun jedoch schienen sich Kontinente verschoben zu haben und ein neues, unbekanntes Land zu offenbaren.

Trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit den Pilanel fühlte sie sich in Murask nicht zu Hause. Sie empfand den Ort als fremdartig und verwirrend, die Menschen als brüsk und streng, wenngleich nicht unfreundlich. Hier empfand sie keinen Widerhall der merkwürdigen Vertrautheit von damals, als sie Inneil zum ersten Mal betreten hatte, obwohl die Schule dort sich völlig von ihrem Leben davor in Gilmans Feste unterschied. Maerad war überzeugt davon, dass Hem Murask anders wahrgenommen hätte. Er fühlte sich nicht auf Anhieb unter Barden wohl; Maerad hatte dies auf seine albraumhafte Kindheit geschoben, in der er nach dem Fall von Pellinor von Untoten entführt und in einem trostlosen Waisenhaus in Edinur abgesetzt worden war. Aber vielleicht reichte es doch tiefer; vielleicht rührte sein Unbehagen von derselben Art Verweigerung her, die Sirkana zum Ausdruck gebracht hatte, von einer Überzeugung, dass es andere Wege gab, um die Gabe zu entfalten. Obendrein wäre Hem im Gegensatz zu Maerad mit ihrer hellen Haut Annars ohne Fragen als Pilani akzeptiert worden.

Sie war froh, dass Sirkana geheim halten wollte, wer sie war. Maerad glaubte mittlerweile zu verstehen, woher die Finsternis von ihr gewusst hatte und weshalb sie, wie Cadvan gesagt hatte, dem Licht stets zwei Schritte voraus zu sein schien. Die Untoten mussten von den Prophezeiungen der Pilanel gewusst haben; irgendwie mussten

192

sie auch von Sirkanas Traum und Maerads Entscheidung, nach Annar zu gehen, erfahren haben. Sirkana hatte gemeint, dass sie nicht allen ihren Leuten vertraute. Es mochte sich durchaus ein Spitzel in Murask aufhalten, und möglicherweise hatte sich auch vor Maerads Geburt einer an diesem Ort versteckt. Allerdings konnte es auch sein, dass Dorn einen Barden in Annar ins Vertrauen gezogen hatte, der ihn danach verriet. Unwillkürlich musste Maerad an Heigar und die anderen Barden aus Ettinor denken, die ihr in Inneil so verdächtig vorgekommen waren; sie waren gewiss Spione gewesen, wenn nicht für den Namenlosen selbst, so doch mit Sicherheit für Enkir. Hatte Dorn am Ende mit Enkir gesprochen? So unwahrscheinlich mutete dies nicht an - weshalb hätte Dorn einem Barden aus Norloch von solchem Rang misstrauen sollen? Rastlos stand Maerad auf und ging durch die Kammer. Sie glaubte zu ersticken - sie brauchte frische Luft. Mit der Absicht, sich hinauszulehnen und zu betrachten, wie die Welt aussah - mittlerweile musste später Nachmittag

herrschen -, öffnete Maerad die Läden vor dem Fenster. Sie bestanden aus zwei Teilen, beide aus dickem, robustem Holz und verriegelt. Als sie die äußeren Läden aufschwang, wurden sie ihr aus der Hand gerissen und krachten gegen die Wand; eine Bö eisigen Winds stieß in das Zimmer und verteilte Schneeflocken auf dem Boden. Maerad erhaschte nur den flüchtigen Eindruck von wirbelndem Weiß, bevor es ihr mühsam gelang, die Läden wieder zuzuziehen und zu sichern. Sie hatte nicht bemerkt, dass ein Sturm aufgekommen war; die Mauern des Hauses waren sehr dick. Draußen im Freien wäre sie jetzt erfroren. Sie war dem Schnee um gerade mal einen Tag entronnen.

Der Gedanke erschütterte sie ein wenig. Sie setzte sich wieder aufs Bett und beschloss auszupacken. Während sie nacheinander die vertrauten Gegenstände hervorkramte - ihre Leier, Dernhils Buch, die inzwischen fast leere Flasche Medhyl -, begann sie sich allmählich etwas weniger fehl am Platz zu fühlen. Sie vermisste die Holzkatze, die sie Mirka geschenkt hatte, doch auch deren Fehlen gehörte zum Buch ihres Lebens. Nachdem sie die Kammer zu ihrer Zufriedenheit gestaltet hatte, kehrte sie zum Bett zurück und schlug Dernhils Buch auf. Es lag eine Weile zurück, seit sie zuletzt Gelegenheit gehabt hatte, Gedichte zu lesen; und sie erschienen ihr - vermutlich widersinnigerweise - nun bardischer denn je zuvor. Maerad war sich alles

193

andere als sicher, was sie davon hielt, von den Pilanel als ihresgleichen angesehen zu werden.

Am Abend wurde Maerad eingeladen, mit Sirkana zu speisen. Zara machte sich an ihr zu schaffen, bestand sogar darauf, ihr das Haar zu flechten, und vergewisserte sich, dass ihre Gewänder keine Falten aufwiesen. Danach führte sie Maerad feierlich wieder in die Halle hinab, in der ein langer Tisch aufgestellt worden war, mit je einer Bank zu beiden Seiten, voller Leute. Der Lärm ihrer Unterhaltung stieg bereits zu Maerad auf, als sie die Galerie vor ihrer Kammer entlangging, und das Herz schlug ihr unwillkürlich bis in den Hals; seit Ossin war sie nicht mehr unter so vielen Menschen gewesen. Hinunterzugehen und all diesen Fremden gegenüberzutreten bedurfte all ihres Mutes. Sie gab ihr Bestes, um sich ihre innere Unruhe nicht anmerken zu lassen, was sich jedoch als schwierig erwies, als sie die Halle betrat und sich jeder einzelne Kopf zu ihr umdrehte. Sirkana, die in der Mitte des Tisches saß, winkte sie zu einem freien Platz zu ihrer Linken. Maerad setzte sich und betrachtete neugierig die Männer und Frauen ringsum.

Sirkana war ebenso schlicht gekleidet wie zuvor, nur trug sie nun eine einfache Halskette aus goldenen Gliedern, die wie die Goldanhänger in ihren Ohren blinkten. »Heute Abend speisen wir mit den Oberhäuptern der südlichen Klangs«, erklärte sie in der Hohen Sprache. »Dadurch kannst du einige deiner Angehörigen kennen lernen.«

Maerad musterte die dunklen, harten Gesichter der Pilanel und krümmte sich innerlich. »Was soll ich über mich erzählen?«, fragte sie.

»So wenig du kannst«, riet Sirkana. »Es sind gute Menschen, dennoch kann ein loses Wort in ein böswilliges Ohr geraten. Tilla, Dorn und Vul würde ich mein

Leben anvertrauen - bei ihnen ist deine Geschichte sicher. Ich werde sagen, dass du dich auf Pilgerreise aus Annar befindest und Kunde von Mirka ä Hadaruk gebracht hast. Das genügt, um die Ehre zu erklären, die wir dir erweisen.« Listig zwinkerte sie Maerad zu. Gleichzeitig hellte ein ironisches Lächeln ihre strengen Züge auf, und Maerad entspannte sich ein wenig.

Sirkana stellte Maerad förmlich als Mara vor, und zur Begrüßung

194

wurde auf sie angestoßen. Damit schien den Förmlichkeiten Genüge getan, und das Fest begann. Zu Maerads anderer Seite saß ein großer, stämmiger junger Mann mit freundlichem Gesicht. In hervorragendem Annaren stellte er sich als Dharin vor, und zwischen ihnen beiden entwickelte sich ein Gespräch; er war weit in Annar herumgekommen und wollte wissen, woher sie stammte. Thorold hatte er noch nie besucht, und als sie erwähnte, dass sie schon einmal dort gewesen war, löcherte er sie mit Fragen.

Es war ein hohes Fest zmarkanischer Art, und die Gänge schienen nicht enden zu wollen: Zuerst gab es kleine, mit einer Art Kräuterkäse gefüllte Pfannkuchen; danach eingelegte Regenpfeifereier; darauf folgte eine pinkfarbene Suppe mit Sauerrahm und Dill; anschließend ein Gänsebraten, gefüllt mit Haselnüssen und wilden Zwiebeln; dann mit gewürzten Innereien gefüllte Klöße; und ein riesiger Wildbraten. Doch es gab noch mehr: dicke, herzhaft Würste, die offenbar überwiegend aus Fett bestanden, eingelegten Kohl und eine Reihe von Gerichten, die Maerad überhaupt nicht kannte, von denen sie jedoch eingedenk ihrer Erfahrung mit Muscheln die Finger ließ. Niemand störte sich daran, als sie zu essen aufhörte und stattdessen darüber staunte, wie viel die Pilanel verschlingen und trinken konnten, ohne von den Bänken zu kippen.

Zu dem Gelage wurde ein feuriges, hochgeistiges Getränk gereicht, das aus sehr kleinen Tonschalen getrunken wurde, und im Verlauf des Abends wurde die Unterhaltung zunehmend lauter. Unerwarteterweise stellte Maerad fest, dass ihr das Fest gefiel, und nicht nur wegen ihres Geplauders mit Dharin. Ungeachtet ihres gestrengen Auftretens gaben sich die Pilanel Vergnügungen ebenso ausgelassen hin wie die Thorolder. Als der Zustrom an Essen letztlich versiegte, wurden Rufe nach Musik laut, und drei Pilanel holten Fiedeln, Trommeln und Flöten hervor; sie stimmten eine wilde Tanzweise an, die ins Blut ging wie ein Fieber.

»Komm«, forderte Dharin sie auf. »Wir müssen unbedingt tanzen.«

Maerad erhob Einwände und gab sich schüchtern, aber Dharin ergriff einfach ihre Hand und schleifte sie mitten in die Halle, wo sich bereits zahlreiche Tänzer eingefunden hatten. Maerad war froh, dass sie nicht zu viel gegessen hatte, andernfalls wäre ihr übel geworden - Dharin wirbelte sie herum wie einen Kreisel. Die Tänze der

194

Pilanel ähnelten stark jenen, die sie in Thorold gelernt hatte, und alsbald schüttelte Maerad jede Scheu ab und gab sich dem Vergnügen hin. Es schien unendlich lange her zu sein, dass sie zuletzt all die Sorgen ihres Lebens hatte vergessen können. All die Ängste und Zweifel im Umfeld ihrer Suche, all der

Gram und all die Reue wurden im Sturm der Musik fortgefedt, sodass sie gleich einem Gefäß purer Freude in der Mitte des Augenblicks zurückblieb.

»Du tanzt wie eine wahre Pilani«, lobte Dharin sie, als sie zu ihren Plätzen zurückkehrten. »Das Leben ist hart, nicht wahr? Und voller Sorgen. Die Pilani tanzen dem Tod, dem Kummer und den Unbilden zum Trotz. Sie verbrennen lieber vor der Finsternis, als langsam und kläglich zu verblassen wie eine sterbende Flamme.«

Überrascht schaute Maerad auf; sie hatte eben etwas Ähnliches gedacht. »Ja, es tut gut zu tanzen«, pflichtete sie ihm bei. »Und es gibt mir das Gefühl, stärker zu sein, als könnte ich mich Gefahren ein wenig besser stellen.«

»Du bist zu jung, um dich Gefahren zu stellen«, entgegnete Dharin. Maerad bedachte ihn mit einem schiefen Blick; sie hielt ihn für kaum älter, als sie selbst war. Er bemerkte ihre Miene und grinste. »Tja, du hast recht, das Leben kennt keine Achtung vor Jugend oder Alter. Es schüttet seine Sorgen über alle gleich aus.«

*Über manche mehr als über andere*, dachte Maerad und verfiel kurzzeitig in Selbstmitleid. Doch dadurch fühlten sich die flüchtigen Augenblicke des Vergnügens umso kostbarer an.

Am folgenden Tag hatte der Sturm sich ausgetobt und eine unvertraute weiße und funkelnde Welt mit seltsamen Lichtern zurückgelassen. Pilanel-Kinder, verpackt in bunt bestickte Wämser, Schals und Mützen, tummelten sich im Schnee und lieferten sich Schneeballschlachten. Jenseits der weiträumigen, leeren Rasenfläche in der Mitte des Hügels lag der Schnee knietief mit einer dünnen, trügerischen Kruste, unter der Schneematsch lag. Am Himmel ballten sich dichte gelbliche Wolken, die weiteren Schneefall ankündigten.

Maerad atmete die eisige Luft ein und spürte, wie ihr das Blut kribbelnd in die Wangen strömte; sie mochte dieses Wetter. Sirkana hatte ihr angeboten, sie in Murask herumzuführen. Dabei begegnete Mae

195

rad einigen der Pilanel wieder, mit denen sie am Vorabend gefeiert hatte.

Wenn die Klans über den Winter nach Murask kamen, kehrten sie zu ihren traditionellen Unterkünften zurück. Diese waren - abgesehen von Sirkanas Haus, das zugleich die zentrale Gemeinschaftshalle darstellte - in den mächtigen Wall des Hügels eingelassen. Allerdings glichen sie zu Maerads Überraschung keineswegs den düsteren, stickigen Höhlen, die sie erwartet hatte. Vielmehr erwiesen sie sich als heimelige Behausungen mit bunten Wandmalereien und behaglicher, warmer Einrichtung. Die Tiere - Hunde, Rehe, Pferde - Herden in großen, scheunenähnlichen Räumen unten gehalten, während sich die Wohnbereiche oben befanden. Die Größe der verschiedenen Pilanel-Klans schwankte stark; sie konnte von fünf bis zu um die hundert Mitgliedern reichen und umfasste nicht unbedingt Menschen derselben Familie. Häufig handelte es sich um aus Notwendigkeit oder Brauchtum entstandene Gruppen - beispielsweise abhängig davon, wohin ein Klan während des Sommers reiste oder wie er seinen Lebensunterhalt bestritt. Manche arbeiteten als Spielleute oder verkauften Handwerkswaren; andere züchteten Pferde und verdingten sich

als Händler; wieder andere betätigten sich als fahrende Kesselflicker und Schuster; einige hüteten Wild. Wenn sie in Murask eintrafen, teilten sie sich die Unterkünfte entsprechend. Festgelegt wurde dies vorwiegend nach Tradition, weshalb bestimmte Behausungen über unzählige Generationen stets von denselben Klans belegt wurden.

Je mehr Maerad von Murask sah, desto neugieriger wurde sie. Die Siedlung stellte sich als vielschichtiges und wohl durchdachtes Gebilde heraus, ähnlich einem Bienenstock, und diejenigen, die es errichtet hatten, waren äußerst einfallsreich gewesen. Wie die Schulen verfügte die Anlage über ein ausgeklügeltes System von Wasserleitungen und eine ebensolche Abwasseranlage; und das Wasser ging nie aus, da es von einer Quelle im Hügel selbst und in Sirkanas Haus stammte. Mit Torf befeuerte Ofen sorgten dafür, dass der Hügel selbst bei unwirtlichem Wetter nicht gefror und es überall darin warm blieb. Maerad erkundigte sich bei Sirkana danach, wie alt der Hügel war, doch die Antwort lautete, dass niemand es wusste; Murask bestand seit undenklichen Zeiten und war weit älter als die Schulen on Annar.

196

Etwa die Hälfte der Tunnel, die sich durch den Hügel zogen, wurde für Lagerzwecke verwendet. Jedes Jahr brachten die Klans Vorräte für den langen Winter mit - Korn, Öl, Nüsse, Zwiebelzöpfe, getrocknete Kräuterbüschel, eingemachtes Obst -, die sie über den Sommer ertauschten. Wenn sie keine Händler waren, legten sie harten Käse beiseite, den sie aus der Milch ihrer zottigen Rotwildherden herstellten, oder sie schlachteten im Herbst die Jungtiere und räucherten das Fleisch in den riesigen Rauchkammern im Hügel. Jeder Klan steuerte bei, so viel er konnte, und die Lebensmittel galten als Gemeinschaftsgüter. »Wir werden gemeinsam fett, oder wir verhungern gemeinsam«, erklärte Sirkana. »Dieses Jahr heißt es, die Gürtel enger zu schnallen. Deshalb ist es ein schwerer Schlag für uns, wenn die Pilani, die den Sommer in Annar verbringen, nicht über den Winter heimkehren; wir hatten gehofft, dass sie den Mangel ausgleichen könnten. Aber nach dem, was du uns erzählt hast, werden sie wohl umkehren müssen.«

Maerad dachte an die blockierte Straße über den Gwalhain-Pass. »Ich weiß nicht«, gab sie zurück. »Vielleicht könnte sich jemand, der entschlossen genug ist, einen Weg hindurchgraben. Wenn es genug Leute sind.«

»Es ist schon spät im Jahr für ein solches Unterfangen«, sagte Sirkana und seufzte. »Naja, vielleicht kommen sie trotzdem noch. Wir werden ihnen die Tore nicht verschließen. Aber es sieht nicht gut für uns aus.«

Erst am Nachmittag eröffnete sich Maerad die Gelegenheit, über ihre Suche zu reden. Sie waren in einem von Sirkanas persönlichen Räumen angelangt, die kaum größer wirkten als Maerads Kammer. Sirkana goss ihnen einen süßen Kräutertee auf. Behaglich schweigend saßen sie eine Weile da und hingen beide den eigenen Gedanken nach, dann jedoch fasste sich Maerad ein Herz.

Mittlerweile schüchternete Sirkana sie nicht mehr so sehr ein wie zuvor, und bei ihrer ersten Begegnung hatte Sirkana von den Überlieferungen der Pilanel

gesprochen, von einem Rätsel, das Licht auf das Baumlied werfen könnte. Mit gerunzelter Stirn beugte sie sich vor.

»Sirkana, gibt es unter deinem Volk eine Geschichte vom Geteilten Lied?«, fragte sie.

197

Überrascht schaute Sirkana auf. »Vom Geteilten Lied? Nein, dazu fällt mir nichts ein . . . « »Oder vom Baumlied?«

Sirkana schüttelte den Kopf. »Nicht, dass ich wüsste«, erwiderte sie. »Und ich bin sehr bewandert in den Überlieferungen der Pilani.«

»Es hat etwas mit den Elidhu zu tun«, ergänzte Maerad.

»Die Elidhu reden nicht mehr mit Sterblichen«, entgegnete Sirkana. »Sie haben der Welt der Menschen entsagt, als die große Finsternis Einzug hielt.«

»Einige tun es noch«, widersprach Maerad, die allmählich etwas ungeduldig wurde. »Ich habe mit Elidhu gesprochen. Meine Aufgabe besteht darin, das Baumlied zu finden, das wiederum etwas mit den Elidhu zu tun hat und auch mit der Tradition des Geteilten Lieds - zumindest haben Cadvan und ich das angenommen.«

»Alles besteht aus Rätseln«, meinte Sirkana lächelnd. »Bei uns heißt es, die Ausersehene sei ein Rätsel, vielleicht das größte Rätsel von allen. Aber natürlich werde ich dir helfen.«

Abermals runzelte Maerad die Stirn. »Mirka sagte, dass die Altweisen alle Rätsel beantworten und wissen, was halb ist und was ganz. Das scheint mir ein Hinweis zu sein. Mein Herz verrät mir, dass ich diese Altweisen finden muss. Du weißt offenbar, wer sie sind und wo sie sich aufhalten. Wer sind sie?«

»Sie leben weit, weit weg«, antwortete Sirkana. »Im Land des Eises und Feuers, auf den Labarok-Inseln. Sie leben, wo der Schnee niemals schmilzt, wo der Winter eine einzige lange Nacht ist und der Sommer ein einziger langer Tag.«

»Wie weit entfernt ist das?«

»Seit Menschengedenken ist kein Pilani je auf den Labarok-Inseln gewesen«, erwiderte Sirkana. »Aber man sagt, der Weg sei dreimal so weit wie von Murask zum Idrom Uakin.« Kurz zeigte Maerad sich verduzt, dann fiel ihr ein, dass dies die Bezeichnung der Pilani für den Osidh Elanor war. »Es ist eine gefährvolle Reise, besonders im Winter.«

»Aber ist sie zu schaffen?«, drängte Maerad, der dämmerte, dass sie unter Umständen den ganzen nördlichen Winter in Murask festsitzen würde. Und dann könnte es, selbst wenn ihrer Suche Erfolg beschieden wäre, zu spät sein.

197

»Ja, es ist zu schaffen, wenn dich jemand führt, der wetterkundig ist und eine Spürnase besitzt, und wenn du Glück hast. Wir wissen aus Überlieferungen, wie man dorthin gelangt, sofern die Altweisen noch dort weilen. Allerdings gibt es nicht nur Eis, Stürme und unwegsames Gelände zu fürchten. Auch die Jussacks gilt es zu bedenken, die Reisenden auflauern. Du wirst gut gerüstet sein müssen.«

»Ich beherrsche ein wenig Schwertkunst«, sagte Maerad. »Und ich besitze Bardenfähigkeiten.«

»Kannst du reiten?«, erkundigte sich Sirkana.

Maerad nickte.

»Bis zur Wintersonnenwende sind es noch zwei Monde; eigentlich ist es noch früh für Schnee, und dieser Sturm sollte vorübergehen«, meinte Sirkana. »Es wäre am besten, mit Pferden nach Tlon zu reiten, wo die nördlichen Klans sich versammeln. Von dort aus wirst du mit Hunden reisen müssen; eine andere Möglichkeit gibt es im Schnee nicht.«

»Mit Hunden?«, fragte Maerad etwas furchtsam. Sie hegte eine tief sitzende Angst vor Hunden. Sirkana fiel ihr Tonfall auf, woraufhin sie ihr einen etwas spöttischen Blick schenkte.

»Dharin ä Lobvar, der Sohn meiner Schwester, ist ein fachkundiger Hundeführer und besitzt ein sehr feines Gespann. Er fährt jeden Winter über die Handelsstrecken zu den nördlichen Klans. Vielleicht kannst du ihn überreden; er ist jung und voller Abenteuerlust.«

»Ist das der Dharin, mit dem ich mich letzte Nacht unterhalten habe?«, fragte Maerad.

»Er saß neben uns, ja. Seine Mutter ist nicht hier; sie weilt mit den anderen Klans südlich in Annar.«

»Aber dann wäre er ja mein Vetter«, stellte Maerad mit leiser Stimme fest. Inzwischen konnte sie längst nicht mehr behaupten, keine Familie zu besitzen.

»Ja, das ist er. Aber ich werde ihm von eurer Verwandtschaft nichts erzählen, da ich fürchte, er könnte es in seiner Freude anderen gegenüber ausplaudern. Ob du es ihm sagst, nachdem ihr Murask verlassen habt, liegt ganz bei dir.«

Kurze Stille trat ein. Maerad betrachtete die seltsamen Wandgemälde in Sirkanas Zimmer und überlegte, wie es sein konnte, dass sie in Murask so nahe Verwandte hatte und sich dennoch so fremd hier

198

fühlte. Als sie aufschaute, wirkten Sirkanas Augen verschwommen, als sähe sie etwas in weiter Ferne. Doch alsbald blinzelte Sirkana und schien zurückzukehren. Überrascht erkannte Maerad, dass Tränen in ihren Augen glitzerten.

»Ja, er ist dein Vetter«, bekräftigte sie. »Ich denke, es ist ihm vorherbestimmt, dich auf deinem Pfad zu begleiten. Aber das ist ein hoher Preis.«

Obwohl Maerad nachbohrte, wollte Sirkana nicht näher erläutern, was sie damit meinte. Sie sagte nur noch, dass Maerad alles bekommen würde, was sie für die Reise nach Norden brauchte, und dass sie Dharin am nächsten Tag fragen würde, ob auch er willens war, diesen Weg zu beschreiten. Ihre stille Vertraulichkeit schien zerbrochen zu sein; ohne es auszusprechen, ließ Sirkana sie deutlich spüren, dass sie allein sein wollte. Erfüllt von einer plötzlichen Beklommenheit, zog Maerad sich in ihre Kammer zurück.

Maerad konnte es kaum erwarten aufzubrechen. Zwar konnte sie sich in Murask frei bewegen, aber jeder schien mit verschiedenen Aufgaben beschäftigt - Fleisch räuchern für den bevorstehenden Winter, Lebensmittel und Korn in den Lagern verstauen, die Winterunterkünfte reinigen -, weshalb sie häufig das Gefühl hatte, im Weg zu sein. Es hatte wieder zu schneien begonnen, diesmal in

Form eines Schneesturms, der kein Ende nehmen zu wollen schien. Wenn sie Sirkanas Haus verließ, nahm sie den unterirdischen Tunnel, der es mit den Gängen des Hügels verband. Maerad hatte ihre Kindheit in Gebirgsland verbracht, Schnee war ihr daher keineswegs fremd, doch sie spürte die Eigenartigkeit dieses Sturms. Kein Pilanel brauchte ihr zu sagen, dass ein solches Wetter zwei Monate vor der Wintersonnenwende ungewöhnlich und verfrüht war. Sie dachte an den Sturmhund und die Iriduguls am Gwahlhain-Pass, und das Herz wurde ihr schwer. Eine kalte Wesenheit wusste um sie, brütete über ihrer Gegenwart im Norden; dessen wurde sie zunehmend sicherer. Es war wie ein Schatten über ihrem Geist, undeutlich und verschwommen, aber zweifellos da, und er verstärkte sich mit der kalten Witterung. Arkan, der Winterkönig, wusste, dass sie hier war.

Als ihr einziges Vergnügen empfand sie den Beginn einer Freundschaft mit Dharin. Sirkana hatte sich mit ihm, wie versprochen, unter

199

vier Augen unterhalten. Am nächsten Tag kam er beim Mittagessen zu Maerad und ergriff ihre Hände. Maerad blickte hinab: Seine Hände wirkten riesig; ihre gesamte Hand bedeckte kaum seine Handfläche.

»Sirkana hat mir erzählt, dass du dich auf einer Suche befindest. Sie hat mich gefragt, ob ich dich nach Norden zu den Altweisen bringen würde«, sagte er.

»Ich werde dein Führer sein; ich kenne die Erzählungen darüber, wie man dorthin gelangt. Seit meines Großvaters Lebzeiten war niemand von den südlichen Klans dort. Das wird ein großes Abenteuer!«

Er grinste, und Maerad lächelte unwillkürlich zurück.

»Mir hat sie gesagt, ab Tlon müssten wir mit Hunden reisen«, meinte Maerad.

»Ich wusste gar nicht, dass man auf Hunden reiten kann.«

Darüber brach Dharin in herzhaftes Gelächter aus. »Man reitet sie nicht, kleine Base.« Maerad zuckte zusammen; also wusste er, wer sie wirklich war? Aber er verwendete doch ihren Decknamen Mara . . . Sirkana hatte darauf bestanden, dass ihr wahrer Name in Murask geheim blieb. »Nach dem Essen zeige ich es dir. So, wie es derzeit schneit, reisen wir vielleicht schon ab Murask mit Hunden, also solltest du sie ohnehin kennen lernen.«

Wie versprochen führte Dharin sie an jenem Nachmittag zu den Hunden. Wegen des Schneesturms gingen sie durch die unterirdischen Tunnel zu einem Teil des Hügels, den Maerad bisher noch nicht betreten hatte. Sie hatte angenommen, der Hügel sei rund, doch dem war nicht so; die Hundestallungen, wie man sie nannte, befanden sich in einem weiteren offenen Bereich, getrennt vom Gemeinschaftsplatz, wo Sirkanas Haus stand. Hohe Steinmauern unterteilten die Stallungen in große Zwinger, die deshalb abseits des Rests von Murask lagen, damit die Arbeitshunde nicht das Vieh im Hauptteil des Hügels jagten. Mindestens fünfzig Hunde befanden sich hier, zusammengesperrt in Gruppen von sechs bis über einem Dutzend Tieren.

Dass die Hunde Dharins ganzen Stolz darstellten, war unübersehbar, und Maerad, die ihre Furcht vor den Tieren nicht ganz zu überwinden vermochte, gab sich alle Mühe, ihre Unruhe zu verbergen. Sie waren größer als jede Rasse,

die Maerad je gesehen hatte, deutlich größer als Gilmans Bluthunde; die Tiere ragten ihr bis über die Brust und ähnelten auf beunruhigende Weise Wölfen.

200

Zu Maerads Überraschung hatten sich die Hunde trotz des bitterkalten Wetters draußen zusammengerollt, wo sie mittlerweile eine dünne Schneeschicht bedeckte, statt in den für sie vorgesehenen Unterständen. Selbst ihr ungeschultes Auge bemerkte, dass Dharins Hunde ungewöhnlich prächtig wirkten: Sie besaßen ein glänzendes Fell, ausgeprägte Muskeln und eine breite, kräftige Brust. Insgesamt hatte er fünfzehn graue oder schwarze Tiere mit weißen Krausen um die wölfischen Gesichter, und ihre Augen hatten eine schaurig anmutende eisblaue Farbe.

»Das ist Fang, mein Leithund«, erklärte Dharin, als der größte Hund den Schnee abschüttelte, der sich rings um ihn angehäuft hatte, und schwanzwedelnd wie ein Welp auf Dharin zugelaufen kam. Maerad, die es nur mit Überwindung geschafft hatte, Dharin in den Zwinger zu folgen, weil sie nicht als Feigling dastehen wollte, zuckte heftig zusammen; aus solcher Nähe schien der Hund ihren schlimmsten Albträumen entsprungen. Sein Gesicht befand sich in selber Höhe wie das ihre, obwohl er auf allen vier Beinen stand. Die Zähne des Tiers wirkten so lang wie ihre Finger. Sie spürte, wie der heiße Atem des Hundes an ihrem Antlitz vorbeistrich, als Dharin ihn kurz hinter den Ohren kraulte. Fang bellte abgehackt, womit er Maerad abermals zusammenzucken ließ.

»Jagen sie dir Angst ein, Mara?«, fragte Dharin, der sich ihr rasch zudrehte. »Du darfst ihnen deine Furcht nicht zeigen - sie riechen sie, und sie fürchten sich ihrerseits davor. Fang, Platz.« Sofort legte der Hund sich in den Schnee, schaute mit wachem Blick zu Dharin auf und wartete auf dessen nächste Bewegung oder nächsten Befehl. »Fang ist der beste Hund in ganz Zmarkan«, erklärte er stolz. »Ich bekam schon viele Angebote für sie, aber ich würde eher meine Seele verkaufen. Und die alle hier« - er deutete auf den Rest des Rudels - »sind ihre Welpen. Ich habe immer die besten behalten. So bildet man ein gutes Gespann, bei dem es unterwegs keine Streitigkeiten gibt. Na ja, jedenfalls keine ernsthaften.«

Maerad nickte. Das Herz schlug ihr bis in die Kehle. Wie sollte sie es bewerkstelligen, den Hunden nicht zu zeigen, dass sie sich vor ihnen fürchtete? Ein Zusammenschnappen dieser beeindruckenden Kiefer würde ihr das Genick brechen. Sie hätte mit der Hohen Sprache mit den Tieren reden können, doch das wagte sie nicht;

200

wenn man in der Hohen Sprache nicht lügen konnte, wäre es unmöglich, ihre Angst zu verschleiern.

Dharin verschwand in einen Schuppen und ließ Maerad bei den Hunden zurück. Offenbar hatten sie beschlossen, dass sie harmlos war, denn sie schenkten ihr keinerlei Beachtung. Stattdessen standen sie alle auf und beobachteten mit aufgerichteten Ohren die Tür zum Schuppen. Bald tauchte Dharin mit einer Fleischhälfte daraus auf, die er zu Boden warf. Sofort fielen die Hunde darüber her, wobei sie einander anknurrten und ankläfften; Maerad wich unruhig zurück.

Sie hörte, wie die Kiefer knirschend Knochen zermalmten. Das Fleisch wirkte auf dem weißen Schnee äußerst rot.

»Sie sind hungrig«, meinte Dharin, ungerührt von dem Verhalten der Tiere, das Maerad als Furcht erregend und bedrohlich empfand. »Sie werden jeden zweiten Tag gefüttert; öfter brauchen sie nicht zu fressen. Außerdem mangelt es ihnen an Bewegung. Sie sind die einzigen Geschöpfe, die Ruhe nicht genießen.« Als sie den Zwinger verließen, verspürte Maerad Erleichterung, obwohl Dharin beiläufig erwähnte, dass seine Hunde den hohen Zaun überspringen könnten, wenn sie wirklich wollten. »Manchmal springen Hunde in die Zwinger eines anderen Rudels, und das ist nicht gut. Meine Hunde machen das nicht, aber andere sind weniger gehorsam. Die Leute werden bei so etwas immer sehr wütend; auf diese Weise kann man gute Hunde verlieren.«

Maerad schauderte. Auf sie wirkten Dharins Hunde furchteinflößender als alle, die sie bisher gesehen hatte. Und wie es schien, würde sie wochenlang mit ihnen reisen müssen.

»Sind sie Wölfe?«, erkundigte sie sich, als sie fand, dass sich ihr Schweigen zu lange hinzog.

»Nicht ganz. Teilweise Wolf, und halb wild. Wie bei allen wilden Geschöpfen muss man ihnen mit Achtung begegnen.« Dann fiel Dharin Maerads kalkweißes Gesicht auf.

»Mara, es sind gute Tiere«, sprach er in ernstem Tonfall. »Auch wenn du Angst vor ihnen hast, sie wissen, dass du unter meinem Schutz stehst und werden dir nichts antun. Ich bin ihr Oberleithund.«

»Als ich noch ein Kind war, habe ich einmal mit angesehen, wie ein Mann von Hunden zerfleischt wurde«, erklärte sie. »Damals hatte ich Albträume deswegen.«

201

Nachdenklich musterte Dharin sie. »Das ist schrecklich. Aber es waren nicht meine Hunde, die es getan haben.« »Nein«, räumte sie ein. Der Versuch, ihre Angst zu erklären, erschien ihr sinnlos; schließlich hatte sie keine handfeste Ursache. »Aber auch wenn ich nicht aufhören kann, mich vor ihnen zu fürchten, kann ich zumindest versuchen, tapfer zu sein, oder? Wenn du versprichst, dass sie mich nicht beißen werden.«

»Wenn du bei mir bist, werden sie dich nicht einmal berühren«, beruhigte sie Dharin.

»Naja, ohne dich würde ich mich ihnen ohnehin nicht nähern«, erwiderte sie.

»Tja, dann sollte nichts geschehen«, meinte Dharin. Er schaute um Himmel empor, an dem immer noch ein Flockengestöber herrschte. »Irgendwie glaube ich immer weniger, dass wir mit Pferden nach Tlon reiten können«, stellte er fest. »Dieses Schneetreiben sieht mir nicht so aus, als würde es bald enden.«

»Das macht der Winterkönig«, platzte Maerad hervor, ohne nachdenken.

»Meinst du?« Dharin bedachte sie mit einem überraschten Blick. Wahrscheinlich hast du recht. In diesen Tagen kursieren zahlreiche duunkle Gerüchte, und du kennst zweifellos noch andere Neuigkeiten.«

Maerad wand sich ein wenig. Aufgrund seiner mächtigen Masse und seiner langsamen, bedächtigen Bewegungen hatte sie Dharin 's nicht besonders geistesschnell eingeschätzt, doch er schien über eine beunruhigend scharfe Auffassungsgabe zu verfügen. »Aber in einem Sturm kann man nicht reisen«, warf sie ein, um etwas anderes zur Sprache zu bringen.

»Ich habe einen guten Schlitten. Und meine Hunde sind schon ei schlechterem Wetter als diesem gelaufen«, hielt er dem entgegen. »Zugegebenermaßen auf Straßen, die ich gut kenne. Allerdings musst du wissen, dass ich mich nie verirre; man sagt über mich, ich sei wie die Wildgänse, die jeden Sommer über die halbe Welt zum selben Ort fliegen. Aber es stimmt: Selbst der beste Fahrer kann in ein Loch stürzen, wenn er es nicht vor sich sieht.«

202

Trotz Dharins prahlerischer Worte über das Reisen in Schneestürmen brachen sie erst auf, als das Unwetter nachließ. Es dauerte drei Tage und ließ auf die Mitte des Hügels Schnee herabrieseln, bis er den Rand der unteren Fenster erreichte. Zwar wurden jeden Tag Pfade durch den Schnee geschaufelt, dennoch hielten sich die meisten Menschen an die Tunnel.

Sirkana berichtete Maerad, dass man von einem so frühen Winter seit den Tagen der Herrschaft des Winterkönigs in Zmarkan nicht mehr gehört hatte. »Seine Macht wächst«, stellte das Oberhaupt der Pilanel-Gemeinschaft mit ernster Miene fest. »Ich bezweifle nicht, dass er es ist. Als Cadvan von Lirigon zuletzt in Murask war, habe ich ihm davon erzählt.«

Bei der Erwähnung von Cadvans Namen vollführte Maerads Herz einen kleinen Satz. »Ja, Cadvan war überzeugt, dass der Winterkönig sich erhoben hat. Und er hat gesagt, er sei in Sichtweite an dessen Feste vorbeigekommen«, fügte sie hinzu. »Mittlerweile scheint es mir so gut wie sicher zu sein.«

Sirkana musterte sie mit zu Schlitzen verengten Augen. »Ich verstehe deine Suche nicht ganz, Tochter meines Bruders. Aber wenn Cadvan von Lirigon bei dir war, bezweifle ich nicht, dass sie richtig ist. Außerdem weiß ich, dass du mich nicht zu täuschen versuchst; es ist schwierig, mich zu belügen. Dennoch bin ich besorgt. In dir steckt etwas, das ich nicht erkenne. Es hat nichts mit *Dhillarearen* zu tun, es ist etwas anderes.«

»Das ist mein Elementarblut«, schlug Maerad vor.

»Nein, es ist mehr als das.« Sirkana runzelte die Stirn. »Elementarblut ist unter den Pilani dem Vernehmen nach weit verbreitet. Trotzdem wundert mich sehr, dass du mit solchen Wesen gesprochen hast.«

»Oh, nur mit einem«, murmelte Maerad, plötzlich verlegen. »Eine Elidhu namens Ardina hat ein paar Mal mit mir geredet.«

»Hmmm.« Sirkanas Züge blieben unergründlich, weshalb Maerad nicht daran abzulesen vermochte, ob sie ihr glaubte oder nicht. »Mit dir sind Geschichten verbunden, die man angesichts deiner jungen Jahre nicht vermuten sollte, so viel steht fest. Nun, ich sehe ein, dass mit deiner Suche Fragen hoher Politik verbunden sind, und ich will dich nicht weiter bedrängen. Ich vertraue dir, und das nicht nur, weil wir verwandt sind. Ich werde dir alle Hilfe geben, die ich zu gewähren vermag.«

Die Wärme, die in Maerads Brust strömte, als Sirkana aussprach, ass sie ihr vertraute, überraschte sie. Unwillkürlich blinzelte sie und spürte ein Brennen in den Augen. Maerad hatte das Gefühl, dass zum ersten Mal jemand so etwas zu ihr gesagt hatte; und seit sie die Bardin auf den Rilnik-Ebenen getötet hatte und Cadvan am Gwalhain-Pass umgekommen war, hatte sie sich nicht einmal selbst vertraut. Hastig wandte sie sich ab, um ihre Gefühlsregung zu verbergen.

»Ich danke dir, Sirkana«, presste sie mit belegter Stimme hervor. »Ach, Kleines.« Sirkana legte ihr die Hand auf die Schulter; Maerad zuckte ob der Vertraulichkeit der Geste leicht zusammen. »Selbst für jemand viel Älteren wäre die Bürde schwer zu tragen, die auf dir lastet. Du aber bist obendrein noch sehr jung. Wir alle irren uns manchmal. Bisweilen unterlaufen uns Fehler, tun wir Dinge, die schlimme Folgen haben. Doch das bedeutet nicht, dass wir böse sind oder man uns danach nicht mehr vertrauen kann.«

Maerad erwiderte nichts, zumal sie glaubte, in haltlose Tränen ausbrechen zu müssen, sollte sie den Mund öffnen. Klug, wie Sirkana war, hatte sie erahnt, was sie quälte.

»Ich habe meinen Bruder geliebt«, fuhr Sirkana mit leiser Stimme fort. »Es war ein seltsamer Schock, dir zu begegnen, der Tochter meines Bruders. Wenn ich mich mit dir unterhalte, sehe ich sein Gesicht in dem deinen. Vieles an dir zeugt von ihm. Und er war der tapferste und ehrlichste Mann, den ich je gekannt habe.«

Nun begann Maerad endgültig zu weinen. Sirkana tätschelte ihr die Schulter, bis sie aufhörte und sich mit den Händen die Augen abwischte.

»Ich weiß nicht«, sagte Maerad verzweifelt. »Ich fühle mich nicht tapfer. Seit geraumer Zeit erscheint mir alles hart und beschwerlich. Eigentlich mein ganzes Leben. Ich wünschte, ich könnte mich besser an meinen Vater erinnern. Ales, was mir noch im Gedächtnis ist.« Kurz setzte sie ab und schluckte. »Die deutlichste Erinnerung, die ich an ihn habe, ist jene daran, wie er umgebracht wurde. Das ist nicht *gerecht*.«

»Die Welt ist nicht gerecht«, erwiderte Sirkana. »Und nichts vermag ihre Ungerechtigkeiten leichter erträglich zu machen.«

Eine Weile schwiegen sie, und dabei fühlte Maerad sich Sirkana näher als jedem anderen Menschen seit langer Zeit. Sie spürte, dass

neben ihr jemand saß, der sie so betrachtete und hinnahm, wie sie war, mit all ihren Vorzügen und Fehlern. Früher einmal hatte wahrscheinlich ihre Mutter sie so angesehen, doch daran konnte Maerad sich kaum noch erinnern.

Schließlich küsste Sirkana sie auf die Stirn und erhob sich. Ihre Herzlichkeit verschwand hinter der üblichen ernsten Miene. »Tja, ich muss einen Streit zwischen zwei Klans schlichten; sie erwarten mich in der Halle«, erklärte sie.

»Ich bin bereits spät dran.«

Mit noch von Tränen nassen Lidern schaute Maerad auf und lächelte. »Danke, Sirkana«, erwiderte sie nur.

»Du brauchst mir für nichts zu danken«, meinte die große Frau. »Du wirst bekommen, was du für die Reise brauchst. Wenn deiner Suche Erfolg beschieden wird, muss wahrscheinlich ich mich bei dir bedanken.«

»Nicht dafür. Für-«

Kurz wurden jene starren Züge wiederweich. »Ich weiß. Denk stets daran, dass dich meine Liebe begleitet; möge sie dich behüten. Um deinetwillen und um deines Vaters willen.«

Dharin bestand darauf, dass Maerad ihm dabei half, Vorräte zusammenzutragen und den Schlitten für die Reise zu beladen. Er meinte, sie sollte wissen, was sie mitnahmen und wo es verstaut war. Außerdem müsste sie sich mit dem Schlitten vertraut machen, bevor sie aufbrachen. Maerad folgte der Aufforderung nur allzu gern; wenigstens hatte sie dadurch etwas zu tun.

Dharin hatte den Schlitten selbst gebaut und kannte jeden Knoten in- und auswendig. Die langen Kufen bestanden aus durchgehendem Eschenholz, das er zugeschnitten und an einem Ende behutsam aufgebogen hatte, damit der Schlitten mühelos über Steine und andere Hindernisse hinwegglitt. Die Dicke der Kufen entsprach etwa der seines Daumens. Beschichtet hatte er sie mit einer Mischung aus Schlamm, Moos und - wie er Maerad später verriet, als sie einander etwas besser kannten - Harn, der hart und glatt gefror und so das Holz schützte. Von den Kufen ragten sechs Rungen nach oben, ebenfalls aus Esche, jede etwas höher als die vorherige und verbunden mit zwei parallel verlaufenden Latten. Am Heck, hinter der letzten Runge, befand sich eine kleine Plattform, auf der Dharin stand,

204

enn er den Schlitten lenkte. Maerad, so sagte er ihr, würde vor ihm sitzen.

Sorgsam richtete er ihr einen gemütlichen, dick mit Fellen gepolsterten Sitzplatz ein, in den sie schlüpfen konnte wie ein Fuß in einen Schuh.

Den Boden des Schlittens bildeten dicke Holzleisten. Am vorderen Ende war ein gekrümmter Bügel angebracht, der den Schlitten schützte, gefertigt aus robustem Holz und überzogen mit Rohleder. Als Dharin das Gefährt aus dem Sommerlager geholt hatte, hatte er es vollständig zerlegt und neu zusammengebaut, um dessen bestmögliche Belastungsfähigkeit zu gewährleisten und weil Mäuse das Leder angeknabbert hatten. Das Leder, das in zwei Lagen über den Schlitten gespannt war, verlieh dem ganzen Gefüge Biegsamkeit und Zusammenhalt.

Geduldig erklärte Dharin jede Einzelheit und fuhr mit den Händen liebevoll über jeden Teil, um nach Makeln des Holzes zu tasten und Stellen, die sich unter Umständen während des Sommers verzogen hatten. Maerad konnte sich nicht vorstellen, selbst darauf zu ihren, aber andererseits hatte sie bereits eine Menge Dinge getan, die sie nicht für möglich gehalten hätte. Nach und nach ließ ihre Besorgnis über die bevorstehende Reise ein wenig nach.

Gemeinsam beluden sie den Schlitten mit einer in Maerads Augen gewaltigen Menge an Vorräten. Darunter befanden sich zusätzliche Felle, um sie nachts warm zu halten, und eine Art Zelt aus eingeöltem Leder und biegsamem Weidenholz. Außerdem verstauten sie eine Fülle an hartem, eigens für lange

Reisen durch die Kälte gebackenem Honigzwieback. Zusätzlich nahmen sie mehrere Säcke voll üblichem Reiseproviant mit - Nüsse, getrocknete Früchte, geräuchertes Fleisch - und mehrere große Lederbeutel mit Trinkwasser. obendrein hatten sie einen Vorrat Torf, Werkzeug zum Feuer machen und einen kleinen Reiseofen dabei, wie Maerad noch nie einen gesehen hatte. Er bestand aus Eisen mit einer Grundplatte aus Stein, um zu verhindern, dass das Holz des Schlittens in Brand geriet.

Maerads Bündel, das sie bei ihren bisherigen Reisen oft als so schwer empfunden hatte, nahm sich im Vergleich zum Rest bedeutungslos aus. Und dennoch enthielt es alles, was sie besaß - ihre Kampfausrüstung, ihre Schätze, ihre Leier. Den mit Abstand meisten Platz nahm das Futter für die Hunde ein. Zunächst zeigte Maerad

205

sich überrascht darüber, wie viel sie mitnahmen, doch, wie Dharin ihr erklärte, während Pferde sich in der Regel selbst mit Futter versorgen konnten, musste alles, was die Hunde fraßen, mitbefördert werden.

»Sie könnten höchstens jagen, aber unter Umständen fangen sie nichts, und dann werden sie wild«, sagte er. »Und sie fressen eine Menge. Sie können den ganzen Tag laufen, dafür brauchen sie allerdings viel Fleisch. Ich lagere es vorne, dadurch gefriert es und bleibt haltbar.«

Die beiden traten einen Schritt zurück und bewunderten ihr Werk. »Sieht gut aus, sehr gleichmäßig verteilt«, meinte Dharin mit schief gelegtem Kopf. »Tja, Mara, jetzt sind wir jederzeit zum Aufbruch bereit. Du brauchst nur zu sagen, wenn es losgehen soll.«

Maerad blickte durch die offenen Türen auf den weitläufigen Platz hinaus, dessen fernes Ende sie vor lauter Schneetreiben nicht erkennen konnte.

»Glaubst du wirklich, wir sollten bei diesem Wetter aufbrechen?«, fragte sie zweifelnd. »Bist du wirklich ein so guter Fahrer, wie du behauptest?«

Dharin sah sie an. »Wir können auch warten«, erwiderte er. »Selbst der beste Fahrer meidet Schneestürme nach Möglichkeit.«

Maerad überlegte kurz. »Warten wir noch einen Tag«, schlug sie vor.

»Allerdings glaube ich, dass mir nicht viel Zeit bleibt, deshalb sollten wir in Erwägung ziehen, trotzdem aufzubrechen, wenn es nicht zu schneien aufhört. Und wenn du denkst, dass es geht.«

»Dein Wunsch ist mir Befehl«, gab Dharin zurück und verneigte sich vollendet vor ihr. Maerad tat so, als belustigte sie seine Alberei in keiner Weise, und winkte ihn fort wie eine hochmütige Königin. Er wich rücklings aus dem Schuppen, drehte den Hut in den Händen und ließ sich nach hinten in den Schnee plumpsen.

Maerad lachte laut auf. Dharin kam zurück und wischte sich den Schnee ab.

»Tut mir leid, Königin Mara«, meinte er. »Als Sklave taue ich nicht viel.«

Abermals lachte Maerad und strich ihm weiteren Schnee aus dem Haar. »Das ging mir genauso«, sagte sie.

205

Achtzehntes Kapitel Weiß

Als Maerad am Abend allein in ihrer Kammer war, überkam sie eine schreckliche Wehmut. In den wenigen Tagen in Murask hatte sie einen Teil ihrer Familie gefunden, von dem sie gar nichts gewusst hatte. Und obwohl sie eine unbestreitbare Verbundenheit mit Sirkana und sogar mit Dharin spürte, wusste sie doch, dass sie anders war als sie. Auf Hem hätte das nicht zugetroffen, davon war sie überzeugt. Hem hätte sich nahtlos in diese Gemeinschaft eingefügt, bis hin zu den schier endlosen Mahlzeiten. Einen Lidschlag lang lächelte sie beim Gedanken an Hems unstillbaren Appetit. In Murask schien es ihr unmöglich, nicht an Hem zu denken; immer wieder tauchte sein Gesicht lebhaft vor ihrem geistigen Auge auf. An jenem Nachmittag hatte sie einen Jungen gesehen, dessen schmale, dunkle Züge beunruhigend jenen ihres Bruders ähnelten; beinahe hätte sie laut seinen Namen gerufen, bis er sich umdrehte und sie erkannte, dass er es doch nicht war. Hem gehörte so sehr hierher, wie sie spürte, dass sie zu den Barden gehörte. Oder gespürt *hatte*, früher, bevor. . . Die schmerzvolle Vorstellung, dass sie durch ihre Taten für immer von den Schulen verbannt werden könnte, ließ sie zusammenzucken.

Eine Weile lag sie auf dem Bett und starrte blicklos an die Decke. Bald - vermutlich schon am nächsten Tag - würde sie einen weiteren Abschnitt ihrer Suche beginnen. Sie wusste nichts über den Ort, an den sie reiste, und es bestand durchaus die Möglichkeit, dass sie nie zurückkehren würde. Und dann würde Hem nie von seiner Familie in Murask erfahren . . .

Maerad fiel der entsetzliche Zukunftsraum über die Plünderung von Turbansk ein, und sie spürte, wie Verzweiflung ihr aufstieg und sie zu ersticken drohte. Welche Hoffnung gab es für Hem oder sie, ihre jeweiligen Gefahren zu überleben? Wie konnte sie wissen, ob Hem nicht bereits tot war? Und dennoch war Maerad mit einem

206

unerschütterlichen Empfinden, das tiefer reichte als ihre Zweifel, überzeugt davon, dass Hem noch lebte. Es war, als verbände sie beide ein unsichtbarer Faden, unendlich fein und zart. Nein, sie hätte es gespürt, wenn Hem gestorben wäre. Also lebte er noch; sie musste es einfach glauben. *Und solange ein Herz schlägt, besteht Hoffnung*, dachte sie entschlossen bei sich. Sie durfte nicht zulassen, dass Furcht oder Hoffnungslosigkeit ihr Tun bestimmten; so drohte sicheres Versagen.

Unversehens gelangte Maerad zu einer Entscheidung. Sie stand vom Bett auf und durchwühlte ihr Bündel auf der Suche nach dem Schreibzeug, das sie sorgsam in Öltuch eingewickelt darin aufbewahrte. Behutsam breitete sie das kostbare Papier auf der Truhe aus, griff zur Feder, tauchte sie in schwarze Tinte und hielt kurz inne, um zu überlegen, wie sie anfangen sollte. Dann schrieb sie mit verkrampfter Emsigkeit drauflos.

*Mein lieber Bruder, begann sie. Ich verfasse diesen Brief in Murask, einer Pilanel-Siedlung in Zmarkan. Ich hoffe, dass es dir gut geht und dass dir Saliman (sei gegrüßt, Saliman!) genug beigebracht hat, damit du diese Zeilen alleine lesen kannst. Leider habe ich schlechte Neuigkeiten: Cadvan, unser teurer Freund, ist auf unserer Reise hierher am Gwalhain-Pass zusammen mit*

*Darsor und Imi ums Leben gekommen. Es gibt keine Worte, um meinen Kummer auszudrücken.*

*Ich habe Murask auf eigene Faust erreicht und stehe nun kurz davor, mit einem Pilanel-Führer weiterzureisen, um ein Volk zu finden, das man die Altweisen nennt und das in der Lage sein könnte, mir etwas über das Baumlied zu erzählen. Ich hoffe, dass ich recht habe und dies kein Fehler ist. Unter Umständen kehre ich nicht zurück, und es gibt einige Dinge, die du wissen sollst, falls ich dir nicht mehr persönlich davon erzählen kann.*

*Ich habe hier die Familie unseres Vaters entdeckt. Mein Führer heißt Dharin ä Lobvar und ist unser Vetter: der Sohn der Schwester unseres Vaters. Seine Mutter, die derzeit nicht in Murask weilt, konnte ich nicht kennen lernen, dafür das Oberhaupt der Klans, Sirkana ä Triberi, eine weitere von Doms Schwestern. Sie ist eine Bardin wie wir und Doms Zwillingschwester. Ich bin ganz sicher, kämst du nach Murask, du würdest dich wie zu Hause fühlen; du weißt bereits, dass du ein Pilani bist, und zwar auf eine Weise, wie ich es trotz unserer Verwandtschaft niemals sein werde. Die Barden unter den Pilanel kennen andere Wege, ihre Gabe zu nützen, als an einer Schule eingeführt zu werden. Falls die Schulen von Turbansk dir nicht behagen, findest du viel*

207

*leicht bei ihnen einen Platz. Aber unabhängig davon, ob du ein Turbansk-Barde wirst oder nicht, ich glaube, du musst eines Tages nach Murask reisen, um hier mit deinen Angehörigen zu sprechen.*

*Ich schreibe dies voll entsetzlicher Traurigkeit. Du fehlst mir mehr, als ich es zu beschreiben vermag, und jeden Tag wünschte ich, wir wären zusammen, nicht durch so viele Meilen getrennt. Ich habe gehört, dass ein Krieg auf Turbansk zurollt, und ich fürchte um dich. Wir sind in so dunklen Zeiten geboren. Aber ich schreibe dies auch mit Hoffnung und Liebe, bis ich dich, mein lieber Bruder, eines Tages wieder umarmen kann.*

*Deine Schwester*

*Maerad*

Nachdem sie fertig war, las sie den Brief durch. Eigentlich drückte er nicht wirklich aus, was sie sagen wollte; ihr fehlten die Worte für so viele Dinge, zudem empfand sie das Schreiben an sich nach wie vor als Schwerstarbeit. Aber zumindest würde Hem so von seinen Angehörigen erfahren, falls Maerad es ihm nicht mehr selber sagen könnte - und falls ihn der Brief durch das vom Krieg zerrissene Land je erreichte. Sie versiegelte ihn mit Wachs, drückte ihre Pellinor-Brosche in das Siegel und richtete ihn an: *Hem (Cai von Pellinor) über Saliman von Turbansk an der Schule von Turbansk in Suderain*. Dann, besessen von einem Gefühl der Dringlichkeit, ging sie zu Sirkanas Gemächern und klopfte an die Tür.

Sirkana sah erschöpft aus, als sie öffnete. Maerad streckte ihr den Brief entgegen, erklärte rasch, für wen er war, und erkundigte sich, ob er so bald wie möglich abgeschickt werden könnte. Sirkana zog die Augenbrauen hoch, als sie ihn ergriff, und musterte Maerads angespannte Züge.

»Vielleicht gibt es eine Möglichkeit, ihn vor dem nächsten Sommer zu versenden«, meinte sie nüchtern. »Es gibt andere Pässe durch die Berge als den Gwalhain, und manchmal verkehren wir selbst im Winter nach Annar. Wenn dein Bruder sich in Turbansk aufhält, ist er sehr weit von hier entfernt, und die Straßen sind im Augenblick äußerst gefährlich, aber unser Volk kennt geheime Wege. Ich will mein Bestes versuchen.«

Sprachlos warf Maerad die Arme um Sirkanas Hals. Danach fühlte sie sich etwas besser und kehrte in ihre Kammer zurück.

208

Am nächsten Tag hatte der Sturm sich verzogen. Inzwischen weilte Maerad den vierten Tag in Murask, und sie brannte darauf, den Ort zu verlassen. Das klare Wetter erschien ihr wie ein Zeichen. Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft im Hügel konnte sie die Fensterläden aufschwingen und frische Luft hereinlassen. Obwohl es nicht besonders früh war, herrschte draußen noch Dunkelheit; die Tage wurden bereits kürzer. Ein seltsam bläuliches, vom grellen Weiß des Schnees zurückgeworfenes Licht fiel in das Zimmer. Maerad sog die eisige Luft ein. Mit einem Gefühl der Unbeschwertheit, das sie seit Wochen nicht mehr verspürt hatte, begann sie, sich für die Reise anzukleiden.

Um Maerads Reisekluft hatte sich Dharin gekümmert, eine Aufgabe, an die er am Vortag mit äußerster Gewissenhaftigkeit herangegangen war. Sirkana hatte ihm die Schlüssel zum Kleiderlager gegeben, und er hatte Maerad durch eine Reihe von Räumen geführt, die sie zutiefst beeindruckt hatten - sie enthielten den gesamten Vorrat an Ersatzkleidern der Gemeinschaft, die an jeden ausgehändigt wurden, der sie dringend benötigte. In den Regalen stapelten sich Mützen, Stiefel, Wämser, Hosen, Kleider und Mäntel.

Dharin hatte schwere Pelzstiefel gewählt, die Maerad bis an die Knie reichten, und er hatte ihr gezeigt, wie man sich die Füße mit Stoffstreifen einwickelte, bevor man hineinschlüpfte; so schützte man sich besser vor Erfrierungen. Danach hatte er eingehend ihre mit Seide ausgekleideten Wollhandschuhe begutachtet, leicht die Stirn gerunzelt, ein Paar mit Fell gefütterte Fäustlinge herausgesucht und vorgeschlagen, sie sollte die Wollhandschuhe darunter tragen. »Kann ich nicht nur die Handschuhe tragen?«, hatte Maerad ihn gefragt. Mit so vielen Schichten an den Händen fühlte sie sich unbeholfen. »So kann ich gar nichts angreifen.«

»Ohne Finger kannst du noch viel weniger angreifen«, hatte Dharin in einem scharfen Tonfall entgegnet, den sie zuvor noch nie von ihm gehört hatte. »Glaub mir, Mara, dein schlimmster Feind da draußen ist die Kälte. Die kannst du mit der in Annar nicht vergleichen. Ich habe schon Erfrierungen gesehen. So etwas möchtest du bestimmt nicht erleiden.«

Also hatte Maerad sich gefügt und widerspruchslos zugesehen, wie der Kleiderhaufen anwuchs. Sie fand, dass all die Gewänder sehr schwer aussahen; fast alles war mit Pelz gefüttert. Danach gingen sie zurück in Maerads Kammer, wo Dharin ihre eigene Reisekluft in

208

Augenschein nahm und vorschlug, sie sollte all ihre Kleider in mehreren Lagen anlegen. Ihre Lederhose bestand die Prüfung, allerdings forderte er sie auf, den Mantel wegzupacken; er würde ihr nichts nützen. Stattdessen gab er ihr ein dickes Wams und eine Hose, beides aus derselben weichen Wolle wie ihre Kleider. Über all dem sollte sie einen knöchellangen, pelzgefütterten Ledermantel mit einer Kapuze tragen, die fast ihr ganzes Gesicht verdeckte. Er ließ sie alles anziehen und wartete derweil vor ihrer Kammer, danach begutachtete er sie peinlich genau. Er schob ihr die Kapuze tiefer ins Gesicht, sodass sie die Augen verhüllte. »So musst du sie lassen«, erklärte er. »Andernfalls erblindest du durch das ständige Starren in den grellen Schnee.« Maerad, die bereits spürte, wie ihr in der warmen Kammer Schweiß über die Stirn rann, nickte nur. Sie hatte nicht gewusst, dass Reisen im Norden ein dermaßen aufwändiges Unterfangen darstellten, aber die Ernsthaftigkeit, mit der Dharin sprach, beeindruckte sie zutiefst. »Weißt du, Mara, die richtige Kleidung kann den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachen«, sagte er, als sie darum flehte, die Gewänder ausziehen zu dürfen. »Es gibt fast nichts Wichtigeres.« »Das Problem ist nur, dass ich grade vor Hitze umkomme«, begehrte sie auf. »Ich bin noch nicht draußen in Schnee und Eis!« Dharin fand offenbar, dass sie die Angelegenheit zu sehr auf die leichte Schulter nahm, dennoch gestattete er ihr zögerlich, die Pelze abzulegen. »Du wirst schon noch sehen, und dann wirst du dankbar sein, dass du diese Kleidung hast«, mahnte er sie in ernstem Tonfall. »Ich weiß, Dharin«, räumte Maerad mit geröteten Zügen ein, als sie den Mantel dankbar aufs Bett warf. »Aber im Augenblick ist mir einfach nur *heiß*.« An diesem Morgen nun zog sie alles bis auf den Mantel an, vergewisserte sich, dass sich all ihre Habseligkeiten in ihrem Bündel befanden, und begab sich auf die Suche nach Dharin. Wie sie erwartet hatte, hielt er sich in den Hundestallungen auf. Der Schlitten stand bereits im Freien, und er überprüfte gerade die Pfoten der Hunde, indem er sie nacheinander anhob und sorgfältig in Augenschein nahm. Als Maerad eintraf, schaute er auf und lächelte. »Also geht es los?«, fragte er.

»Jetzt gleich?«

209

»Warum nicht?«, erwiderte Dharin grinsend. »Ich muss nur noch die Hunde anschirren, dann können wir aufbrechen.«

Maerad war formelle Abschiede gewohnt und zeigte sich etwas erstaunt.

»Ich habe den Mantel nicht dabei«, warf sie ein. »Und mein Bündel ist noch in meiner Kammer. Außerdem muss ich mich von Sirkana verabschieden und ihr danken.«

Dharin tätschelte den Hund, den er soeben überprüft hatte, und schickte ihn zurück zu den anderen. »Ich bin hier fertig«, sagte er. »Ich begleite dich.«

Gemeinsam kehrten sie zu Sirkanas Haus zurück. Maerad holte ihre Sachen, dann ging sie zusammen mit Dharin zu Sirkanas Gemächern. Allerdings hielt Sirkana sich weder dort noch in der Halle auf; nach einigem Herumfragen

fanden sie die hochgewachsene Frau in einem der Stollen des Hügels, wo sie die Lebensmittellager überprüfte.

»Wir sind gekommen, um auf Wiedersehen zu sagen«, erklärte Dharin ansatzlos.

»Es ist ein guter Tag zum Reisen.«

»Ich dachte mir schon, dass ihr heute aufbrechen würdet.« Stumm musterte Sirkana die beiden eine Weile, als wollte sie abwägen, wie bereit sie für die Reise waren. »Nun denn, Dharin, Sohn meiner Schwester, kennst du die Schilderung darüber, wie man die Labarok-Inseln findet?«

Grinsend tippte sich Dharin an die Stirn. »Alles hier drin«, erwiderte er. »Ich verirre mich schon nicht.«

»Gut.« Sie bedachte ihn mit einem langen, eingehenden Blick, den Maerad als traurig empfand, dann umarmte sie ihn. »Gute Reise, und geht keine Wagnisse ein. Ihr werdet auch so reichlich Gefahren begegnen.« Damit küsste sie ihn auf beide Wangen und wandte sich Maerad zu.

»Einen besseren Führer hättest du nicht finden können«, sagte sie. »Er mag jung sein, aber er besitzt weitreichende Kenntnisse.«

»Ich weiß«, gab Maerad zurück. »Und ich bin dankbar. Ich danke dir für deine Großzügigkeit mir gegenüber und für die herzliche Aufnahme.«

Sirkana streichelte ihr über die Wange und küsste sie. »Geh jetzt. Und mögest du finden, was du suchst.« Aufrecht und stolz wandte sie sich wieder ihrer unterbrochenen Aufgabe zu. Mae

210

rad glaubte, unter ihrer Strenge einen tief sitzenden Kummer zu fühlen.

Vom Lager aus kehrten Maerad und Dharin geradewegs zu den Hunden zurück.

Aus sicherer Entfernung beobachtete Maerad, wie Dharin sechs von ihnen geschickt anschrirte. »Die anderen können hinterherlaufen, bis wir Murask hinter uns gelassen haben«, erklärte er, ohne aufzuschauen. »Wenn ich sie alle anschirre, passen sie nicht durch den Tunnel. Bis dahin können wir neben dem Schlitten gehen.«

Über einen anderen Tunnel gelangten sie unmittelbar zu dem breiten Durchgang, über den Maerad die Siedlung betreten hatte. Diesmal führte sie ein Torwächter, der am inneren Ende des Tunnels wohnte, den gewundenen Zugang entlang. In komischem Gegensatz zu dem anderen Torwächter war dieser Mann noch größer als Dharin und spindeldürr. Allerdings erwies er sich als ebenso schweigsam wie der andere, während sie das aufwändige Verfahren mitsamt dem Öffnen und Verriegeln von drei Toren bewältigten.

Während sie dem Durchgang folgten, blieben die Hunde eigenartig still. Selbst ihre Pfoten verursachten kaum Geräusche auf dem Steinboden. Obwohl ihr Herz dabei viel zu schnell schlug, lief Maerad mitten unter ihnen und blieb so dicht bei Dharin, wie sie konnte.

Als sie endlich das Außentor erreichten, mussten sie den Schlitten eine Schneewechte hochziehen. Der Schnee war so weich, dass Maerads Stiefel darin einsanken, was das Gehen schwierig machte; der Schlitten hingegen glitt über die Oberfläche hinweg wie ein Boot auf dem Wasser. Oben angekommen forderte Dharin sie auf einzusteigen, danach schirrte er den Rest der Hunde an.

Mittlerweile winselten sie alle vor unterdrückter Erwartung und wedelten mit den Schwänzen. Binnen erstaunlich kurzer Zeit vollendete Dharin die Aufgabe; die fünfzehn Hunde scherten zu einer Reihe aus und stemmten die Schultern probeweise gegen das Gewicht des Schlittens. Die Anordnung überraschte Maerad; irgendwie hatte sie erwartet, sie würden wie Ochsen vor einem Karren angeschirrt, einer nach dem anderen.

»So sieht jeder Hund, was sich vor ihm befindet«, erklärte ihr Dharin, als sie sich nach dem Grund erkundigte. »Das ist ihnen lieber. Obwohl sie sich trotzdem alle von Fang leiten lassen.«

211

Er stieg auf den Fahrerstand hinter Maerad, überprüfte ein letztes Mal, ob alles in Ordnung war, und rief: »Ot!«

Die Hunde rannten sofort los, und der Schlitten setzte sich mit einem Ruck über den Schnee in Bewegung. Zuerst liefen sie die hohe Außenwand des Ringhügels entlang, die einen kalten Schatten auf sie warf, doch binnen kürzester Zeit waren sie daran vorbei und preschten über die Arkiadera-Ebene. Allerdings glichen sie nicht mehr dem Land, durch das Maerad unlängst gewandert war. Nun erstreckte sich hier eine gleißende weiße Weite in jede Richtung, unterbrochen einzig von der dunklen Linie der Bäume, die entlang des Flusses wuchsen. Maerad lehnte sich über die Seite des Schlittens, um einen letzten Blick auf Murask zurückzuwerfen. Mit Schnee bedeckt wirkte der Hügel noch seltsamer als zuvor, eine riesige, einsame Erhebung mitten in der schattenlosen Platitude der Ebene. Rasch blieb er hinter ihnen zurück.

Das grelle Gleißn des vom Schnee zurückgeworfenen Sonnenlichts blendete sie, und Maerad besann sich Dharins Warnungen. Rasch zog sie sich die Kapuze vors Gesicht, um die Augen abzuschirmen. Der eisige Wind blies ihr entgegen, brannte ihr auf den Wangen, und ein plötzliches Hochgefühl stieg in ihr auf. Sie drehte sich zu Dharin um.

»Das ist wundervoll!«, meinte sie.

Er grinste auf sie hinab. »Hab ich dir doch gesagt«, erwiderte er. »Es gibt keine bessere Möglichkeit zu reisen. Wer braucht schon Straßen?«

Den ganzen Tag fuhren sie in nordöstliche Richtung. Ab und an verhedderten sich die Zuggurte der Hunde, und Dharin hielt an, um sie zu entwirren. Maerad nützte solche Gelegenheiten, um auszusteigen und die Beine zu strecken, bevor sie wieder zurück auf ihren Sitzplatz kletterte.

Nach einer Weile lullten die gleichmäßigen Bewegungen des Schlittens sie in den Schlaf. Sie träumte, sich in einem Schiff aus Knochen zu befinden, mit dem sie über ein Meer aus Eis segelte; es schien, als suchte sie nach einem anderen Traum, doch sie konnte sich nicht erinnern, nach welchem. Hoch über ihr am Himmel hingen schillernde Lichtvorhänge, und sie streckte die Arme empor, um

211

sie zu berühren. Sie fühlten sich sehr kalt an, jagten eisige Schauer durch ihren gesamten Körper, und danach fielen ihr die Finger von den Händen ab. Ohne Überraschung oder Grauen betrachtete sie ihre fingerlosen Handstumpen und dachte, sie brauchte keine Finger, um Musik zu spielen, doch dann sprach

jemand, der zu gleich anwesend und abwesend schien, jemand mit Cadvans Stimme: »Unsinn!« Ruckartig erwachte sie.

Die Sonne war in ihrer niedrigen Umlaufbahn den Horizont entlanggewandert, aber die Landschaft wirkte unverändert.

»Für manche ist es einfach«, sagte Dharin.

Maerad setzte sich auf und rieb sich die Augen. »Durch all die Felle, die du hier reingelegt hast, ist es sehr warm und behaglich«, gab sie zurück. Sie schaute zu den Hunden, die nach wie vor so flink rannten wie zu Beginn der Reise. »Wie können die Hunde nur immer noch so schnell laufen?«

»Sie sind sehr stark. Und voller Tatendrang.«

Als die Sonne dicht über dem Horizont hing, hielten sie für die Nacht an. Dharin schirrte die Hunde ab und fütterte sie, während Maerad aus ihren Vorräten eine Mahlzeit zubereitete. Anschließend schlug Dharin ein Zelt auf, ein findiges Gebilde aus biegsamen Weidenholzstöcken und geölten Häuten. Beim Auseinanderfalten schnappte es auf wundersame Weise auf und bildete ein kleines Zwei-Mann-Zelt mit einem festen, wasserdichten Boden. Es passte genau hinter den Schlitten, sodass die Häute herabgelassen und am Schlitten selbst verzurrt werden konnten. Dadurch entstanden zwei verschiedene Unterkünfte: ein sehr kleiner Platz, in dem Maerad und Dharin sitzen, essen und sich am Ofen wärmen konnten; und der Schlitten zum Schlafen. Maerad zeigte sich verzückt darüber und ließ Dharin das Zelt mehrmals öffnen und schließen, nur um zu sehen, wie es aufsprang. Dharin, der es selbst angefertigt hatte, tat ihr den Gefallen nur allzu gern. Maerad, die es gewohnt gewesen war, auf Reisen bei jedem Wetter unter freiem Himmel zu schlafen, empfand ein Zelt als geradezu verschwenderische Annehmlichkeit; doch Dharin lachte nur über diese Äußerung und meinte, dass im Norden ein Unterschlupf keine Annehmlichkeit sei, sondern eine Notwendigkeit, wenn sie morgens nicht als menschlicher Eisblock erwachen wollte.

Sie aßen die Abendmahlzeit draußen auf der Spitze des Schlittens

212

und beobachteten, wie die Sonne hinter den Ebenen unterging, ein glühender Feuerball am orangefarbenen Himmel, der den Schnee in tiefgoldenes Licht tünchte.

»Das ist wunderschön«, meinte Maerad verträumt.

»Ja«, pflichtete Dharin ihr bei. »Allerdings gefährlich schön. Sobald wir Tlon hinter uns gelassen haben, gelangen wir ins richtige Winterland. Es ist einerseits unbeschreiblich schön, andererseits auch tödlich.«

»Warst du dort schon mal?«, erkundigte sich Maerad.

»Ein Mal. Ich reise viel und weit. Es widerstrebt mir, den ganzen Winter eingesperrt zu sein, zumal das die beste Reisezeit ist, wenngleich ich zum Mittwinterfest gerne in Murask bin. Zum ersten Mal war ich mit meinem Vater in Tlon, als ich zehn Jahre alt war. Er handelte in Fellen und anderen Dingen mit den nördlichen Klans. Und er war ein hervorragender Fahrer.«

»Das heißt, er lebt nicht mehr?« Mit zusammengekniffenen Augen spähte sie zu Dharin und musterte dessen Züge.

»Höchstwahrscheinlich. Seit mittlerweile fünf Jahren ist er nicht mehr zurückgekehrt. Als er verschwand, war ich achtzehn und bereits ein Mann. Für meine Mutter war es ein schlimmer Schlag. Sie schloss sich einem anderen Klan an und reist nun jedes Jahr in den Süden. Dieses Jahr konnte sie nicht zurückkehren. Ich hatte gehofft, sie noch zu sehen, bevor ich aufbrach, aber ich konnte nicht.«

»Und hast du Brüder und Schwestern?«, fragte Maerad.

»Nein. Nach mir wurden meinen Eltern keine Kinder geboren. Meiner Mutter ging es nach meiner Geburt sehr schlecht; sie wäre dabei fast gestorben.« Eine Weile aßen sie schweigend. Maerad dachte dabei über Dharins Leben nach, das auf andere Weise ebenso rau wie das ihre zu sein schien; sie überlegte, ob sie ihm anvertrauen sollte, wer sie wirklich war. Irgendetwas allerdings ließ sie davon absehen; vermutlich vorwiegend der Gedanke, dass sie ihm dadurch unweigerlich gestehen musste, ihn zuvor getäuscht zu haben.

Obwohl Maerad nur Fahrgast war, fühlte sie sich unerklärlich erschöpft. Sobald es dunkel war, bereitete sie sich zum Schlafen vor. Dharin band die Hunde am Schlitten fest. Sie rollten sich ein, dass sie mit den Schnauzen die Schwänze berührten, und schliefen auf dem Schnee ein.

213

»Sollten wir Wache halten?«, fragte Maerad, die bereit war, die erste Schicht zu übernehmen. Dharin aber lachte nur.

»Bessere Wächter als diese Hunde gibt es nicht«, meinte er. »Sie erwachen, wenn sich im Umkreis von einer Wegstunde etwas regt. Ihr Gehör ist viel schärfer als das unsere.«

*Wohl kaum*, dachte Maerad eingedenk ihres Bardengehørs, doch sie erhob keine Einwände. Tatsächlich empfand sie die Vorstellung als erleichternd, eine ganze Nacht ungestört zu schlafen.

Zur Nachtruhe legten sie sich nebeneinander in den Schlitten. Unter gewöhnlichen Umständen hätte Maerad sich dabei unwohl gefühlt, doch Dharin betrachtete dies als so selbstverständlich, dass es auch Maerad nicht beunruhigte, zumal Dharin obendrein mit ihr verwandt war. Er bettete sich einfach zwischen die Felle, raunte »Schöne Träume vom Licht« und schlief fast sofort ein. Maerad brauchte dafür etwas länger, aber nicht viel.

Binnen weniger als zwei Tagen beschlich Maerad das Gefühl, sie hätte schon immer so gelebt. Die Landschaft erschien endlos und unveränderlich.

Mittlerweile hatten sie den Fluss hinter sich gelassen und fuhren mitten durch das Herz der Arkiadera-Ebene. Maerad sah zahlreiche Vögel - seltsame Tiere mit gefiederten Füßen, die über den Schnee laufen konnten, außerdem große Krähen, die sich schwarz gegen die weißen Weiten abzeichneten. Seltener erspähte sie jagende Adler, die in Aufwinden kreisten. Und sie erblickte kleine weiße Tiere, von denen Dharin ihr erzählte, dass es sich um eine Wieselart namens Zaninks handelte, die von den nördlichen Pilanel ihres Felles wegen gefangen wurden. »Die Pelzfütterung in deinem Wams stammt von ihnen«, sagte er. »Einen besseren Schutz gegen die Kälte gibt es kaum.«

Gelegentlich sahen sie Herden zottigen Wilds. Dharin erklärte ihr, dass dies eine nördliche Art sei, die von den Pilanel als Oribanik bezeichnet und wegen ihres Fleisches und ihrer Milch gehalten wurde. Es waren sehr große Tiere, einige höher als ein Pferd, und sie besaßen gescheckte Felle, die Hirsche zudem mächtige, verzweigte Geweihe.

Am dritten Tage schlug das Wetter um. Die Temperatur sank spürbar, als ein bitterkalter Wind aus Nordwesten zu wehen begann. Dharin band sich ein Tuch vors Gesicht, damit ihm die Nase nicht abfror; dadurch war nur noch das Funkeln seiner Augen zu erken

214

nen. Maerad tat es ihm gleich. Dharin hatte recht gehabt, dies war eine gänzlich andere Art von Kälte. Im Verlauf des Tages legte der Wind zu, und leichter Schneefall setzte ein. »Das wird eine frostige Nacht«, meinte Dharin an jenem Abend. »Und ich fürchte, morgen blüht uns ein Schneesturm. Es ist ein seltsamer Wind. Ein Geschenk vom Winterkönig.«

Jäh schaute Maerad auf. »Glaubst du?«, fragte sie furchtsam.

»Oh, das ist ein Sprichwort unter meinem Volk für Wetter, das aus Nordwesten aufzieht. Mir scheint der Wind nur besonders beißend.«

»Trotzdem könntest du recht haben«, meinte Maerad grüblerisch. »Er verfolgt mich schon seit Annar.«

Eine Zeitlang schwieg Dharin, dann sagte er: »Mara, vielleicht kannst du mir ja sagen, was du zu tun gedenkst. Sirkana hat mir erzählt, dass du auf einer Suche bist und zu den Altweisen willst und dass ich, wenn ich dich zu ihnen führe, das wohl Wichtigste vollbringe, was ich je getan habe. Aber sonst hat sie mir nichts verraten. Ich habe zwar schon vermutet, dass es irgendwie mit dem Winterkönig zu tun hat, nur sonst weiß ich nichts.«

Maerad musterte Dharins Züge. Ernst erwiderte er ihren Blick; seine sanften Augen wirkten neugierig und ein wenig scheu.

»Du hast recht«, meinte Maerad. »Es ist nicht rechtens, von dir zu verlangen, dein Leben für mich aufs Spiel zu setzen, ohne zu wissen warum. Tja, es ist eine lange Geschichte.«

Dharin lehnte sich zurück. »Ich mag Geschichten«, erwiderte er.

»Zunächst: Mara ist nicht mein richtiger Name«, begann Maerad. »Ich heiße Maerad von Pellinor und bin eine *Dhillarearen*, eine Bardin.«

Dharin zog die Augenbrauen hoch. »Das hätte ich nicht gedacht«, gestand er.

»Obwohl ich wusste, dass mehr an dir dran ist, als es den Anschein hat.

Allerdings überrascht es mich dann, dass du dich vor Hunden fürchtest. Wenn du eine *Dhillarearen* bist, müsstest du doch auf eine Weise mit ihnen sprechen können, die mir verwehrt ist.«

Maerad nickte und dachte über die Wahrheit seiner Äußerung nach. Außer bei Imi, die sie immer noch schmerzlich vermisste, hatte sie diesen Teil der Hohen Sprache bislang selten eingesetzt. Und sonst fürchtete sie sich vor wilden Tieren eigentlich nicht.

»Ängste ergeben nicht immer einen Sinn«, sagte sie schließlich. »Ich habe mich zu sehr vor ihnen gefürchtet, um mit ihnen zu reden.

Naja, ich habe noch nie Hunde wie die deinen gesehen. Vielleicht versuche ich es später.«

»Dein richtiger Name ist also Maerad.« Dharin wirkte keineswegs überrascht, und Maerad vermutete, dass er auch das bereits geahnt hatte. »Und wie lautet deine Geschichte?«

»Also, in Wahrheit bin ich deine Base. Mein Vater war Dorn ä Triberi, Sirkanas Bruder. Meine Mutter war Oberste Bardin der Schule von Pellinor. Allerdings kannte ich meinen Vater kaum - er starb, als ich noch sehr klein war.«

Darob wirkte Dharin nun doch überrascht, aber er lächelte. »Ich hätte wissen müssen, dass wir verwandt sind«, meinte er. »Ich hatte schon das Gefühl, dich bereits zu kennen. Gut, gut. Also, Mara - ich meine, Maerad -, du musst mir alles erzählen.«

Selbst in ihrem kleinen Zelt und unmittelbar vor dem Ofen lag eine klirrende Kälte in der Luft. Draußen begann der Wind zu heulen, und die dünne Zeltwand wellte sich. Maerad schauderte und zog die Felle enger um sich; selbst für diesen winzigen Unterschlupf war sie dankbar. Nachdem sie noch einmal tief Luft geholt hatte, schilderte sie die Geschichte ihres Lebens - zum mittlerweile wievielten Male?

Dharin erwies sich als guter Zuhörer; aufmerksam schweigend lauschte er der gesamten Erzählung. Nachdem Maerad geendet hatte, schaute sie zu ihm auf. Er starrte zu Boden.

»Danke, Maerad«, murmelte er. »Ich finde, deine Geschichte ist sehr traurig. Naja, wenigstens verstehe ich jetzt ein paar Dinge. Und mir ist klar, was Sirkanas Äußerung mir gegenüber zu bedeuten hatte.«

Maerad verspürte Dankbarkeit für sein schlichtes Verständnis. Sie hatte sich schuldig gefühlt, weil sie ihn getäuscht hatte, und gefürchtet, dass ihr Trug das Vertrauen zwischen ihnen beeinträchtigen könnte.

»Ich bin froh, dass du mein Vetter bist«, sagte sie. »Ich wollte es dir schon früher sagen, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, es nicht zu können.«

»In Tagen wie diesen braucht man sich für Vorsicht nicht zu entschuldigen«, erwiderte Dharin. Unwillkürlich gähnte Maerad, woraufhin er freundlich lächelte. »Morgen steht uns ein anstrengender Tag bevor«, meinte er. »Wir müssen schlafen.« Er machte den

Ofen aus und verstaute ihn sorgfältig dort, wo ihre Füße sein würden, wenn sie sich hinlegten. Dann küsste er Maerad auf beide Wangen. »Schlaf gut, Base.«

»Du auch«, gab Maerad zurück. Diesmal schlief sie ein, kaum dass sie die Augen geschlossen hatte.

Die nächsten paar Tage der Reise verliefen weniger angenehm als die vorherigen. Der Wind entwickelte sich nicht ganz zum Sturm, es blieb bei endlosem Schnee und klirrender Kälte. Dharin fuhr langsamer und hielt angespannt nach Anzeichen für Bäume oder sonstige Hindernisse Ausschau. Maerad bedeckte das Gesicht und versuchte danach, sich unter die Felle zu

kuscheln und zu schlafen. Vorwiegend verspürte sie Langeweile; es gab nichts zu sehen, und es war sehr kalt.

Das enge Zusammenleben mit den Hunden trug erheblich dazu bei, Maerads Angst vor ihnen zu schmälern; sie waren halb wilde Kreaturen, aber sie taten ihr nichts, sondern behandelten sie eher, wie sie fand, mit einer Art freundlicher Verächtlichkeit. Allmählich lernte Maerad, sie und ihre verschiedenen Persönlichkeiten voneinander zu unterscheiden. Sie konnte Fang mit ihrem schwarzen Fell und der hervorstechenden weißen Krause erkennen. Dann gab es einen jungen grauen Hund namens Ponto, das Küken des Gespanns, der die älteren Hunde häufig verärgerte, weil er versuchte, an ihren Schwänzen zu knabbern, und spielen wollte, wenn sie sich ausruhten; er erinnerte Maerad irgendwie an Hem. Ein anderes der Tiere, einen großen grauen und schwarzen Hund namens Neck, merkte sie sich wegen der eigenartigen weißen Tupfen um seinen Hals. Die anderen verwechselte sie immer noch mehr oder weniger miteinander, aber sie lernte dazu.

Seit dem Beginn der Reise hatte Dharin sie dazu gedrängt zu lernen, wie man den Schlitten lenkte, und eines Nachmittags gab sie nach. Sie stand auf der Plattform am Heck, während Dharin auf ihrem üblichen Platz saß. Maerad ergriff die Zügel. »Sag jetzt: >Ot!<« forderte er sie auf; dies war das Pilanel-Wort für »los«. Maerad tat, wie ihr geheißen, doch nichts geschah. »Sag es noch mal, aber entschiedener«, rief Dharin ihr zu. Maerad versuchte es erneut, doch die Hunde schenkten ihr immer noch keine Beachtung. Diesmal

216

ärgerte Maerad sich ein wenig, und bevor Dharin ihr weitere Anweisungen geben konnte, wechselte sie in die Hohe Sprache: »*Imü!*«

Die Hunde sprangen los. Mit einer gewissen Selbstzufriedenheit spürte Maerad ihre Überraschung, und sie begann, sie zu belauschen; während sie rannten, beklagten sie sich beieinander. *Wer ist sie ? Und Du hast mir nie gesagt, dass sie eine Wolfszunge besitzt! Und Halt die Klappe, Holzzahn, und lauf weiter.* Maerad lachte laut auf, und Dharin blickte sie sichtlich beeindruckt an.

»Das hat ihre Aufmerksamkeit erregt«, stellte er fest. »Tja, vielleicht brauche ich dir gar nichts beizubringen. Alle Befehle werden mittels Sprache erteilt: Man sagt >rechts<, >links<, >halt<, je nachdem.«

»Ich weiß nichts über dieses Land«, erwiderte Maerad. »Oder darüber, wohin ich gehe. Es nützt nichts, in der Lage zu sein, sie zum Rennen zu bringen, wenn man nicht weiß wohin.«

Trotz des plötzlichen Gehorsams, den das Gespann an den Tag legte, behagte Maerad das Lenken nicht; sie fühlte sich überfordert. As es wieder Zeit wurde, verheddertes Geschirr zu entwirren, reichte sie die Zügel zurück an Dharin.

»Wenn du dich ausruhen willst und mir sagen kannst, wohin ich fahren muss, übernehme ich gerne«, erklärte sie. »Aber ich will keinen Unfall verursachen.«

»Auf das Angebot werde ich gern zurückkommen«, erwiderte Dharin. »Über die Arkiadera ist es einfach; in diesem Teil der Ebenen ist alles flach, und es gibt keine Flüsse. Du brauchst nur immer geradeaus zu steuern.«

Danach übernahm Maerad die Zügel mindestens einmal täglich. Je mehr sie den Schlitten führte und dabei spürte, wie das Gespann auf ihre Stimme und ihre Hände ansprach, desto mehr schrumpfte ihre Angst vor den Hunden, wenngleich sie stets sorgsam darauf achtete, sich den Tieren gegenüber respektvoll zu erweisen. Nach einigen Tagen half sie beim Füttern und war in der Lage, mit Gleichmut zu beobachten, wie sie nacheinander schnappten und die gefrorenen Fleischbrocken in Stücke rissen.

In gerader Linie maß die Strecke nach Tlon etwas unter dreihundertsechzig Meilen nach Nordwesten. Ihr Weg war etwas länger, weil Dharin den Fluss umfuhr, der sich nördlich von Murask dahin-schlängelte. Nach fünf Tagen erreichten sie Tlon, und erst da wurde Maerad bewusst, wie schnell sie reisten. Von außen betrachtet erinnerte Tlon stark an Murask. Es handelte

217

sich um einen schneebedeckten Hügel auf den ansonsten flachen Ebenen. Für einen Blick ins Innere bot sich Maerad keine Gelegenheit. Dharin hatte genug Vorräte für eine vierwöchige Reise in den Schlitten gepackt, und er hielt lediglich an, um sich mit dem Torwächter zu unterhalten und Neuigkeiten über die Bedingungen weiter nördlich in Erfahrung zu bringen. Maerad stand dabei hinter ihm und stapfte mit den Stiefeln im Schnee. Ihr Atem bildete Eis auf dem Pelzbesatz ihrer Kapuze, als er die Glocke läutete. Sie fand, dass sie mit solchen Kleidern keiner Tarnung bedurfte; niemand hätte zu sagen vermocht, ob sie einen Mann oder eine Frau verkörperte.

Der Torwächter tauchte rasch auf und begrüßte Dharin überschwänglich und namentlich. Im Gegensatz zu den Wächtern in Murask erwies sich jener in Tlon als wahrer Quell an Auskünften. Er vertrieb sich die Zeit bei seiner eintönigen Aufgabe, indem er mit jedem redete, mit dem er konnte, wobei er Klatsch, Wetterkunde, Gerüchte und Neuigkeiten als Gegenleistung für eine halbe Stunde Plauderei anbot. Dharin kannte ihn offenbar gut, und sie unterhielten sich lange. Maerad verstand nicht, was sie sagten, weil sie Pilanel sprachen, zudem wurde ihr beim Stehen im Wind immer kälter, deshalb lief sie im Kreis herum und wirbelte den Schnee auf.

Rings um Murask war der Schnee weich und pulvrig gewesen, in Tlon erwies er sich als dichter verfestigt und härter als Erde; hier hatte es wesentlich länger geschneit als weiter südlich. Das bestätigte auch Dharin, als er sein Gespräch mit dem Torwächter beendete und zurück zum Schlitten kam, wo die Hunde angeschiirt auf dem Boden lagen und müßig nach dem Schnee schnappten, der um ihre Köpfe rieselte.

»Nok sagt, dass der Winter noch nie so früh eingesetzt hat. Um die zehn Klans sind noch nicht eingetroffen, und es herrscht Vorratsmangel. Die Klans, die aus dem Norden angereist sind, berichten von tückischen Bedingungen und weit mehr Jussack-Überfällen als in anderen Jahren.«

»Jussacks?«, sagte Maerad »Mirka hat mir von ihnen erzählt.«

»Die Pilani-Hügel wurden vor langer Zeit errichtet, lange bevor die Jussacks im Norden auftauchten. Aber bislang haben sie uns gute Dienste erwiesen«, meinte

Dharin. »Damals gab es andere Feinde, die inzwischen ins Reich des Vergessens eingegangen sind. Die Pilani

218

sind immer zu den Hügeln zurückgekehrt - um Geschichten zu erzählen, Güter miteinander zu teilen, Verbindungen zu knüpfen und für die Mittwinterfestlichkeiten. Aber seit mittlerweile vielen Jahren kehren sie auch der Sicherheit halber zurück.«

»Mirka meinte, die Jussacks greifen auf Pferden an«, warf Maerad ein. »Dann können sie im Winter doch keine Bedrohung darstellen, oder?«

»Im Sommer verwenden sie Pferde, die sie von uns stehlen. Heutzutage ist kein Pilani-Klan mehr unbewaffnet unterwegs. In den Wintersiedlungen gibt es volle Lager, und wenn es den Jussacks gelingt, sie zu erobern, könnten sie sämtliche Pilani in Zmarkan ausrotten. Versucht haben sie es schon mehrfach, doch die Hügel sind stark. Die Jussacks werden nicht ruhen, bis die Pilani vom Antlitz der Erde gefegt sind.

Früher hatten die Hügel nur ein Tor, das stets offen stand. Jetzt nicht mehr. Auch die Jussacks fahren mit Schlitten, deshalb sind sie im Winter genauso gefährlich wie im Sommer. Nur sind wir stärker, als ihnen klar ist, und obendrein störrisch.« Dharin grinste; seine Zähne schimmerten aus dem Schatten unter der Kapuze. »Sie werden uns nicht bezwingen.«

218

## Neunzehntes Kapitel Der Nordgletscher

Nachdem sie Tlon verfassen hatten, änderte sich ihr Kurs und führte unmittelbar nach Norden. Als sie in jener Nacht in ihrem Zelt kauerten, das unter dem Druck des Windes erschauerte, erklärte Dharin, dass die Arkiadera-Ebene, die sich über ganz Zmarkan erstreckte, hier ihre nördliche Grenze hatte. »Von nun an reisen wir durch Hramask, und bald gelangen wir in Gefilde, in denen der Schnee niemals schmilzt«, sagte er. »Allerdings ist die Landesmitte verwaist; sie ist zu unwirtlich für Menschen. Die Völker von Hramask leben alle an der Küste.«

»Also nähern wir uns dem Reich des Winterkönigs?«, fragte Maerad.

»Nein. Wir entfernen uns davon«, berichtigte Dharin. »Es heißt, er herrsche im Nordosten. Manche behaupten, dass es dort einst die Festung des Winterkönigs gegeben haben mag, aber jetzt nicht mehr. Doch ob dem so ist oder nicht, kein Pilani reist jemals freiwillig nach Nordosten.«

Maerad dachte darüber nach. »Wer herrscht dann im Nordwesten?«, erkundigte sie sich schließlich.

»Niemand. Zumindest niemand, von dem ich je gehört habe«, antwortete Dharin. »Der Schnee und das Eis sind ihre eigenen Herren.«

Maerad versuchte, sich ins Gedächtnis zu rufen, was man ihr über den Winterkönig erzählt hatte. Sein Name, so erinnerte sie sich, lautete Arkan, und wie Ardina war er ein mächtiger Elidhu. Während der Elementarkriege vor schier unendlichen Zeiten war er Ardinas Gegner gewesen und hatte sich mit dem Namenlosen verbündet, um das Licht zu vernichten; die Folge davon war die Zeit der Großen Stille gewesen. Die Eiskreaturen - die Iridugul - waren seine

Schöpfungen, ebenso die Sturmhunde. Selbst seine Abgesandten waren furchteinflößender als beinahe alles, was Maerad bisher gesehen hatte.

219

»Was weißt du über den Winterkönig, Dharin«, fragte sie nach einer Weile.

»Oh, unter den Pilani gilt er als Legende«, erwiderte ihr Vetter. »Obwohl manche behaupten, die Jussacks huldigten ihm und unsere Verfolgung durch sie sei seine Rache. Man erzählt sich nämlich, wir hätten geholfen, ihn nach der Großen Stille zu stürzen, als der Eiserne König, den du den Namenlosen nennst, die ganze Welt mit Schrecken und Finsternis überzog. Danach war er dazu verbannt, jenseits des Eismeeres im fernen Norden zu bleiben, und durfte nicht mehr in seine Festung Arkan-da nahe dem Idrom Unt, jenem Gebirge, das man in Annar als Osidh Nak bezeichnet.«

Maerad nickte. »Demnach liegt Arkan-da im Osten?«, hakte sie nach und versuchte, sich ein Bild von der Lage der Orte zu machen. »Wenn das bedeutet, dass wir uns vom Winterkönig entfernen, sollte es mich freuen. Je weiter ich von ihm weg bin, desto besser fühle ich mich.«

Was nicht ganz stimmte: Maerad spürte immer noch einen kalten Willen, der gegen ihren Geist drückte. Jedes Mal, wenn sie erwachte, schirmte sie sich unwillkürlich dagegen ab und hielt insgeheim stets Ausschau nach Anzeichen der Kreaturen des Winterkönigs. Dennoch empfand sie Dharins Worte als tröstlich.

Im Verlauf der nächsten Tage legt sich der Wind. Zurück blieb ein kalter blauer Himmel. Maerad stellte fest, dass die Landschaft sich zu verändern begann. Zu ihrer Rechten erspähte sie in der Ferne die gespenstischen Umrisse von Bergen, zudem stießen sie nach und nach auf Fichten- und Tannenwälder, die sich stechend grün vom Schnee abhoben. Das Gelände erwies sich als eher hügelig denn gebirgig, und auf unachtsame Fahrer lauerten mehr Gefahren als zuvor: Strünke abgestorbener Bäume oder von Flechten überwucherte Felsbrocken, die aus dem Schnee ragten. Dharin fuhr vorsichtiger, und Maerad übernahm die Zügel nur, wenn sie den Weg voraus klar erkennen konnte.

Nach sechs Tagesreisen jenseits von Tlon gelangten sie über einen mächtigen, spärlich mit Tannen gesprenkelten Rücken und sahen vor sich ein über drei Meilen breites Eisfeld, das die Täler zwischen den weißen Hügeln füllte. Dharin ließ das Gespann anhalten, schirmte mit der Hand die Augen ab und ließ den Blick prüfend darüber schweifen.

219

»Das ist der Ippanuk-Gletscher«, erklärte er. »Das wahrscheinlich Gefährlichste, was wir überqueren müssen.« »Gletscher?«, fragte Maerad.

»Ein Strom aus Eis. Er stammt aus dem Votul, dem Gebirgszug, den du dort drüben siehst.« Er deutete mit der Hand nach rechts, wo sich eine gespenstische Bergkette in der dunstigen Ferne verlor. »Tja, einen besseren Zeitpunkt als jetzt gibt es nicht«, meinte er und straffte die Schultern. »Wir können gut sehen, und ich denke, von hier aus können wir einen sicheren Weg darüber finden. *Ot!*« Zum ersten Mal hatte Dharin so etwas wie Besorgnis erkennen lassen. Zweifelnd betrachtete Maerad den Gletscher. Wenn Dharin meinte, er sei gefährlich, dann

musste er in der Tat gefährlich sein. Langsam trieb er die Hunde den Rücken hinab und auf die Gletscherzunge zu. Dabei rumpelte der Schlitten über die Steine und Klumpen schmutzigen Eises, die entlang der Ränder verstreut lagen. Das Geräusch des Schlittens veränderte sich, sobald sie auf den Gletscher gerieten: An die Stelle des glatten Zischens über Schnee trat ein schabender, raspelnder Laut. Als sie sich auf die Mitte zubewegten, wurde Maerad klar, dass der Gletscher selbst Geräusche von sich gab; ein seltsames Knirschen wie von Stein auf Stein, ein bedrohliches Knarren, und manchmal hörte es sich an wie der Schrei einer seltsamen Kreatur. Schaudernd erkannte sie, dass es sich um einen matten Widerhall der Rufe der Iridugul handelte, als diese Cadvan und sie am Gwahlain-Pass angegriffen hatten.

Das Eis selbst war unterschiedlich. Manchmal erwies es sich als klar wie ein Smaragd, und sie konnte durch grüne Tiefen auf das Felsbett des Gletschers weit unter ihnen hinabschauen. Die meiste Zeit allerdings war das Eis undurchsichtig und voller Makel und Risse. Dennoch haftete der Umgebung eine fesselnde Schönheit an. Gelegentlich erspähte sie darin sonderbare Dinge, die wie Visionen anmuteten, wenn sie sich an klaren Stellen des Eises abzeichneten: ein grüner Baum, die Äste gebogen, als befände er sich in einem Sturm, oder eine Wolke aus Steinbrocken, die wie er in der Luft zu schweben schien. Einmal erschaschte sie einen flüchtigen Blick auf ein riesiges Tier mit mächtigen Schultern, dichtem Fell und langen weißen Stoßzähnen. Dharin hatte vor Anspannung die Stirn gerunzelt, deshalb fragte sie ihn nicht, ob er wusste, um welches Tier es sich handelte. Bald erkannte sie, weshalb er den Schlitten so vorsichtig

220

über den Gletscher bewegte: Die Krallen der Hunde, so scharf sie ein mochten, rutschten häufig über das Eis, zudem war der gesamte Gletscher von tiefen Spalten durchfurcht, die teils ohne Vorwarnung unmittelbar vor ihren Füßen auftauchten. Einmal gerieten sie zu ah an eine Spalte; sofort rief Dharin den Befehl zum Anhalten, und unzählige Krallen schabten über das Eis, als sie vor einem Riss zurückwichen, den Dharin zuvor nicht gesehen hatte. Die tückisch lau-grünen Ränder öffneten sich zu einer bodenlosen Dunkelheit, die an einen grässlichen Schlund erinnerte. Den Hunden behagte der Gletscher ebenso wenig wie Dharin; sie liefen mit eingezogenen Schwänzen, und vereinzelt heulte eines der Tiere vor Angst auf. Der kurze Tag neigte sich bereits dem Ende zu, als die Hunde das Ende des Gletschers erreichten. Erleichtert stellten sie die Ohren auf, als sie den Schlitten den gegenüberliegenden Rücken hinaufhieften.

Nach dem Gletscher war das Schlimmste, dem sie sich stellen mussten, die klirrende Kälte. Ihr Kurs führte nun wieder nach Nordosten: Dharin steuerte auf eine Stelle an der Küste zu, welche etwa einhundertzwanzig Meilen vom Gletscher entfernt an einer der zahlreichen Landzungen lag, die ins Eismeer hinausragten. Die Labarok-Inseln befanden sich westlich davon.

»Segeln wir auf die Inseln?«, erkundigte sich Maerad, dachte über ihre früheren Erfahrungen mit Seereisen nach und überlegte, so sie in diesem unbewohnten Land ein Boot finden sollten.

»Nein, wir fahren mit dem Schlitten über das Meer«, antwortete er. Maerad dachte, er scherze, bis er ihr erklärte, dass jenes Meer gefroren sei und sie über dickes Eis gleiten würden. »Angesichts des frühen Winters wahrscheinlich sogar sehr dick«, fügte er hinzu. »Die Labaroks sind zwar Inseln, aber im Winter spielt das keine Rolle. Das Meer friert zu und verbindet sie alle miteinander, außer in der Gegend um die Inseln des Feuers.«

Mit zunehmender Entfernung von den Bergen kamen sie wieder schneller voran. In weniger als zwei Wochen der stetig kürzer werdenden Tage hatten sie fast die gesamte Weite der eisigen Nordländer durchquert, und die Hunde rannten immer noch so freudig wie beim Aufbruch aus Murask. Maerads Achtung vor ihrer Ausdauer und Treue hatte im selben Maße zugenommen, in dem ihre Angst sich gelegt hatte; manchmal plauderte sie sogar mit Fang,

221

deren barsche, bedingungslose Entschlossenheit ein Gefühl des Wiedererkennens in Maerads Brust weckte. Diese Hunde gehorchten strengen Gesetzen der Notwendigkeit, die Maerad als weniger fremdartig empfand, als sie vermutet hätte; sie hatte eine raue Kindheit durchlitten und kannte daher die harten Regeln des Überlebens besser als die meisten Barden. Fang bezeichnete Dharin als »Meister« und verneigte sich vor niemandem sonst, weder Mensch noch Tier. Seit sie herausgefunden hatte, dass Maerad etwas besaß, was die Hunde die »Wolfszunge« nannten, brachte ihr die Hündin mehr Duldsamkeit und Achtung entgegen, stellte jedoch auch klar, dass Maerads Befehlsgewalt über sie Grenzen hatte. *Ich werde dir gehorchen*, sagte sie. *Aber du bist nicht meine Meisterin.*

Drei Tage nach der Überquerung des Gletschers gelangten sie schließlich an die Gestade des Ipiilnik Igor, des Meeres des Feuers. Bevor sie aufs Eis hinaus aufbrachen, schlugen sie noch einmal ein Lager auf. Den letzten Abschnitt ihrer Reise traten sie an, als der Tag noch dunkel war und die Sterne frostig an einem klaren, kalten Himmel über ihnen funkelten. Die Fahrt über das Eis des Meeres ähnelte ein wenig jener über die Arkiadera-Ebene: Das Gelände war flach, und so kamen sie zügig voran.

Die Sonne ging als kalter Flammenball auf, und Maerad sah sich bewundernd um. Das flache Eisfeld des Meeres wurde von hohen Türmen aus Eis unterbrochen, die sich blendend weiß mit bläulichen Schatten abzeichneten und vom Wind in eine Vielzahl absonderlicher Formen geschliffen worden waren. Dharin verriet ihr, dass es sich um Eisberge handelte, die im Sommer nicht geschmolzen und nun im gefrorenen Meer gefangen waren. Maerad fand, dass der Anblick gleichermaßen seltsam wie unbeschreiblich schön anmutete, wie ein Bild aus einem Traum. Nach einigen Stunden erspähte sie in der Ferne etwas, das wie ein mächtiger Springbrunnen aussah, der Dampf hoch in die Luft spuckte.

»Die erste Insel«, sagte Dharin. »Dorthin fahren wir nicht.«

»Was ist das?«, wollte Maerad wissen.

»Auf diesen Inseln gibt es zahlreiche Feuerberge«, antwortete er. »Sie speien geschmolzenen Fels aus dem Herzen der Erde aus und bilden diese heißen

Quellen. Auf dieser Insel lebt nichts, sie wird alle zwei Stunden von kochendem Wasser versengt. Wir nennen sie Terun-OL, die Insel der Hitze. Wenn du lange genug wartest, siehst

222

du, wie die Quelle verschwindet. Weiter entfernt gibt es eine Insel namens Irik-OL, die aus Feuer speienden Bergen besteht. Aber der kommen wir besser nicht nahe, denn sie ist so heiß, dass rings herum Wasser nicht einmal mitten im Winter gefriert.«

Als sie sich der ersten Insel näherten und daran vorbeizogen, beobachtete Maerad, wie der Dampfstrahl abflaute und schließlich verschwand. Dann, nach längerer Zeit, schoss er plötzlich mit einem donnerähnlichen Laut wieder empor. Maerad dachte bei sich, dass sie es als Aufschneiderei eines Reisenden abgetan hätte, wenn ihr jemand von derlei Dingen erzählt hätte - ihr schien nahezu unvorstellbar, dass es solche Hitze und solche Kälte an ein und demselben Ort nebeneinander geben konnte.

Die nächste Insel hielt sie zunächst irrtümlich für einen weiteren Eisberg, zumal es sich um eine steile Felsnadel handelte, die gleich einem hohen Turm gerade gen Himmel ragte. Dharin erklärte ihr, dass dies Nakti-OL sei, die Vogelinsel, so genannt, weil im Sommer riesige Vogelschwärme dort nisteten. »Es heißt, dass sie wie ein einziger, riesiger Schwärm himmelwärts aufsteigen, so zahlreich, dass sie die Sonne verdunkeln«, fügte er hinzu. »Schade, dass sie weggeflogen sind und wir sie nicht sehen werden.«

Die Sonne neigte sich bereits dem Horizont zu, als Dharin auf eine niedrige, dunkle Erhebung vor ihnen deutete. »Das ist Tolnek-OL, das Land der Altweisen«, verkündete er.

Maerad spähte mit zu Schlitzen verengten Augen durch die zunehmende Düsternis. Die lange Reise mit all ihren Beschwerden und Wundern hatte das Baumlied aus ihren Gedanken verdrängt. Es war eine Erleichterung gewesen, vorübergehend zu vergessen, wer sie war, und einfach nur mit Dharin und den Hunden zusammenzuleben. Nun kam ihr ihre Suche wieder in den Sinn, und Furcht schnürte ihr die Brust zu. Bald würde sie vielleicht einige Antworten erhalten. Das einzige Problem bestand darin, dass sie nicht sicher war, ob sie die richtigen Fragen kannte.

222

## **Zwanzigstes Kapitel Inka-Reb**

Als sie das Ufer der Insel erreichten, war die Dämmerung schon hereingebrochen. Dharin weigerte sich, bei Dunkelheit einen Fuß auf das Land der Altweisen zu setzen, und so lagerten sie für die Nacht auf dem Eis des Meeres. Das Wetter war klar und ruhig. Über ihnen erwachten unzählige Sterne zum Leben. Maerad erschienen sie wie funkelnde, kalte Früchte, die sie nur vom Firmament zu pflücken brauchte. Gemeinsam fütterten sie die Hunde, danach setzten sie sich draußen auf den Schlitten und redeten, da sie das Zelt trotz der bitteren Kälte als zu beengt für eine solche Nacht empfanden. Es würde noch einige Stunden dauern, bis sie sich bereit zum Schlafen fühlten.

In der Ferne hörte Maerad ein seltsames Bellen, das durch die tiefe Stille rings um sie hallte. Die Hunde spitzten die Ohren, legten sich jedoch wieder hin, als Dharin ihnen befahl, ruhig zu bleiben.

»Was ist das?«, wollte Maerad wissen.

»Seehunde, vermute ich«, antwortete Dharin. »Unweit von hier muss sich ein Seehundlager befinden. Tja, das sind mal gute Neuigkeiten; ich werde die Altweisen fragen, ob ich dort jagen darf. Ich brauche mehr Fleisch für die Hunde.«

Die traditionellen Erzählungen der Pilanel über Reisen in den Norden beinhalteten die Höflichkeiten, die von Fremden bei einem Besuch der Altweisen erwartet wurden. Dharin wies Maerad in die verschiedenen Arten der nördlichen Völker ein, und sie lauschte ihm aufmerksam.

»Du musst wissen«, begann er in ernstem Tonfall, »dass diejenigen, die wir die Altweisen nennen, nur eines von vielen Völkern sind, die im kalten Norden leben. Die Pilani wissen von mindestens zwanzig verschiedenen Völkern an der Küste von Hramask zu berichten, von Orun bis Lebinusk, und wahrscheinlich gibt es noch mehr. Und du darfst nicht davon ausgehen, dass eine Gruppe der anderen

223

gleicht: Sie pflegen verschiedene Sitten und Gebräuche und sprechen verschiedene Sprachen. Die Altweisen gelten als die ältesten von allen. Sie selbst bezeichnen sich als Inaruskosani, das bedeutet >die als Erste auf der Erde wandelten<.«

Maerad nickte und dachte nicht zum ersten Mal darüber nach, wie wenig sie doch über Edil-Amarandh und dessen Völker wusste. Alles war wesentlich vielschichtiger, als sie je vermutet hätte; jedes Mal, wenn sie dachte, die Welt allmählich zu verstehen, eröffnete sich ihr ein neuer Blickwinkel und förderte neue Unwissenheit zutage.

Leise redete Dharin weiter, zählte die verschiedenen Namen der Völker des Nordens auf und berichtete, was er über ihre Gepflogenheiten wusste. Kämpfe unter den einzelnen Völkern gab es nur sehr selten; Dharin meinte, das läge daran, dass sie aufgrund ihrer rauen Lebensbedingungen keine Zeit für Kriege hätten.

Es gab, so erklärte er, eine gemeinsame Sprache namens Lirunik, deren sich die nördlichen Pilanel-Klans und die Völker des fernen Nordens bedienten, wenn sie sich miteinander verständigen mussten. Dharin beherrschte die Sprache seit seiner Kindheit, da sein Vater ein bedeutender Händler gewesen war und er sich als Übersetzer verdingt hatte.

Nach einer Weile breitete sich Schweigen zwischen ihnen aus. Sie saßen einfach da, lauschten dem Gurren der schlafenden Hunde und dem fernen Bellen des Seehundrudels. Ein zunehmender Mond warf sein kaltes Licht über das endlose weiße Meer. Im Süden erkannte Maerad einen rötlichen Schimmer am Horizont, wo die feurigen Berge von Irik-Ol das geschmolzene Herz der Erde ausspielen. Alles an diesem Ort bestand aus Wasser, Eis, Feuer, Stein und Luft; neben derart

gewaltigen Naturkräften nahmen sich die Sorgen und Nöte der Menschen belanglos aus. Sie spürte, wie sich ein wohliger Friede in ihrer Brust ausbreitete. Nachdem sie eine Weile beisammen gesessen waren, spürte Maerad ein Kribbeln auf der Haut. Gleichzeitig nahm sie ein merkwürdiges Geräusch wahr, konnte jedoch nicht ermitteln, von wo es stammte. Zuerst hörte es sich wie ein sehr fernes Pfeifen an, dann wie das Geläut unzähliger winziger Silberglocken. Die Laute erinnerten sie an die Stimme, die ihren wahren Namen - Elednor - ausgesprochen hatte, als sie als Bardin eingeführt worden war. Das Geräusch schwoll an, klang bald wie ein Klingeln, bald wie das Zischen von

224

Wasser oder Wind, bald wie ein leises Knistern. Mit einer Frage auf den Lippen drehte Maerad sich Dharin zu, doch der hatte sich nach Norden gewandt und starrte an den Himmel. Maerad folgte seinem Blick und sog scharf die Luft ein. Der gesamte nördliche Horizont, von Osten bis Westen, loderte vor Schleiern aus waberndem grünem Licht. Mit offenem Mund beobachtete Maerad, wie die Schleier sich teilten und weitere leuchtende Schlieren preisgaben, die in einem anmutigen Tanz abwechselnd verschwanden und wieder auftauchten. Die Farben erstreckten sich über die gesamte Bandbreite von zartestem Frühlingsgelb zu tiefstem Smaragdgrün, durchsetzt mit prächtigen Purpurtönen. Von Ehrfurcht ergriffen betrachteten sie das Schauspiel, bis der Farbertanz schließlich zu flimmern begann, langsam ermattete und erlosch.

Maerad seufzte vor purem Glück. »Was sind das für Lichter?«, fragte sie Dharin. »Wir nennen sie die Himmelstänzer«, antwortete er. »Manche meinen, sie stammen aus dem Reich der Toten.«

»Von jenseits der Tore?« Maerad schaute zum mittlerweile ruhigen Himmel empor, wo der Lukemoi, der Pfad der Toten, mit seinem weißen Schweif von Horizont zu Horizont schillerte, kaum getrübt vom Schein des Mondes.

»Ja. Angeblich dringen sie durch, wenn die Tore leicht geöffnet sind und die Grenze zwischen dem Leben und dem Tod verschwommener wird. Deshalb fürchten manche Menschen den Anblick der Lichter.«

»Ich habe mich nicht gefürchtet«, erwiderte Maerad. »Sie haben sich angehört wie die Summen der Sterne.« Eine Weile schwieg sie nachdenklich. Vielleicht war ihr soeben ein flüchtiger Blick in das reine Herz des Lichts gewährt worden, hinaus über die Tiefen der Weißen Flamme in etwas noch Seltsameres, Kälteres und unendlich Geheimnisvolleres.

»Was glaubst du, waren das für Geräusche?«, fragte sie schließlich. »Denkst du, das waren die Gesänge des Lichts?«

»Was für Geräusche?«, gab Dharin zurück. »Ich habe nichts gehört.«

»Es war eine Musik. Eine sonderbare Musik . . . «

»Es gibt wohl Dinge, die du hören kannst, Base, ich aber nicht.«

»Na, jedenfalls, ob sie zu fürchten sind oder nicht, ich bin froh,

224

dass ich sie gesehen habe«, erklärte Maerad. »Den Anblick werde ich nie vergessen.«

»Dass sie wunderschön sind, bedeutet nicht, dass sie nicht auch gefährlich sein können«, gab Dharin zu bedenken. »Trotzdem bin auch ich froh.«

Am nächsten Tag warteten sie, bis die Sonne aufging, dann fuhren sie im ersten trüben Schein mit dem Schlitten auf Tolnek-Ol. Die Insel erwies sich als felsig und flach. Weit und breit gab es keine Bäume, und in dem gräulichen, matten Licht wirkte die Umgebung äußerst trostlos. Die ersten Anzeichen auf menschliche Behausungen bildete etwas, das wie Säulen weißen Rauches aussah, die Maerad für den Qualm von Feuerstellen zum Kochen hielt. Dharin aber teilte ihr mit, dass es sich um Dampf aus heißen Quellen handelte. Sie hielten auf die Dampfsäulen zu und trafen bald im Hauptdorf der Insel ein, in Imprutul.

Zunächst begrüßte sie das Bellen von Hunden. Einige Kinder, so dick in Felle gepackt, dass sie kugelrund wirkten, erblickten sie und rannten schreiend ins Dorf. Dharin lenkte den Schlitten auf einen freien Platz, den eine lose Anhäufung von niedrigen, runden Häusern aus Stein und mit Erdrampen umgab, welche an eine mittelhohe Felswand grenzten. In Pferchen um die Häuser sah man Rotwild, außerdem kamen drei oder vier große Hunde kläffend und angriffslustig knurrend herbeigerannt. Kurz fürchtete Maerad, dass es zu einem Kampf kommen könnte, aber die Hunde des Dorfes wahrten Abstand zu ihnen. Dharin warf einen Blick auf Maerad und spürte etwas überrascht ihre Unruhe. »Ich hoffe, die Erzählungen der Pilani stimmen noch«, meinte er. »Es ist viele Jahre her, seit zuletzt jemand unseres Volkes hier war, und die Dinge verändern sich. Falls man uns hier feindlich gesinnt ist, müssen wir rasch aufbrechen.« Mit plötzlich trockenem Mund nickte Maerad.

»Wenn alles gut verläuft, wird bald jemand kommen«, fuhr Dharin fort, stieg vom Schlitten und befahl in scharfen Tönen seinem Gespann, das mit den Hunden des Dorfes wüste Beleidigungen austauschte, still zu sein. »Wir brauchen nur zu warten. Schau nicht so ängstlich drein.«

225

Und tatsächlich näherte sich alsbald jemand. Zwei Leute traten aus einem der Häuser und kamen langsam auf sie zu. Maerad konnte nicht erkennen, welchen Geschlechts sie waren; später fand sie heraus, dass es sich um zwei Dorfälteste handelte, einen Mann und eine Frau.

Dharin streckte zum Gruß die Hand aus und sprach etwas auf Lirunik. Die Dorfältesten nickten, ergriffen nacheinander seine Hand, hielten sie kurz und ließen sie wieder los. Dharin stellte Maerad vor, die sie auf dieselbe Weise begrüßten und dabei mit ernsten Mienen nickten. Maerad lächelte sie an und wünschte, sie würde ihre Sprache beherrschen. Wartend stand sie daneben und versuchte, nicht zu gelangweilt oder frierend zu wirken, während Dharin sich mit den Dorfältesten unterhielt.

Schließlich wandte sich Dharin ihr zu. »Ich habe ihnen gesagt, wer wir sind und dass wir hier sind, weil du ihre Weisheit bei einer wichtigen Frage brauchst. Außerdem habe ich ihnen erklärt, dass ich gerne Handel treiben möchte. Der Mann heißt Ibikluskarini, die Frau Gunisinapli. Sie haben erwidert, dass sie uns

gern zur Verfügung stellen, was sie an Weisheit besitzen, dass sie Felle zum Tauschen haben und dass sie uns ins Haus einladen.«

So weit, so gut, dachte Maerad und überlegte, wie sie diesen Leuten erklären sollte, weshalb sie so weit in den Norden gereist war. Wegen eines Traumes, wegen ein paar hier und dort aufgeschnappten Hinweisen von einer halbverrückten Pilanel-Greisin und einem weisen Ziegenhirten in Thorold - was konnten sie für einen Sinn in dem erkennen, was sie ihnen zu sagen hatte? Dharin kehrte zum Schlitten zurück und holte ein in Öltuch gewickeltes Bündel. Er befahl dem Gespann, still zu bleiben. Die Hunde setzten sich in den Schnee, stellten die Ohren auf, klopfen mit den Schwänzen auf den Boden und winselten. Die einheimischen Hunde schienen zu dem Schluss gelangt zu sein, dass die Besucher keine Bedrohung verkörperten, dennoch blieben sie neugierig in der Nähe. Einer der beiden Dorfältesten gab einen scharfen Befehl, woraufhin die Hunde zurücksprangen und sich neben die Türen ihrer jeweiligen Häuser hockten.

»Wir wollen keinen Hundekampf«, murmelte Dharin, während sie auf das nächstgelegene der Rundhäuser zugen. »Denn wenn diese Hunde sich in ein Gefecht stürzen, kämpfen sie bis zum Tod.«

226

Danach bückte er sich, um durch die niedrige Tür des Hauses zu schreiten. Sogar Maerad musste sich ducken. Die Türen schienen so klein wie möglich gestaltet zu sein, um die Wärme im Haus zu halten, und das Innere war fensterlos und von rauchenden Lampen erhellt, in denen eine Art Fischöl brannte. Zunächst war der Geruch überwältigend: eine Mischung aus menschlichen Ausdünstungen, ranzigem Fett, Fisch und Qualm. Maerads Augen trännten, und es dauerte eine kleine Weile, bis sich ihre Sicht an das schummrige Licht gewöhnte. Außerdem war es sehr heiß: Sie begann sofort zu schwitzen. Zum ersten Mal seit Tagen legten sowohl sie als auch Dharin ihre Pelzmäntel ab.

Der Raum, den sie betreten hatten, entpuppte sich als deutlich größer, als Maerad erwartet hatte. Sie begriff, dass sich das Haus in die Felswand hinein erstreckte; am gegenüber liegenden Ende befand sich ein weiterer Eingang, den ein Vorhang aus einer Art rauer Wolle verdeckte. Etwa ein Dutzend Menschen war anwesend: Ein alter Mann arbeitete an einer Elfenbeinschnitzerei, und mehrere Kinder, die kleinsten davon splitternackt, spielten etwas mit großen Fingerknochen. Zwei Frauen und ein weiterer Mann kneteten mit den Fingern von verschiedenen Enden aus eine Tierhaut, um sie geschmeidig und weich zu machen, eine andere Frau fütterte ein Kleinkind. Alle schauten auf und nickten, als die Fremden eintraten, dann widmeten sie sich wieder ihren jeweiligen Tätigkeiten.

In der Mitte des Raumes befand sich ein runder weißer Läufer, zusammengesetzt aus zahlreichen Fellen. Dharin und Maerad wurden eingeladen, sich zu setzen. In kleinen runden Bechern reichte man ihnen eine klare Flüssigkeit zum Trinken. Die Dorfältesten nickten ernst. Dharin nickte zurück, Maerad tat es ihm gleich, und die beiden leerten die Becher in einem Zug. Das Getränk war so scharf, dass Maerad sich trotz aller Bemühungen beinahe daran verschluckte; es war genauso

stark wie Voka, ein aus Rüben und anderem Wurzelgemüse gebrannter Schnaps, den die Männer in Gilmans Feste brauten, und es schmeckte genauso scheußlich. Sie schloss die Augen und versuchte, sich so schnell wie möglich zu erholen. Die Flüssigkeit brannte sich den Weg in den Magen hinab und ließ in ihrem Gefolge ein taubes Gefühl zurück. Maerad hoffte inständig, dass die Sitten dieser Leute keinen zweiten Becher vorsahen; zu ihrer Erleichterung schenkte niemand nach. Inzwischen war ihr so heiß

227

geworden, dass sie sich am liebsten weiterer ihrer zahlreichen Kleiderschichten entledigt hätte, doch sie wusste nicht, ob man das als unhöflich empfunden hätte. Dharin wickelte indes das Bündel aus, das er vom Schlitten geholt hatte. Zu Maerads Überraschung enthielt es zwei herrliche Beispiele der Holzschnitzkunst der Pilanel, erlesen gefertigt und mit glänzendem Schwarz bemalt. Das eine stellte einen Wolf dar, das andere ein Schneehuhn. Mit geneigtem Haupt überreichte er beide den Dorfältesten. Mit ernsten Mienen nahmen sie die Geschenke entgegen, bewunderten sie aus jedem Winkel und neigten anschließend ebenfalls die Köpfe zum Dank.

Damit schienen die Förmlichkeiten vorüber, und Dharin stürzte sich mit den Dorfältesten, an deren vielsilbige Namen sich Maerad beim besten Willen nicht erinnern konnte, in eine lebhafte Unterhaltung. Maerad wischte sich Schweiß von der Stirn und versuchte, die Gedanken beisammen zu halten. Später erzählte ihr Dharin, dass sie lediglich Neuigkeiten ausgetauscht hatten: über das Wetter, über Jagdgründe, Mutmaßungen über den frühen Winter und die allgemeinen Bedingungen im Norden und auf den südlichen Ebenen.

Anscheinend erlitten die Altweisen selbst nach mehreren kargen Sommern wieder ein schlechtes Jahr, und wenngleich ihnen noch keine Hungersnot drohte, fürchteten sie, dass dies in einem weiteren Jahr der Fall sein könnte. Ein oder zwei Mal schnappte Maerad das Wort »Jussacks« auf - Dharin hatte sich erkundigt, ob es Kunde über Jussack-Überfälle im fernen Norden gab, und weitergegeben, was er in Tlon erfahren hatte. Die Dorfältesten berichteten ihm, dass sie Gerüchte von anderen Völkern weiter unten an der Küste gehört hatten, jedoch so weit im Norden noch keine Jussacks gesichtet worden seien.

Nachdem die Neuigkeiten ausgetauscht waren, begann Dharin, Maerad in das Gespräch mit einzubeziehen. Es erwies sich als schleppendes Unterfangen, zumal ihre Fragen und anschließend die Antworten übersetzt werden mussten, doch zum Glück schienen die Dorfältesten über endlose Geduld zu verfügen. Ja, sie kannten eine Geschichte über das Lied. Maerad spürte ein Kribbeln im Nacken. Ja, selbst so hoch im Norden erinnerte sich man an die schreckliche Finsternis und den schauerlichen Winter, die ihr Volk vor vielen Generationen beinahe ausgelöscht hätten, und sie hatten am Him

227

mel, im Schnee und in den Eingeweiden von Tieren Zeichen gesehen, die sie fürchten ließen, dass solche Zeiten zurückkehren könnten. Sie erinnerten sich sowohl an den Winterkönig als auch an den Namenlosen, wenngleich sie in den Liedern ihrer Völker andere Namen besaßen. Aber nein, obwohl sie die

Geschichten hüteten, konnten sie Maerad nicht sagen, was das Geteilte Lied war. Und was Bäume anging - so hoch im Norden gab es keine.

Ob dieser Antwort fühlte Maerad sich sofort niedergeschlagen. War sie so weit gekommen, nur um zu erfahren, dass die Antworten ihrer andernorts harnten? Doch die Frau redete noch.

Dharin nickte, dann wandte er sich Maerad zu. »Gunisinapli meint, wenn du etwas über derlei Dinge wissen willst, solltest du mit ihrem Sänger sprechen. Er nennt sich Inka-Reb und lebt abgeschieden bei den Wölfen, ein Stück von hier entfernt. Allerdings warnt sie davor, dass er nicht mit jedem redet und sich weigern könnte, dich zu empfangen. Jedenfalls heißt es über ihn, dass er zwischen den Lebenden und den Toten wandelt und das Wissen der Toten besitzt.«

»Könnte er ein *Dhillarearen* sein?«, fragte Maerad. Dharin erkundigte sich bei Gunisinapli danach, woraufhin sie nur die Hände zu einer Geste hob, die auszudrücken schien: vielleicht, vielleicht auch nicht.

»Wenn er einer ist, kann ich mit ihm sprechen«, sagte Maerad. »Tja, ich vermute, das sollte ich tun. Wie kann ich ihn besuchen?«

Es folgte eine Aufzählung von Anweisungen, denen Dharin aufmerksam lauschte. Danach drehte er sich Maerad zu. »Zuerst musst du dich reinigen. Das bedeutet, du musst einen Tag und eine Nacht lang alleine in einer besonderen Hütte im Dorf verweilen, fasten und Geist, Seele und Körper mit Liedern vorbereiten. Du darfst nicht schlafen. Als Erstes, bevor du zu singen beginnst, musst du in der Quelle baden. Nach dem Singen musst du dich neuerlich waschen, dich anziehen und, ohne mit jemand anderem zu sprechen, demütig zu ihm gehen, mit reinem Herzen oder reinem Begehrt, das Wort lässt sich schwer übersetzen. Du musst eine Gabe mitnehmen; sie sagen, dass er es in der Regel vorzieht, Fleisch zu bekommen. Sie werden dir die Gabe auf die Schwelle der Hütte legen. Wenn du das alles befolgst, entscheidet er vielleicht, mit dir zu reden.«

»Wie finde ich den Weg?«

228

»Den beschreiben sie dir vorher. Sie meinen, er sei einfach zu finden.«

Maerad nickte, und dachte, dass sie sich, wenn die Quellen heiß waren, tatsächlich ein Bad genehmigen könnte, eine Annehmlichkeit, die sie so lange nicht mehr genossen hatte, dass sie fast vergessen hatte, wie sie sich anfühlte.

»Und beim Vorbereiten mit Liedern, müssen das besondere Lieder sein? Oder kann ich meine eigenen singen?«

Dharin fragte nach, was zu einem längeren Zwiegespräch zwischen den Dorfältesten führte. Schließlich sagte er: »Sie haben besondere Lieder für ihr Volk, aber sie denken, es wäre am besten, wenn du deine eigenen verwendest.«

»Wann kann ich anfangen? Ich sollte mich so bald wie möglich vorbereiten.«

»Du kannst in die Hütte gehen, wenn die Sonne morgen aufgeht. Bei Sonnenaufgang am Tag darauf kannst du Inka-Reb aufsuchen.«

»Das hört sich gut an«, meinte Maerad. »Aber was wirst du in der Zwischenzeit tun?«

»Ich habe reichlich Arbeit«, gab Dharin zurück. »Wir brauchen Fleisch. Die Dorfältesten haben mir erlaubt, ihre Jagdgründe zu besuchen.«

Eingedenk der Anweisungen zu ihrer Vorbereitung durch Lieder suchte Maerad ihre Leier heraus. Abgesehen von ihren Kleidern war das Instrument das Einzige, was sie in die Ritualhütte mitnahm. Bei der Hütte handelte sich um eine kleinere Ausgabe der Häuser des Dorfes, ebenfalls fensterlos, mit einer kleinen, mit zwei Lederschichten versehenen Tür und einem Kamin, durch den Rauch und Dampf abzog. Im Inneren befanden sich eine Öllampe, ein Steinsitz und ein Bad aus rauem Stein, in dem warmes Wasser blubberte. Maerad berührte es, um zu erkunden, wie heiß es tatsächlich war; es war angenehm warm. Mit wohligem Gefühl warf sie alle Kleider ab und kletterte hinein, konnte endlich den angesammelten Dreck mehrerer Reisewochen vom Körper waschen. Als sie genug hatte, kletterte sie aus dem Wasser, das von ihr auf den Steinboden tropfte, während sie dastand und sich fragte, wie sie sich abtrocknen sollte, zumal weit und breit nichts bereitlag, was an ein Handtuch erinnerte. Da es in

229

der Hütte so warm war, nahm sie letztlich einfach auf dem Sitz Platz und wartete, bis sie von selbst trocken wurde. Danach schlüpfte sie in saubere Seidenunterwäsche, die sie seit Murask aufgespart hatte, und dachte über Lieder nach.

Es war lange her, seit Maerad zuletzt ausgiebig Musik gespielt hatte. Tatsächlich war es lange her, dass sie sich zuletzt überhaupt wie eine Bardin gefühlt hatte. Sie hob die Leier an, strich zart über die Saiten und bemerkte dabei, dass die Schwielen an ihren Fingern zurückgegangen waren, weil sie so lange nicht gespielt hatte. Die Leier gehörte ihr schon fast so lange, wie sie zurückdenken konnte. Davor hatte ihre Mutter sie besessen, was den Hauptgrund darstellte, weshalb Maerad das Instrument so liebte, wenngleich sie mittlerweile wusste, dass es auch aus anderen Gründen kostbar war.

*Tja, dachte sie, wie soll ich anfangen ?* Eine Zeitlang saß sie schweigend da und kramte im Gedächtnis ihres Körpers, in ihren Händen und in ihrem Herzen nach all den Liedern, die sie im Verlauf vieler Jahre gelernt und gehört hatte, und überlegte, welches sich am besten als Beginn eignete. Letztlich erkannte sie, dass die Antwort auf der Hand lag: *Das Lied des Erschaffens*, der erste Lied des Bardentums, das von der Entstehung Edil-Amarandhs berichtete. Sie schlug mit den Fingern die vertrauten Akkorde an und sang in der Hohen Sprache statt auf Annaren:

*Im Anfang war das Dunkel, und die Finsternis*

*war ganz Masse und ganz Maß, doch ohne zu fühlen,*

*Und die Finsternis war ganz Farben und ganz Formen, doch ohne zu sehen,*

*Und die Finsternis war ganz Musik und aller Klang, doch ohne zu hören,*

*Und sie war ganz Duft und ganz Geschmack, sauer und bitter*

*und süß, Doch sie erkannte sich nicht.*

*Und die Finsternis dachte, und sie dachte ohne Geist, Und der Gedanke wurde Geist, und der Geist belebte sich, Und der Geist ward Licht.*

229

*Im Anfang war das Dunkel...* Maerad grübelte über die Worte nach. Sie hatte noch nie zuvor darüber nachgedacht. War damit dieselbe Finsternis gemeint, die sie verfolgte, oder eine andere Finsternis? Vielleicht ähnlich wie die Himmelslichter, die sie in der Nacht zuvor gesehen hatte; auch sie waren ein Licht gewesen, jedoch nicht dasselbe Licht, von dem die Barden sprachen, die Weiße Flamme von Norloch. Wie Wellen durch einen Bach ließ sie die Gedanken durch ihren Geist rollen und ineinander fließen. Gleichzeitig spürte sie, wie die Musik sie durchströmte, sie beruhigte und einen tief verwurzelten Teil ihrer selbst weckte, von dem sie nicht gewusst hatte, dass er schlummerte. Den Rest des Tages und die ganze lange Nacht hindurch spielte Maerad sich die Finger wund und sang sich die Kehle heiser, auch wenn sie nicht durchgehend sang. Zwischen den Liedern legte sie Pausen ein und dachte nach. Dabei stiegen allerlei Erinnerungen in ihr auf: das verdrießliche Antlitz Mirlads, ihres ersten Lehrmeisters, wie er sich über seine Harfe beugte, oder Cadvan, wie er in der Halle in Inneil sang. Sie hatte so lange nicht gespielt, dass sie sich wie eine Verhungerte fühlte, der plötzlich ein Festschmaus vorgesetzt wurde; die Worte der Lieder schienen ihr so frisch, als hätte sie diese zuvor nie gehört oder bisher nie richtig verstanden.

Der Tag und die Nacht verstrichen schneller, als sie erwartet hatte. Als sie das erste Tageslicht durch die Ränder des Eingangs schimmern sah, badete sie erneut und kleidete sich sorgsam an. Danach verstaute sie die Leier in ihrer Hülle, schlang sie sich auf den Rücken, holte tief Luft und trat hinaus. Wie versprochen lag auf der Schwelle ein Bündel mit Seehundfleisch bereit, das sie zu Inka-Reb mitnehmen konnte. Als sie es aufhob, erwies es sich als groß und schwer. Ihren wunden Augen erschien die Welt sehr grell, weshalb sie das Gesicht beschattete. Wie beschrieben, folgte sie einem von weißen Steinen gesäumten Pfad, der von den Häusern weg zu einem anderen Teil der Quellen führte. Bald gelangte sie zum Eingang einer großen Höhle. Mit grässlichem Entsetzen stellte sie fest, dass davor ein mächtiger weißer Wolf stand. Mit eisblauen Augen betrachtete er sie kurz, ehe er in die Höhle verschwand. Maerad verharrte einen Augenblick, um allen Mut zusammenzunehmen, dann folgte sie ihm. Das Licht reichte vom Höhleneingang ein gutes Stück ins Innere. Dadurch konnte sie erkennen, dass die Wände sich verschmälerten

230

und in einer Sackgasse zu enden schienen. Allerdings war der Wolf nirgends zu sehen, und ihr wurde klar, dass die Höhle weiter innen eine Abzweigung besitzen musste. Mit zögerlichen Schritten ging sie weiter und stieß auf eine rechtwinkelige Biegung in einen niedrigen, dunklen Gang. Etwa hundert Schritte entfernt glomm ein trübes Licht.

Langsam durchschritt Maerad den Gang und fragte sich, was sie an dessen Ende vorfinden würde. Ein Rudel Wölfe? Grauen erfüllte sie, doch von dem Tag und der Nacht, die sie alleine verbracht hatte, nistete noch eine tiefe Ruhe in ihr, mit deren Hilfe es ihr gelang, ihre Furcht zu verdrängen und weiterzugehen. Der Weg erschien ihr lang, aber letztlich gelangte sie am fernen Ende des Tunnels in eine riesige, runde Kammer. An der Schwelle hielt sie inne.

In der Höhle hielt sich tatsächlich ein Rudel Wölfe auf. Das Erste, was ihr auffiel, war der durchdringende, wilde Gestank der Raubtiere. Auf dem Boden lagen Knochen verstreut, wahrscheinlich von Rehen, allerdings sahen sie für Maerad beunruhigend nach menschlichen Gebeinen aus. Es waren zwischen zwanzig und dreißig Wölfe, die alle in einem Halbkreis auf dem Boden hockten und die Blicke auf sie geheftet hatten. Keines der Tiere rührte sich.

In der Mitte des Kreises befand sich der gewaltigste Mann, den Maerad je gesehen hatte. Er wirkte fast doppelt so groß wie sie und war unglaublich dick. Das lange schwarze Haar hing ihm in einem Dutzend fettiger Zöpfe bis zur Hüfte, und er war nackt. Die Haut hatte er sich mit etwas eingeschmiert, das nach einer Mischung aus Fett und Asche aussah. Um den Oberarm trug er einen Reif aus geschnitzten Knochen, um den Hals hing ihm an einem Lederriemen ein Anhänger aus schwarzem Stein. Der Hüne kauerte neben einem über einem kleinen Feuer hängenden Kessel, in dem er eine Art Eintopf kochte. Er drehte den Kopf, starrte Maerad an und erhob sich ganz langsam.

Eine lange Stille breitete sich aus. Maerad fragte sich, ob sie ihm einen Gruß entbieten oder warten sollte, bis er sie zur Kenntnis nahm. Als das Schweigen und die Stille sich schließlich so lange hingezogen hatten, dass ihre Nerven zu zerreißen drohten, ergriff sie das Wort. Ohne nachzudenken, verwendete sie die Hohe Sprache.

»Wirst du mit mir sprechen, Inka-Reb?«

Beim Klang ihrer Stimme stellten die Wölfe die Ohren auf. Mae

231

rad wurde bewusst, dass sie sich nicht danach erkundigt hatte, was mit jenen geschah, mit denen Inka-Reb nicht reden wollte. Wurden sie von den Wölfen gefressen? Vielleicht stammten die Gebeine auf dem Boden von all jenen, die das Pech hatten, die Prüfung nicht zu bestehen, worin auch immer sie bestehen mochte.

Aber Inka-Reb sprach mit ihr. Seine tief und flüssig klingende Stimme hallte durch die Höhle.

»Warum sollte ich mit dir sprechen, Tochter der Stimme? Was hast du mir zu sagen, das ich mir anhören sollte?«

»Ich weiß es nicht, Inka-Reb«, erwiderte Maerad. »Ich weiß nicht, was du gerne hörst. Dennoch hoffe ich, dass du deine Weisheit mit mir teilen wirst.«

Darob lachte Inka-Reb. »Ich glaube, Tochter der Stimme, du hast mir nichts zu sagen. Geh, und ich befehle meinen Wölfen, dich nicht zu fressen.«

»Nein«, entgegnete Maerad mit mehr Verwegenheit, als sie verspürte. »Ich werde nicht gehen. Du kannst doch noch gar nicht wissen, was ich dich fragen will.«

»Du gehst nicht?« Inka-Reb vollführte eine winzige Geste; das Wolfsrudel richtete sich langsam auf die Hacken auf, knurrte und bleckte die Zähne. Maerad bedachte die Tiere mit einem verängstigten Blick und schluckte.

»Nein. Ich habe etwas zu fragen, was sowohl deinem Volk als auch dem meinen helfen könnte. Ich bin weit gereist, um dich zu sehen. Ich werde nicht gehen, bis du mir antwortest.«

Das tiefe Knurren der Wölfe rollte durch die Höhle und brachte Maerads Beine zum Zittern. Sie hoffte, dass es nicht offensichtlich war. »Und deshalb drohst du mir?«, fragte Inka-Reb und zog die Augenbrauen zu einem finsternen Stirnrunzeln zusammen.

»Nein, ich drohe dir nicht.« Maerad leckte sich über trockene Lippen. »Ich bitte dich. Nicht nur um meinetwillen. Mein Leben ist klein und zählt nicht viel. Aber ich bin Elednor, die Feuerlilie von Edil-Amarandh, die Ausersehene, die Vorhergesagte. Und ich muss in Erfahrung bringen, was das Baumlied ist, wenn die Finsternis nicht neuerlich Einzug in dieses Land und viele andere halten soll.«

Inka-Reb hob eine Hand, und zu Maerads unaussprechlicher Erleichterung verstummten die Wölfe, legten sich auf den Boden und betteten die Köpfe auf die Vorderpfoten.

232

»Tatsächlich?«, meinte Inka-Reb. »Also warst du es, vor der mich die Toten in meinen Träumen gewarnt haben. Naja, vielleicht rede ich mit dir. Aber was hast du mir mitgebracht?«

»Ich - ich habe das hier mitgebracht«, antwortete Maerad und streckte ihm das Seehundfleisch entgegen. Inka-Reb betrachtete es kurz und nickte, näherte sich ihr jedoch nicht, um es zu ergreifen, wodurch er sie verunsicherte, ob er es angenommen hatte. »Ich wollte dich fragen ... ob du weißt, was das Baumlied ist. Und wo ich es finden kann.«

Langes Schweigen breitete sich aus, während Inka-Reb sie mit ausdrucksloser Miene stetig musterte. Dann kam er auf sie zu, ergriff das Fleisch und kehrte zu seinem Kessel zurück.

»Ich glaube, du bist eine Lügnerin«, erklärte er. »Und ich wüsste nicht, weshalb ich mit einer Lügnerin sprechen sollte.«

Maerad war so verdutzt, dass sie ihn nur mit offenem Mund anstarrte. Dann hockte Inka-Reb sich mit niederschmetternder Verachtung hin, als wäre sie gar nicht da, und schürte das Feuer. Er hatte sie bereits entlassen.

Jäh strömte Maerad alles Blut in den Kopf, und sie verlor die Fassung. Ohne auf die Wölfe zu achten, die rings um sie in Lauerstellung gingen, um sie von Glied zu Glied zu zerreißen, ging sie auf Inka-Reb zu. Obwohl er hockte, war sie nicht größer als er.

»Ich bin unzählige Tage durch große Gefahren gereist, um mit dir zu reden. Und du behauptest, ohne mich überhaupt zu kennen, dass ich eine Lügnerin sei.«

Maerads Stimme bebte vor Zorn, und vor ihren Augen schien ein roter Nebel zu schweben. »Ich habe meinen teuersten Freund verloren, der - der gestorben ist, damit ich zu dir gelangen konnte. Ich habe gelitten, geweint, mich geschunden und alles gegeben. Und alles, was du sagen kannst, ist: >Verswinde, mit einer Lügnerin rede ich nicht. < Wie kannst du es *wagen*, du selbstsüchtiger, fetter-«

Inka-Reb wandte sich ihr zu, und diesmal spürte sie seine Macht. Im selben Augenblick, in dem sie erkannte, dass sie einen *Dhillarearen* vor sich hatte, der zumindest ihr ebenbürtige Macht besaß, ergriff er mit einer seiner mächtigen Pranken ihre Hand.

»Na schön, ich werde mit dir reden«, räumte er ein. »Weil du es mehr begehrst als dein eigenes Lebens. Das ist Lobes wert. Trotzdem bleibe ich dabei, dass du eine Lügnerin bist.«

233

Mit sich heftig hebender Brust stand Maerad vor ihm und begegnete seinem Blick. Er schien sie auszulachen.

»Warum behauptest du, ich sei eine Lügnerin?«, fragte sie streitlustig. »Ich lüge nicht.«

»Tochter der Stimme, jedes menschliche Wesen auf der Welt lügt. Manche wissen, dass sie lügen, andere nicht. Ich glaube, du weißt es nicht. Trotzdem bist du eine Lügnerin.«

»Wenn ich nicht weiß, dass ich lüge, wie soll ich dann die Wahrheit sagen?«, verlangte Maerad zu erfahren.

»Genau«, brummte Inka-Reb nur.

Verdutzt setzte Maerad ab und schluckte. Ihre Wut verflog so rasch, wie sie aufgekommen war, und plötzlich wurde sie sich wieder unbehaglich der Wölfe bewusst. Sie lagen wieder wie zuvor mit den Köpfen auf den Vorderpfoten am Boden.

»Ich will lediglich wissen, was das Baumlied ist. Und wo ich es finden könnte. Das ist alles.«

»Das Baumlied.« Eine lange Weile starrte Inka-Reb sie an, dann ließ er sie in der Mitte des Halbkreises aus Wölfen stehen, während er selbst auf die Wände der Höhle zuschritt. In kleinen Ausnehmungen flackerten Öllampen, außerdem prangten dort Dutzende Gegenstände: Schnitzereien aus Knochen und Stein und allerlei andere Dinge, die Maerad nicht erkannte. Bald kehrte er mit einem Stoßzahn in den Händen zurück. Er reichte ihn Maerad.

»Das ist die Hälfte des Geteilten Liedes«, erklärte er. »Du weißt doch vom Geteilten Lied, oder?«

Mit in der Brust hämmerndem Herzen nickte Maerad.

»Nimm es und sieh es an«, forderte Inka-Reb sie auf.

Maerad ergriff den Stoßzahn. Er war eindeutig sehr alt, das Elfenbein vergilbt und rissig. In die Oberfläche waren seltsame Zeichen geschnitzt. Sie wirkten auf unerfindliche Weise vertraut, und Maerad rieb mit den Fingern darüber. Wo hatte sie diese Zeichen schon gesehen?

»Weißt du, was das ist?«, fragte Inka-Reb. »Nein«, antwortete Maerad.

Dann ließ sie den Stoßzahn beinahe fallen. Schlagartiges Erkennen jagte ihr gleich einem Schauer kalten Wassers über den Rücken, als sie begriff, dass ihr die Formen der Schnitzereien so vertraut wie die eigene Hand waren; ihre ganze Kindheit hindurch hatte sie

233

immer und immer wieder darüber gestrichen und sich gefragt, was sie sein mochten.

Es waren dieselben Runen wie auf ihrer Harfe.

Verwundert schaute sie zu Inka-Reb auf, alle Furcht und Verärgerung vergessen.

»Ich kenne diese Runen«, sagte sie.

»Jedes dieser Zeichen ist ein Baum«, erwiderte Inka-Reb. »Und jeder dieser Bäume ist ein Vers, jeder Vers ein Taktzeichen. Aber es ist nur das halbe Lied.«  
»Wie kann ich es lesen?«, fragte Maerad verzweifelt. »Ich weiß nicht, wie ich es lesen soll. Und wo finde ich die andere Hälfte?«

»Ich lese in den Sternen, im Wind und in den Knochen von Tieren«, gab Inka-Reb zurück. »Ich kann in Steinen, in Schatten und in Schnee lesen. Aber ich kann dir nicht sagen, wie man dieses Lied liest. Es ist ein Frevel.« Er spuckte zu Boden. »Du glaubst, das Licht wird das Lied finden und vervollständigen, und die Welt wird wieder heil. Ich aber sage dir, sollte je die Finsternis oder das Licht die Hälften des Lieds vereinen, wird das ein Tag der Verheerung.«

»Was soll das heißen?« Maerad schaute zu ihm auf. »Wieso Verheerung? Und weißt du, wer mir sagen könnte, was das Lied bedeutet?«

»Du stellst zu viele Fragen.« Inka-Reb starrte über ihren Kopf hinweg. Inzwischen wirkte er gelangweilt. »Ich habe dir beantwortet, wonach du gefragt hast«, stellte er fest. »Mehr kann ich dir nicht sagen. Also nimm deine Lügen und geh.«

Mit einer weiteren Frage auf den Lippen blickte Maerad abermals zu ihm empor, doch Inka-Rebs Züge verrieten ihr, dass die Unterhaltung beendet war. Er streckte die Hand nach dem Stoßzahn aus. Maerad gab ihn zurück und neigte das Haupt.

»Ich danke dir«, sagte sie.

»Geh«, forderte er sie auf. Die Wölfe begannen sich aufzuraffen und betrachteten Maerad mit keineswegs freundlichen Blicken; ihr Fell sträubte sich, und sie zogen die Lefzen von den Zähnen zurück.

Maerad ging.

234

## Einundzwanzigstes Kapitel Die Jussacks

Maerad träumte. In ihrem Traum stand sie in den Ruinen von Pellinor, allerdings nicht, wie sie den Ort zuletzt gesehen hatte, als sie als völlig verängstigtes Kind mit ihrer Mutter durch die brennenden Straßen floh, sondern so, wie er jetzt aussehen musste. Rings um sie befanden sich eingestürzte Steinmauern, deren geschwärzte Umrisse verwittert und manchmal völlig von Efeu und anderen Kriechpflanzen überwuchert waren. Einst mussten sie den mittleren Kreis der Schule gebildet haben. Auf dem Boden erkannte man noch Überreste von Pflastersteinen, durchbrochen von Unkraut und vereinzelt sogar jungen Bäumen, trotzdem war es immer noch ein überwiegend freier Platz. Etwas entfernt sah sie in der Mitte des Kreises eine über ein Feuer gebeugte Gestalt. Sie trug einen schwarzen Mantel mit Kapuze. Einen Lidschlag lang dachte sie, dass es sich um einen Untoten handelte; dann erkannte sie, dass es ein Barde war. Er erinnerte sie an Cadvan, und um ein Haar hätte sie seinen Namen gerufen, doch ihr fiel ein, dass Cadvan tot war, und die Gestalt verschwand.

Als sie erwachte, verpuffte der Traum völlig aus ihrem Gedächtnis und ließ nur gespenstische Nachwehen zurück. Es war noch einige Stunden vor Sonnenaufgang. Neben ihr schnarchte leise Dharin, und draußen vor dem Zelt hörte sie einen Hund im Schlaf knurren. Unter den Fellen fühlte sie sich warm,

aber ihre Nase war eiskalt. Bald würde es Zeit sein, aufzustehen und sich für die lange Reise zurück nach Süden vorzubereiten. Und was dann?

Ihr Herz war so schwer wie ein Stein in der Brust. Auf dem Rücken liegend und gegen die Decke starrend versuchte sie, ihre Gedanken zu sammeln. Obwohl sie einen Teil ihrer Aufgabe erfüllt hatte, empfand sie das Gefühl, versagt zu haben, als überwältigend. Alles, was sie durch ihre weite Reise in den Norden entdeckt hatte, war, dass sie das Baumlied schon ihr ganzes Leben mit sich herumtrug.

235

Es war wie ein schlechter Scherz. Obwohl sie das Baumlied so gut wie die eigenen Hände kannte, war sie weiter denn je zuvor davon entfernt, sein Rätsel zu entschlüsseln. Selbst ein so gelehrter Barde wie Nelac hatte die Runen nicht erkannt, geschweige denn, sie zu lesen vermocht. Mit quälender Klarheit tauchte ihr Alptraum über die Zerstörung von Turbansk vor ihr auf; alle, die Vertrauen in sie gesetzt hatten, hatten sich geirrt. Cadvan und Dernhil, Darsor und Imi - sie alle waren umsonst gestorben.

Es nützte nichts, das Baumlied zu besitzen, wenn sie nicht wusste, was es bedeutete.

Den ganzen Tag, während Dharin und sie packten, um wieder über das Eismeer aufzubrechen, rang sie mit ihrer Verzweiflung. Sie verabschiedeten sich von den Altweisen, die sie mit Geschenken und Lebensmitteln bedachten: unansehnliche Fleischbrocken, die vorwiegend aus Fett zu bestehen schienen, und zwei gelbe Elfenbeinstoßzähne, in die Bilder eines Seehunds und eines Fisches geschnitzt waren. Tief verneigte sich Maerad und nahm die Geschenke mit dem Gefühl an, eine Heuchlerin zu sein.

Seit Maerad von Inka-Reb zurückgekehrt war und berichtet hatte, dass er mit ihr gesprochen hatte, wurde ihr und Dharin mit einer Achtung begegnet, die an Ehrfurcht grenzte. Was jedoch nur zu ihrem Empfinden beitrug, versagt zu haben. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Inka-Reb ihr nichts verraten hätte; was er ihr gesagt hatte, bürdete ihr mehr Verantwortung auf als zuvor, ohne dass sie wusste, wie sie ihr gerecht werden sollte.

Dharin hatte sich lediglich erkundigt, ob sie gefunden hatte, was sie brauchte. Nachdem sie ihm kurz geschildert hatte, was Inka-Reb zu ihr gesagt hatte, hatte er mit den Schultern gezuckt. »Na, dann müssen wir eben jemanden finden, der die Runen lesen kann«, hatte er gemeint.

Maerad hatte ihn angesehen. »Wo?«

»Keine Ahnung«, hatte er lächelnd geantwortet. »Aber wenn sie geschrieben sind, müssen sie auch lesbar sein.«

*Nicht, wenn die einzigen Menschen, die sie lesen können, bereits tot sind*, hatte Maerad gedacht, aber nicht laut ausgesprochen.

Dharin stellte keine weiteren Fragen und erwähnte ihre Suche nicht mehr. Im Verlauf der folgenden Tage war Maerad unaussprechlich froh über seine angenehme, anspruchslose Gesellschaft. Sie fuh

235

ren dieselbe Strecke zurück über das Meer und hinab über die Ippan-Halbinsel in Richtung des Ippanuk-Gletschers. Mühelos fügten sie sich in die Abläufe, die

sich auf dem Hinweg eingespielt hatten. Das Wetter blieb gut. Sie reisten durch eisige Tage mit klarem Himmel und Nächte klirrenden Frostes. Nach fünf Tagen erreichten sie den Gletscher und überquerten ihn ohne Zwischenfälle. Dharin schätzte, dass sie binnen einer Woche wieder in Murask eintreffen würden, wenn das Wetter weiterhin hielt. Maerad graute vor der Rückkehr; sie hatte das Baumlied oder zumindest die Hälfte davon, doch was konnte sie damit anfangen? Was sollte sie als Nächstes tun?

Am Tag nach der Überquerung des Gletschers hielten sie in einer Senke für das stündliche Entwirren der Hundegeschirre. Sie arbeiteten sich von gegenüberliegenden Enden des Gespanns vor und begegneten sich in der Mitte, um so wenig Zeit wie möglich dafür zu benötigen. Maerads Furcht vor Hunden hatte sich mittlerweile völlig gelegt, sodass sie mit ruhigen, planvollen Handgriffen arbeitete.

Sie hatten die Aufgabe gerade beendet und überlegten, ob sie zu Mittag essen sollten, bevor sie weiterfuhren, da begann das Rudel zu bellen und zu heulen und stemmte sich gegen das Geschirr. Maerad hatte die Hunde noch nie so erlebt; im Großen und Ganzen verhielten sie sich bei der Arbeit ruhig. Sie schaute zu Dharin; mit Erschrecken sah sie, dass er zum Schlitten rannte, sich auf den Fahrerstand stellte und ihr bedeutete einzusteigen. Furchtsam spähte sie um sich, konnte jedoch keinerlei Anzeichen für ein Ärgernis erkennen. Sie entsandte ihr Gehör und stellte sogleich fest, weshalb die Hunde kläfften: Aus jeder Richtung näherten sich ihnen Schlitten. Von plötzlichem Grauen gepackt wurde ihr klar, dass die Senke, in der sie angehalten hatten, den perfekten Ort für einen Hinterhalt darstellte. Obendrein wehte kein Lüftchen, weshalb sogar die Hunde niemanden in der Nähe gewittert hatten, bis es zu spät war, einem Aufeinandertreffen zu entrinnen.

Unwillkürlich tastete Maerad an ihrer Seite nach ihrem Schwert und besann sich fluchend, dass es im Schlitten lag. Sie war von der Gewohnheit abgewichen, es ständig bei sich zu tragen, weil sie es mit all der Winterkleidung als zu sperrig empfand. Hastig rannte sie zum Schlitten, kletterte auf ihren Platz und zerrte die Waffe hervor. Dha

236

rin ließ das Gespann so schnell lospreschen, dass Maerad fast vom Schlitten fiel. »Jussacks!«, schrie Dharin. »Wir müssen sie abschütteln. Es sind mindestens zwei Schlitten, wahrscheinlich mehr, und in einem Kampf können wir nicht gegen sie bestehen.«

»Ich glaube, es sind eher sechs oder mehr«, erwiderte Maerad. Sie schaute zurück und erspähte vier Schlitten, die über dem Kamm auftauchten. Die Schlitten der Jussacks wirkten wesentlich leichter als jener Dharins, zudem beförderte jeder nur einen Mann. Entsetzt erkannte sie, dass sie schneller waren, obwohl ihre Hunde nicht annähernd so kraftvoll aussahen wie Dharins Rudel. Die Jussacks selbst trugen ebenso wie Maerad und Dharin schwere Winterkleidung. Jeder Mann hielt in einer Hand eine keulenähnliche Waffe und steuerte mit der anderen den Schlitten. Sie hatten helle Bärte, die ihnen in zwei geflochtenen Strängen vom Kinn hingen, und etwas an ihren Gesichtern wirkte

seltsam, irgendwie missgebildet, doch auf die Entfernung konnte Maerad es nicht genau ausmachen.

Die Hunde rannten mit halsbrecherischer Geschwindigkeit. Es gab keinen erkennbaren Pfad, und die Gefahr, auf ein Hindernis zu stoßen, wuchs, je schneller sie fuhren. Dann erblickte Maerad zwei weitere Schlitten vor ihnen. Auch zu beiden Seiten bestand keine Hoffnung auf Flucht, zumal sie mittlerweile ein schmales Tal entlangrasten. Dharin trieb die Hunde mit scharfer Stimme weiter an, und irgendwie gelang es ihnen, noch eine Spur schneller zu laufen. Dennoch war es aussichtslos; sie konnten nicht wenden, somit bestand ihre einzige Hoffnung darin, an den Jussack-Schlitten vor ihnen vorbeizukommen.

Maerad stand auf, hielt sich an den Latten fest, um sich zu stützen, und zauberte einen Schutzschild um sie. Dann bereitete sie sich darauf vor, die Jussacks beiseitezuschleudern, um mit dem Schlitten an ihnen vorbeizurasen. Sie bündelte die Macht in sich und wurde von einem jähen Hochgefühl erfasst, als sie spürte, wie unendliche Kraft durch ihre Adern strömte; sie feuerte einen Lichtblitz auf den nächsten Schlitten.

Nichts geschah. Maerad taumelte und stürzte um ein Haar. Es war nicht wie bei dem Untoten mit dem Schwarzstein, der ihre Kraft aufgesogen und anschließend doppelt auf sie zurückgefedert hatte;

237

ebenso wenig ähnelte es der Machtlosigkeit, die sie am Gwalhain-Pass befallen hatte. Dies war etwas völlig anderes; sie spürte die Kraft in sich und wusste, dass die Magie in ihr leuchtete, doch aus irgendeinem Grund war sie außerstande, sie einzusetzen.

Dharin glotzte sie ehrfürchtig an, und ihr fiel ein, dass er ihre Macht noch nie gesehen hatte. Sie richtete sich auf, stahlte ihren Willen und versuchte es erneut. Wieder geschah nichts. Verwirrt schüttelte sie den Kopf, doch mittlerweile hatten sie die Schlitten fast erreicht, die sich quergestellt hatten, um ihnen den Weg zu versperren. Dharins Gespann vollführte einen wilden Schwenk, um einen Zusammenprall zu vermeiden. Er zielte auf eine winzige Lücke zwischen dem rechten Schlitten und dem daran anschließenden Hang und befahl den Hunden, dichter nebeneinander zu laufen. Wenn sie es durch den Spalt schafften, könnte es ihnen vielleicht gelingen, den Jussacks zu entwischen.

Wild rasten sie auf die Lücke zu; im letzten Augenblick trieb der Jussack seinen Schlitten aus dem Weg. Einen Lidschlag lang sah Maerad im Vorbeipreschen sein Gesicht: kalte Augen, ein blonder, am Kinn gegabelter Bart. Kurz dachte sie, dass es überhaupt nicht menschlich anmutete, dann erkannte sie, dass es mit seltsamen, blauen Malen tätowiert war, die sich um die Wangenknochen und die Augen rankten und ihn wild und fremdartig erscheinen ließen.

Dann hatten sie den Schlitten hinter sich gelassen und flogen förmlich das Tal entlang. Vielleicht würden sie es schaffen. Hoffnung keimte in Maerads Herz. Doch dann sackte Dharin plötzlich mit einem Grunzen vornüber; die Zügel erschlafften, und die verwirrten Hunde verhedderten sich und gerieten ins Straucheln.

Mit offenem Mund drehte Maerad sich um und erblickte einen Schaft, der unmittelbar unter Dharins Schlüsselbein herausragte. Der Pfeil hatte seinen Rücken durchdrungen. Maerad hatte ihn nicht einmal gehört. Demnach wirkte auch ihr Schutzschild nicht. Was war nur los mit ihr? Doch ihr blieb keine Zeit zum Nachdenken: Der Schlitten krachte splitternd gegen eine Fichte. Der Aufprall erschütterte Maerad bis ins Mark und riss die Hunde so jäh zurück, dass einige im Geschirr zu Fall kamen. Dharin wurde über die Randleisten geschleudert und landete auf Maerad.

Sie vergaß alles andere, wuchtete ihn mit einer Kraft von sich, die

238

sie nicht in sich vermutet hätte, und bettete ihn längs neben sich in den Schlitten. Der schwarz gefiederte Schaft ragte aus seinem Rücken. Sie beugte sich über ihn, versuchte mit von Blut schlüpfrigen Händen, den Pfeil durch die Brust herauszuziehen, doch er hob die Hand und ergriff ihre Finger. Mühsam öffnete er die Lider und blickte Maerad ins Gesicht. Seine Augen waren blau und klar, sein Gesicht aschfahl.

»Das nützt nichts, Maerad«, presste er nach Luft ringend hervor. »Das Leben entweicht bereits aus mir.«

Während Maerad ihn anstarrte, strömte all die Liebe in ihr Herz, die sie für diesen sanftmütigen jungen Mann empfand. »Nein!«, rief sie aus. »Du darfst nicht sterben. Ich kann dich heilen.«

»Sie werden dich auch töten. Ich hoffe, dein Tod wird so gnadenreich wie meiner. Man hat mir erzählt-« Dharin zuckte zusammen, und ein Rinnsal Blut ergoss sich aus seinem Mund. »Man hat mir erzählt, dass es oft besser ist, sich selbst zu töten, als von diesen Leuten gefangen zu werden. Es tut mir leid, kleine Base.«

Maerad fand keine Worte, um etwas zu erwidern. Stattdessen beugte sie sich über ihn, umfasste seine Finger und streichelte ihm das Gesicht. Sanft drückte er ihre Hand und versuchte, etwas zu sagen. Sie hielt das Ohr dicht an seine Lippen.

»Falls du nicht getötet wirst ... falls du je mit meiner Mutter sprichst ... dann richte ihr ein Lebewohl von mir aus. Ich sehe sie jenseits der Tore wieder.«

»Das werde ich. Dharin, ich würde alles für dich tun. Ich liebe dich.« Sein Blut schien überall an ihr zu haften, in ihren Haaren, an ihren Kleidern, ihren Händen, und immer noch quoll mehr davon aus ihm hervor. »Dir muss nichts leid tun; es ist meine Schuld. Alles ist meine Schuld. Du darfst nicht sterben.«

»Nein.« Rasselnd sog Dharin den Atem ein und versuchte zu lächeln. »Nein ... nicht deine Schuld. Ich liebe dich auch, Base. Und ich bin froh ... dich kennen gelernt zu haben.« Mittlerweile blubberte Blut in seinem Mund. Er versuchte, etwas hinzuzufügen, doch Maerad konnte ihn nicht verstehen.

»Was?«, flüsterte sie mit dem Gesicht dicht vor dem seinen.

»Es tut nicht weh. Hab keine Angst.« Dann schauderte er und erschlaffte. Seine Augen rollten nach oben, und Maerad wusste, er war tot. Sie schloss ihm mit den Fingern die Lider und küsste ihn auf

238

die Stirn. Dabei musste sie daran denken, wie sie vor vielen Jahren dasselbe bei ihrer Mutter gemacht hatte. Lastete ein Fluch auf ihr, dass sie den Tod jedes Menschen heraufbeschor, der sie liebte?

Sie hatte die Aufmerksamkeit so sehr Dharin gewidmet, dass ihr das Geheul seines Gespanns entgangen war. Die kläglichen Laute hallten unerträglich wie der Klang ihres eigenen Kummers. Maerad stand auf und sah, dass die Jussacks den Schlitten bereits fast erreicht hatten und über den Schnee auf sie zukamen. Zuvorderst gingen zwei, dahinter weitere vier. Sie zog das Schwert. Sie fürchtete sich nicht mehr. Ihr war alles genommen worden. Sie hatte versagt. Alles, was vor ihr lag, war Finsternis.

Aus dem Augenwinkel bemerkte sie, dass Fang an ihrem Geschirr nagte und sich davon zu befreien versuchte. Sie sah aus, als wollte sie jedem Jussack die Kehle herausreißen, der sich ihr näherte. Maerad empfand ähnlich wie Fang: Sie würde bis zum Tod kämpfen, weil sie nur noch den Tod übrig hatte. Mit einem Schwerthieb entfesselte sie den mächtigen Hund von den hinderlichen Riemen, dann sprang sie mit einem wilden Schrei vom Schlitten und war plötzlich froh darüber, dass sie sterben würde.

Die Jussacks ragten fast doppelt so hoch auf wie Maerad, doch mit der Heftigkeit ihres Angriffs hatten sie nicht gerechnet. Dem ersten, der sich ihr näherte, trennte sie mit einem beidhändigen Streich den Arm ab, ehe sie zurücksprang und herumwirbelte, um sich dem nächsten zu stellen. Der aber blieb zurück und außerhalb der Reichweite ihrer Klinge, bis die übrigen Schlitten eintrafen und sich ihm weitere Jussacks anschlossen. Der Mann, den sie verstümmelt hatte, lag auf dem Boden, krümmte sich und brüllte wie am Spieß, während Blut aus seinem Körper schoss und dampfend im Schnee versickerte. Uplötzlich stieg hinter Maerad ein riesiger Schemen auf und stürzte sich knurrend auf den Verwundeten. Es war Fang, von deren Geschirr noch die durchschnittenen Riemen hingen. Der Mann auf dem Boden kreischte gellend, dann verstummte er. Der zweite Jussack stürmte auf Fang zu und hieb ihr mit seiner Keule auf den Schädel, während Maerad schreiend auf ihn zurannte. Fang drehte sich knurrend um und setzte zum Beißen an, doch dann kippte sie langsam wie in einem Traum seitwärts in den Schnee und rührte sich nicht mehr.

Von neuer Wut erfüllt sprang Maerad auf den Jussack los, aber er wich abermals vor ihrem Schwert zurück und wich einem

239

Kampf aus; in jenem Augenblick trafen die übrigen Jussacks bei ihnen ein. Sofort erkannte Maerad, dass unter ihnen ein Hexer war, doch er übte eine Magie aus, der sie noch nie begegnet war. Er hob die Hände und sprach Worte, die sie nicht verstand; mit einem Schlag verschwamm Maerads Bewusstsein, und sie stürzte in eine schlafähnliche Dunkelheit. Wie benommen stand sie da, und das Schwert fiel ihr aus der tauben Hand zu Boden. *Deshalb haben meine Kräfte versagt*, dachte sie noch verwundert. Dann schien dunkler Rauch in ihren Verstand zu dringen und ihn auszufüllen; sie setzte sich zur Wehr, versuchte, sich zu bücken und das Schwert aufzuheben, aber ihr Körper wollte ihr nicht

gehörchen. Ist das der Tod ?, fragte sie sich. Also hatte Dharin recht. . . Es tut nicht weh. . .

Dann überwältigte die Dunkelheit sie, und Maerad wusste nichts mehr.

240

#### Vierter Teil Arkan-da

*Auf denn stand der Herr der Wölfe, Nardo, tapferster der Seinen, Wilder Jäger, samtbepfotet, Sänger, furchtlos unterm Mondschein. Hoch, dass alles Volk ihn hörte, Auf dem Gipfel Idrom Uakins Zu dem Schneehasen und dem Adler, Zu dem Elch und flinken Zanink, Zu den schwindenden Pferdeherden, Zu den Rentieren, matt vor Hunger, Sprach er mit des Donners Stimme: »Unserer Leiden wegen will ich*

*Zu der dunklen Feste reisen, Zu den fernen Trukuch-Bergen, Wo des Eises König waltet. Wetters Wandel will ich suchen, Winters Grimm zu Frühlingswehen Hagelschlag zu sanftem Sommer.*

*Schnellstes aller Tiere bin ich, Tödlichster von allen Kämpfern. Tod nicht furcht ich und was nachfolgt, Also nehm ich dieses auf mich.«*

*Aus Das Kilibrikim (Pilanel-Folklore, Bibliothek von Lirigon)*

#### Zweiundzwanzigstes Kapitel Delirium

Maerad war in einer Traumwüste gefangen. Seltsame orangefarbene Dünen erhoben sich Woge um Woge vor ihr wie ein endloses Meer aus Sand. Eine goldene Schlange schwamm vor ihr durch den Sand; sie drehte sich und starrte sie mit einem rubinroten Auge an. Maerad stürzte vorwärts in das Auge, das riesig wurde wie eine Feuergrube, und die Flammen umzüngelten sie schmerzlos. Ihre Haut schrumpelte, wurde schwarz und blätterte ab. Zurück blieben ihre Gebeine auf dem Sand in einer endlosen Wüste des Durstes; Maerad schrie auf, und ihr Mund füllte sich mit Wasser oder Blut. Sie konnte weder die Arme noch die Beine bewegen, und ihr ganzer Leib brannte vor Kälte oder Hitze; sie vermochte es nicht zu sagen. Matt bäumte sie sich auf, als kämpfte sie dagegen an zu ertrinken, und Schwärze stieg aus dem Boden auf und umfing sie. Maerad befand sich auf einem Schlitten, an Händen und Füßen gefesselt. Über ihr strich ein grenzenloser weißer Himmel hinweg. Sie hörte das Hecheln rennender Hunde, ihre nahezu geräuschlosen Tritte im Schnee, das Zischen des Schlittens und heiseres Gebrüll aus Männerkehlen in einer Sprache, die sie nicht erkannte. Sie schaute nach rechts: Neben ihr liefen weiße Wölfe, stark und schnell. Einer sah sie an und schien zu grinsen, während ihm eine rote Zunge aus dem Maul hing. Dann, während sie hinsah, schollen die Schultern des Tieres an. Schwingen sprossen daraus, und es erhob sich in den Himmel. Verängstigt wandte sie sich ab und blickte in ein bärtiges Gesicht, umsäumt von blonden Haaren. Erfüllt von einem plötzlichen Hass, dessen Gründe sie nicht kannte, versuchte sie zu spucken, doch ihr Mund fühlte sich völlig ausgetrocknet an. Hände hoben sie an und gaben ihr Wasser. Sie schluckte; es brannte in ihrem Mund wie Feuer, aber es befeuchtete ihn. Sie spuckte in

240

hellblaue Augen, die darob blinzelten und verschwanden. Dann schwappte wieder Dunkelheit über ihr zusammen.

Maerads Mutter, Milana von Pellinor, stand vor ihr in einem Turm aus Glas. Aus ihrem Gesicht sprach untröstliche Trauer. In den Armen hielt sie Hem, nicht, wie sie ihn zuletzt gesehen hatte, sondern als Säugling. Beide wandten sich zu Maerad um, die sich außerhalb des Turmes befand. Eine Tür gab es nicht.

Maerad überkam das Bedürfnis, zu ihnen zu eilen, wieder die Umarmung ihrer Mutter zu spüren. Verzweifelt hämmerte sie mit den Händen gegen das Glas, bis sie bluteten, doch sie konnte es nicht zerbrechen; sie schlug und schlug, bis sie die Knochen ihrer Hand sehen konnte, die wie zerbrochene weiße Zweige in einer Masse aus Blut und Fleisch wirkten.

Nach jenem Traum erwachte Maerad. Die Welt rings um sie schien wirklich zu sein. *Hem ist tot*, dachte sie; *der Traum hat es mir verraten. Er ist tot, hingemordet wie jeder andere, den ich je geliebt habe*. Der Gedanke beschwor keine Tränen herauf. Tränen und Gram lagen hinter ihr; sie war bar jeder Empfindung, wie eine leere Hülle, leicht wie eine Feder. Ihr gesamter Körper brannte vor Schmerzen, abgesehen von ihrer linken Hand, die sich fast völlig taub anfühlte.

Sie war gefesselt, das war kein Traum. Anscheinend war sie an einem Schlitten festgebunden. Nach und nach fiel ihr ein, was ihr widerfahren war; sie erinnerte sich an Dharins Tod und den darauf folgenden Kampf gegen die Jussacks.

Maerad blinzelte und versuchte, ihre Umgebung zu erkennen. Sie befand sich auf einem Schlitten, der über die endlosen Ebenen von Zmarkan glitt. Die Jussacks hatten sie gefangen genommen. Dharin hatte gesagt, sie würden sie töten, doch das hatten sie nicht getan. Maerad wünschte, sie hätten es getan.

Alles, was sie noch wollte, war zu sterben. Selbst das war ihr verweigert worden.

Nach Cadvans Tod hatte sie schon einmal mit dem Gedanken gespielt, sich selbst zu töten, doch damals hatte das Leben in ihr aufgeschrien und um seinen Fortbestand gefleht. Nun war selbstjenes Flehen aus dem tiefsten Innern ihres Körpers verschwunden. Die Dunkelheit wirkte freundlich und warm; sie erwartete sie,

241

ein finsterer Tümpel, in den sie gleiten und in dem sie für immer ruhen konnte, frei von Kummer, frei von Qualen und vor allem befreit von dem Gefühl, in allem versagt zu haben.

Als das blonde Gesicht wieder auftauchte, wandte sie sich ab und schloss Augen und Mund, damit man ihr nichts zu essen oder zu trinken geben konnte. Ihr Kopf wurde angehoben, und Wasser aus einer Lederflasche wurde ihr zwischen die Lippen hindurch eingeflößt. Maerad war zu schwach, um die Kiefer kräftig genug zusammenzupressen, und als das Wasser in ihren Mund träufelte, schluckte sie unwillkürlich. Sie versuchte, den nächsten Schwall auszuspucken, doch auch das konnte sie nicht. Sie warf den Kopf hin und her, aber jemand hielt ihn fest, sodass ihr selbst jenes Aufbegehren verwehrt wurde. Als man ihr warme Suppe einflößte, erstickte sie fast daran, bevor sie schluckte. *So könnte ich mich töten*, dachte sie, und als der nächste Mund voll kam, erwartete sie ihn

begierig und versuchte, den Mund so sehr zu füllen, dass sie nicht mehr atmen konnte, damit die Suppe in ihre Lungen gelangen und sie ertränken würde; doch trotz aller Bemühungen schluckte sie unwillkürlich. Dasselbe wiederholte sich mehrmals, bis sie die Schale geleert hatte.

Danach ließ man sie in Ruhe. Sie lag auf dem ruckenden Schlitten, während ihr letztlich doch noch Tränen aus den Augen traten. Selbst ihr Körper verriet sie. Die Zeit hatte alle Bedeutung verloren. Das Leben glich einer unendlichen Folter, ging in eine endlose Nacht über, in der sich schlimme Träume und noch schlimmeres Erwachen abwechselten. Die Jussacks wollten nicht, dass sie starb; sie nahmen gehörige Mühen auf sich, um zu gewährleisten, dass sie am Leben blieb. Sie wurde gefüttert und sauber gehalten, was unter den unwirtlichen Bedingungen alles andere als eine einfache Aufgabe darstellte. Die Fesseln waren eigentlich kaum nötig; Maerad fühlte sich so schwach, dass sie nicht einmal die Arme zu heben vermochte. Manchmal heulte der Wind, und Schneeflocken rieselten ihr ins Gesicht; bis es jemand bemerkte und sie zudeckte, erwies sich ihre Unfähigkeit, den Schnee wegzuwischen, als schlimmere Folter als fast alles andere.

Wenn sie überhaupt noch etwas empfand, dann Hass. Er glich einem kalten Gift in ihrer Seele. Sie lernte, jeglichem Ungemach

242

ihrer Körpers keine Beachtung zu schenken, außer wenn die Schmerzen so überwältigend wurden, dass sie ihren gesamten Geist ausfüllten und sie glaubte, wahnsinnig zu werden, wenn sie es nicht schon längst war. Fieber und Schüttelfrost suchten sie mit so heftigen Krämpfen heim, dass sie beinahe ausreichten, um ihre Fesseln zu lösen. Doch trotz allem begann ihr Körper zu heilen. Nach einer Weile blieben die Krämpfe aus, und nur noch die Kälte quälte sie. Die Jussacks bedeckten sie mit genug Fellen, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren, jedoch mit zu wenigen, um sie warm zu halten. Sie träumte, dass ihr linker Arm abgefroren und wie ein Eisklumpen von ihr abgefallen war. Als sie erwachte, war sie überrascht, dass er noch da war.

Sie stank nach Blut. Dharins Blut hatte ihren Pelzmantel durchtränkt, und obwohl das Größte davon gesäubert worden war, fühlte sich der Pelzsaum am Kragen steif davon an, zudem spürte sie die geronnenen Klümpchen in ihrem Haar. Es stammte von Dharin, war das Letzte, was sie von ihm hatte, und so beklagte sie sich nicht. Dann setzte ihre Monatsblutung ein. Sie fühlte sich, als weinte ihr gesamter Körper Blut; nach dem Schlafen erwachte sie in dessen säuerlichem Moder.

Anscheinend hatte man einen Mann mit der Aufgabe betraut, sie am Leben zu erhalten. Anfangs sah er für Maerad wie all die anderen Jussacks aus: Sie waren alle so hellhäutig wie Maerad, besaßen langes, blondes Haar, lange, geflochtene Barte und fahlblaue Augen, umgeben von blauen Tätowierungen. Maerad gab sich keine Mühe, sie voneinander zu unterscheiden: Für sie verkörperten sie allesamt namenlose Wilde.

Dieser Jussack allerdings erwies sich als nicht ganz so groß wie die anderen, und ungeachtet der Tätowierungen hätte Maerad sein Gesicht unter anderen

Umständen als nett empfunden. Wenn er sie sauber machen musste, was er mit einem in klares Fett oder Öl getränkten Tuch tat, zeigte er sich stets respektvoll, fast zaghaft. Auch wenn er sie fütterte, ging er zwar zielstrebig und entschlossen, jedoch keineswegs grob zu Werke. Wider Willen fielen Maerad diese Dinge auf. Mittlerweile spuckte sie ihm zwar nicht mehr ins Gesicht, aber sie verwehrte sich seinen Versuchen, sich mit ihr zu verständigen, obwohl manchmal unverkennbar war, dass er ihr seinen Namen mitteilen wollte und sich nach dem ihren erkundigte. Sie tat einfach so, als verstünde sie ihn nicht.

243

Kurz, nachdem sich Träume und Wirklichkeit wieder voneinander gelöst hatten, wurde sie von dem Hexer untersucht, welcher den Anführer der kleinen Truppe bildete. Er begutachtete sie, als wäre sie eine Ware, die unversehrt zu ihrem Bestimmungsort gebracht werden musste. Die Schlitten hatten angehalten, und wie jede Nacht wurde Maerad in eines der Jussack-Zelte gebracht und auf den Boden gelegt. Der Hexer trat ein, bückte sich in dem beengten Raum und untersuchte sie. Maerad spürte seinen Blick und öffnete die Augen. Er war eindeutig ein *Dhillarearen*, und die Galle stieg ihr in die Kehle. An seiner Gabe fühlte sich etwas falsch an, wie sie es bei keinem anderen der ungeschulten Barden gefühlt hatte, denen sie begegnet war - weder bei Sirkana noch bei Inka-Reb. Aber er war kein Untoter. Irgendwie, dachte Maerad, war er etwas Schlimmeres: In ihm kräuselte sich Finsternis gleich giftigen Dämpfen.

»Wer bist du, dass du mich so ansiehst?«, fragte sie in der Hohen Sprache. Ihre Stimme hörte sich heiser an, weil sie schon so lange nicht mehr geredet hatte. Der Hexer musterte sie mit ausdrucksloser Miene, wenngleich sie bemerkte, dass die Muskeln um seine Augen vor Abscheu zuckten. »Ich bin, wer ich bin«, erwiderte er. »Du bist zu unbedeutend, danach zu fragen.«

»Ihr habt meinen Freund ermordet«, sagte Maerad. »Warum habt ihr mich nicht getötet?«

»Du hast einen Mann getötet«, antwortete der Hexer. »Die Strafe dafür ist der Tod. Aber wir haben andere Pläne für dich. Die gehen dich nichts an.«

»Ihr seid alle niederträchtige Mörder«, entgegnete Maerad. Ihr Verstand fühlte sich träge, schwerfällig an, und sie war zu müde, um zu streiten. »Und dieser Mann wäre nicht gestorben, wenn ihr uns nicht angegriffen hättet. Es ist eure eigene Schuld, dass er tot ist, nicht meine.«

»Das mag sein, wie es will«, meinte der Hexer. »Jedenfalls gehörst du jetzt uns.«

»Ich gehöre niemandem.« Eine dumpfe Wut stieg in ihr auf. »Du hast kein Recht. . . «

Verächtlich sah er sie an. »Schweig still, Weib.«

Wäre Maerad im Vollbesitz ihrer Kräfte gewesen, hätte sie ihn ohne Gewissensbisse ausgelöscht. So konnte sie ihn nur hasserfüllt

243

anstarren und sich weigern, die Augen zu senken. Etwas in seinem Blick zuckte, und statt sie herauszufordern, wandte er sich ab.

»Warum habt ihr mich gefangen genommen?«, verlangte Maerad zu erfahren.

»Wohin bringt ihr mich?« Doch der Mann wollte ihr nicht antworten.

Stattdessen nahm er sie in Augenschein wie ein Stück Vieh, sah sich ihre Zähne an, schaute ihr in den Mund und überprüfte ihre Glieder. Erzürnt über die Erniedrigung biss Maerad ihm in die Hand, und er schlug ihr ins Gesicht, aber nur mit halbherziger Heftigkeit. Was er sah, missfiel ihm unverkennbar, und er sprach in scharfen Tönen mit dem für Maerad verantwortlichen Jussack, der zitternd neben ihm stand und voller Furcht und Demut das Haupt neigte. Der Hexer hob ihre linke Hand an und drückte sie. Ein wenig Gefühl kehrte in sie zurück, vorwiegend Schmerz. Dann erteilte er dem anderen Jussack offenbar eine lange Reihe von Anweisungen und verließ das Zelt.

Danach verbesserte sich ihre Lage geringfügig. Maerad erhielt mehr Felle und brauchte nicht mehr so sehr Kälte zu leiden. Außerdem nahm man ihr die Fesseln ab, sodass sie auf dem Schlitten mehr Bewegungsfreiheit hatte. Sie spielte mit dem Gedanken, sich in den Schnee zu werfen, doch es gab keine Möglichkeit, dies ungesehen zu tun, folglich würde man sie sofort aufgreifen und wahrscheinlich wieder fesseln.

Sie stellte fest, dass auch Dharins Schlitten mit ihnen zog. Er wurde von einem der anderen Jussacks gelenkt. Sie fragte sich, was aus den Leichnamen von Fang und Dharin geworden war; sicher hatte man sie unbetrüet und unbegraben im Schnee zurückgelassen. Der Gedanke quälte sie. Wo mochte ihr Bündel sein, wo ihre Leier? Sie mussten sich noch auf dem Schlitten befinden . . . Aber Maerad war noch zu müde, um ausführlicher zu grübeln, und ihre Gedanken verschwammen zu einem chaotischen Gewirr.

Sie stand unter einem Bann, den sie nicht kannte, der sie lähmte und ihr Übelkeit bereitete. Der Zauber stammte von dem Hexer, und sie begann, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Sie spürte den Widerstand seines Willens und war sicher, dass sie eine stärkere *Dhillarearen* war als er; und dennoch, so sehr sie es versuchte, sie vermochte den Bann nicht zu brechen. Er hielt sie gefangen.

Bisweilen vermeinte Maerad, in einigem Abstand fahle Schatten  
244

parallel zu den Schlitten rennen zu sehen. Sie sahen aus wie Wölfe, doch wenn sie versuchte, den Blick unmittelbar auf die Bewegung zu richten, erblickte sie nur kahlen Schnee. Niemand sonst schien sie zu bemerken, und so tat Maerad sie als Wahnvorstellungen ab. Nachts träumte sie von Wölfen.

Die Tage vergingen, und jeder glich dem nächsten. Maerad versuchte herauszufinden, wie lange sie besinnungslos dagelegen hatte, allerdings mit spärlichem Erfolg; damals hatte die Zeit aufgehört zu existieren. Sie ritzte kleine Kerben in das Holzgeländer des Schlittens. Wenn sie sieben Tage in jenem Zustand der Bewusstseinsstrübung gewesen war, befand sie sich mittlerweile seit zwei Wochen in Gefangenschaft.

Allmählich gelang es Maerad, ihre fünf Häsher auseinanderzuhalten. Der für sie verantwortliche Jussack war eindeutig der jüngste mit dem niedrigsten Rang; er schien etwa in Dharins Alter zu sein. Bei den anderen handelte es sich um gestandene Männer, dem Aussehen nach zwischen dreißig und vierzig Jahren. Maerad empfand sie als grobschlächtige Rüpel; sie erinnerten sie an die Männer in Gilmans Feste, unter denen sie aufgewachsen war. Der Gedanke beschwor

eine tiefe Verachtung in ihr herauf, die ihren Hass schürte. Der Hexer, dessen Name Amusk lautete, war ihr Anführer, dem sich alle anderen mit einem unterschiedlichen Maß an Furcht unterordneten.

Unwillkürlich begann sie, eine Art Zuneigung zu dem jungen Mann zu entwickeln, der sich um sie kümmerte. Obwohl er tunlichst danach trachtete, es sich nicht anmerken zu lassen, erschien es Maerad, dass er den Hexer ebenso wenig mochte wie sie. Sein Schlitten fuhr in der Regel zuvorderst, und nach einer Weile erkannte Maerad, dass er eine ähnliche Gabe wie Dharin besaß, nämlich ein untrügliches Gespür dafür, wo er sich befand. Was erklärte, weshalb seine deutlich älteren Gefährten einen so jungen Mann mitgenommen hatten. Außerdem begriff sie mit der Zeit, dass diese Männer es als erniedrigend betrachteten, für eine Frau zu sorgen, und dass die Aufgabe des jüngsten Jussacks eine Demütigung darstellte, für die er von den anderen häufig gehänselt wurde. Ihre Äußerungen erzürnten ihn,

245

und einmal sah sie, wie er ein Messer gegen einen seiner Peiniger zog, der darob zurückwich, den Kopf schüttelte, die Arme weit ausbreitete und eindeutig nicht kämpfen wollte. Ungeachtet dessen kümmerte sich der junge Jussack gewissenhaft um sie. Ihr fiel auf, dass er nur dann mit ihr zu sprechen versuchte, wenn niemand ihn dabei belauschen konnte; wenn die anderen Männer sich in der Nähe aufhielten, redete er manchmal in barschem Tonfall mit ihr, als wollte er jegliches Mitgefühl verschleiern, das er für sie empfinden mochte. Nach dem Besuch des Hexers verwehrte sich Maerad dem nächsten Versuch des jungen Mannes, ihr seinen Namen mitzuteilen, nicht mehr. Er legte sich die Hand auf die Brust und sagte: »Nim.« Dann deutete er mit einer unverkennbar fragenden Geste auf Maerad.

»Maerad«, sagte sie. »Ich bin Maerad.«

Zum ersten Mal sah sie ihn lächeln. Es veränderte sein Gesicht, und dabei erkannte sie erst, wie jung er wirklich war. *Er könnte ohne weiteres in meinem Alter sein*, dachte sie. »Nim. Maerad«, hielt er fest und deutete dabei von sich auf sie. Maerad nickte.

Er verschwand aus dem Zelt und kehrte mit einem warmen Fleischeintopf zurück. Inzwischen war Maerad in der Lage, selbst zu essen, wenngleich ihre Füße, wenn sie sich nicht auf dem Schlitten befand, gefesselt waren, damit sie niemanden angreifen oder flüchten konnte. Nimm reichte ihr eine dampfende Schüssel. »Hulcha«, sagte er. »*Ij lakmi*.« Mit Handbewegungen tat er so, als esse er.

»*Lakmi*«, wiederholte Maerad. »Essen? Ich soll essen?« Sie zeigte auf die Schüssel. »Hulcha«, sagte sie. Nim nickte und lächelte.

*Naja, es kann nicht schaden, wenn ich Jussack lerne*, dachte Maerad, als sie die Suppe zu essen begann. *Und es ist ja nicht so, als hätte ich etwas anderes zu tun*. Dann jedoch erkannte sie mit kalter Bestürzung, dass sie anfang, sich für einen von Dharins Mördern zu erwärmen. Schlagartig wurde ihr übel. Sie schob die Schüssel von sich und wollte nicht mehr mit Nim sprechen. Als sie ihm nicht antwortete, schaute er enttäuscht und verletzt drein, fast wie ein kleines Kind,

das man vor den Kopf gestoßen hatte, doch er überspielte dies rasch, indem er etwas zu ihr sagte, das sich wie ein Fluch anhörte, und in der Art der älteren Männer lachte, mit derber, wissender Grobschlächtigkeit. Dann ergriff er die Schüssel und aß die Suppe hungrig selbst auf.

246

Danach entwickelte sich zwischen Maerad und Nim eine zaghafte Beziehung. Maerad erlernte die Sprach der Jussacks rasch, und im Verlauf der nächsten Wochen begannen sie, einfache Unterhaltungen zu führen. Obwohl ihre Gespräche stets von einer gegenseitigen, unterschwelligen Wachsamkeit begleitet waren, entstand zwischen ihnen etwas, das unter anderen Umständen vielleicht zu einer Freundschaft gewachsen wäre. So, wie die Dinge standen, blieb es bei einer Art stillschweigendem Bündnis.

Es war Maerads einziger Trost, sofern man ihre oft schwierigen und unbehaglichen Unterhaltungen als tröstlich bezeichnen konnte. Ihre Einsamkeit fühlte sich beinahe unerträglich an, und ihre geheimen Gespräche mit Nim bildeten den einzigen menschlichen Umgang, den sie hatte. Ein störrischer Wille festigte sich in ihr, je mehr ihr Körper langsam wieder an Kraft gewann, wenngleich sie durch das unablässige Aufbäumen gegen den Bann des Hexers stets müde war. Sie spürte kaum Macht in sich. Maerad empfand dies als seltsame Leere, als fehlte ihr ein Glied, dennoch leistete sie weiter Widerstand. Für sich selbst hegte sie mittlerweile keine Hoffnung mehr, trotzdem schien noch nicht alles verloren. Es gab immer noch manches, was sie tun könnte, auch wenn es fehlschlagen mochte. Unter Umständen wäre ein Fluchtversuch nicht gänzlich aussichtslos.

Was sie am meisten zurückhaben wollte, war ihr Bündel. Schon als sie gesehen hatte, dass die Jussacks Dharins Schlitten und Hunde mitgenommen hatten, war ihr klar geworden, dass ihr Gepäck noch irgendwo sein musste. Es enthielt alles, was auf dieser Welt für sie zählte, darunter ihre Leier. Als sie mit Nim redete, erzählte sie ihm, wie sehr sie sich nach Musik, nach ihrer Leier sehnte. Er starrte sie mit seinen fahlblauen Augen an.

»Womöglich willst du mich überlisten«, sagte er. »Ich weiß, dass du eine Hexe bist, und vielleicht hast du in dem Bündel etwas für deine Zaubersprüche.«

»Nein«, entgegnete Maerad. »Eine Leier. Eine Harfe. Für Musik.« Sie summte eine Weise und hoffte, dass Nim ihr gebrochenes jussack verstand. »Von meiner Mutter. Meine Mutter ist tot.«

»Meine Mutter ist auch tot«, gab Nim zurück. Stumm überlegte er eine kurze Weile, dann holte er unter dem Wams einen runden Anhänger hervor. Er bestand aus schwarzem, polierten Stein. »Das hier hat ihr gehört.«

246

Maerad fühlte sich unerwartet bewegt, streckte die Hand aus und berührte den Anhänger mit einer Fingerspitze. »Schön«, sagte sie.

Nim betrachtete den Anhänger, dann steckte er ihn zurück unter seine Kleider.

»Ich hole dir deine Sachen«, erklärte er. »Aber wenn du versuchst, damit einen Zauber zu wirken oder zu flüchten, werde ich getötet.«

Maerad sah ihn so unverwandt an, wie sie konnte. »Ich kann nicht flüchten«, erwiderte sie. »Und ich kann keine Zauber wirken mit meiner Leier. Ich will sie nur wiederhaben.« Während sie sprach, fühlte es sich an, als flutete Hunger in ihre Finger.

»Es ist dumm von mir, das zu tun«, stellte Nim fest. »Aber ich will es versuchen. Ich weiß nicht wieso, aber ich glaub nicht, dass du mich belügst. Vielleicht bist du aber auch nur eine gute Lügnerin.«

Maerad lächelte und musste an Inka-Reb denken. »Ein weiser Mann sagte, ich sei eine Lügnerin«, gab sie zurück. »Vielleicht hatte er recht. Aber ich lüge dich nicht an.«

»Woher soll ich das wissen?«, fragte Nim. »Ich bin ein schlichter Mann. Ich weiß nicht einmal, warum wir so weit reisen mussten, um dich zu suchen. Amusk hat den ganzen Weg die Runen befragt, um dich aufzuspüren. Ich glaube, du wirst zurück nach Arkan-da gebracht.«

Verwirrt schaute Maerad auf: Zum ersten Mal hatte sie gehört, wohin die Reise gehen sollte.

»Selbst ich kann erkennen, dass du mächtig bist, obwohl Amusk dich verhext hat. Ich habe noch nie gesehen, dass er sich vor jemandem gefürchtet hat, außer vor dir und dem Eiskönig. Wenn der Eiskönig dich haben will, musst du sehr mächtig sein.«

»Ich war mächtig, aber ich bin es nicht mehr«, entgegnete Maerad. Amusk fürchtete sich vor ihr? »Aber ich kann immer noch Musik machen. Vielleicht, wenn du mein Bündel bringst, spiele ich für dich ein Lied meines Volkes.«

Nim seufzte. »Wenn du das tust, werden sie es hören, und ich werde bestraft«, erklärte er. »Aber ich würde gern ein Lied hören.« Er blickte auf seine Hände hinab und wirkte mit einem Mal äußerst schüchtern. Und Maerad nahm ihn plötzlich nur als Mann wahr, nicht als einen Jussack oder einen Feind. Zum ersten Mal in ihrem Leben jagte ihr dies keine Angst ein, was sie verwirrte; eigentlich hatte sie mehr Grund, sich zu fürchten, als je zuvor, seit sie aus Gil 247

mans Feste geflohen war. Vielleicht hatte sie so viel durchgemacht, dass sie Dinge, die sie früher ängstigten, mittlerweile als harmlos empfand. Oder vielleicht vertraute sie diesem jungen Mann irgendwie.

Nim hatte sie ihre ganze Krankheit hindurch gepflegt und gewaschen, obwohl ihn derlei Aufgaben demütigten. Der Gedanke an jene persönliche Nähe ließ sie erröten. Er hätte sich ihr gegenüber nicht freundlich zeigen müssen, dennoch hatte er es getan. Und er war ihr stets mit Respekt begegnet. Es mochte daran gelegen haben, dass er den Zorn des Winterkönigs fürchtete, sollte sich ihr Zustand verschlechtern und sie sterben, doch inzwischen glaubte Maerad eher, dass es sich um schlichte Liebenswürdigkeit gehandelt hatte.

»Bringt ihr mich wirklich nach Arkan-da?«, fragte sie. »Du meinst damit zum Winterkönig, richtig?«

»Ich glaube, so nennen die Pilanel den Eiskönig, mögen sie verflucht sein.« Maerad schwieg eine Weile. »Warum verfluchst du sie? Es sind gute Menschen«, sagte sie schließlich. »Mein Vater war ein Pilani.«

Jäh schaute Nim auf. »Tut mir leid, wenn ich dich beleidigt habe. Die Pilanel haben uns unser Land weggenommen. Wir wollen es zurück.«

»Und wer hat dir das gesagt?«, hakte Maerad neugierig nach. »Die Pilanel weilen seit Anbeginn der Zeit in Zmarkan. Sie können euch euer Land nicht weggenommen haben. Und außerdem, ist in Zmarkan nicht reichlich Platz für euch alle?«

»Jeder weiß, dass es stimmt«, entgegnete Nim mit unumstößlicher Überzeugung.

»Sie sind ein böses Volk.«

Maerad wollte unbedingt ihr Bündel zurück und ihn daher nicht gegen sich aufbringen, daher ließ sie es dabei bewenden. Aber die nächtliche Unterhaltung hatte ihr etwas beschert, worüber sie am nächsten Tag nachdenken konnte, als sie für einen weiteren Abschnitt ihrer endlos anmutenden Reise in den Schlitten gesetzt wurde.

Wenngleich Maerad halb damit gerechnet hatte, dass Nim nicht Wort halten würde, brachte er ihr am nächsten Abend ihre Leier in der Lederhülle. Das Bündel hatte er nicht dabei. Ehrfürchtig, mit vor Bewegtheit zitternden Händen holte sie das Instrument hervor, zeigte es ihm und strich mit den Fingern leicht über die Saiten, um

248

einen leisen Akkord anzuschlagen. Seine Augen weiteten sich verwundert.

»Ich wollte, ich könnte spielen«, flüsterte Maerad.

»Das wünschte ich auch«, erwiderte er. »Ich habe noch nie so wunderschöne Klänge gehört.«

»Danke, Nim«, sagte Maerad. »Das werde ich dir nie vergessen.« Sie schaute auf und erblickte in Nims Augen eine frisch erwachte Sehnsucht, die in ihr Mitleid für ihn wachrüttelte.

»Vielleicht kannst duja eines Tages nach Annar reisen«, meinte sie leise. »Dort leben gute Menschen. Sie sind nicht grausam wie Amusk. Und dann kannst du Musik hören.«

Plötzlich blickte Nim verlegen drein, fast verschämt. Er wandte sich ab und sprach an jenem Abend kein Wort mehr. Am nächsten Tag behandelte er sie grob, als er sie in den Schlitten verfrachtete. Dennoch verspürte Maerad ihm gegenüber deshalb keine Feindseligkeit; sie kannte den Schmerz erwachter Sehnsüchte. Einst hatte sie sich ebenso wie Nim gegen die eigenen Gefühle geschützt. Und niemand würde Nim retten und ihm eine neue Welt zeigen, so wie Cadvan sie aus Gilmans Feste gerettet hatte. Allerdings, dachte sie traurig, würde sie selbst nun auch niemand mehr retten. Trotzdem fühlte sie sich durch ihre Leier etwas weniger hilflos. Wenngleich sie nicht darauf spielen konnte, liebte sie das Instrument nachts, ließ ihre geschwellenen Finger über die Runen gleiten und fragte sich, ob sie je erfahren würde, welches Geheimnis sich dahinter verbarg.

Nim hatte ihr erzählt, dass Amusk als mächtigster aller Jussacks galt. Maerad hatte darüber nachgedacht; es bedeutete, dass ihre Gefangennahme sorgsam geplant worden war, vermutlich nach dem Versagen des Sturmhunds und der Iridugul. Ihre Reise mit Dharin hatte von Anfang an unter einem finsternen Stern

gestanden. Sie besann sich Sirkanas Traurigkeit, als sie sich von ihnen verabschiedet hatte, und war sicher, dass Sirkana Dharins Tod vorhergesehen hatte. Warum hatte sie ihn dann trotzdem mit Maerad gehen lassen?

Doch sie scheute davor zurück, zu ausgiebig über Dharin zu grübeln; es beschwor zu viele schmerzliche Erinnerungen herauf. Dernhil, Cadvan, Dharin; Imi, Darsor und Fang; wie viele waren bereits gestorben, um sie zu beschützen? Die Pilanel hatten ihr gesagt, dass die Jussacks den Winterkönig verehrten, und wenn ein so bedeutender Mann wie Amusk ausgesandt worden war, um sie zu fangen,

249

bedeutete dies, dass der Winterkönig sie unbedingt haben wollte. *Ich bin eine Trophäe*, dachte sie verbittert, *und das inzwischen nicht nur für die Finsternis und das Licht, sondern auch für die Elementare*. Zweifellos würde der Winterkönig sie dem Namenlosen ausliefern.

Als der Hexer Amusk sie das nächste Mal untersuchte, zeigte er sich mit ihrem Zustand insgesamt weniger unzufrieden, nur bei einem näheren Blick auf ihre linke Hand schürzte er die Lippen. Drei Finger wiesen eine merkwürdige Farbe auf, ein dunkles Purpur, und sie spürte sie überhaupt nicht mehr. Er wandte einen Heilzauber an, der jedoch wenig bewirkte.

Diesmal konnte Maerad der Unterhaltung ein wenig folgen, wenngleich sie sich ihre Sprachkenntnisse nicht anmerken ließ, teils aus eigener Vorsicht, teils um Nim zu schützen. Sie schnappte auf, dass sie sich nicht mehr weit von ihrem Ziel entfernt befanden, vielleicht noch eine Woche. Kurzzeitig überkam sie Erstaunen: Sie hatten tatsächlich die gesamte Weite der Arkiadera von einer Seite zur anderen durchquert. Das Holzgeländer wies fünfundzwanzig Kerben auf. Selbst unter Berücksichtigung des Umstands, dass sie nicht wusste, wie viele Tage sie nach ihrer Gefangennahme bewusstlos gewesen war, mussten sie ungemein rasch gefahren sein.

Maerad musterte Amusk eingehend. Er ähnelte Nim in keiner Weise; mittlerweile fragte sie sich, wie sie die Jussacks je untereinander verwechseln konnte. Sein Gesicht war schmal und grausam, und Maerad fand, dass er wesentlich abgezehrter aussah als bei seinem letzten Besuch in ihrem Zelt. *Gut*, dachte sie; *offenbar hat er hart zu kämpfen, um die Herrschaft über mich nicht zu verlieren*. Aufgrund Nims Äußerung achtete sie auf Anzeichen von Furcht, als er sie untersuchte, aber aus seinen Augen sprach eine Kälte, die nichts preisgab. Unter seiner frostigen Musterung regte sich Hochmut in ihr, und sie weigerte sich, den Blick von ihm abzuwenden, wenngleich sie spürte, dass er gewohnt war, dass die Menschen in seiner Gegenwart die Augen niederschlugen. Insbesondere Frauen, dachte Maerad. Aber wenn er sie in gutem Zustand haben wollte, konnte er sie nicht zu hart bestrafen. Tatsächlich bestrafte er sie gar nicht. Diesmal versuchte sie nicht, mit ihm zu sprechen, und er redete ohnehin nicht mit ihr. Nachdem er gegangen war, bestätigte Nim, dass sie bald in Arkan-da eintreffen würden.

»Ich vermute, danach werde ich dich nicht mehr sehen«, sagte er.

249

»Ich werde flüchten«, erwiderte Maerad. »Und nach Annar reisen. Das solltest du auch tun.«

»Ich muss mich um meine Großmutter und meine Schwester kümmern«, entgegnete Nim. »Mein Vater ist auch tot, und sonst gibt es niemanden, der für sie sorgt. Ich kann mein Volk nicht verlassen.«

»Dann werden wir uns vielleicht nicht wiedersehen. Es sei denn, eines Tages herrscht Friede in unseren Ländern, dann können wir einander besuchen.« Es war eine kindische Vorstellung, trotzdem sprach Maerad sie aus. Tatsächlich schienen jegliche Worte über irgendeine Zukunft bloße Träumerei zu sein. Nim lachte. »Mein Volk ist nicht friedfertig«, gab er zurück.

»Friede ist besser als Töten«, entgegnete Maerad.

»Das finde ich auch.« Danach schwieg Nim; er schien sich an etwas zu erinnern.

»Früher habe ich gerne Wildblumen mit meiner Schwester gepflückt. Wir wurden losgeschickt, um Beeren zu holen, und haben stattdessen Blumen gepflückt. Meine Mutter war jedes Mal sehr wütend darüber.«

Maerad bedachte ihn mit einem fragenden Blick. »Eine alte Frau hat mir erzählt, dass die Jussacks ihre Frauen in Löchern im Boden halten«, sagte sie.

»Das stimmt nicht. Pilanel lügen«, spie Nim ihr entgegen.

»Na ja, vielleicht lügen die Jussacks ihrerseits auch über die Pilanel. Der Mann, den ihr getötet habt - mein Vetter, Dharin ä Lob-var-, vielleicht hat auch er gerne Blumen gepflückt, statt Beeren zu sammeln.«

Danach schwieg Nim fast eine Stunde lang. Maerad legte sich mit bleiernen Augen zum Schlafen hin. Obwohl sie sich nicht mehr so krank fühlte, fiel es ihr nach wie vor schwer, sich zu bewegen. Sie war ziemlich sicher, dass Amusk sie beinahe getötet hätte, als er sie gefangen nahm. Mittlerweile galt all ihr Hass ihm und dem Winterkönig. Ihre düsteren Gedanken kreisten darum, was sie in Arkan-da erwarten würde.

»Ich weiß nicht viel von der Welt«, gestand Nim schließlich und riss sie aus ihrer Grübelelei. »Vielleicht hast du recht. Du kennst verschiedene Völker und Sprachen. Alles, was ich kenne, sind mein eigenes Volk und meine eigene Sprache.«

»So viel weiß ich auch wieder nicht«, gab Maerad schläfrig zurück. »Einige Leute haben mir ein paar Dinge beigebracht.«

250

»Tja, da hattest du Glück«, meinte Nim. »Womöglich sind es Lügen, die man sich über die Pilanel erzählt. Aber würden wir aufhören, sie zu bekriegen, wenn es keine Lügen gäbe?«

»Vielleicht schon.« Maerad stützte sich auf einen Ellbogen und sah ihn an.

»Vielleicht aber auch nicht«, entgegnete Nim. »Ich weiß es nicht.«

»Vielleicht wirst du eines Tages zum großen Häuptling und bereitest dem ein Ende«, schlug Maerad vor.

»Und vielleicht besuche ich dich dann in Annar.«

Sie lächelten einander an; beide wussten um die Unmöglichkeit dessen, was sie gesagt hatten. Einen Augenblick lang glichen sie Kindern, die ein Spiel spielten,

bei dem sie sich für kurze Zeit vor der grausamen Welt der Erwachsenen verstecken konnten.

Am nächsten Tag erblickte Maerad in der Ferne vor ihnen eine Gebirgskette, einen gedrungenen, purpurnen Schemen, der auch eine Wolkenbank hätte sein können. Nim verriet ihr, dass es sich um Berge handelte, um eine Kette, die von seinem Volk Trukuch genannt wurde. Das Gelände begann anzusteigen, ging in Hügel und niedrige Vorberge über. Maerad sah erst Zwerghaselhölzer, die durch die Schneekruste ragten, später Fichten- und Tannenhaine.

Immer näher rückten die Berge, bis sie in deren Schatten ostwärts entlang einer durch stehende Steine gekennzeichneten Straße auf Arkan-da zufuhren. Das Trukuch-Gebirge erhob sich zu ihrer Rechten gleich scharfen Klingen vor dem düsteren Himmel, und Maerads Mut sank auf einen neuen Tiefstand. Die Felswände erinnerten an die äußeren Wälle einer riesigen Festung. Nach und nach erkannte sie, wie töricht der Gedanke gewesen war, sie könnte aus der Feste des Winterkönigs fliehen, nachdem sie sich darin befände. Der Funke Hoffnung, den ihr die Freundschaft mit Nim verliehen hatte, löste sich auf und verpuffte.

Ihr fortwährendes stummes Ringen mit dem Hexer nahm für kurze Zeit eine neue Intensität an. Es erfüllte sie mit boshafter Genugtuung zu beobachten, dass seine abgezehrten Züge immer gräulicher wirkten, seine Augen blutunterlaufen, seine schmalen Lippen immer dünner. Dennoch behielt er die Oberhand; sie

251

konnte sich gegen seinen Bann auflehnen, ihn jedoch nicht brechen. Aber vielleicht war sie imstande, den Hexer selbst zu brechen.

Sie hasste Amusk mit einer Inbrunst, in die all ihre Trauer und Liebe für jeden geflossen war, den sie verloren hatte. Nur allzu gern hätte sie ihn so sehr beansprucht, dass sein Herz zersprang, er zu Boden stürzte und blicklos in den Himmel starrte, während ihm das in der Kälte dampfende Blut aus dem Mund lief und den Schnee so besudelte wie Dharins Blut einst. Die Vorstellung bereitete ihr grimmiges Vergnügen. Aber Amusk zerbrach nicht.

Als sie in die Nähe der Berge gelangten, fanden fast keine Unterhaltungen mehr zwischen Nim und Maerad statt. Zudem wirkte Nim angespannt, aus Gründen, die Maerad nur erahnen konnte, und er gebarte sich ihr gegenüber so barsch wie damals nach ihrer Gefangennahme. Maerad störte sich nicht daran; sie war darüber hinaus, sich noch Gedanken über das eigene Los zu machen. Stattdessen verspürte sie eine wachsende Freude darüber, dass sie ihrem Feind bald von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten würde. In der Meerenge von Thorold hatte der Winterkönig den Sturmhund gegen sie entsandt, am Gwahlhain-Pass hatte er Cadvan getötet, und zuletzt hatte er Dharin gemeuchelt. Vermutlich wusste er so wie Inka-Reb über die Zeichen auf ihrer Leier Bescheid und wollte sie in seinen Besitz bringen. Was immer er tatsächlich wollte, Maerad hatte nicht vor, seine Wünsche zu erfüllen. Da er solchen Bedacht auf ihr Überleben gelegt hatte, war sie überzeugt davon, dass ein sicherer Weg, ihn zu enttäuschen, darin bestand, den eigenen Tod herbeizuführen.

Allerdings war sie bereits zu dem Schluss gelangt, dass sie dies nicht tun konnte, solange sie sich noch in Nims Obhut befand; die Vorstellung, seinen darauf unvermeidlich folgenden Tod auf dem Gewissen zu haben, konnte sie nicht ertragen. Und so wartete sie, während der Schlitten an den Bergen vorbeifegte, die höher und bedrohlicher wurden, je weiter sie fuhren.

*Ich spüre dich, mein Feind*, dachte sie nachts. *Ich spüre dich immer näher. Bald werde ich dir ins Antlitz blicken können.* Etwas in ihr lachte, doch es war kein freudiges Gelächter, sondern der Trotz eines Geistes, der dem sicheren Tod entgegensah und den nichts mehr kümmerte. *Ich werde nicht als Sklavin sterben*, sagte sie sich. *Zumindest dabei werde ich nicht versagen.*

252

Am Tag, bevor sie Arkan-da erreichten, rollte dichter Nebel aus den Bergen herab und umfing die Schlitten mit einer gespenstischen weißen Stille. Ihre Geschwindigkeit verlangsamte sich, und Nim wurde vorausgeschickt, um den Weg auszukundschaften. Maerad saß teilnahmslos vor ihm im Schlitten. Der Nebel schien voller Furcht erregender Erscheinungen zu sein, die sich auflösten, wenn sie sich ihnen näherten, außerdem hörten sie schauerliche Geräusche, die sich anhörten, als ächzten und schrien die Felsen selbst vor Schmerzen oder Wut. Maerad spürte die Angst der Männer in den Schlitten hinter ihnen. Auf sie selbst hingegen zeigten die Erscheinungen und Geräusche keinerlei Wirkung; nichts vermochte sie noch zu ängstigen. Sie lehnte sich gegen den Bann des Hexers auf und konnte fühlen, wie Amusk schwächer wurde. *Sogar er hat Angst*, dachte sie. *Er will immer noch Leben, will Macht auf dieser Welt. Ich nicht, deshalb fürchte ich mich nicht.*

In jener Nacht sprachen Nim und Maerad zum letzten Mal miteinander. Maerad durchsuchte ihre Kleider; sie wollte ihm unbedingt etwas schenken. Schließlich nahm sie ihre silberne Lilienbrosche ab, das Zeichen, das sie als eine Bardin Pellinors auswies. Er würde sie vor den anderen verstecken können, und Maerad brauchte sie nicht mehr. Sie strich darüber und dachte an die gutmütige, wenngleich strenge Frau, von der sie die Brosche erhalten hatte: Oron, Oberste Bardin von Inneil.

Wahrscheinlich würde Oron es nicht für unangebracht halten, dass sie dieses Andenken als Dank für die ungeschliffene Freundlichkeit verschenkte, die Nim ihr entgegengebracht hatte. Schließlich hatte Maerad in Inneil zum ersten Mal den Wert menschlicher Güte erfahren. Sie erinnerte sich noch an Silvias Worte: *Das Gesetz besagt, dass Hungrige ernährt, Obdachlose mit Unterkunft versorgt und Kranke geheilt werden müssen. Das ist die Gesinnung des Lichts.* Maerad lächelte eingedenk der ihrer bitteren Gegenwart so fernen Erinnerung und strich ein letztes Mal mit den Fingern über das Lilienzeichen von Pellinor.

»Nim«, sagte sie, »das hier ist für dich.« Damit reichte sie ihm die Brosche. Verwundert, mit sich weitenden Augen nahm er sie entgegen. »Das ist wunderschön«, sagte er. »Ein kostbares Ding. Aber ich habe nichts, was ich dir im Gegenzug geben könnte.«

252

»Du hast mir schon so viel gegeben«, erwiderte Maerad. »Das ist ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Du bist freundlich zu mir gewesen. Das hättest du nicht sein müssen.«

Sie beobachtete, wie ihm Röte über den Hals ins Gesicht stieg und er die Brosche linkisch verschwinden ließ, indem er sie in seine Kleider steckte.

»Das werde ich dir nicht vergessen«, sagte er und wandte sich ab.

Die Sonne schien es nicht mehr zu geben. Die Tage ließen sich nur noch von den Nächten unterscheiden, weil die Schatten etwas weniger dunkel wirkten. Der Nebel verhüllte die Schlitten so dicht, dass sie kaum noch sichtbar waren. Auch keine Sterne gab es; vom Boden stieg ein weißer Schimmer auf, als wäre er selbst eine Lichtquelle, und dies war das Einzige, was sie davor bewahrte, sich durch völlige Finsternis bewegen zu müssen.

Als sie an jenem Morgen losgefahren waren, hatten die Gespanne sich nach Süden gewandt, um einen schmalen Gebirgspass entlangzulaufen. Die stehenden Steine tauchten abwechselnd aus dem Nebel auf und verschwanden wieder darin. Maerad musste dabei an jene denken, die sie entlang des Gwalhain-Passes gesehen hatte: Vor längst vergangenen Zeiten musste dasselbe Volk diese Straße gebaut haben. Die Luft war windstill und klirrend kalt.

Maerad saß in Nims vor den anderen fahrendem Schlitten und hielt ihre Leier zwischen den Knien. Ihr war schwindlig, sie konnte nicht klar denken; in ihrem Geist fühlte sie die Nähe des Winterkönigs, jenes Schattens, der sie bedrückt hatte, seit sie den ersten Fuß nach Zmarkan gesetzt hatte. Wogen der Schwärze schlugen über ihr zusammen; sie versank darin wie damals nach ihrer Gefangennahme, und als sie wieder erwachte, wusste sie nicht, wie viel Zeit vergangen war. Sie konnte spüren, wie Amusks Bann sie härter bedrängte, und nahm sein Siegesgefühl wahr, als ihr Widerstand ins Stocken geriet, woraufhin sich unwillkürlich Verachtung in ihr regte. Es war nicht Amusk, der ihr zusetzte.

Als sie einen hohen Bogen aus schwarzem Stein erreichten, herrschte zweifellos Nacht. Der Schlussstein des Bogens befand sich hoch über der Straße, und als sie sich ihm näherten, konnte Maerad fühlen, wie ihr Furcht den Magen zuschnürte. Der Pfad verlief durch

253

den Bogen auf einen natürlichen, von hohen Felsfeilern gesäumten Hof. Am fernen Ende ragte die dunkle Flanke eines Berges auf. Der Bogen schien aus einer Art poliertem Basalt zu bestehen, den seltsame Reliefs überzogen; die Meißeleien wirkten so gestochen scharf, als wären sie erst am Vortag angefertigt worden, obschon der Bogen selbst uralte aussah. Er stand völlig alleine, ohne Gebäude ringsum. Die Macht, die von ihm ausging, ließ Maerad ihre ganze Ohnmacht fühlen.

Trotz heftiger Peitschenhiebe wollten die Hunde einfach nicht unter dem Bogen hindurch, und schließlich stiegen die Jussacks fluchend von den Schlitten ab.

Maerad wurde befohlen, vor ihnen zu gehen. Die Angst der Männer war nachgerade greifbar. Maerad ergriff hastig ihre Leier und schlang sie sich vorne unter den Mantel, dann trat sie hinaus auf die Erde. Sogleich knickten die Knie unter ihr ein. Jemand trat sie; sie krümmte sich um die Leier zu einem Ball und

spürte, plötzlich völlig teilnahmslos, die Kälte des Bodens am Gesicht. Die Jussacks sollten sie treten, so viel sie wollten. Sollten sie sie ruhig töten. Weitere Flüche ertönten; zwischen Amusk und zwei der anderen Männer entbrannte ein Streit. Nim schwieg. Letztlich wurde Maerad auf die Beine gehievt, und ihre Arme wurden um Nims und Amusks Schultern geschlungen, sodass ihre Zehen über den Boden schleiften. Die übrigen drei Jussacks blieben bei den Schlitten zurück.

Als sie unter dem Bogen hindurchgingen, umfing eine unvorstellbare Kälte ihr Herz, und alles in ihr erstarrte zu Eis.

254

### Dreiundzwanzigstes Kapitel Der Eispalast

Maerad glaubte zu träumen. Ihr war warm, so herrlich warm wie nie, seit sie Murask vor acht Wochen verlassen hatte. Sie lag in einem behaglichen Bett, gekleidet in ein langes Nachthemd, das ihr bis zu den Zehen reichte. Ihre Haut fühlte sich seidig und rein an, ihr über Felle ausgebreitetes Haar roch frisch gewaschen und nach süßen Kräutern.

Maerad setzte sich auf und sah sich erstaunt um. Sie befand sich in einem Raum, der aus etwas gefertigt schien, das wie Mondstein anmutete: Die Wände wirkten durchscheinend und schimmerten mit einem matten Licht. Sie streckte die Hand aus und berührte eine davon; sie fühlte sich kalt, jedoch nicht unangenehm an.

Vor ihr erblickte sie einen mit einem schmucklosen himmelblauen Vorhang bedeckten Durchgang. Auf dem Boden, der aus demselben Material wie die Wände bestand, lag ein üppiger Läufer derselben Farbe.

Blinzelnd wischte Maerad sich die Haare aus den Augen, dann erstarrte sie und blickte auf ihre linke Hand hinab, die irgendwie missgebildet wirkte. Sie ließ sie auf die Feldecke sinken, als gehörte sie ihr nicht, und begutachtete sie abermals. Drei Finger fehlten. Sie besaß noch einen Daumen, einen Zeigefinger und die Hälfte des Mittelfingers bis zum ersten Knöchel, danach folgte eine saubere weiße Narbe. Schmerzen empfand sie keine.

Mit einer Art benommener Verwunderung betrachtete sie die Hand, dann breitete sie die rechte Hand neben sich auf der Feldecke aus. Dort trug sie am dritten Finger den goldenen Ring, den Ardina ihr geschenkt hatte. Eine Weile starrte Maerad auf dessen aufwändiges Muster aus verschlungenen Lilien, um sich zu beruhigen. Wenn sie die linke Hand nicht ansah, fühlte sie sich genauso an wie zuvor, als hätte ihr Verstand Geisterfinger als Ersatz für die fehlenden erschaffen. Sie krümmte die linke Hand, um ihre neue Form zu spüren, dann verbarg Maerad sie unter der Decke. *Jetzt ist es nur noch*

254

*eine hässliche Klaue*, dachte sie. *Wie soll ich jetzt Leier spielen?* Sie sah sich um. *Wo bin ich überhaupt ? Bin ich am Ende tot ? Aber wenn ich tot wäre, wieso sollten mir dann Finger fehlen* 1

Verwirrt schüttelte sie den Kopf. Ihre letzte Erinnerung war, wie sie unter dem schwarzen Bogen auf der Straße in den Bergen hindurchgeführt wurde. Ihr war klar gewesen, dass es sich um den Eingang zu Arkan-da gehandelt hatte, der

Feste Arkans, des Winterkönigs, und sie war von Angst erfüllt gewesen. Hier jedoch fühlte sie nur Frieden und Licht.

Abermals sah sie sich in dem Raum um: Er musste verhext sein, wenngleich sie rings um sich keinerlei Magie spürte. Der Raum war wunderschön, stand einigen jener, die sie in Annar gesehen hatte, um nichts nach, wirkte lediglich seltsamer. Obwohl ein sanftes Licht vorherrschte, enthielt er keine Lampen und keine Möbel außer dem Bett, das wenig mehr als eine Matratze auf dem Boden darstellte, und einem sonderbar geformten schwarzen Stuhl. An jenem Stuhl lehnten ihr Bündel und ihre Leier in deren Lederhülle. Maerad starrte darauf; dass diese Gegenstände sich hier befanden, erstaunte sie fast mehr als alles andere. Was taten sie hier? Jemand musste sie hergebracht haben, als wäre sie ein Gast in einem Bardenhaus.

Maerad suchte in sich selbst, hielt Ausschau nach ihren magischen Kräften, fand jedoch nichts. *Einst war ich die mächtigste Bardin in Edil-Amarandh*, dachte sie bei sich; *jetzt bin ich nichts mehr. Was ist mit mir geschehen ? Wohin ist meine Gabe verschwunden ?* Doch weder Selbstmitleid noch Verzweiflung regten sich bei diesen Gedanken; alles, was sie empfand, war eine Art teilnahmslose Verwunderung.

Ich muss tot sein, ging es ihr abermals durch den Kopf. Andererseits fühle ich mich nicht tot. Es sei denn, Tote können erschöpft sein . . . und warum auch nicht? Sie holte die linke Hand unter der Decke hervor und betrachtete sie erneut. Die Verletzung sah aus, als wäre sie mehrere Jahre alt. Wo ihre Finger gewesen waren, befand sich glatte weiße Haut. Sie verspürte plötzlich Bedauern ob ihrer verstümmelten Hand und streichelte über die Narbe; die Stelle fühlte sich ein wenig empfindlich an, doch das war alles. Dann verbarg sie die Hand wieder, legte sich hin und schloss die Augen.

*Wenn ich nicht tot bin, dachte sie, dann muss ich leben. Aber wenn ich lebe, wo bin ich ?* Die Fragen kreisten durch ihren Kopf wie ziellose Fliegen, die ineinanderprallten und kein Ziel erreichten, bis

255

die Erschöpfung sie wieder ereilte und sie zurück in tiefen Schlaf sank.

Als Maerad das nächste Mal die Augen aufschlug, befand sie sich nach wie vor in demselben warmen Bett, und auch ihre Finger fehlten immer noch. Was sie weckte, war Durst; ihr Mund fühlte sich staubtrocken an. Sie setzte sich auf und überlegte, wo sie Wasser finden könnte. Dabei stellte sie fest, dass neben dem Bett nun ein Tisch stand, gefertigt in derselben Art wie der Stuhl, und darauf erblickte sie einen Kristallkrug und einen Becher. Linkisch, durch ihre verstümmelte Hand behindert, schenkte sie sich ein Glas ein und trank gierig. Sie schwang die Beine aus dem Bett und stellte die Füße auf den Teppich, der sich als dick und warm erwies. Unwillkürlich wackelte sie mit den Zehen. Behaglichkeit, Wärme, Sauberkeit, das Gefühl ihres Körpers, der vor Erleichterung seufzte - dies waren Verlockungen, denen nach den Beschwerden und Unbilden der letzten Zeit schwer zu widerstehen war. Dennoch blieb ihr Geist wachsam und argwöhnisch. Zweifellos handelte es sich

um ungemein mächtige Zauberei, und sie spürte, dass sie sich ihr widersetzen sollte. Aber nicht sofort. Nicht in diesem Augenblick.

Auf schwachen Beinen, weil sie seit vielen Wochen kaum mehr gelaufen war, ging sie zu ihrem Bündel hinüber. Der vertraute Geruch des abgenutzten Leders wirkte beruhigend. Maerad leerte den Inhalt auf das Bett. Es war noch alles da und anscheinend unangetastet: ihre Ersatzkleider, ihr blauer Mantel, das in Ölruch eingeschlagene Buch mit Dernhils Gedichten, ihre fast leere Flasche mit Medhyl, die Flöte, die Ardina ihr geschenkt hatte, der aus Elfenbein geschnitzte Fisch von den Altweisen und, zu ihrer Überraschung, sogar der Schwarzstein. Ihre Kampfausrüstung - ihr Schwert Irigan und der Helm - fehlten, aber das Kettenhemd lag dort zusammengefaltet im Bündel, wo sie es hinterlassen hatte. Auch der kleine Dolch, den sie seit dem Aufbruch aus Gilmans Feste bei sich getragen hatte, war nicht mehr da. Langsam packte sie alles wieder ein, liebte dabei jeden Gegenstand und lehnte das Bündel wieder gegen den Stuhl. Dann ergriff sie ihre Leier und hielt sie in der Armbeuge, wenngleich sie das Instrument nicht aus der Lederhülle holte.

256

Es schien eine Ewigkeit her, dass sie ihre Habseligkeiten zuletzt richtig betrachtet hatte. Sie erzählten die Geschichte ihres Lebens. Seit Dharins Tod war sie immer wieder in ein Zwielicht der Seele geraten, hatte sich kaum daran erinnert, wer sie war, hatte nur noch sterben wollen. *Ich bin Ekdnor*, sagte sie sich. *Das bedeutet etwas. Aber was, entgegnete jene andere, höhnische Stimme in ihrem Kopf. Was bedeutet es f*

»Es bedeutet, dass ich versagt habe«, sprach sie laut aus und spürte, wie ihre Verzweiflung gleich einer dunklen, mächtigen Woge wieder heranbrandete. Sie dachte an die Bardin Ilar, die sie in Annar getötet hatte, und an den Tod Cadvans und der Pferde. Vor der Erinnerung an die Gesteinslawine scheute sie zurück, wurde jedoch stattdessen von einem lebhaften Bild Dharins überrumpelt, die Züge im Tode erstarrt. Sie hatte die Bardin aus Lirigon ermordet: Waren Cadvan und Dharin deshalb gestorben? Stellte ihr Tod eine Art Strafe dafür dar? Sie war außerstande, darüber nachzudenken, was dies bedeuten mochte. Wenigstens hatte sie nicht mit ansehen müssen, wie Dernhil gestorben war. *Mancher Segen*, dachte sie verbittert, *ist äußerst gering*.

Mit der Leier in den Armen kletterte sie zurück ins Bett. Spielen wollte sie nicht darauf; sie hatte zu viel Angst, um es zu versuchen. Die Wahrscheinlichkeit war groß, dass sie nie wieder etwas spielen würde.

Seit ihrem ersten Erwachen hatte Maerad niemanden gesehen, doch irgendwann, während sie bewusstlos gewesen war, hatte sie jemand gewaschen, umgezogen und ins Bett gelegt. Außerdem hatte jemand das Wasser und den Tisch neben ihr Bett gestellt, während sie geschlafen hatte. Der Gedanke war beunruhigend. Sie ging zu dem Durchgang und zog den himmelblauen Vorhang zurück. Außerhalb des Raumes befand sich ein fensterloser Flur, den dasselbe sanfte, quellenlose Licht erhellte wie ihre Kammer. Die Decke war hoch und gewölbt, und sie sah Türen, die zu anderen Kammern führten. Maerad schaute den Flur in beide Richtungen entlang, konnte jedoch keinerlei Anzeichen von Leben

entdecken. Einen Lidschlag lang spielte sie mit dem Gedanken, ihre Umgebung zu erkunden, doch ihre Knie zitterten bereits durch die geringe Anstrengung, der es bedurfte hatte, um zur Tür zu gehen. Zudem fürchtete sie, dass sie sich verirren könnte. Also kehrte sie stattdessen zum Bett zurück und ergriff wieder die Leier.  
257

Mittlerweile regte sich Hunger in ihr. Vielleicht würde ihr jemand etwas zu essen bringen, so wie zuvor das Wasser. Dann könnte sie sich erkundigen, wo sie sich befand.

Sie setzte sich aufs Bett und wartete. Vorerst konnte sie nichts anderes tun. Sie wusste nicht, wie lange es dauerte, bis endlich jemand auftauchte. Das Licht in ihrer Kammer blieb unverändert und verriet nichts über das Verstreichen der Zeit. Maerad widerstand der überwältigenden Versuchung, sich wieder schlafen zu legen: Sie war fest entschlossen, wach zu sein, wenn das nächste Mal jemand in ihr Zimmer kam.

Nach einer Weile kam tatsächlich jemand - beruhigenderweise jemand, der sich als menschlich erwies. Eine kleinwüchsige, dicke Frau mit einem Kopftuch betrat unangekündigt den Raum. Sie trug ein Tablett mit einer Schüssel, in der sich etwas Dampfendes befand.

»Hallo«, sagte Maerad auf Jussack, da sie dies für die wahrscheinlichste Sprache hielt, mit der sie es als Erstes probieren sollte.

Die Frau lächelte, wodurch sich ihre Züge zu einem Spinnennetz aus Furchen runzelten. »Also bist du wach. Ich werde dem Meister Bescheid sagen.«

»Dem Meister?« Maerad spähte auf die Schale, die verlockend köstlich roch, streckte jedoch nicht die Hände danach aus: Nach Auskünften sehnte sie sich noch mehr als nach Essen. »Wer ist der Meister?«

»Er ist unser aller gütiger Herr«, erwiderte die Greisin. »Er wird dich bald empfangen.«

»Aber wie lautet sein Name?«

»Er hat keinen Namen«, antwortete die Frau. »Er ist zu groß für einen Namen. Er ist der Meister. Hier, nimm die Suppe.« As Maerad sich weigerte, stellte die Frau das Tablett auf den Tisch neben dem Bett und wandte sich zum Gehen.

»Wie lautet dein Name?«, fragte Maerad hastig, da sie wollte, dass die alte Frau noch blieb. »Und wo bin ich? Und was ist mit meiner Hand geschehen?«

»Du bist hier im Palast des Meisters. Und mein Name ist Gima, junges Fischlein. Oh, du warst ein sehr krankes Mädchen, als du ange

257

kommen bist.« Wie Mirka schnalzte sie mit der Zunge. »Der Frost hat deine Finger abgeissen, Dummerchen. Aber jetzt geht es dir immer besser, nicht wahr? Schon bald wirst du kräftig genug sein, um ihm gegenüberzutreten.«

»Meinst du den Winterkönig?«, fragte Maerad.

»Ich weiß nicht, wer das ist«, gab die Frau unbeschwert zurück. »Vielleicht nennen ihn manche so. Hier ist er nur der Meister.«

Maerad gab es auf; ihr Magen knurrte, und wie es schien, hatte Gima nicht die Absicht, ihr irgendetwas Nützliches zu verraten. »Wirst du wiederkommen?«, erkundigte sie sich, als die Frau ging.

»Bald, bald ... « Damit hob sie den Vorhang an und war verschwunden. Maerad verschlang die Mahlzeit binnen weniger als einer Minute. Sie war am Verhungern gewesen. Danach schob sie die Schüssel beiseite und fühlte sich besser. Vielleicht wäre es nun möglich, ein wenig umherzuspazieren. Sie massierte sich die Beine, die dünn und kraftlos aussahen, dann dachte sie, dass sie sich anziehen sollte. Maerad hatte gerade beschlossen, ihre Ersatzgewänder aus dem Bündel zu holen, so dreckig sie sein mochten, als Gima zurückkehrte. Sie brachte einen langen, mit weißem Pelz ausgekleideten Überrock, ein Kleid in sattem Scharlachrot, feine Wollstrümpfe und erlesen bestickte Fellschuhe. »Die hier wasche ich für dich«, sagte sie, ergriff Maerads eigene Kleider und schlang sie sich über den Arm. »Das hier ist für dich, auf Befehl des Meisters.« »Aber wer ist er?«, fragte Maerad erneut und etwas verärgert. »Und wo bin ich.« Gima kicherte nur und tätschelte ihr den Kopf. »Mach dir darüber keine Gedanken, junges Fischlein. Zieh dich einfach an, und vielleicht gehen wir danach zu ihm, hm?« Sie ergriff das Tablett und verschwand wieder. Maerad zuckte mit den Schultern. Es schien besser, saubere Gewänder anzulegen. Und wenn sie den Meister kennen lernen würde, wer immer er sein mochte, wäre es wohl besser, obendrein besonders fein gekleidet zu sein. Sie schlüpfte in das Kleid und den Überrock, stand auf und versuchte, von einem Ende der Kammer zum anderen zu gehen. Ihre Beine erwiesen sich als nicht mehr so zittrig; vielleicht hatte es nur am Hunger gelegen.

258

Als hätte Gima vor der Tür gewartet, trat sie fast unmittelbar danach ein. »Gut«, stellte sie vergnügt fest. »Du bist schon angezogen. Na, dann komm mal mit.« Maerad, die an nichts anderes denken konnte als daran, aus der Kammer zu gelangen, um zu sehen, wo sie sich befand, zeigte sich sofort trotzig. »Wohin?«, verlangte sie in scharfem Tonfall zu erfahren. »Warum antwortest du mir nicht? Bist du blöd?« Sie verwendete das Jussack-Wort für »einfältig«, von dem sie wusste, dass es als besondere Beleidigung empfunden wurde, doch Gima zuckte mit keiner Wimper.

»Oh, du steckst so voller Fragen. Dummes, dummes Mädchen. Komm, komm.« Sie lockte und winkte Maerad, als wäre sie ein besonders träges Kind, und Maerad erappte sich dabei, dass sie Gima unwillkürlich die seltsamen weißen Gänge entlang folgte. Alles an diesem Ort erweckte ihren Argwohn, weshalb sie sich feindselig fühlte, andererseits verzehrte sie sich vor Neugier.

Der Flur ging in einen breiteren Gang über. Auch dieser wies eine gewölbte, allerdings noch höhere Decke auf, und gelegentlich gingen sie unter Bogen aus schwarzem Eisen mit kunstvoll in eigenartige geometrische Formen geschmiedeten Tragbalken hindurch, von denen keiner dem nächsten glich. Auf sonderbare Weise wirkten sie schön. Bald erreichten Maerad und Gima eine große zweiflügelige Pforte.

Gima blieb davor stehen, und ihre Unbeschwertheit geriet einen Lidschlag lang ins Wanken. Dann holte sie tief Luft und schob die Tür auf. Geräuschlos öffnete sie sich unter ihrer Hand, und sie traten ein.

Der Raum erinnerte Maerad an Ardinas Halle in Rachida, nur bestanden die Wände und die Decke statt aus versilbertem Holz aus Eisen und weißem, durchscheinenden Stein. Schwarze Eisenbalken in denselben absonderlichen Formen, die Maerad auf den Gängen gesehen hatten, stützten die hohe Decke. Die Wände wurden von Wandteppichen in prächtigen Farben geziert, allerdings wiesen sie keine für Maerad erkennbaren Figuren auf; sie wirkten wie Sonnenlicht, das auf Schnee gleißte und in all seine Farben brach, oder wie die eigenartigen, wie Trugbilder anmutenden Schemen, die sie in dem Gletscher erspäht hatte. In der Mitte befand sich ein rechteckiges, aus dem durchscheinenden Stein gehauenes Becken, und dort strahlte

259

das Licht am hellsten; es war ein kaltes und doch wunderschönes Licht, das den Raum gleichmäßig beleuchtete, sodass keine dunklen Winkel zurückblieben. Am fernen Ende befand sich ein niedriges Podium, darauf ein hoher schwarzer, völlig schmuckloser Thron und zwei niedrige Stühle. Auf dem Thron saß ein Mann. Er beobachtete, wie Maerad und Gima langsam durch die Halle schritten. Seltsamerweise hatte Gimas Befangenheit Maerad die eigene Angst genommen. Sie ging mit aufrechtem Rücken, damit sie nicht untertänig wirkte, und als sie sich dem Thron näherten, begegnete sie dem Blick des Mannes.

Er war ein Elidhu: Er besaß dieselben verstörend unmenschlichen Augen wie Ardina mit jenen katzenartigen Pupillen, doch während Ardinas Augen gelb schimmerten, erwiesen die seinen sich als ein sehr fahles Blau. Sein Haar war schwarz und lang und zu zwei Zöpfen geflochten, die ihm auf der Brust herabhingen. Er trug keine Kopfbedeckung, sondern ein ärmelloses hellblaues Gewand, reich in Silber bestickt, darüber einen langen mitternachtsblauen Mantel, der über seinen Schultern hing. Reife aus Silber und Eisen, kunstfertig gearbeitet und mit weißen Edelsteinen besetzt, zierte seine nackten Arme. Seine Haut schimmerte makellos weiß, allerdings mutete seine Blässe keineswegs schwach oder kränklich an; vielmehr wirkte er stark und muskulös, und als Maerad sich ihm näherte, spürte sie mit einem Schauer seine strotzende Lebendigkeit. Wie Ardina wirkte er zeitlos, weder jung noch alt. Sein Antlitz war bar jeglicher Furchen wie das eines jungen Königs in der ersten Blüte seines Lebens, doch sein Blick war uralte.

Als sie am Fuß des Podiums angelangten, sank Gima zu Boden und zupfte an Maerads Arm, um ihr anzuzeigen, dass sie es ihr gleichtun sollte. Maerad hatte nicht die Absicht, sich zu dergleichen herabzulassen, und schüttelte Gimas Hand ab. Aufrecht stand sie da und musterte den Mann mit ausdrucksloser Miene.

*Endlich begegnen wir uns also, mein Feind, dachte sie bei sich. Und ich habe nur noch meinen Stolz übrig; den aber kannst du mir nicht nehmen.* Zweifellos handelte es sich um Arkan, den Winterkönig, den Quell ihrer Sorgen: den Mörder Cadvans und Dharins, Darsors und Imis, den Verbündeten des Namenlosen, den bösen Gewaltherrscher des Nordens. Ungerührt erwiderte er ihren Blick. Dann schwenkte er die Hand.

»Geh, Gima«, sprach er auf Jussack. Seine Stimme klang tief und

259

freundlich; Maerad, die einen barschen Befehl erwartet hatte, war überrascht.

»Lass uns allein.«

Gima kroch auf Händen und Knien rücklings, ehe sie aufstand und nach wie vor rückwärtsgehend den Raum verließ, wobei sie um ein Haar in das Becken gefallen wäre. Maerad wandte sich um und beobachtete verdutzt ihren Abgang. Warum drehte sie sich nicht um, damit sie sehen konnte, wohin sie lief?

Schließlich erreichte die Greisin die Tür und huschte hinaus.

Maerad wandte sich wieder dem Winterkönig zu und stellte fest, dass er sie mit etwas betrachtete, das wie Belustigung anmutete. Unwillkürlich hätte sie beinahe gelächelt. Doch das hätte ihren Stolz verletzt, und so beschloss sie, keinerlei Gefühlsregungen zu verraten. Sie hielt seinem Blick so gelassen stand, wie sie konnte, und mahnte sich abzuwarten.

»Willkommen, Elednor von Edil-Amarandh«, begrüßte der Winterkönig sie, nunmehr in der Sprache der Elidhu. Maerad zuckte zusammen; woher kannte er ihren wahren Namen? »Endlich bist du eingetroffen, und ich sehe mit eigenen Augen, welche Gestalt den Lauf der Sterne durchkreuzt.«

Kurz setzte er ab, vermutlich um zu sehen, ob Maerad etwas erwidern würde. Sie schwieg.

»Es wäre besser, wenn du dich setzt, statt dort zu stehen«, meinte er. »Komm, nimm neben mir Platz.«

Maerad schüttelte den Kopf. Er seufzte, als wäre er ein geduldiger König, der sich mit einem seiner widerspenstigeren Amtsträger herumschlagen musste.

»Wie du willst«, sagte er.

»Ich will fort von hier«, erklärte Maerad, schaute wieder auf und begegnete trotzig seinem Blick. Wie jener Ardinas wirkte er beunruhigend und wühlte verborgene Tiefen in ihr auf. »Sagst du darauf auch >Wie du willst?<«

»Warum möchtest du von hier fort? Findest du meinen Palast nicht wunderschön? Gefällt dir deine Kammer nicht? Ist das Essen unzumutbar? Ich gebe zu, Gima ist bisweilen ein wenig schwierig, aber sie ist auch sanftmütig. Ich kann dir eine andere Dienerin zuteilen. Mein Bestreben ist, dich zu erfreuen.«

»Du hast meine Freunde getötet. Und meinen Vetter.« Hitze breitete sich in Maerads Bauch aus, eine tief verwurzelte Wut. »Warum sollte ich im selben Haus verweilen wollen wie mein Feind?«

260

Arkan ließ den Blick auf Maerads Gesicht ruhen, und etwas in ihr zuckte zusammen, woraufhin sie die Augen abwandte. »Ich bedauere die Sünden meiner Diener. Wenn du möchtest, kann ich sie bestrafen«, sprach er. »Ich war nicht erfreut über den Zustand, in dem sie dich mir übergaben: Ich konnte sehen, dass du schlecht behandelt worden warst. Aber wie sonst hätte ich dich herbringen sollen?«

»Du hättest mich einfach fragen können«, gab Maerad hitzig zurück. »Statt mich mitten im Nichts von einer Horde . . . Schurken angreifen zu lassen.«

»Ich werde sie für dich bestrafen«, beteuerte Arkan gleichgültig. »Wenn du dich dadurch besser fühlst.«

»Nicht Nim«, warf Maerad ein. »Er war nett zu mir. Dass ich überhaupt noch lebe, verdanke ich ihm.« Ihre Beine hatten vor Schwäche zu zittern begonnen, und sie wankte leicht. »Bestraf Amusk. Er ist ein böser Mensch.«

»Ich verstehe nicht, was du mit böse meinst«, entgegnete Arkan. »Ich habe den Eindruck, wenn Menschen Krieg führen, sagen sie stets: Dies ist gut, jenes ist böse. Mir aber erscheinen das Gute und das Böse oft als dasselbe.«

»So ist es aber nicht«, setzte Maerad leidenschaftlich an, dann dachte sie an Enkir von Norloch und ihren eigenen Mord an der Bardin aus Lirigon und biss sich auf die Lippe. »Ich meine, die Menschen tun gute und böse Dinge, aber . . . « Stammelnd, verwirrt und bestürzt verstummte sie; dies alles verlief völlig anders, als sie sich ihre Begegnung mit dem Winterkönig ausgemalt hatte.

»Bist du sicher, dass du den Unterschied zu erkennen vermagst?«, fragte Arkan. Maerad sah ihn an, betrachtete seine eigenartig blauen Augen, aus denen ein kaltes Gelächter zu sprechen schien, und straffte den Rücken. Inzwischen zitterten ihre Beine wirklich schlimm.

»Ja«, antwortete sie. »Ich vermag, den Unterschied zu erkennen. Menschen sind sowohl gut als auch böse. Aber es gibt einige, die sich dafür entscheiden, nur nach Macht zu streben. Und sie sind böse.«

»Dein Freund, Cadvan von Lirigon - er ist ein mächtiger Barde. Er hat sein ganzes Leben lang hart dafür gearbeitet, zu einem Mann mit Macht zu werden. Ist er demnach böse?«

Die unerwartete Erwähnung Cadvans versetzte Maerad einen  
261

Stich im Herzen; scharf sog sie die Luft ein. »Wie kannst du es wagen, mir gegenüber von Cadvan zu sprechen!«, erboste sie sich. »Wenn du ihn -« Abermals wankte sie; mittlerweile waren die Schmerzen in ihren Beinen fast unerträglich. »Er hat nie danach gestrebt, Macht zu besitzen. Ich meine, nicht über andere Menschen. Alles, was er tat, war für das Licht.« Sie ballte die Hände zu Fäusten und versuchte, ihrem Körper ihren Willen aufzuzwingen. Dabei spürte sie erneut entsetzt das Fehlen ihrer Finger.

»Ah, das Licht.« Arkans Stimme klang tonlos. »Aber was ist das Licht ohne die Finsternis? Es könnte nicht bestehen. Und die Finsternis gab es zuerst.«

»Jene Finsternis war eine andere Dunkelheit«, entgegnete Maerad. »Sie war die Nacht, sie war unschuldig. . . « Stockend holte sie Luft, dann trat kurze Stille ein.

»Du bist eben erst aus dem Krankenbett aufgestanden«, sagte Arkan. »Ich denke, du solltest dich setzen.« Wieder deutete er auf den Stuhl neben seinem Thron. Maerad schüttelte stur den Kopf. Fast unmittelbar darauf knickten ihre Beine unweigerlich unter ihr ein, und sie stolperte vorwärts, bis sie vor Arkan kniete und sich am Podium festhielt. Erniedrigt rappelte sie sich auf.

»Zu sitzen wäre eine stolzere Haltung als zu knien«, meinte Arkan nüchtern. Maerad setzte sich auf den Boden. »Dann sitze ich hier«, gab sie zurück.

»Wie du willst.« Plötzlich wirkte Arkan gelangweilt. »Nun, Elednor von Edil-Amarandh, ich habe dich nicht herbringen lassen, um mit dir die Vorzüge oder Nachteile von diesem oder jenem zu erörtern.«

»Warum dann?« Maerad schaute auf, und neuerlich regte sich Zorn in ihr. »Ich bin jedenfalls nicht freiwillig hergekommen. Und ich möchte gehen.«

»Wohin, Elednor von Edil-Amarandh? Zurück in den Schnee, um ihm deine restlichen Finger darzubieten? Der Schnee ist immer hungrig.«

»Ich - ich habe eine Aufgabe zu erfüllen«, antwortete Maerad. Ein überwältigendes Gefühl der Trostlosigkeit schwappte über ihr zusammen. *Ich will nach Hause*, dachte sie; *nur habe ich kein Zuhause*. Vor ihrem geistigen Auge tauchte ein Bild von Hem auf, wie er sich ihr

262

mit seinem lebhaften, verschmitzten Lächeln zudrehte, und das durchdringende Gefühl, wie sehr sie ihn vermisste, durchströmte ihren gesamten Körper. Sie wollte nicht länger in diesem Thronsaal auf dem Boden hocken und den Winterkönig mit ihr sein Spiel treiben lassen.

»Eine Aufgabe? Ich nehme an, du meinst damit meinen alten Bekannten Sharma. Für ihn wärst du kaum mehr als eine lästige Mücke, fürchte ich.« Arkan lachte, und Maerad spürte, wie ihr ein Schauer über den Rücken kroch. Sharma, der Namenlose. »Es gibt so vieles, was du nicht verstehst. Nein, ich habe dich herbringen lassen, weil ich mit dir reden möchte. Wir haben viel zu besprechen, du und ich.«

»Tatsächlich?« Maerad stand auf; ihre Beine zitterten zwar, aber es gelang ihr zu stehen. »Ich denke nicht, Winterkönig. Was könntest du mir zu sagen haben, das für mich von Belang sein könnte? Warum tötest du mich nicht einfach? Für deinen alten Bekannten Sharma würde das wahrscheinlich eine Menge Probleme lösen.« Sie spie ihm die Worte förmlich entgegen, dann wandte sie sich zum Gehen.

»Mein alter Bekannter, mein alter Feind«, sprach Arkan leise. »Sharma warf mich den Hunden des Lichts vor; er hat mich verraten. Einst besaß er für einen Menschen durchaus Ausstrahlung. Er hat viele getäuscht, die sich nun nur noch daran erinnern, dass er mich täuschte - dass er sie selbst ebenfalls zum Narren gehalten hat, ziehen sie vor zu vergessen. Er hat alle Elidhu verraten.«

Maerads Rückgrat kribbelte, und sie hielt inne, drehte sich jedoch nicht um.

»Er hat etwas Kostbares von uns gestohlen«, fuhr Arkan fort. »Aber er konnte nur eine Hälfte davon verwenden; die andere befindet sich in unserem Gewahrsam.«

Unwillkürlich wirbelte Maerad herum und starrte den Winterkönig verwundert an.

»Ich will mein Lied zurück«, erklärte Arkan.

Ein langes Schweigen folgte.

»Woher weiß ich, dass es dein Lied ist?«, forderte Maerad ihn frostig heraus.

»Es könnte ebenso gut Ardinas Lied sein. Ardina, die deine Feindin ist.«

»Ardina ist nicht meine Feindin. Das Lied ist von uns beiden.«

»Ich glaube dir kein Wort.« Damit drehte Maerad sich um und

262

stapfte aus dem Thronsaal, ohne zurückzuschauen. Sie spürte, wie der Raum sich kurz verfinsterte, als wäre es ihr endlich gelungen, Arkan aus der Ruhe zu bringen. Aber er rief sie nicht zurück.

An der Tür stieß sie auf Gima. Ausnahmsweise schwieg die alte Frau; sie wirkte ehrfürchtig und erschüttert. Die Greisin führte Maerad zurück in ihre Kammer. Dort angekommen sank Maerad dankbar aufs Bett. Zwar hatte sie es geschafft, den Weg zurück aufrecht zu bewältigen, aber es hatte ihr das letzte Quäntchen Kraft abverlangt.

»Ein Punkt für mich«, sagte sie zu ihrer Leier. »Zwanzig für ihn, aber einer für mich.«

263

## Vierundzwanzigstes Kapitel Das Spiel

Maerad träumte von Cadvan. Er trug nicht seine übliche verschlissene Reisekluft, sondern festliche Kleidung mit einem langen, mit silbernem Saum bestickten Mantel und der funkelnden Brosche Lirigons an der Brust. In dem Traum hatte Maerad vergessen, dass er tot war. Er stand vor einem langen Tisch, beladen mit Essen, das Maerad seit Monaten nicht mehr gesehen hatte - annarischem Essen. Da waren frisches Roggen-, Weizen- und Leinsamenbrot, grüne, Blatt-, Radieschen-, Pilz- und Kräutersalate, herzhaft gebratene und gekochte Fleischgerichte, Schalen mit Erdbeeren, Haferpflaumen und Johannisbeeren, Kuchen mit Apfel- und Birnenfülle - veredelt mit Honig und Gewürzen, Teller mit Süßigkeiten, kandierten Äpfeln und gezuckerten Kastanien. Hohe Glaskaraffen mit vollmundigen Weinen stachen zwischen dem Festmahl wie glitzernde Juwelen hervor. Maerad lief das Wasser im Mund zusammen, und sie trat gierig auf den Tisch zu, doch Cadvan ergriff ihren Arm und hielt sie zurück. »Ich bin so hungrig«, sagte sie.

»Elednor«, verwendete Cadvan zum ersten Mal seit ihrer Einführung ihren wahren Namen. »All das gehört dir. Du brauchst es dir nur zu nehmen.« Überrascht wandte Maerad sich ihm zu.

»Aber du hältst mich davon ab«, erwiderte sie.

»Nein«, widersprach er. »Du hältst dich selbst davon ab.« Als sie abermals auf ihren Arm blickte, erkannte sie, dass er sie tatsächlich nicht festhielt.

*Oh, dachte sie; dann habe ich mir das wohl nur eingebildet. . .* Aber dann verflüchtigte sich der Traum in andere Träume, an die sie sich nicht erinnern konnte.

Als sie erwachte, fühlte es sich ein paar Augenblicke lang so an, als hätten sich die vergangenen Monate nie ereignet: Cadvan und Dernhil lebten noch, sie selbst wurde weder gejagt, noch war sie einge

263

sperrt. Sie befand sich wieder in Inneil, ein junges, aus der Sklaverei befreites Mädchen, das zum ersten Mal Freiheit kostete. Völlig entspannt rollte sie sich herum und öffnete die Augen - doch statt der hellen Fensterlaibung ihres Zimmers in Inneil sah sie den durchscheinenden Mondstein der Wände von Arkanda. Blinzelnd erwachte sie vollständig und rieb sich die Augen.

Als sie die Lider wieder aufschlug, erblickte sie nicht die seltsame, aber wunderschöne Kammer, an die sie sich bereits gewöhnt hatte. Die Luft, die sie atmete, war stechend kalt, und vor ihr befand sich eine Wand aus schwarzem, unbearbeitetem Stein, in der eine schlichte Öllampe flackerte, ein Docht, der im Öl einer Steinschale trieb. Sie saß auf einer schmalen, mit Fellen bedeckten Pritsche auf dem gefrorenen Boden. Sie blinzelte, und die Mauern waberten, als wären sie nicht völlig fest, doch sie verschwanden nicht. Ihre linke Hand schmerzte, und sie schaute hinab. Ihre Finger fehlten, doch statt einer längst verheilten Narbe sah sie eine verheilende Wunde. Sie strich darüber und zuckte zusammen. Dabei konnte sie voll Erstaunen beobachten, wie die Wunde vor ihren Augen alterte, und die eigenartige, unbestimmte Beleuchtung kehrte zurück. Als sie aufschaute, bestand die Kammer wieder aus Mondstein. Maerad versuchte zu ergründen, was sie gefühlt hatte, als der Raum sich veränderte, dann fiel ihr der Traum ein. *Cadvan*, dachte sie, *vielleicht spricht er von jenseits der Tore zu mir. Aber statt eines Festmahls zeigt er mir Hungersnot... das sieht ihm ähnlich.* Ihre Mundwinkel zogen sich in süßsaurer Belustigung hoch, und in ihrem Inneren breitete sich plötzlich Wärme aus, als wäre sie nicht ganz so allein. Sofort wurden die Mondsteinwände durchscheinend, als sähe sie durch sie hindurch in eine andere Wirklichkeit. *Ich bin in einem Verlies, dachte sie verwundert. Aber es ist ein verhextes Verlies*

...

Diesmal versuchte sie, durch Willenskraft die andere Sicht herbeizuführen. Sie wollte herausfinden, ob ihre Leier, die sie neben die Truhe gelegt hatte, vorhanden blieb oder verschwand, wenn der Raum sich veränderte. Doch mittlerweile war das traumartige Gefühl verpufft, und es gelang ihr nicht, die Wirklichkeit ihrer Zelle zu sehen. Seufzend erhob sie sich aus dem Bett, vergrub die Zehen in dem warmen Teppich, ging hinüber zur Leier und ergriff das Instrument.

264

*Elednor*, dachte sie, als sie zum Bett zurückkehrte. *Woher kannte der Winterkönig meinen Namen? Ist er deshalb in der Lage, mich zu verhexen? Ist meine Macht deshalb plötzlich verschwunden?* Je mehr sie darüber nachdachte, desto überzeugter wurde sie davon. Vielleicht war dies schon damals am Gwalhain-Pass so gewesen, als Cadvan und sie von den Iridugul angegriffen wurden und sie außerstande gewesen war, sich mit ihm zu vereinigen, um gegen die Ungeheuer anzukämpfen. Der Winterkönig arbeitete schon lange gegen sie - seit sie Thorold verlassen hatte. Vielleicht sogar noch länger. Zweifellos hatte er sie in dem Becken in seinem Thronsaal gesehen: Ardina hatte einen Tümpel verwendet, um Ereignisse an fernen Orten zu beobachten, und Cadvan hatte gesagt, der Landrost - der Elidhu, vor dem er floh, als sie einander kennen gelernt hatten - habe einen Tümpel besessen, den er verwendete, um zu sehen, was er wünschte. Aber wie hatte der Winterkönig ihren wahren Namen herausgefunden? Die Einzigen, die ihn kannten, waren Cadvan, Saliman und Nelac, und Maerad wusste, dass keiner von ihnen sie verraten würde.

*Mein Name wurde vorhergesagt, erinnerte sie sich plötzlich. Jeder Narr, der die Prophezeiungen richtig liest, könnte ihn in Erfahrung bringen.* Kalte Angst regte sich in ihrem Herzen. Wie sollte sie Arkan entkommen, wenn er ihren wahren Namen kannte und solche Macht über sie besaß, dass er in der Lage war, ihre Hände, ihre Augen, ja sogar ihre Haut zu täuschen? Und selbst wenn ihr die Flucht aus seiner Feste gelänge, wie sollte sie in Freiheit bleiben, wie ihre volle Macht wieder erlangen, wenn er sie ihr jederzeit erneut nehmen könnte?

*Nein, sagte sie sich. Nein, so kann es nicht sein.* Doch in ihrem Herzen wusste sie, dass es stimmte. Jeder Barde, dessen wahren Namen ein Feind kannte, war gleichsam verkrüppelt.

Eine Weile saß sie untröstlich da und umklammerte ihre Leier. Aber an jenem Tag fühlte sich irgendetwas in ihr stärker an, was vermutlich an der Wärme lag, die der noch in ihrer Erinnerung verharrende Traum in ihr ausgelöst hatte. Schließlich setzte sie sich aufrecht hin und schüttelte sie. *Nun denn, dachte sie. Ich versuche, die Leier zu spielen, und warte, ab, was geschieht. Ein Lied für den Winterkönig vielleicht. Womöglich verwandelt sein Bann mein Spiel mit der verstümmelten Hand in ein richtiges Lied.* Eine Weile probierte sie herum, versuchte, den Griff um das Instrument dem Fehlen ihrer Finger anzupassen, dann schloss sie die Augen und strich mit der rechten Hand über die Saiten.

265

Schlagartig wurde ihr klar, was sie sich nicht hatte eingestehen können: Sie würde nie wieder in der Lage sein, Leier zu spielen. Sie konnte ihre linke Hand nicht mehr dafür verwenden, die Seiten zu drücken oder zu dämpfen, um Akkorde zu bilden. Der Schmerz des Verlustes der Musik schien geradewegs von ihren fehlenden Fingern in ihr Herz zu schnellen, und sie stützte die Stirn auf das Instrument, während die Töne in Stille verhallten. Wehmütig atmete sie den Geruch des duftenden Mandelöls ein, mit dem sie die Leier poliert hatte. Dann jedoch holte sie tief Luft. *Na schön, ich habe also nur noch anderthalb Finger und einen Daumen, dachte sie. Aber ich besitze noch andere Teile der Hand. Vielleicht kann ich zumindest ein wenig spielen.*

Abermals setzte sie sich aufrecht hin, und diesmal versuchte sie es mit einem einfachen Akkord, für den sie nur Zeigefinger und Daumen benötigte. Melodisch hallte er durch den Raum; dabei verschwand der Mondstein, und Maerad befand sich plötzlich in einem Verlies. Sie starrte auf die Öllampe an der Wand vor ihr und bemerkte, wie sie verschwamm und schließlich verpuffte, während der Akkord in der Luft erstarb. Maerad kniff die Lippen zusammen und setzte zu einem anderen, schwierigeren Akkord an. Er hörte sich leicht verzerrt an, da sie ihn nicht gänzlich rein zuwege brachte. Dennoch verschwand der verhexte Raum neuerlich.

Sie legte die Leier beiseite und grübelte eine Weile. Dies musste ihre Leier sein; kein magisches Scheinbild eines Instruments könnte genug Zauberkraft enthalten, um der Macht des Winterkönigs gewachsen zu sein. Aber warum hatte er sie ihr dann gegeben? Gewiss hatte er erwartet, sie würde herausfinden, dass die Leier seine Hexerei aufhob. Abermals stimmte sie den Akkord an, und diesmal gelang es ihr, in rein erklingen zu lassen. Dasselbe geschah. Doch als

der Bann verschwand, schmerzte ihre Hand, und nach drei Akkorden war der Schorf aufgebrochen und die Wunde begann zu bluten. Sie legte das Instrument wieder weg und starrte darauf, als hätte sie es noch nie zuvor gesehen.

Ungeachtet des Wissens, dass in die Leier das Baumlied eingeritzt war, gewann sie allmählich den Eindruck, dass in den Bau des Instruments mehr Magie eingeflossen war, als sie vermutet hatte; mehr sogar, als der Winterkönig wusste - weshalb sonst hätte er es ihr überlassen sollen?

Ihren Tod wollte der Winterkönig nicht - ohne den Bann war ihr

266

Verlies lediglich kalt und ungemütlich. Auf ihrer Pritsche in Gilmans Feste hatte sie bei größerer Kälte geschlafen, ohne Schaden zu nehmen. Sie dachte an die Schwäche des Vortags zurück, die sie verspürt hatte, als sie vor dem Winterkönig stand. Ihr Körper war noch nicht stark genug, um sich auf ihn zu verlassen. Sie musste völlig heilen und zu Kräften kommen, bevor sie an Flucht denken konnte. Der Winterkönig wollte das Baumlied, doch aus irgendeinem Grund betrachtete er auch sie als wichtig. Sie musste herausfinden, weshalb. Sie musste alles herausfinden, was sie konnte. Danach musste sie ihm entfliehen und nach Annar zurückkehren.

Maerad war gerade zu diesem Schluss gelangt, als Gima mit einer Mahlzeit eintrat, fettem, geschmortem Raucher fleisch, dazu eine Art Gemüsebrei, verfeinert mit Dill und saurer Ziegenmilch. Zum ersten Mal lächelte Maerad die alte Frau an, und Gima lächelte zurück. Maerad verschlang das Essen hungrig. Sie wagte nicht, sich auszumalen, was es in Wirklichkeit sein mochte - wahrscheinlich jedenfalls etwas anderes, weniger ansprechendes -, aber es war heiß, und das kräftigende Gefühl, das es ihr vermittelte, empfand sie als beruhigend.

»Du isst aber heute tüchtig«, stellte Gima fest. »Wenn du so weiter machst, wirst du noch ein fettes kleines Fischlein.«

»Es schmeckt wirklich gut«, erwiderte Maerad. »Hast du es gekocht?«

»Oh, vielen Dank, aber nein«, antwortete Gima kichernd. »Der Meister hat genug Köche in seinen Küchen, um mich von den Töpfen und Pfannen fernzuhalten. Ich bringe die Speisen nur.«

»Wie viele Köche sind es denn?«, erkundigte sich Maerad.

»Ach, mindestens vierzig oder fünfzig. Außerdem andere Diener, die Betten machen, den Palast sauber halten und uns alle vor Wölfen und Ähnlichem beschützen.«

»Dann muss er ein guter Meister sein.«

»Ein guter Meister. O ja, er ist ein guter Meister. Wir alle lieben ihn.« Maerad plauderte weiter, während sie aß; Gima machte es sich auf der Truhe gemütlich und schien sich über das Gespräch zu freuen. Die alte Frau berichtete ihr, dass der Eispalast sehr groß war, größer als Gima zu beschreiben vermochte. Er besaß unzählige Räume, und viele Menschen lebten hier. Ohne lange nachzudenken, plapperte

266

Maerad vor sich hin, fragte die alte Frau aus, die erleichtert darüber schien, dass Maerad sich endlich freundlich zeigte. Gima antwortete voller Begeisterung, erzählte bald von ihren Frostbeulen, bald davon, sie sie in den Dienst des Winterkönigs getreten war. Maerad rief sich die Landkarte in Gahals Zimmer in Ossin ins Gedächtnis: Der Osidh Nak scherte nordöstlich vom Osidh Annova aus, wo der Osidh Elanor auf die beiden Bergketten stieß. Und wenn sie sich recht erinnerte, musste sich der Loden-Pass nach Annar etwa zweihundertvierzig Meilen südlich von Arkan-da befinden. In beide Richtungen war es ein Tagesmarsch aus den Bergen.

»Oh, aber ein anstrengender Marsch«, meinte Gima und schauderte angesichts der Erinnerung. »Auf der einen Seite gibt es Klüfte, bei deren Anblick einem fast das Herz stehen bleibt, und dann noch diese Felswände! Aber als ich hier eintraf, war es alles wert gewesen.«

»Wieso war es alles wert gewesen?«, hakte Maerad neugierig nach.

»Ach, du hast den Meister doch gesehen«, erwiderte Gima behaglich. »Wir alle arbeiten hart für ihn. Wir alle sind glücklich hier, in diesem wunderschönen Palast.«

*Eher ein abscheuliches Verlies*, dachte Maerad, behielt es jedoch für sich. Je länger sie sich mit Gima unterhielt, desto mehr bemitleidete sie die alte Frau. Aber vielleicht hatte sie recht damit, sich hier glücklich zu wähnen, obwohl ihr gegenwärtiges Leben wenig mehr als eine mächtige Sinnestäuschung darstellte. In ihrem früheren Leben war sie eine Sklavin gewesen und an einen Mann verkauft worden, der sie schlug, als sie noch jünger als Maerad gewesen war. Sie hatte ihm drei tote Kinder geboren. Nach dem dritten hatte er sie aus dem Haus geworfen und behauptet, sie hätte einen Fluch über ihn gebracht. Sie wäre heimatlos und allein gestorben, hätte Arkan sie nicht in seine Dienste aufgenommen.

Wie es schien, sollte Maerad erneut zum Winterkönig gebracht werden. Geduldig ließ sie es über sich ergehen, dass Gima sich an ihr zu schaffen machte, ihr das elegante Pelzgewand anlegte und ihr die Haare büstete. Diesmal fühlte Maerad sich besser vorbereitet als am Tag zuvor. Ihre Beine waren kräftiger, und insgesamt empfand sie nur noch eine leichte Müdigkeit, als sie sich den Weg durch die langen Gänge zum Thronsaal bahnten.

267

Wie zuvor saß Arkan am fernen Ende des Raumes, doch diesmal blieb Gima sichtlich zitternd an der Tür zurück, statt mit Maerad einzutreten. Maerad fragte sich, was Gima damit meinte, dass sie den Winterkönig liebte: Wenn sie in seiner Gegenwart überhaupt eine Regung zeigte, dann nackte Angst. *Vielleicht wirkt der Zauber auch auf Gefühle*, dachte sie, *sodass ihr blankes Grauen wie Liebe erscheint*. Kurz überlegte sie, weshalb sie selbst sich nicht fürchtete; vermutlich wollte Arkan das nicht. Oder vielleicht, ging es ihr mit einem Aufflackern von Hoffnung durch den Kopf, fürchtete sie sich wirklich nicht. *Schließlich bin ich teilweise eine Elidhu*, dachte sie.

Als sie das Podium erreichte, schaute sie in die eisigen Augen des Winterkönigs empor.

»Sei begrüßt, Elednor«, sagte er. Diesmal vermeinte sie, einen Anflug von Hohn in seiner Stimme zu hören, als er ihren Namen aussprach. »Hast du gut geschlafen?«

»Den Umständen entsprechend«, gab sie frostig zurück. »Und du?«

»Ich?« Mit ausdrucksloser Miene musterte er sie. »Ich schlafe nicht.«

Unvermittelt fragte Maerad sich, was Zeit für eine Wesenheit bedeuten mochte, die nicht starb. Es konnte nicht dasselbe sein wie für sie, eine gerade Linie, die in Dunkelheit führte. Oder war dem überhaupt so? Geistesabwesend grübelte sie. Vielleicht glich die Zeit einem gewundenen Fluss, der sich in immer breitere Deltas verzweigte, ehe er in ein gewaltiges, endloses Meer mündete. Plötzlich erkannte sie, dass der Winterkönig zu ihr sprach und sie seine Worte nicht gehört hatte.

»Wie bitte?«, fragte sie. »Ich - ich war mit den Gedanken woanders.«

Argwöhnisch betrachtete Arkan sie. »Ich sagte, dass du dich heute vielleicht setzen solltest. Oder schaffst du es, während unserer Unterhaltung aufrecht stehen zu bleiben?«

Maerad überlegte eine kurze Weile. »Ich werde mich setzen, danke.« Sie hob den Saum der Robe an, stieg auf das Podium und ging dicht vor dem Winterkönig vorbei, um den schwarzen Stuhl zu erreichen, der neben dem Thron stand. Dabei bekam sie eine Gänsehaut, als hätte ein eisiger Wind über sie gestrichen, dennoch sah sie ihn nicht an. Sie nahm Platz.

268

»Das ist auch klüger«, meinte Arkan. »Ihr Menschen seid so - zerbrechlich.« Es klang nicht ganz wie eine Drohung, doch nachdem Maerad beschlossen hatte, dass sie nicht sterben, sondern flüchten wollte, spürte sie dennoch, wie ihre Gelassenheit beinahe ins Wanken geriet.

»Das sind wir«, pflichtete Maerad ihm bei. »Aber das heißt nicht, dass wir schwach sind.« Kurz setzte sie ab. »Wann hast du meinen wahren Namen erfahren?«

»Ich kenne die Namen von allem und jedem«, erwiderte Arkan.

»Das stimmt nicht«, widersprach Maerad ohne Groll, dann fügte sie einer ungewissen Eingebung folgend hinzu: »Ich wette, den Namen meines Bruders kennst du nicht.«

»Deines Bruders? Gewiss kenne ich seinen Namen, genau wie den deiner Mutter und deines Vaters. Ich weiß alles über dich, mehr als du selbst, Maerad von Pellinor, Elednor von Edil-Amarandh.« Ein Schauer kroch Maerad über den Rücken, der sich diesmal jedoch nicht gänzlich unangenehm anfühlte.

»Wie lautet sein Umgangsname?«, fragte sie ihn höflich.

»Cai von Pellinor natürlich.«

»Nein, das stimmt nicht«, entgegnete Maerad. Dabei sah sie ihn verächtlich an, und einen Lidschlag lang erkannte sie Verunsicherung in seinem Blick.

»Du lügst«, sagte er.

»Ich lüge nicht«, gab sie zurück. »Zwar wurde ich einmal von jemandem als Lügnerin bezeichnet, aber ich weiß bis heute nicht, was er damit meinte.«

Arkan lachte lange und tief. »War das der weise Mann, den zu befragen du so weit gereist bist?«, fragte er schließlich. »Und er nannte dich eine Lügnerin? Ah, das finde ich komisch.«

»Dann weißt du, was er damit meinte?« Von ihrem Platz aus konnte Maerad dem Winterkönig unmittelbar in die Augen schauen. Sie spürte, dass er derart unverwandte Blicke nicht gewöhnt war und sie als zudringlich empfand. Mit ebensolcher Sicherheit jedoch wusste sie, dass er es nicht erwähnen würde.

»Lügen ist nicht dasselbe wie nicht die Wahrheit zu sagen«, erklärte Arkan.

»Elidhu lügen nicht. Warum sollten wir? Nur Menschen lügen, weil sie denken, dass Sprache für sie eine andere Wirklichkeit schaffen kann. Und dann erschaffen sie diese Wirklichkeit

269

aus ihren Lügen. Hast du das noch nicht begriffen? Was denkst du, weshalb Sharma so ist, wie er ist? Er ist der große Lügner, und seine Lüge wurde beinahe zur ganzen Welt.«

»Dennoch war es eine Lüge.« Maerad empfand die Unterhaltungen mit dem Winterkönig als beunruhigend; sie schienen nie in die Richtung zu gehen, die sie sich vorgestellt hatte. »Er wollte die Wahrheit zerstören.«

»Die Wahrheit, die er zerstören wollte, war die Wahrheit, dass er sterben musste. Ich bin noch selten einem Menschen begegnet, der wirklich sterben wollte. Sharma empfand den Tod als große Kränkung und beneidete die Elidhu, weil wir nicht sterben. Was glaubst du, weshalb er unser Lied gestohlen hat? Aber selbst er, einer der größten Magier eines goldenen Zeitalters der Barden, konnte die Wahrheit nicht so gestalten, wie er wollte.«

»Also trachtete er danach, alle Wahrheiten zu zerstören«, meinte Maerad.

»Nein«, widersprach Arkan. »Eine Wahrheit kannte er: Macht. Und Macht ist das Einzige, was Menschen verstehen.«

»Nein, so ist es nicht«, entgegnete Maerad stur. »Es gibt andere, wahrere Wahrheiten.« Sie starrte Arkan an und dachte, dass durch seine Adern, sofern er welche besaß, vermutlich Eiswasser floss; wie sollte er die Wahrheiten der Liebe, der Verwandtschaft, des Blutes verstehen? Oder jene untröstlichen Kummers und Verlangens?

»Ich weiß, was du denkst«, sprach Arkan. Er sah sie an, und sein Blick drang tief in sie wie eine Lanze aus Eis. »Was ist mit Liebe, was mit Kummer?«

»Ich glaube nicht, dass du weißt, was das ist«, erwiderte Maerad scharf.

»Du hast keine Ahnung, was ich weiß.« Seine Verachtung kam unverhohlen zur Geltung, und Maerad zuckte zusammen. »Kein Mensch weiß etwas über Wahrheit. Könntest du einen kleinen Kiesel aus einem Bach aufheben und mir dessen Wahrheit sagen? Könntest du seine Geschichte endloser Äonen des Wassers, des Windes, des Eises und des Feuers erzählen? Nein, für dich wäre es nur ein in deiner Hand liegender Kiesel, von Bedeutung nur deshalb, weil du ihn aufgehoben hast. Aber das ist nicht seine Wahrheit.«

»Macht mich das zu einer Lügnerin?«

»Vielleicht.«

»Ich behaupte doch gar nichts«, sagte Maerad und fühlte sich plötzlich verzweifelt. Es stimmte: Sie behauptete nichts, konnte nichts behaupten. »Das erklärt nicht, weshalb Inka-Reb mich eine Lügnerin genannt hat. Er hat etwas anderes gemeint. Wenn du alles weißt, kannst du es mir ja vielleicht erklären.« »Ich weiß nicht, weshalb der Sänger dich als Lügnerin bezeichnet hat«, gab Arkan gleichmütig zurück. »Ich halte dich für eine Lügnerin, weil du zu wissen glaubst, was wahr ist. Du glaubst zu fühlen, was wahr ist. Aber du weißt noch gar nicht, was du fühlst und was du weißt. Du begehrst und greifst nicht zu, du liebst und fürchtest dich zu sehr, um deine Liebe zu fühlen, du verbirgst deine Eitelkeit und Kleinlichkeit vor dir selbst, du scheust davor zurück, in deine Seele zu blicken und zu erkennen, was du bist. Deshalb bist du eine Lügnerin.« Maerad spürte einen unerwarteten Stich und funkelte Arkan wütend an. »Du hast kein Recht, solche Dinge zu sagen«, klagte sie ihn an. Er zuckte mit den Schultern. »Du hast mich gefragt. Und du weißt, dass ich die Wahrheit sage.«

Maerad schaute den Thronsaal entlang zu dem Becken. *Arkan hat recht*, dachte sie. *Das meinen die Menschen damit, wenn sie sagen, wie jung ich bin.* »Was ist, wenn ich die Wahrheit erkenne?«, fragte sie schließlich. »Dann wirst du dich elend fühlen«, gab Arkan zurück. »Deshalb ist es leicht zu verstehen, warum die Menschen solche Lügner sind.« Er schien innerlich zu lachen, und Maerad starrte ihn trotzig an. »Warum sollte ein Mensch nicht das wählen, was wahr ist?«, wollte sie wissen. Einen Lidschlag lang verhakte Arkan den Blick mit dem ihren, dann schaute er weg; und als er es tat, schien der Thronsaal kurz zu wabern, als bestünde er aus Wasser statt aus Stein; gleichzeitig wirkte sein Antlitz wie ein doppeltes Gesicht, als wäre eine Maske zur Seite gerutscht. Darunter kam etwas Dunkles, Kaltes und Gefährliches zum Vorschein, das Maerad zum ersten Mal wirkliche Angst verspüren ließ. Dann saß die Maske wieder, doch der Eindruck verharrte wie ein Nachbild eines gleißenden Lichts. Ihr Herzschlag beschleunigte sich. Er wirkte nicht mehr so geheuchelt; seine Züge waren gut aussehend wie zuvor, doch nun besaßen sie Tiefe,

Gewicht, Dunkelheit. Mit einem Schlag war Maerad zutiefst beunruhigt. »Ich habe nur einmal erlebt, dass ein Mensch gewählt hat, was wahr ist«, erklärte Arkan. »Warum sollten die Menschen das tun? Sie leben nicht lange genug, um wirklich etwas herauszufinden; sie gleichen Schneeflocken, die noch in der Luft sterben und sich auflösen.« »Dir mag es so erscheinen«, gab Maerad zurück. »Aber für uns fühlt sich die Zeit anders an als für dich.«

Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus. Maerad dachte an ihr Verlies, das sein Trugzauber in eine behagliche Kammer verwandelte. Vielleicht dachte der Winterkönig, dass dies wirklich dem entsprach, was sie bevorzugte, und wollte sich nach seinen Maßstäben freundlich zeigen.

»Warum hast du mich gefangen nehmen lassen?«, verlangte sie schließlich zu erfahren. »Ich weiß nichts über das Baumlied. Mir wurde gesagt, dass ich es suchen muss, damit dem Namenlosen bei seinem neuen Aufstieg kein Erfolg beschieden wird. Außerdem hat man mir erzählt, dass du mit ihm verbündet bist und er dich aus deiner Verbannung befreit hat. Stimm das?« Kurz setzte sie ab. »Außerdem hast du mir immer noch nicht verraten, woher du meinen wahren Namen kennst.«

»So viele Fragen! Du bist ungeduldig«, stellte der Winterkönig fest. »Es war nicht schwierig, deinen wahren Namen zu erfahren. Wenn du tatsächlich die Vorhergesagte bist, konntest du keinen anderen Namen haben. Ein kleiner Makel in den Plänen womöglich? Denn jeder, der auf die Zeichen achtet und die Überlieferungen kennt, kennt auch deinen Namen. Eure Propheten besaßen Weitsicht, aber keine Weisheit.« Er lächelte sie an, Maerad hingegen schauderte: Auch der Namenlose würde ihren wahren Namen kennen.

»Und ist der Namenlose dein Verbündeter?«

Arkans Mund bildete eine schmale Linie. »Ich würde ihn nicht als Verbündeten bezeichnen. Ja, es stimmt: Er hat meine Verbannung aufgehoben. Du kannst dir nicht vorstellen, was für eine entsetzliche Strafe es ist, aus meinen Bergen, meinen Felsen, meinem Hort verbannt zu sein . . . Kein Mensch könnte das verstehen. Es ist, als besäße man keinen Körper, keinen Verstand, keine Heimat, kein Leben.«

271

Unverwandt sah er Maerad an, und als wäre plötzlich eine Tür aufgeschwungen, verspürte sie eine Verzweiflung, deren Größe unfassbar war. Maerad wusste, wie es sich anfühlte, heimatlos, alleine und ohne Verwandtschaft zu sein, doch Arkan sprach von etwas völlig anderem: von Jahrtausenden der Verbannung, des Harrens außerhalb des Lebens. Sie blinzelte.

»Also schuldest du dem Namenlosen Dankbarkeit«, meinte sie.

»Ich schulde ihm gar nichts.« Das Aufflackern eisiger Wut ließ den Thronsaal flackern. »Stell dich nicht dumm. Das steht dir nicht zu Gesicht.«

»Was willst du dann von mir?«

»Ich habe dir bereits gesagt, was ich will.«

»Aber das habe ich nicht.« Maerad musterte seine Züge, suchte nach Anzeichen dafür, dass er wusste, dass sie nicht die Wahrheit sagte.

»Selbstverständlich hast du es. Oder zumindest die Hälfte, die Sharma begehrt. Hältst du mich für einen Narren?« Maerad spürte sein Missfallen; der Raum verfinsterte sich, als hätte sich ein Schatten über das Becken gesenkt, und für den Bruchteil eines Lidschlags hielt Eiseskälte Einzug in den Thronsaal. »Du verstehst nicht, dass es nichts bedeutet.«

Zu Maerads Erschrecken stand der Winterkönig auf. Er war sehr groß, viel größer als ein Mensch. Dann trat er vom Podium und ging zum Becken, wobei er sich mit der fließenden, raubtierhaften Anmut eines Luchses bewegte. Als er das Becken erreichte, blieb er mit dem Rücken zu ihr stehen und zeichnete sich dunkel gegen den Schein ab, wobei ein Schimmer frostigen Lichts seine Gestalt umgab.

»Es bedeutet mir nichts«, sagte Maerad wütend. »Für mich hat es keinerlei Nutzen. Ich weiß nicht, was es ist und wie man es liest.« »Weißt du denn, wo es ist?«, fragte Arkan.

Maerad biss sich auf die Lippe. Arkan hatte sie überlistet, sie mit seinem Gerede von Verbannung, richtig und fälsch verwirrt; und sie war ihm auf den Leim gegangen. Maerad hatte soeben zugegeben, dass sie das Baumlied hatte. »Was meinst du mit >wo es ist<?«, hakte sie in dem Versuch nach, Zeit zu schinden. Jäh wirbelte Arkan herum, das Antlitz düster vor Zorn, und schritt zurück zu Maerad, bis er über ihr auftrat. »Treib nicht solche kindi

272

schen Spielchen mit mir«, mahnte er sie. »Deine Lügen sind mir einerlei; du bist hier, weil ich mit dir zu sprechen wünsche, und etwas anderes als die Wahrheit zu sprechen ist Zeitverschwendung. Ich weiß durchaus, dass die Hälfte meines Liedes auf deine Leier geschrieben ist.«

Maerads Herz rutschte ihr in die Schuhe. »Warum nimmst du es dann nicht einfach und gibst es dem Namenlosen?«, fragte Maerad verbittert. »Damit wäre es mit Liebe, Wahrheit und all den Dingen vorbei, von denen du behauptest, es gibt sie nicht und du könntest die ganze Welt mit Schnee und Eis überziehen. Ist es nicht das, was du willst?«

»Hast du nichts von dem gehört, was ich gesagt habe?«

»Ich glaube nichts von dem, was du mir sagst.«

»Das solltest du aber.« Arkan umfasste Maerads Schulter; sie zuckte zusammen und versuchte, sich abzuwenden, konnte es aber nicht: Kälte durchdrang ihre Knochen mit einer seltsamen Erregung. »Wir haben gemeinsame Interessen, du und ich.«

Arkans Augen leuchteten, jedoch nicht vor Belustigung; es war eine andere, inbrünstige Empfindung, die sie nicht verstand und die sie ängstigte. Sie riss sich von ihm los. »Lass mich los«, forderte sie ihn auf. »Das tut weh.« Er löste den Griff. »Ich verstehe das nicht«, erklärte Maerad, deren Furcht in Wut umschlug, leidenschaftlich. »Du hast meine liebsten Freunde ermordet.« Ein schmerzlicher Kloß bildete sich in ihrem Hals. »Du hast Sturmhunde und Iridugul ausgesandt, um uns zu töten. Du hast diesen Jussack-Schurken befohlen, mich zu fangen und hunderte Meilen halbtot über die Winterlandschaft zu schleifen. Ich bin deine Gefangene, werde gegen meinen Willen festgehalten. Und dennoch behauptest du, wir hätten etwas gemeinsam. Wir haben nichts gemeinsam.«

Arkan nahm wieder auf seinem Thron Platz und wandte das Gesicht von Maerad ab. Eine Weile herrschte Schweigen. Maerad rieb sich die Schulter, wo er sie berührt hatte, und versuchte, etwas Wärme in sie zurückzumassieren. Schließlich regte er sich und ergriff das Wort.

»Ich bin nicht daran gewöhnt, mit deinesgleichen zu sprechen. Ich möchte nicht, dass du dich fürchtest, und auch deinen Zorn will ich nicht. Deinen Kummer bedauere ich.«

»Und dennoch hat mich alles, was du getan hast, mit Kummer,

272

Furcht und Zorn erfüllt«, gab Maerad zurück. »Sollte ich dir all das jetzt verzeihen?«

»Deinen Kummer kann ich nicht nachvollziehen«, erwiderte Arkan. »Er ist hochmütig und voller Wut gegen den Tod. All jene, von denen du sagst, sie wären tot, befinden sich lediglich an einem anderen Ort. Es gibt einen anderen Kummer, den Kummer der Unsterblichkeit, den Menschen nicht verstehen.«

»Außer dem Namenlosen«, schränkte Maerad ein.

»Außer Sharma. Aber er versteht ihn nicht so wie wir Elidhu. Für ihn ist endloses Leben gleichbedeutend mit endlosen Qualen. Bei uns verhält sich das anders.«

Eine weitere Pause entstand, während der Maerad ihre Gedanken zu ordnen versuchte. Sie besann sich ihres Gelübdes zu fliehen, der Notwendigkeit herauszufinden, was Arkan wusste.

»Du willst ein Lied, das ich nicht verstehe und nicht lesen kann. Du weißt, dass es auf meine Leier geschrieben ist, aber du sagst, es nützt dir nichts. Du behauptest, mehr über mich zu wissen als ich selbst, aber du willst mir nicht verraten, was du weißt. Wenn es keinen Zweck erfüllt, das ich hier bin, und du mich nicht töten willst, warum lässt du mich dann nicht einfach gehen?«

»Es gibt etwas, das ich nicht weiß«, gestand Arkan.

»Und das ich weiß?« Fragend sah Maerad ihn an. »Was weiß ich schon? Ich weiß gar nichts.«

»Wissen und Sein sind gar nicht so verschieden.« Arkan bannte Maerad mit einem durchdringenden Starren. »Begreifst du denn nicht, dass du ein Teil des Rätsels bist?«

»Ein Teil welchen Rätsels?«, wiederholte Maerad verwirrt. »Ich dachte, das Baumlied sei das Rätsel.«

»Ja«, bestätigte der Winterkönig. »Und du bist ein Teil des Baumlieds. Es kann nicht befreit werden, es sei denn durch deine Hände.«

Ungläubig schaute Maerad zu Arkan auf. »Was soll das heißen? Ich muss das Lied spielen?«

»Es muss befreit werden, um zurückgegeben zu werden. Du bist die Spielerin, die Sängerin und die Sucherin. Hast du das nicht gewusst?«

Maerad hob die verstümmelte Hand und hielt sie Arkan vors Gesicht. »Ich kann gar nichts mehr spielen«, gab sie leidenschaftlich

273

zurück. »Erst recht kein Lied, das ich nicht verstehe. Ich bin verkrüppelt, verstehst du das? Und ich kann nicht so lesen wie Barden. Mein ganzes Leben lang war ich eine Sklavin. Doch selbst wenn nicht, selbst wenn ich weise wäre, könnte ich es nicht lesen. Nicht einmal die gelehrtesten Barden vermögen jene Schrift zu entziffern.«

Heftig atmend setzte Maerad ab und starrte Arkan verbittert an. »Ich habe versagt. Ich habe alle enttäuscht, die ich liebe und die mich geliebt haben. Ich bin weder meinem Namen noch den Prophezeiungen gerecht geworden. Und jetzt enttäusche ich sogar dich. Warum lässt du mich nicht einfach gehen?«

»Weshalb möchtest du von hier weg? Es ist doch behaglich, oder? Aber vielleicht genügt dir das nicht. Sag, was du begehrst, und ich will tun, was in meiner Macht steht, um es dir zu bieten.«

Stumm überlegte Maerad. Sie begehrte ihre Freiheit, doch das war etwas, das Arkan ihr eindeutig nicht zu gewähren gedachte. »Es gefällt mir nicht, in meiner Kammer gefangen zu sein«, sagte sie mit leiserer Stimme. »Ich möchte mich im Palast umsehen. Ich möchte nach draußen gehen.«

»Du kannst hier nicht fort, Elednor von Edil-Amarandh. Du tätest gut daran, dir das vor Augen zu halten, statt Zeit mit vergeblichen Fluchtversuchen zu vergeuden.« Als Arkan ihren Namen aussprach, fühlte Maerad sich, als risse er an einer engen Leine, die ihren Geist umfing, wodurch er sie an die Macht erinnerte, die er über sie besaß: Allerdings spürte sie diesmal noch etwas anderes, eine Schwäche. Vielleicht war seine Herrschaft über sie nicht so vollkommen, wie er gedacht hatte.

»Und wie lange hast du vor, mich hier festzuhalten?«

»Du wirst bleiben, so lange ich dich brauche. Während du hier bist, kann Sharma dir nichts anhaben: Er besitzt nicht die Macht, mich in meinem eigenen Herrschaftsgebiet herauszufordern. Du hast ja keine Ahnung, wie sehr er dich finden will oder wie glücklich du dich wähen kannst, dass ich dich zuerst entdeckt habe. Sharmas Spitzeln und Dienern kannst du nicht entkommen; sie sind überall, und sie alle suchen nur das Eine: dich. Glaub nicht, dass sie dich nicht finden werden, denn das werden sie.«

Maerad schauderte und musste an ihre Albträume denken, in denen Untote nach ihr griffen, und an den Zukunftsraum, in dem die Finsternis nach ihr suchte.

274

»Der Namenlose ist grausam, ich hingegen nicht«, fuhr Arkan fort. »Die Flucht in den Tod würde dir nicht gestattet; die geheimsten Winkel deines Geistes lägen seinem Hass und seiner Böswilligkeit ungeschützt offen. Du könntest dich nirgends verstecken. Dein Dasein wäre eine endlose Folter. Widerstand gäbe es keinen; er würde dich zerbrechen, und du würdest alles tun, was er verlangt.«

Maerad dachte darüber nach. Wahrscheinlich sagte Arkan die Wahrheit. Und es schien klar, dass der Winterkönig eigene Ziele verfolgte; es fiel ihr schwer, sich vorzustellen, dass jemand, der so hochmütig war, sich dazu herablassen würde, einem anderen zu dienen. Misstrauisch musterte sie ihn.

»Ich dachte, du und Ardina, ihr wäret Feinde«, sagte sie schließlich. »Und doch behauptest du, dem wäre nicht so.«

Arkan vollführte mit den Händen eine wegwerfende Geste. »In den Tiefen der Zeit fochten wir verschiedene Kriege«, räumte er ein. »Die Dinge verändern sich.«

Ein schrecklicher Gedanke kam Maerad: Hatte Ardina sie dem Winterkönig ausgeliefert? Hatte sie Maerad verraten? Sie rief sich Ardina ins Gedächtnis, die wunderschöne, amoralische Ardina, der sie zuerst im Wagwald begegnet war, die weise und gerechte Königin von Rachida, das schillernde Mondkind. Ardina war ein Wesen mit zahlreichen Gesichtern: Maerad fand keinen Grund zu glauben, sie könnte sie nicht verraten haben. Der Gedanke ließ sie sich elend

fühlen, und sie stellte fest, dass sie erschöpft war. Maerad blickte auf ihre Hände hinab: Sie zitterten.

»Ich möchte zurück in mein Zimmer«, verkündete sie.

»Wie du willst«, erwiderte Arkan. »Wir unterhalten uns weiter, wenn du nächstes Mal erwachst. Im Palast darfst du dich frei bewegen; du kannst dich umsehen, wo du möchtest.«

Maerad trat vom Podium und ging ohne ein weiteres Wort auf den Eingang zum Thronsaal zu. An der Tür drehte sie sich um und schaute zurück. Der Königsthron war leer.

In ihrer Kammer warf Maerad sich aufs Bett und bedeckte das Gesicht, um den Anblick des Raumes auszusperrten. Ihre Gespräche mit dem Winterkönig schienen alles auf den Kopf zu stellen. Was war Wirklichkeit, was Trugbild? Sie fühlte sich, als wüsste sie gar nichts mehr.

275

Maerad setzte sich auf und hielt sich die Hände vor die Augen. War es Einbildung, dass ihre Hand verstümmelt war? Aber nein, auch als sie die Leier gespielt hatte, hatten ihre Finger gefehlt, nur hatte die Hand nicht so gut verheilt ausgesehen. Oder stellte die Wunde selbst ein Trugbild dar? Wie konnte sie es feststellen? Einer plötzlichen Eingebung folgend kratzte sie sich mit dem linken Zeigefinger heftig an der rechten Hand, so heftig, das Blut floss. Eine Wunde hatte sich geöffnet. Doch während sie hinsah, schloss sich die Haut und verheilte, und es schien, als hätte sie sich nie aufgekratzt.

Das zumindest konnte nicht wirklich sein.

Maerad ergriff ihre Leier und schlug langsam einen Akkord an. Als die Noten erklangen, sah sie, wie sich der Kratzer an ihrer Hand öffnete und ihr Blut in die Handfläche lief. Es kitzelte. Nachdenklich leckte sie das Blut auf, bis die Musik verhallte, ihre Hand heil wirkte und sie sich wieder in ihrem wunderschönen Käfig aus Eis befand.

Je mehr sie darüber nachdachte, desto mehr glaubte sie, dass Arkan ehrlich zu ihr war. Sie vertraute ihm zwar nicht, aber was er über den Namenlosen und dessen Verrat gesagt hatte, klang wahr. Womöglich hatte Arkan selbst dem Namenlosen das Baumlied preisgegeben - sie wünschte inständig, sie wüsste mehr über die Geschichte der Dhyllin, über die sagenumwobene Zitadelle von AFINNIL, über die Zeit, in der Barden und Elidhu vor der Großen Stille zusammen gesungen hatten. Dann wäre sie besser in der Lage, seine Geschichte zu beurteilen; sie würde wissen, ob er versuchte, sie in die Irre zu führen, ob er die Wahrheit seinen Zwecken beugte.

Ardina hatte zu ihr gesagt, dass sie weder der Finsternis noch dem Licht angehörte. Arkan hatte mehr oder weniger dasselbe behauptet. Beide unterschieden sich deutlich von dem, was man ihr über andere Elidhu wie den Lamedon berichtet hatte. Verzweifelt versuchte sie, sich daran zu erinnern, was Cadvan ihr über diese Wesen gesagt hatte. Niemand wusste, wie viele von ihnen es gab, und als die Große Stille in Annar Einzug hielt, hatten sie sich aus menschlichen Belangen zurückgezogen und keine menschlichen Gestalten mehr angenommen. Außer Arkan und Ardina, dachte sie, die beide Reiche besaßen,

über welche sie als König und Königin herrschten. Ardina hatte es aus Liebe getan, zumindest besagte dies die Legende. Aber Arkan - was war sein Grund gewesen ? Auch die Liebe zu einem menschlichen Wesen? Vielleicht - sie tat den Gedanken als lächer

276

lich ab, sobald er aufkam, doch er kehrte zurück, und sie grübelte darüber nach, fragte sich, ob er womöglich doch nicht so weit hergeholt war - vielleicht hatte Arkan Sharma geliebt, und vielleicht war er von ihm verraten worden. Liebe würde erklären, weshalb Arkan mit solcher Verbitterung vom Namenlosen sprach, unter Umständen auch, weshalb er ihm das Baumlied gegeben haben könnte. Wenn er es getan hatte. Schließlich kursierten zahlreiche Geschichten über Liebe zwischen Elementaren und Menschen. Aber das Baumlied, dachte sie plötzlich, gehörte nicht nur Arkan. Wollte er es für sich alleine haben? Maerad fühlte sich benommen. Sie legte sich auf den Rücken und schloss die Augen.

Unter all diesen Gedanken schwärte die Notwendigkeit zu fliehen. Was immer Arkan von ihr wollte, er hatte kein Recht, sie gegen ihren Willen festzuhalten. Maerad hegte keinen Zweifel daran, dass er nicht übertrieb, was die Gefahren der Finsternis in Annar anging: Schließlich waren mittlerweile selbst die Mächte des Lichts gegen sie ins Feld geführt worden. Und dennoch verriet ihr ein tief sitzender Instinkt, der über ihre bloße Sehnsucht nach Freiheit hinausging, dass sie nach Annar zurückkehren musste.

Hem brauchte sie; vermutlich war er der Einzige, der sie wirklich brauchte - nicht als Verkörperung einer Prophezeiung, nicht als letzte Hoffnung des Lichts gegen den Namenlosen, sondern als seine Schwester. Obendrein könnte Saliman sie bei ihrem Unterfangen unterstützen; er war ein beinahe so mächtiger Barde wie Cadvan. Doch sie sollte sie die beiden jemals finden? Inzwischen mussten sich überallhin die Wirren des Krieges ausgebreitet haben. Wahrscheinlich war Turbansk bereits eingenommen worden und Annar selbst von einem Bürgerkrieg zerrissen.

Arkan wirkte so zuversichtlich, dass sie ihm nicht entkommen konnte, dass Maerad kaum Hoffnung verspürte. Ihrer Vermutung nach wusste er nicht, dass sie das Trugbild seines Eispalastes durchschaut hatte. Andererseits war durchaus möglich, dass er nur mit ihr spielte. Immerhin wusste er auch, dass auf ihrer Leier das Baumlied geschrieben stand, folglich war ihm womöglich auch die Macht des Instruments bekannt, seinen Bann zu durchbrechen. Dennoch glaube Maerad nicht, dass er es wusste, was ihr wesentlich besser erschien.

276

*Vielleicht unterschätzt er mich, dachte sie hoffnungsvoll. Wenn dem so ist, besitze ich etwas mehr Freiheit: Er wird nicht ganz so sorgsam über mich wachen. Und wenn ich vorsichtig und schlau genug bin, finde ich womöglich einen Ausweg.*

Eine Weile grübelte sie darüber nach, ob sie vorsichtig und schlau genug sein könnte, um den Winterkönig zu überlisten. Irgendwie bezweifelte sie es.

Andererseits, dachte sie, hatte sie wenig zu verlieren. In Gilmans Feste hatte sie

sich in persönliche Fantasien geflüchtet, um dem Elend ihres Lebens zu entrinnen. Hier war ihr Leben nicht so erbärmlich: Sie glich eher einer geehrten Geisel als einer Sklavin. Es wäre ein Spiel - ein Spiel mit hohem Einsatz, ein Spiel um ihre Freiheit, um ihre Wahrheit.

Plötzlich traf Maerad ein Gedanke mit der Wucht eines Hammers, und sie setzte sich auf. Vielleicht konnte Arkan die Runen auf ihrer Leier lesen.

Konnte sie das Wagnis eingehen, ihm das Instrument zu zeigen und ihn zu fragen? Konnte sie das Wagnis eingehen, es nicht zu tun? Wenn es tatsächlich Arkan gewesen war, der dem Namenlosen das Lied gegeben hatte, dann hatte er vielleicht beim Anfertigen der Runen die Hand im Spiel gehabt. Vielleicht verstand er, was sie bedeuteten. Womöglich stellte dies ihre einzige Aussicht darauf dar, die Runen zu entschlüsseln.

Maerad legte sich wieder hin. Sie fühlte sich so müde . . . Sie versuchte das Wagnis, Arkan die Leier zu zeigen, gegen die möglichen Erkenntnisse abzuwägen, doch bevor sie zu einer Entscheidung gelangen konnte, übermannte sie der Schlaf und schaltete ihr bewusstes Denken aus.

Als sie erwachte, wusste sie, dass sie geträumt hatte, konnte sich jedoch nicht daran erinnern, was. Wieder fühlte ihre Seele sich etwas erleichtert, als hätte der Schlaf ihr ein wenig Erholung verschafft. Sie schlug die Augen auf und stellte fest, dass die Wände die Felsmauern eines Verlieses waren. Maerad rieb sich die Augen; das Verlies verschwamm und verblasste. Kurz darauf war ihre behagliche Kammer zurückgekehrt.

Vielleicht - vielleicht war das ein Ausweg.

Ihr wurde klar, dass sie keine Ahnung hatte, wie lange sie bereits in

277

Arkan-da verweilte. In ihrer Kammer gab es kein Fenster, und das Licht hatte stets denselben sanften Schimmer, wohin sie auch ging. Es schien stets Nacht zu herrschen, und ihr Körper hatte sein Gespür für Zeit verloren. Sie aß, wenn ihr etwas gebracht wurde, sie stand auf, wenn sie erwachte, sie schlief, wenn sie sich müde fühlte, ohne zu wissen, ob es Morgen, Mittag oder Abend war. Es war beunruhigend. Außerdem fiel ihr auf, dass Gima zwar behauptet hatte, in Arkan-da lebten hunderte Menschen, Maerad bislang jedoch außer Gima und dem Winterkönig niemanden gesehen hatte. Nicht einmal Wachen standen an der Tür zu seinem Thronsaal.

Ihre Frage hatte sich während des Schlafes von selbst beantwortet. Sie würde die Leier zum Winterkönig bringen. Natürlich würde sie auf der Hut sein und darauf achten müssen, nicht preiszugeben, dass sie den Trugbann seiner Festung zu durchschauen vermochte. Aber es schien ihr die beste Möglichkeit, die sie hatte, um die Runen zu lesen. Es bestand allerdings die Gefahr, dass er ihr, selbst wenn er sie entziffern konnte, nicht mitteilen würde, was sie bedeuteten. Andererseits konnte er ihr dieses Wissen zweifellos nicht vorenthalten, wenn er wollte, dass sie das Lied spielte.

An jenem Tag führte Gima sie in ein Badezimmer, in dem sie sich waschen konnte. Dampfend heißes Wasser ergoss sich in einem steten Fall aus einem zu einem Fischmaul geformten Rohr und landete in einem tiefen, schmalen

Steinbad. Um darin zu sitzen, musste sie die Knie an die Brust ziehen. Das Wasser reichte ihr bis an die Schultern. Bedauernd stellte sie fest, dass es weder Seife noch Lavendelöl gab, dafür reichlich heißes Wasser. Während es ihren Hals umspülte, fragte sie sich, ob es wirklich war oder nicht. Vielleicht kauerte sie in Wahrheit in einem bitterkalten Becken, oder vielleicht gab es überhaupt kein Wasser. Maerad gelangte zu dem Schluss, dass sie es gar nicht wissen wollte. Sie würde das Bad so oder so genießen.

Schließlich stieg sie mit rosiger, dampfender Haut hinaus und zog die sauberen Kleider an, die Gima für sie vorbereitet hatte. Sie erwiesen sich als äußerst warm, zumal sie aus fein gesponnener Wollunterwäsche und mehreren Schichten Wollgewändern bestanden, über die sie noch mit Pelz ausgekleidete Roben anlegte. Wenn es sich bei den Kleidern um das handelte, was sie zu sein schienen, konnten sie ihr noch nützlich sein; mit ihnen würde sie vielleicht nicht erfrieren, wenn sie flüchtete. Nachdem sie in ihre Kammer zurückgekehrt war, 278

spielte sie ein paar Akkorde auf der Leier. Überrascht stellte sie fest, dass die Gewänder unverändert blieben, wenngleich die Farben etwas weniger satt wirkten.

*Wahrscheinlich will er nicht, dass ich in meinem Kerker erfriere,* dachte sie. Ihre Entdeckung munterte sie auf, und sie überprüfte abermals ihr Bündel. Ihr Mantel lag zusammengefaltet darin, und ihre Ersatzkleider waren gewaschen worden. Allerdings wusste sie nicht, wo der warme Übermantel geblieben war, den Dharin ihr gegeben hatte; den würde sie brauchen. Wenn sie sich tatsächlich frei im Palast bewegen durfte, würde sie ihn vielleicht irgendwo finden oder zumindest einen ähnlichen Mantel, der warm genug war, um sie vor dem Wetter zu schützen.

Sie kramte Dernhils Gedichtband hervor und wickelte ihn behutsam aus dem Öltuch. Es war ein kleines Buch, kaum größer als ihre Hand, mit geprägtem Kalbsledereinband, und jede Seite zierten erlesene Ausmalungen in bunter Tinte und Blattgold. Das Buch klappte bei einem Gedicht ohne Titel auf. Auf der gegenüberliegenden Seite prangte ein an Einzelheiten reiches Bild einer Landschaft mit einem Fluss, der sich silbrig durch grüne Felder auf Berge zuschlängelte, die ob der Ferne gespenstisch anmuteten. Im Vordergrund saß ein junger Mann, der Flöte spielte, das Haupt andächtig geneigt. Das Bild erinnerte stark an das Tal von Inneil, aus dem es wahrscheinlich stammte, und Maerad verspürte einen plötzlichen Anflug von Sehnsucht nach dessen sanften grünen Landschaften, die sich so sehr von der rauen Pracht des Nordens unterschieden. Vor ihrem geistigen Auge sah sie Silvia, ernst, fröhlich und wunderschön zugleich, wie sie sich ihr zudrehte, das Antlitz voller Licht, die Lippen zu dem geöffnet, was sie Maerad gerade darbieten wollte -ein Lied, einen Scherz, einen Kuss.

Stumm begann Maerad, das Gedicht zu lesen und dabei die Lippen zu bewegen; dabei hörte sie im Geiste die Melodie von Dernhils Stimme, der es ihr in einem anderen Zeitalter ihres Lebens in seinen Räumlichkeiten in Inneil vorgelesen hatte:

*Der Atem des Himmels berührt meine Lippen mit einer einzelnen  
Blüte, die niederfällt: Meine Liebste, diese einzelne Blüte bist du.*  
279

*Die Gazelle blickt auf vom Nass des Tümpels, von einem Funken  
geblendet, der hell erglüht: Meine Liebste, dieser einzelne Funke bist  
du.*

*Der Pfau schreit in dem leeren Garten  
einer Träne gedenkend, die ihn an Glanz überstrahlt:*

*Meine Liebste, diese einzelne Träne bist du*

*O Blüte, du meines Gartens Verzücken!*

*O Funke, du meines Herzens Feuersbrunst!*

*O Träne, du meines Kummers anschwellendes Meer!*

Ein eisiger Splitter schien in Maerads Herz zu schmelzen, während sie las, und sie schaute blind, die Augen voller Tränen, von der Seite auf. Dernhil würde dieses Gedicht nie wieder jemandem vorlesen, würde nie wieder ernst in seinem Arbeitszimmer sitzen, den Mantel achtlos über einen nahen Stuhl geworfen, umgeben von krummen Büchertürmen, vertieft allein in das Kratzen seiner Feder auf Pergament. *Ja, wir sind zerbrechlich*, dachte Maerad; *aber in dieser Zerbrechlichkeit liegt solche Stärke und solche Schönheit; solche Liebe . . . gewiss ist das alles nicht umsonst. Gewiss bedeutet es etwas, selbst wenn die Finsternis uns völlig überwältigen sollte.*

Kummer durchflutete sie, und sie vergrub das Gesicht in den Händen. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie zuletzt geweint hatte. Bei Dharins Tod war sie unfähig dazu gewesen. Ihre Verzweiflung hatte ihre Seele welken lassen: Sie war zu verletzt gewesen, um sich etwas so Großmütiges wie Tränen zu leisten. Endlich trauerte sie um ihn, um seine Sanftmütigkeit, seinen Mut, seine Freundschaft, spürte die Wunde, die seine Abwesenheit in ihr hinterlassen hatte. Sie weinte um Dernhil und Cadvan, um Darsor, um Imi, um Hem und seine zerrüttete Kindheit, um ihre Mutter und ihren Vater, die so grausam getötet wurden; und letztlich weinte sie um sich selbst. Und während sie weinte, beschlich sie das Gefühl, als wären all jene, die sie liebte und vermisste, die Toten und die Lebenden, irgendwie anwesend, und in ihrem Kummer schwang ein bittersüßer Trost mit.

Schließlich verebbten die Tränen. Maerad blinzelte, rieb sich die  
279

Augen und sah, dass sie sich im Verlies befand, nicht in ihrer verhexten Kammer. Es war kalt. Sie schlang ihre Gewänder enger um sich und blickte zurück hinab auf das Buch. Im trüben, flackernden Licht der Öllampe wirkten die Farben noch bunter.

*Ich bin frei*, dachte Maerad. *Ich bin hier eine Gefangene, und dennoch bin ich endlich frei.*

279

Fünfundzwanzigstes Kapitel Das Lied

Maerad beschloss, Arkan beim Wort zu nehmen, und da Gima an jenem Tag nicht noch einmal in ihr Zimmer kam, begann sie den Eispalast auf eigene Faust zu erkunden. Ihre Kammer zeigte sich nun wieder als Mondsteinraum, der nun jedoch ein Gefühl der Unwirklichkeit vermittelte, als wäre er etwas weniger beständig als zuvor. Maerad achtete darauf, sich den Weg zu merken, den sie einschlug; sie wollte sich nicht verirren. Sie beschloss, sich mit Abzählen zu behelfen, als würde sie sich ein verschlungenes Musikstück einprägen, damit sie den Weg zurück finden würde. Niemand hielt sie auf; es war niemand da, der sie hätte aufhalten können.

Arkan-da war gespenstisch und verwaist. Dabei schien es sich um einen betriebsamen Ort zu handeln, an dem Menschen lebten, arbeiteten und aßen, aber wohin Maerad auch kam, überall wirkte es so, als hätte jeder alles stehen und liegen lassen und wäre gegangen, bevor sie eintraf. Sie lief endlose Flure mit etlichen Türen entlang, und indem sie die Vorhänge davor anhub, offenbarte sich ihr eine verblüffende Vielfalt von Räumen. Bei einigen handelte es sich um Schlafgemächer, schlicht eingerichtet, aber wunderschön, mit einigen persönlichen Dingen über das Bett oder den Boden verteilt, als wäre eben noch jemand zugegen gewesen. Außerdem sah sie einen Ort, der eine Küche zu sein schien und in dem schwarze Eisengerätschaften von der Decke und ein blubbernder Eisenkessel an einem dreibeinigen Gestell über einem Feuer hingen, aber auch dort begegnete sie niemandem.

Es gab zahlreiche große Hallen mit Säulen aus Eisen und Stein, so riesig, dass die Säulenreihen sich in weiten Fernen verliefen. Da waren Lagerräume mit Regalen voll getrockneten oder geräucherten Lebensmitteln, Fleisch, langen Würsten oder Zwiebeln. Auch Waffenkammern entdeckte sie, mit Reihen von Piken, Keulen und seltsamen Lederhelmen.

280

Sie hielt ständig nach einem Ausgang oder einem Fenster Ausschau, fand jedoch nichts dergleichen, bis sie einen hohen, breiten, von Eisensäulen gestützten Gang betrat. Maerad wollte gerade umkehren und den Weg zurück zu ihrem eigenen Zimmer suchen, als ein Unterschied im Licht am fernen Ende sie genauer hinsehen ließ. Obwohl ihre Beine bereits zu schmerzen begannen, zwang sie sich, zum anderen Ende zu laufen, wo sie tatsächlich auf eine Tür stieß ... die offen stand.

Der Gang war so verwaist wie der Rest des Palastes, weshalb sie niemand davon abhielt, nach draußen zu treten. Die Luft war klirrend kalt, aber völlig windstill. Die Erleichterung darüber zu wissen, welche Zeit gerade war, das Verzücken, die Sterne zu sehen, das Laufen auf Schnee, all das trieb Maerad Tränen in die Augen.

Der Himmel war klar, die Sterne verteilten sich in kaltem Glanz über ein tiefblaues Feld. Sie spähte durch die Düsternis. Vor ihr schimmerte ein langer, schneebedeckter Hang, der zwischen zwei steilen Felswänden verlief, die sich weiter unten begegneten, um einen hohen schwarzen Bogen zu bilden. Sie war so sicher, wie sie sein konnte, dass es sich um jenen Bogen handelte unter dem sie hindurch gelangt war, als sie in Arkan-da ankam. Allerdings konnte sie sich

nicht entsinnen, dahinter einen Palast oder irgendetwas sonst außer Bergen gesehen zu haben. Sie schaute hinter sich und stellte fest, dass in ihrem Rücken auch kein Palast aufragte. Stattdessen stand sie am offenen Schlund einer großen Höhle, und über ihr erstreckte sich der Steilhang eines Berges. Jenseits des Bogens setzte sich ein kleiner Pfad ein Stück fort, bevor er in eine Straße mündete, die sich die Berge entlang schlängelte. Ein Weg führte nach Norden, der andere nach Süden, doch welcher war welcher?

Plötzlich zerriss das Geheul eines Wolfes die Stille. Maerad zuckte zusammen und erinnerte sich an die Wölfe in Inka-Rebs Höhle und an die wölfischen Schatten, die sie zu sehen geglaubt hatte, als sie von den Jussacks quer durch Zmarkan verschleppt worden war. Vor ihrem geistigen Auge tauchte Fangs wilde Schönheit auf. Ihr wurde klar, dass sie sich nicht mehr vor Hunden fürchtete, vielleicht nicht einmal vor Wölfen. Dann dachte sie mit einem Stich im Herzen: *Sie sind frei und singen ihr eigenes Lied.* Maerad lauschte, bis die schauerlichen Laute in die Stille der Nacht verhallten.

Sie verharnte, so lange sie die Kälte ertragen konnte, und atmete

281

mit einem Hochgefühl die frische Luft. Nun schien ihre Flucht aus dem Eispalast möglich: Sie hatte einen Weg gefunden. Maerad seufzte vor purem Glück.

»Die Berge sind wunderschön, nicht wahr, Elednorvon Edil-Amarandh?«, meinte der Winterkönig an ihrer Schulter.

Maerad zuckte vor Schreck zusammen und drehte sich um. Arkan stand unmittelbar hinter ihr.

»Zweifellos dachtest du gerade, wie einfach es doch wäre, einfach aus Arkan-da hinauszumarschieren«, sagte er.

Maerad sah keinen Sinn darin, sich zu verstellen. »Was würde mich aufhalten?«, fragte sie. »Die Straße ist gleich dort drüben.«

»Du könntest es versuchen«, erwiderte Arkan leichthin. »Ich glaube, du würdest es interessant finden. Würdest du jenen Bogen lange genug beobachten, würde dir auffallen, dass nicht einmal Vögel darüber hinweg fliegen.«

»Ich erinnere mich daran, wie ich unter dem Bogen hindurch gekommen bin«, sagte Maerad. »Aber an sonst nichts mehr. Und ich würde hier draußen wahrscheinlich erfrieren, bevor mich jemand fände, sollte ich wieder ohnmächtig werden.«

»Keine Angst«, entgegnete Arkan. »Ich weiß immer, wo du bist.«

Mit Unbehagen spürte Maerad, dass dies stimmte und dass Arkan ihr Durchstreifen des Palasts an jenem Tag verfolgt hatte.

»Ich möchte öfter hier herauskommen«, sagte sie. »Es macht mich glücklich, die Sterne zu sehen und den Wind zu atmen. Es fällt mir schwer, ohne Fenster zu leben. Ich vermisse den Himmel.«

»Dagegen spricht nichts«, gestand Arkan ihr zu. »Und wie findest du meinen Palast?«

»Er ist außerordentlich schön«, antwortete Maerad wahrheitsgemäß. »Aber auch seltsam. Ich habe den ganzen Tag keine Menschenseele gesehen. Gima sagte, dass hier hunderte Leute leben, aber ich bin niemandem begegnet.«

»Beunruhigt dich das? Ihnen wurde aufgetragen, dir aus dem Weg zu gehen, weil ich fürchtete, sie könnten dich ängstigen. Aber du zitterst; vielleicht sollten wir wieder hineingehen.« Arkan drehte sich und reichte Maerad höflich den Arm, als befänden sie sich nicht an einem kahlen Gebirgshang, sondern stünden in einem Saal in Annar und wären im Begriff, ein Fest zu betreten. Kurz zögerte sie, dann hakte sie sich bei ihm ein. Dabei kroch eine betäubende Kälte in ihre

282  
Hand. Zusammen gingen sie zurück. Sofort wurde es wärmer. Maerad blickte die eisweißen Wände mit ihren Eisensäulenreihen hinab. *Wunderschön*, dachte sie, *aber sehr kahl. Alles hier besteht aus Eis und Eisen. Vielleicht kann der Winterkönigsich nichts anderes vorstellen.*

»Ich musste heute an Inneil denken«, erzählte sie im Plauderton. »Es war die erste Schule, die ich je gesehen habe. Abgesehen von Pellinor, meine ich, aber daran kann ich mich nicht besonders gut erinnern. Inneil ist ein herrlicher Ort.«

»Ich bin nie dort gewesen, obwohl ich ihn mit meinem geistigen Auge gesehen habe«, erwiderte Arkan. »Ja, der Ort besitzt eine gewisse Schönheit.«

»Ich vermisse Grün. Grüne Felder, grüne Bäume, Blumen . . . «

»Solches Grün welkt und erstirbt«, gab Arkan zurück. Höflich löste er Maerads Hand von seinem Arm und deutete auf eine aus poliertem schwarzem Stein gehauene Nische. »Sieh dir das an.«

Mit einem erstaunten Japsen erkannte Maerad, dass die Nische einen großen, makellosen Diamanten beherbergte, der fast so hoch aufragte wie sie; er war wesentlich größer als der Kristall der Weißen Flamme in Norloch und unvergleichlich schön. Licht brach sich an seinen Facetten in jeder erdenklichen Farbe, und als sie den Blick darauf verharren ließ, fühlte sie sich wie gebannt, als könnte sie in das glitzernde Labyrinth versinken und würde nie wieder herausfinden.

»Das ist besser als dein Grün«, meinte Arkan. »Es stirbt nicht.«

»Nur, weil es nicht lebendig ist«, entgegnete Maerad und löste sich mit Mühe aus dem Bann des Diamanten. Sie schaute in Arkans Antlitz auf und verspürte in sich wachsendes Erstaunen über die Seltsamkeit ihrer Unterhaltung. Arkan kam ihr verändert vor, seit sie den Schatten seines wilden Wesens gesehen hatte; als sie ihm zum ersten Mal begegnet war, hatte sie ihn als gut aussehend, aber kalt und etwas abstoßend empfunden. Nun nahm sie seine Lebendigkeit wahr, eine Kraft wie die eines Sturms, die ihre Haut zum Kribbeln brachte.

»Ich bin lebendig«, sagte Arkan mit dem ihm eigenen Hochmut, als sie weitergingen. »Und ich sterbe nicht. Der Wind ist lebendig, der Schnee ist lebendig, das Eis ist lebendig, die Berge sind lebendig. Fels und Eis besitzen eigene Stimmen, eigene Leben, einen eigenen Atem, einen eigenen Puls. Willst du ihnen das verleugnen?«

282

»Nein«, erwiderte Maerad, der es nicht gelang, die Traurigkeit in ihrer Stimme zu verbergen. »Aber ich mag Blumen.«

»Wenn du Blumen begehrst, dann erschaffe ich dir welche.«

»Es wären Blumen aus Eis. Wunderschön, aber kalt. Das wäre nicht dasselbe. Trotzdem danke.«

Eine Weile liefen sie schweigend durch die endlosen, prächtigen Gänge, und Maerad erappte sich dabei, dass sie die Herrlichkeit von Arkan-da mit anderen Augen bewunderte. Sie vermeinte, dass sich die Ziermuster der Säulen kaum merklich verändert hatten; sie entdeckte Blumen darin, alle mit sechs Blütenblättern, aber unendlich mannigfaltig und verschlungen. Der Gegenwart des Mannes, der neben ihr einherschritt, war sie sich ständig bewusst, auch wenn sie ihn nicht ansah.

»Warum trachtest du danach, mich zu erfreuen?«, erkundigte sie sich und durchbrach damit die Stille. »Du könntest mich ebenso gut in einen dunklen Kerker werfen. Welchen Unterschied würde das für dich machen?«

»Es ist besser, wenn du mich nicht hasst oder fürchtest«, antwortete Arkan. »Aus Hass und Angst kann kein Lied entstehen. Das hat Sharma nie begriffen.«

»Was ist denn nötig, um ein Lied zu erschaffen?«, wollte sie wissen.

Arkan drehte sich ihr zu und blickte ihr unverwandt ins Gesicht. Maerads Herz setzte einen Schlag aus. »Das weißt du nicht?«, fragte er.

Maerad schaute zu Boden und betrachtete ihre Füße. Sie wollte nicht antworten.

»Liebe«, sagte Arkan schließlich. »Liebe ist nötig, um das Lied zu erschaffen.

Liebe ist der Grund, weshalb die Finsternis zu Licht erblühte. Liebe ist der Grund, weshalb die Erde sprach und zu Elidhu wurde.«

Maerad errötete heftig und wagte nicht, dem Blick des Winterkönigs zu begegnen. Es war das erste Mal, dass er so vertraulich mit ihr sprach, und die Nähe, die es vermittelte, jagte einen Widerhall durch die Tiefen ihres Wesens. Sie fühlte sich erschüttert vor plötzlichem Verlangen, wie ein Baum, den ein wildes Licht erfüllt, wenn er von einem Sturm berührt wird.

*Was weiß ich schon von Liebe ?, dachte sie voll Ingrid bei sich. Und*  
283

*jetzt will es mir dieser Mann, dieser Elidhu, dieses Wesen aus Eis und Sturm und Stein zeigen* Dann fragte sie sich furchtsam, ob er ihre Gefühle so beeinflusste, wie er es mit Gimmas Wahrnehmung tat.

Sie wartete, bis sich das heftige Pochen ihres Herzens beruhigte, dann wandte sie sich dem Winterkönig zu und achtete darauf, sich nicht anmerken zu lassen, was sie empfand. »War Liebe der Grund, warum das Lied verloren ging?«, fragte sie unverhohlen.

Mit einem Anflug von Bitterkeit drehte Arkan sich von ihrem Blick weg.

»Vielleicht«, antwortete er.

»Und wurde das Lied deshalb geteilt?«

»Es kann nur mit Liebe gesungen werden. Und Liebe kann weder gestohlen noch vorgetäuscht werden.« Er bedachte sie mit einem kurzen, durchdringenden Blick, und Maerad spürte, wie sie erzitterte. »Sie kann nur aus freien Stücken gegeben werden.«

*Und doch hält er mich gefangen,* dachte Maerad und wandte die Augen ab. *Heuchler.* Doch unter ihrer Verwirrung wusste sie, dass ihr die Gefühlsregung nicht vom Winterkönig aufgezungen worden war.

Danach schwieg Maerad eine lange Zeit, während sie zurück durch den Eispalast in das Herz des Berges schritten. Sie fühlte sich zugleich besorgt, verwirrt und seltsam erregt. Maerad war völlig sicher, dass Arkan, wenn er von Liebe sprach, etwas anderes meinte als das, was sie unter menschlicher Liebe verstand; und dennoch wusste sie nichts mit dem Verlangen anzufangen, das plötzlich in ihr loderte, einem Verlangen, das zu verspüren sie sich noch nie zuvor gestattet hatte. Ein Teil von ihr, der Elementarteil, wie sie glaubte, regte sich darob.

*Wieso jetzt?*“, rief sie innerlich verzweifelt aus. Trotzdem zog sie sich nicht zurück, sondern nickte, wenn Arkan sie auf ein neues Wunder seines Palastes hinwies, und nahm schmerzlich wahr, wenn er ihren Arm ergriff, sich ihr näherte oder seine Gewänder die ihren berührten.

Sie dachte an Cadvan, an Dernhil, an Dharin, an Hem. *Ich kann nicht hierbleiben*, dachte sie. *Ich darf nicht*. . . Schließlich holte sie tief Luft.

»Ich kann kein Lied singen, das ich nicht lesen kann«, erklärte sie. »Selbst wenn ich noch alle Finger hätte. Könntest du die Runen auf meiner Leier lesen?«

Arkan wandte sich ihr zu und musterte sie nachdenklich. »Wirst du sie mir denn zeigen?«

284

Maerad war durchaus bewusst, dass Arkan sich die Runen zweifellos auch ohne ihre Erlaubnis jederzeit ansehen könnte, wenn er wollte. »Ich bringe meine Leier morgen mit«, sagte sie. *Wann immer in dieser zeitlosen Umgebung morgen ist*, dachte sie. »Vielleicht kannst du mir helfen, sie zu verstehen.«

»Vielleicht«, pflichtete Arkan ihr bei. »Nun, wir sind bei deiner Kammer angelangt. Bis morgen dann, Elednorvon Edil-Amarandh.« Damit verneigte er sich, und seine Gestalt begann in einem derart grellen Licht zu erstrahlen, dass Maerad blinzelte. Als sie wieder hinsah, war er verschwunden.

In ihrer Kammer lief Maerad rastlos von einem Ende des Raumes zum anderen. Zuvor hatten die Mondsteinwände durchscheinend gewirkt, weniger fest; nun sahen sie wieder wirklicher aus. Verzweifelt startete Maerad auf die schimmernden Wände.

*Verrät mich mein eigenes Herz?*, dachte sie. *Das ist es, was Arkan will*.

Schließlich setzte sie sich aufs Bett und ergriff ihre Leier. Sie begann, ein Lied anzustimmen, indem sie zwei, drei Akkorde verwendete, die sie ohne Schwierigkeiten spielen konnte. Das Licht veränderte sich, und sie schaute auf. Zu ihrer gewaltigen Erleichterung stellte sie fest, dass die Wände wieder verschwunden waren und ihr felsiges Verlies zum Vorschein gekommen war. Sie spielte weiter, suchte in der Musik Trost, obwohl der Schorf an ihrer linken Hand aufbrach und zu bluten anfang. Nach einer Weile legte sie die Leier beiseite und durchwühlte ihr Bündel, bis sie die Heilsalbe fand. Ein wenig war noch übrig. Sie schmierte sich die Hand damit ein, bis das Brennen etwas nachließ, dann ergriff sie wieder die Leier. Sie spielte eine Ballade, die sie mit Cadvan gesungen hatte; die Akkorde dazu waren einfach, wenn sie die Melodie nicht zupfte. Es war die Ballade von Andomian und Beruldh, eine kurze Einleitung zu einem längeren Lied. Mit neuem Gefühl sang Maerad die alte Geschichte von Andomians Gefangenschaft und Tod in der Festung des Hexers

Karak, von der Liebe, die sie für ihre Brüder empfand, von Beruldh's Liebe für sie; es war, als hätte sie das Lied nie richtig gesungen, als hätte sie nie wirklich verstanden, was es bedeutete. Vielleicht hatte Cadvan geahnt, dass es irgendwie auf ihr eigenes Schicksal vorausdeutete, als sie es an jenem Abend vor so langer

Zeit in einem Birkenhain namens Irihel gespielt hatte, kurz nachdem sie Gilmans Feste verlassen hatten. Vor ihrem geistigen Auge sah sie sein ernstes, dunkles Antlitz und spürte erneut mit unvermindertem Schmerz, wie sehr sie ihn vermisste.

*Ich muss hier bald weg, bevor der Winterkönig mich völlig verwirrt,* dachte sie und steckte die Leier behutsam zurück in ihre Hülle. *Ich bin eine Elidhu, eine Bardin und eine Pilani — und jeder dieser Teile meiner selbst zieht in eine andere Richtung. Wie soll ich je herausfinden, wer ich bin ? Kann ich je vollständig und mir selbst treu sein ? Und wie kann ich überhaupt von hier weg ? Arkan scheint so sicher zu sein, dass es nicht möglich ist. Vielleicht hat er recht.*

Ein Teil von ihr vollführte bei dem Gedanken einen Freudensprung, doch sie stellte sich ihren Gefühlen entschlossen, begutachtete sie so unvoreingenommen wie möglich, ohne über sie zu urteilen oder sie zurückzuweisen. *Also,* dachte sie, *um sich zu festigen, ich vermeine, den Winterkönig zu begehren. Das bedeutet nicht, dass ich ihm gestatten werde, mich einzukerkern. Wenn in mir Elementarblut fließt, bin ich ein wildes Geschöpf, das man nicht in einen Käfig sperren oder fesseln darf. Ich bin wie die Wölfe in den Bergen und muss mein eigenes Lied singen. Das muss er wissen. Er kann mich nicht hierbehalten, wenn ich nicht bleiben will.*

Sie sah Hems schmales Gesicht vor sich, seine dunkelblauen, von tiefen Schatten heimgesuchten Augen. *Ich muss Hem finden,* dachte sie leidenschaftlich. *Er ist alles, was mir noch geblieben ist. Und er braucht mich, mehr als alles andere auf der Welt.* Eine gramerfüllte Liebe durchflutete ihren Körper, ein süßer, untröstlicher Schmerz, der sie aus ihrem Innersten durchdrang. *Hem, mein Bruder. . .*

Voll Erregung spürte sie, wie Magie ihre Adern zu durchströmen begann, ein feuriges Prickeln, das sich von ihrem Herzen bis in die Fußsohlen, die Fingerspitzen und zum Scheitel ausbreitete. Maerad hatte ganz vergessen, wie es sich anfühlte, jene Macht zu spüren: Es schien so lange her, dass sie in ihr gelebt hatte, frei und ungezügelt. Seit mittlerweile Wochen hatte sie sich mit ihrem Verschwinden abgefunden. Erstaunt und erleichtert blickte sie auf ihre Hände hinab: Sie schimmerten mit einem silbernen, magischen Licht. Dabei sah sie, dass ihre Hand nun fünf Finger aus Licht besaß: In ihrer Macht war sie noch heil, unversehrt.

Langsam, zögerlich ließ sie das Licht verblassen. *Ich muss mich*

*abschirmen,* dachte sie. *Der Winterkönig darf es nicht erfahren.* Aber wie sollte er den Strom ihrer innewohnenden Macht nicht spüren? Sie fragte sich, ob

sie sich mit ihrer zurückgekehrten magischen Kraft unsichtbar machen könnte. Allerdings würde ein Trugbann dafür nicht reichen: Es musste etwas tiefer Reichendes sein. Maerad bündelte die Gedanken und stieß in ihr Innerstes vor. Die Mondsteinwände waberten und verschwanden.

Sofort löste Maerad den Bann, und der verhexte Raum kehrte zurück. Dann schirmte sie sich ab, weil sie fürchtete, Arkan könnte bereits wissen, dass ihre Magie sich wieder eingefunden hatte. Sie musste mehr erfahren; sie musste die Grenzen des Wissens und der Macht des Winterkönigs kennen. Denn er wusste nicht alles; und tief in ihrem Innersten war sie überzeugt davon, dass seine Macht nicht allumfassend war.

*Morgen, dachte sie, werde ich zum Ausgang gehen und wieder den Himmel sehen.*

Maerad erwachte aus unruhigen Träumen, blieb im Bett liegen und sandte ihr Gehör aus. Im Palast herrschte wie immer Stille. Sie vernahm keine fernen Schritte auf Stein, kein Gemurmel von Unterhaltungen, kein geschäftiges Treiben. Neben ihrem Bett befand sich eine mit heißem Haferschleim gefüllte Schale, die noch dampfte. Sie hatte niemanden hereinkommen hören, aber sie nahm sich mit einem leichten Hinken entfernende Schritte wahr: Gimas Schritte.

*Hier ist niemand, dachte sie. Und hier war nie jemand außer Arkan, Gima und mir. Es ist alles nur Trug. Der Winterkönig ist der Berg, und der Berg ist der Winterkönig. Ich bin in seinem Geist gefangen.*

Sie stand auf, zog sich an und aß hungrig den Haferschleim. Dann bahnte sie sich einen Weg durch die endlosen Gänge, den sie sich vom Vortag ins Gedächtnis rief, indem sie die Abzweigungen wie bei einem Musikstück auszählte. Ihr unterliefen keine Fehler, und sie gelangte geradewegs zum Ausgang. Es war Tag. Der Schnee warf das Licht einer fahlen, aber hellen Sonne zurück, das sie kurzzeitig blendete. Maerad legte sich die Hände an die Stirn, wartete, bis ihre Augen sich angepasst hatten, und atmete derweil die kalte Luft ein.

Bald konnte sie die Gebirgslandschaft erkennen, verschneite Hänge, die zu steilen grauen Felsgipfeln hin anstiegen, unterbrochen

286

einzig von vereinzelter Kiefern- und Tannengehölzen. Aufmerksam beobachtete sie die Sonne, um die Lage dieses Ortes einzuordnen; nach einer Weile beschlich sie die Überzeugung, dass die Südstraße entlang des Berges des Winterkönigs verlief. Das Trukuch-Gebirge schien nicht so hoch oder unwirtlich zu sein wie der Osidh Elanor. Wenn Gima recht hatte und Arkan-da etwa in der Mitte der Berge lag, könnte sie die Breite der Kette wahrscheinlich an einem Tag überqueren.

Sie stapfte über den Schnee zu dem schwarzen Bogen und untersuchte ihn vorsichtig, wobei sie darauf achtete, nicht darunter hindurchzugehen. Behutsam schirmte sie ihre Magie ab und versuchte, den Bogen im Geiste auszuloten, um zu bestimmen, ob es ihr gelingen könnte, unter Einsatz ihrer eigenen Kräfte auszurechnen. Sie überlegte, ob die Leier dabei helfen könnte, zumal sie Arkans Trugzauber aufzuheben schien, gelangte aber zu keinem Schluss. *Wenn ich es*

*versuche und dabei versage, bekomme ich keine zweite Gelegenheit, dachte sie. Also werde ich es wohl blindlings versuchen müssen. Und was dann ? Wenn mir die Flucht gelingt, wird er die Frostkreaturen hinter mir herhetzen. Oder sich gar selbst auf die Jagd nach mir begeben. Und ich werde einfach auf einem Berghang erfrieren.*

*Wäre ich eine Spielerin, dachte sie, würde ich nicht auf mich setzen.*

Widersinnigerweise spornte der Gedanke sie an, und sie machte kehrt, um zum Höhleneingang, der Pforte des Eispalasts zurückzugehen, halb fürchtend, halb hoffend, dass der Winterkönig sie dort erwarten würde. Es war niemand da, aber das Kribbeln einer Vorahnung ließ sie über die Schulter zurückschauen.

Hoch auf einem Hang jenseits des Bogens stand ein riesiger weißer Wolf, der sie mit gelben Augen anstarrte.

Maerad erwiderte den Blick. Der Wolf wirkte nicht bedrohlich; vielmehr sah er aus, als wartete er auf etwas. *Auf mich 1*, dachte sie und hätte beinahe aufgelacht.

*Ja*, sprach der Wolf in ihrem Geist. *Ich warte auf dich.*

Vor Überraschung verschlug es Maerad die Worte, und sie starrte nur stumm zu dem Tier hinüber.

*Sag nichts*, warnte sie der Wolf. *Du würdest gehört. Lausche. Erwinnere dich. Dreigezügelter Stimme Klang. Drei Sprachen. Drei Namen.*

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, sprang der Wolf davon und verschwand flugs hinter der Kuppe des Hangs. Maerad schüttelte

287

den Kopf. Das Tier hatte keine Abdrücke hinterlassen; der Schnee an der Stelle, an der es sich befunden hatte, war völlig unberührt. War dies eine weitere Einbildung gewesen? Oder eine Art Werwesen? Oder lag es nur daran, dass sie allmählich den Verstand verlor?

*Es ist durchaus möglich*, dachte Maerad, *dass ich verrückt werde.*

Dann stockte sie jäh, als ihr klar wurde, was der Wolf gemeint hatte.

Drei Sprachen: die der Menschen, der Barden und der Elidhu. Drei Namen. Sie musste drei Namen besitzen. Maerad, Elednor und einen weiteren, den nicht einmal sie kannte. Einen tiefer reichenden, wahren Namen.

Der Winterkönig kannte ihren dritten Namen nicht.

Ohne jemandem zu begegnen, wanderte sie zurück zu ihrer Kammer. Dort fand sie Gima vor, die ihrer aufgeregt harnte. »Der Meister erwartet dich, er erwartet dich«, zischte sie. »Wo bist du gewesen?«

»Er weiß, wo ich war«, gab Maerad ruhig zurück. Allerdings fühlte sie sich nicht ruhig; als sie draußen gestanden hatte, war der Fluchtversuch für sie beschlossene Sache gewesen. Doch der Gedanke, Arkan gegenüberzutreten, öffnete eine Leere in ihrer Magengrube.

»Komm, komm, komm«, forderte Gima sie auf und wirkte einer Panik nahe.

»Komm, wir haben keine Zeit, er ist ungeduldig.«

»Nicht so eilig«, entgegnete Maerad. Während Gima machtlos zappelte, ergriff Maerad ihre Leier und sah sich bedächtig im Raum um, ob sie sonst noch etwas brauchte, wenngleich sie wusste, dass dem nicht so war. »Jetzt bin ich bereit.«

Mit bewusst langsamen Schritten folgte sie Gima, die hastig die Gänge entlängelte und sich an jeder Ecke umdrehte, um Maerad zuzuschießen, sie sollte zu ihr aufschließen und sich beeilen. Maerad aber weigerte sich, schneller zu gehen. *Ich gebe die Geschwindigkeit vor*, dachte sie. *Er kann mich nicht zwingen zu rennen.*

Die Gänge verfinsterten sich, als sie sich dem Thronsaal näherten, und Gima zögerte. Maerad erbarmte sich ihrer. »Schon gut«, sagte sie. »Ich kenne den Weg.«

»Du musst hingehen«, wimmerte Gima. »Er wartet. Man darf ihn nicht warten lassen.«

*Er kann warten*, dachte Maerad. »Ich werde geradewegs hingehen«, versprach sie. »Keine Angst.«

288

Damit ging sie weiter und ließ Gima zurück, die händeringend dastand und weder wagte, Maerad zu begleiten, noch umzukehren. Das Licht in den Wänden glühte heftigem Wetterleuchten, grell und zornig, nicht dem sanften Schein, an den sie sich gewöhnt hatte. Als sie die Doppeltür zum Thronsaal erreichte, hielt sie inne und schluckte schwer. Sie spürte den Zorn des Winterkönigs: Er schien die Eisentür in Schwingung zu versetzen. Langsam schob Maerad sie auf und ging hinein.

Der Saal wirkte größer und seltsam verzerrt im ungewissen Licht. Aus dem Becken strömte ein lebendiger Schein, der seltsame Reflexe an die Decke warf. Das Podium lag im Schatten; alles, was sie erkennen konnte, war ein dunkler, bedrohlicher Schemen. Maerads Nerven ließen sie beinahe im Stich, doch sie holte tief Luft und straffte den Rücken. Langsam schritt sie in die Mitte des Raumes.

»Elednor von Edil-Amarandh«, sagte der Winterkönig. Maerad zuckte zusammen; als er ihren Namen aussprach, schmerzte es sie wie ein Peitschenhieb. »Endlich bist du da.«

Maerad starrte in die Schatten, und allmählich lichtete sich die Dunkelheit um das Podium. Der Winterkönig stand vor dem Thron, gekleidet in ein so dunkelblaues Gewand, dass es schwarz anmutete. Um seine Stirn prangte eine Krone aus flackernden blauen Blitzen, und in seinen Augen loderte grünes Feuer.

Maerad leckte sich über die trockenen Lippen. »Du bist wütend?«, fragte sie zaghaft. »Ich dachte, Zeit hätte keine Bedeutung für dich.«

»Du hast versucht, mich zu täuschen«, erwiderte der Winterkönig. »Es ist anmaßend, meine Gastfreundschaft dermaßen zu missbrauchen.«

»Ich verstehe nicht.« *Er weiß es*, dachte sie voll plötzlicher Panik; *er weiß, dass meine Kräfte zurückgekehrt sind.* »Aber wie kann ich dich in deinem eigenen Palast täuschen? Du hast mir doch gesagt, dazu wäre ich nicht in der Lage.«

»Ich habe dir gesagt, du sollst mich nicht zum Narren halten.« Arkan trat einen Schritt auf sie zu, und die Blitze um seine Stirn zuckten gefährlich. »Ich weiß,

dass du versucht hast, dich vor mir zu verbergen. Das gestatte ich nicht.« Also hatte er ihren Schild gespürt.

Maerad begegnete ihm mit allem Hochmut, den sie aufzubringen

289

vermochte. »Mir war nicht klar, dass mir deine Gastfreundschaft keinerlei Zurückgezogenheit zugesteht«, sagte sie.

»So etwas gibt es hier nicht für dich«, erwiderte Arkan. »Ein solches Vertrauen hast du dir nicht verdient.«

»Und weshalb sollte ich dir vertrauen?«, entgegnete Maerad hitzig. »Was glaubst du wohl, wie es sich anfühlt, ständig beobachtet zu werden wie ein - ein gefangenes Tier? Welches Recht hast du, mich anzuklagen? Ich habe nichts Falsches getan.«

»Ich werde nicht dulden, dass du dich meiner Macht widersetzt«, sagte Arkan.

»Wie soll ich mich deiner Macht widersetzen?«, wollte Maerad verbittert wissen. »Du sagst doch, dass ich selbst hier keine Macht besitze.«

»Würde ich beschließen, dir alle Macht zu nehmen, wärest du außerstande, ohne meine Erlaubnis auch nur einen einzigen Finger zu rühren.« Mit Geringschätzung starrte der Winterkönig sie an. »Ein wenig lasse ich dir als Höflichkeitsbezeugung. Es ist nicht klug von dir, das gegen mich zu verwenden. Selbst im Vollbesitz deiner Kräfte wärest du keine Herausforderung für mich.«

»Seltsam, dass du mir gegenüber von Höflichkeit sprichst«, schleuderte Maerad ihm wütend entgegen.

»Schweig!« Diesmal brachte der Winterkönig die volle Kraft seiner Macht zum Tragen. Maerad fühlte sich, als risse ein Seil heftig an ihr; sie japste vor Schmerz und sank auf die Knie. »Elednor von Edil-Amarandh, ich bin geduldig mit dir gewesen. Ich habe die Schätze meines Palastes vor dir ausgebreitet. Nichts habe ich dir verwehrt. Aber vielleicht ziehst du diese Behandlung vor? Den Wunsch kann ich dir gerne erfüllen.«

Mit geneigtem Haupt sagte Maerad. »Ich verstehe das nicht. Was habe ich denn getan?«

Der Winterkönig stieg vom Podium und kam auf sie zu, dann bückte er sich und umfasste ihr Kinn. Seine Hand fühlte sich kalt wie Eis an, seine Stärke unüberwindlich, doch seine Berührung war zart. Maerad schaute in seine Augen auf und vergaß in einem Anflug von Verlangen schlagartig alles. Sie blinzelte und versuchte, ihr Gesicht zu verstecken, als sie ein Siegesgefühl in Arkans Augen aufblitzen sah.

»Du bist die Feuerlilie«, sprach der Winterkönig leise. »Und ich

289

bin der Eiskönig. Schmilzt Feuer das Eis? Oder löscht Eis das Feuer? Oder können sie sich vereinen, Feuer und Eis, ohne zu schmelzen oder zu erlöschen?«

Maerad errötete und wandte die Augen ab. Arkan ließ ihr Kinn los, woraufhin sie das Haupt neigte und zu Boden blickte. Sie zitterte am ganzen Leib, ob vor Furcht oder Verlangen, vermochte sie nicht zu sagen.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte sie schließlich.

»Ich hatte vor, dich als meine Königin zu ehren«, sagte der Winterkönig. Plötzlich schwangen in seiner Stimme Traurigkeit und Sehnsucht mit, als wäre er ein junger Prinz, der von seiner treulosen Geliebten verletzt worden war.

»Und im Gegenzug verrätst du mich.«

Maerad taumelte vor Überraschung. Kurz schloss sie die Augen, holte tief Luft und bündelte ihren Willen, schirmte vorsichtig ihren Geist ab. Sie spürte, wie ihr Blut heftig durch den Hals pulsierte. *Er weiß nicht, dass ich Macht besitze*, dachte sie; *jedenfalls ist er nicht sicher*. Ganz langsam erhob sie sich, sah Arkan in die Augen und weigerte sich, den Blick zu senken.

»Du sagst, dass Liebe nicht vorgetäuscht und nicht gestohlen werden kann«, begann sie leidenschaftlich. »Und jetzt sagst du, dass ich deine Königin werden soll. Dennoch hältst du mich gefangen, gewährst mir keine Freiheit. Du weißt, wie es sich anfühlt, eingesperrt zu sein. Es ist wie ein Tod. Du meinst zu mir, ich könnte mich nicht vor dir verbergen, und doch bestrafst du mich genau dafür. Du behauptest, nicht zu wollen, dass ich mich fürchte, und dennoch behandelst du mich wie eine Sklavin. Verzeih, Herr«, sprach sie und neigte dabei traurig, zerknirscht und demütig den Kopf. »Ich verstehe deinen Zorn nicht. Ich verstehe nicht, weshalb du mich für etwas bestrafst, von dem du sagst, ich könnte es gar nicht. Ich verstehe deine Liebe nicht, falls dies die Liebe ist, die du mir anbietest.«

Der Winterkönig wirbelte auf dem Absatz herum, und als sie aufschaute, entfernte er sich von ihr. Maerad spürte seine Zweifel, als das Licht im Thronsaal allmählich sanfter wurde und die Schatten verblassten. *Er weiß es nicht*, dachte sie. *Er glaubt immer noch, dass seine Macht genügt*.

»Ich wünsche keine Sklavin«, meinte er schließlich.

»Ich bin keine Sklavin«, sagte Maerad.

290

Rasch sah Arkan sie an. »Verzeih, wenn ich dir Angst eingejagt habe«, entschuldigte er sich. »Ich bin den Umgang mit Sterblichen nicht gewohnt, und vielleicht bin ich zu ungeduldig.«

Kaum merklich nickte Maerad.

»Komm, setzt dich zu mir. Lass uns vergessen, dass dies je geschehen ist.«

Damit bot er ihr den Arm dar; Maerad lächelte matt und ergriff ihn. Seine Berührung ließ sie schauern: Nun brannte sie wie Eis.

»Wie ich sehe«, sagte er, »hast du deine Leier mitgebracht.«

»Das habe ich doch versprochen«, erwiderte Maerad. »Ich weiß nicht, wie man die Runen liest.«

Bis sie Platz genommen hatten, schwiegen sie. Maerad fühlte sich bereits erschöpft. Ihr war klar, dass sie Arkan täuschen musste, wenn sie flüchten wollte, doch die einzige Möglichkeit, ihn zu täuschen, bestand darin, die Wahrheit zu offenbaren. *Das Problem mit der Wahrheit*, dachte sie verzweifelt, *ist nur, dass sie wahr ist*. Maerad startete auf seinen Mund, wobei ihr dessen grausame Sinnlichkeit auffiel. *Ihn zu küssen*, dachte sie, *würde sich anfühlen, wie einen Fluss zu küssen; ich würde die Besinnung verlieren und ertrinken*. Sie grub die Nägel in die Handflächen

und versuchte, das Schwindelgefühl zu vertreiben, das seine Nähe in ihr auslöste, versuchte, einen klaren und wachen Verstand zu wahren.

Es war nutzlos, so zu denken.

Sonderbar zögerlich reichte sie ihm ihre Leier; es fühlte sich an, als händigte sie ihm ihr Herz aus. *Aber sie gehört mir*, rief eine Stimme in ihr; *sonst niemandem*. Besitz ergreifend schlossen sich seine Finger darum; Maerad empfand seinen Griff um ihr geliebtestes Eigentum wie einen Schmerz und schloss kurz die Augen.

*Er darf nicht erfahren, dass ich so empfinde*, dachte sie.

Sie schlug die Augen auf und lächelte.

»Kannst du die Runen lesen?«, fragte sie.

Arkan strich behutsam mit den Fingern über die Schnitzerei, und Maerad schauderte. »Ja«, antwortete er. »Ich kann sie lesen. Soll ich dir sagen, was sie bedeuten?«

Da Maerad der eigenen Stimme nicht traute, nickte sie nur.

»Ich erinnere mich noch daran, wie diese Runen vor vielen, vielen Eisschmelzen angefertigt wurden.« Plötzlich hörte Arkans Stimme sich zärtlich an, und Maerad schaute überrascht zu ihm auf. Er

291

schien in weiter Ferne zu weilen, in einer Erinnerung. »Sie hätten nie geschaffen werden sollen«, fügte er hinzu. »Aber das wurden sie. Das war das erste Übel.«

»Hat der Namenlose sie geschaffen?«, wagte Maerad zu fragen und betrachtete die sonderbaren geschnitzten Formen. Sie schienen zu schön zu sein, um vom Namenlosen zu stammen.

Mit einem Mal wirkten Arkans Augen dunkel und verschlossen. »Nelsor höchstpersönlich hat diese Runen gemacht. Ihm wurde das Lied verraten, und dessen Macht und Schönheit erstaunten ihn. So schuf er im Geheimen diese Runen, damit er es für sich haben konnte. Er war immer der Größte aller Barden; niemand sonst besaß die Macht, etwas Derartiges zu tun. Oder den Wagemut. Er hielt das Lied der Elidhu fest, und nun ruht es in diesen Runen.«

»Wer hat ihm das Lied verraten?«, wollte Maerad wissen; doch Arkan ließ keine Anzeichen erkennen, dass er sie gehört hatte. Stattdessen strich er mit beiden Händen über das uralte Holz, dann schloss er die Augen und berührte mit dem Zeigefinger die erste der zehn Runen.

»Diese Runen verkörpern vielerlei«, sprach Arkan. »Darin bestand Nelsors Geistesgröße: Er erkannte, wie man die Kräfte des Liedes gleich einer Blume in Eis bannen konnte. Das war sein bedeutendstes Werk. Er wusste nicht, dass es zu solcher Verheerung führen würde.«

Maerad schaute erst auf ihre Leier, dann zurück zu Arkan. In ihrer kurzen Zeit an den Schulen hatte sie gelernt, dass Buchstaben Bedeutung enthalten, dass sie magisch sein konnten, doch Arkan schien von mehr zu sprechen.

»Jede Rune umfasst drei Dimensionen«, fuhr Arkan fort. *Drei Sprachen*, dachte Maerad, mit einem plötzlichen Anflug von Erregung.

Der Winterkönig öffnete die Augen und sah Maerad eindringlich an. »Diese erste Rune ist Arda, der erste der Monde. Sie ist der Neumond und sie ist die Tanne. Und sie ist auch dieses Gesetz: *Ich bin der Tau auf jedem Hügel.*« Maerad blinzelte verwirrt, dann nickte sie. Auch wenn sie dies nicht verstand, konnte sie es sich zumindest einprägen. »Also«, sprach Arkan weiter. »Der erste der Monde.« Wieder schloss er die Augen und las die einzelnen Runen mit den Fingern. »Dies ist die

292

Rune Arda. Dies ist die Rune Onn. Dies ist die Rune Ura. Dies ist die Rune Iadh. Dies ist die Rune Eadha. Der Neumond, der zunehmende Mond, der Vollmond, der abnehmende Mond, der dunkle Mond.«

Maerad starrte auf die Runen, dann schaute sie zu Arkan auf.

»Das ist kein Lied«, stellte sie fest.

»Hör zu. So wird das Lied geschaffen. Tanne, Stechginster, Apfelbaum, Pappel und Eibe.« Arkan richtete den Blick auf Maerad; aufgeregt schluckte sie. Dann deutete sie nacheinander auf jede Rune und sagte, als lernte sie eine Lektion: »Arda, die Tanne, der Neumond. Onn, der Stechginster, der zunehmende Mond. Ura, der Apfelbaum, der Vollmond. Iadh, die Pappel, der abnehmende Mond. Eadha, die Eibe, der dunkle Mond.« Als ihr plötzlich etwas klar wurde, blickte sie auf. »Das sind Buchstaben!«

»Das ist niedergeschriebene Zeit«, erwiderte Arkan abwesend. Grüblerisch runzelte er die Stirn. »Dies sind die Gesetze der Monde, beginnend mit dem Neumond:

*Ich bin der Tau auf jedem Hügel Ich bin die Saat in jedem Schoß Ich bin die Frucht jedes Astes Ich bin die Schneide jedes Messers Ich bin der Angelpunkt jeder Frage*

So steht es geschrieben.«

Die Worte drangen tief in Maerads Seele ein, als rüttelten sie Erinnerungen an eine Zeit vor ihrer Geburt wach. Schweigend saß sie da und brannte sich die Runen ins Gedächtnis; sie erinnerte sich an Ardina, wie sie die Elidhu zuletzt gesehen hatte, gleißend vor silbrigem Licht, wunderschön und zwiedeutig, die Tochter des Mondes.

»Was sind die anderen?«

Mit unergründlicher Miene schaute Arkan auf. »Dies sind die Runen des Frühlings und des Sommers«, sprach er getragen. »Es sind Forn für den mittleren Frühling; Sal für den späten Frühling; Hrar für den frühen Sommer; Dir für den Mittsommertag; und Tren für den mittleren Sommer. Der Rest des Jahres ging verloren, als Sharma die Runen stahl. Das war das zweite Übel.«

292

»Er nahm den Winter?«, fragte Maerad leise. »Ja.«

»Wie sind diese Runen verlorengegangen? Hat niemand sie irgendwo aufgeschrieben?«

Arkan ließ sich zu keiner Antwort herab. Stattdessen betastete er wieder mit geschlossenen Lidern die Runen. Maerad beobachtete ihn. Mit geschlossenen

Augen wirkte er menschlicher; in Ruhe war sein Antlitz wunderschön. Maerad schüttelte sich und richtete die Aufmerksamkeit wieder auf die Runen.

»Forn, die Erle«, erklärte der Winterkönig. »Sal, die Weide; Hrar, der Weißdorn; Dir, die Eiche; und Tren, die Stechpalme.«

Danach schwie er lange, und Maerad wartete geduldig, bis er fortfuhr. Als er es nicht tat, fragte sie: »Und gibt es auch für diese Runen Strophen?«

Arkan öffnete die Augen und sah sie unverwandt an. Aus seinen Zügen sprach eine Trostlosigkeit, die sie bestürzte.

»Die Runen sind leer«, antwortet er. »Sie sind tot. Sie in die Luft zu sprechen gleicht blankem Grauen.«

Maerad wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte, und blickte verwirrt drein. Arkan seufzte schwer.

»Ich werde sie ein einziges Mal aussprechen. Du musst sie dir einprägen.«

Maerad nahm wahr, wie das Licht im Thronsaal schwand. Sie wartete und spürte dabei, wie ihr das Herz laut und schwer bis in die Kehle schlug. Nach scheinbar endlosem Schweigen ergriff Arkan das Wort, und seine tiefe Stimme hallte durch den Raum:

*Ich bin die herabfallenden Tränen der Sonne*

*Ich bin der zum Fels aufsteigende Adler*

*Ich bin alle Richtungen über das Antlitz der Wasser*

*Ich bin die blühende Eiche, welche die Erde verwandelt*

*Ich bin der blitzende Pfeil der Vergeltung*

Nachdem Arkan geendet hatte, bedeckte er mit einer Hand das Gesicht, und eine quälende Stille erfüllte den Thronsaal. »Die Musik fehlt«, stellte Maerad fest.

293

»Die Musik lebt nicht in den Runen«, erwiderte Arkan. »Die Runen sind tot.«

»Ohne Musik kann ich das Lied nicht spielen«, gab sie zurück. »Wie soll ich die Musik finden? Ich kann dieses Lied nicht spielen.«

»Glaubst du etwa, irgendetwas könnte leben, wenn es in zwei Hälften zerrissen wird?« Mit harten, eisigen Augen funkelte Arkan sie finster an, und einen Lidschlag lang fürchtete Maerad, er würde sie mit bloßen Händen entzweibrechen. Stattdessen warf er die Leier zurück in ihre Arme, als hätte sie ihn verbrannt.

»Geh«, sagte er. »Lass mich allein.«

Die Gänge waren kalt, und dem Licht haftete eine düstere Schönheit an; Maerad hatte das Gefühl, die Wände besäßen Augen, die beobachteten, wie sie einherstolperte. Es erstaunte sie, dass sie überhaupt noch laufen konnte - ihre Beine zitterten unter ihr, als könnten sie jeden Augenblick nachgeben. Gima war weit und breit nicht zu sehen.

Sie fand ihre Kammer und brach auf dem Bett zusammen. Auf dem Rücken liegend starrte sie an die Decke, zu erschöpft, um sich zu bewegen.

Schaudernd erinnerte sich an die Miene des Winterkönigs, wie er ihr von den Runen erzählt hatte, an seine schwarzen Wimpern über der marmornen Haut der Wangen, an das Feuer, das bei seiner Berührung in ihren Adern aufgeflammt war. Doch trotz allem wusste sie, dass er rücksichtslos und gnadenlos war;

sowohl Cadvan als auch Dharin waren durch sein Wirken gestorben. Maerad bezweifelte nicht, dass er auch sie ohne Gewissensbisse töten würde, wenn sie ihm nicht von Nutzen wäre.

Ihre Lage war aussichtslos.

*Ich muss Hem finden*, sagte sie sich. *Ich muss ihn unbedingt aufspüren*. Doch es blieb ein bloßer Gedanke; ihre Entschlusskraft war wie gelähmt. Sie stellte fest, dass es ihr nicht gelang, sich Hems Gesicht vorzustellen; ihre Erinnerung an ihn erschien gegenstandslos und fern, sodass sie das Bild mühevoll zusammensetzen musste, statt es sich einfach ins Gedächtnis zu rufen. Dann wandte sie ihre Gedanken Cadvan zu und musste erkennen, dass sie sich nicht an seine Augen erinnern konnte. *Sie waren blau*, dachte sie grimmig; *blau*.

294

Aber alles, was sie vor sich sah, war das Eisblau der Augen des Winterkönigs und ihre seltsam geschlitzten Pupillen, als er gesagt hatte: *Ich hatte vor, dich als meine Königin zu ehren*.

*Ich bin so müde*, dachte sie. *So unsagbar müde*. *Ich kann seinen Bann nicht abschütteln*. *Ich kann nicht einmal das Gesicht von ihm abwenden und so tun, als empfinde ich nicht, was ich fühle*. Sie war überzeugt davon, dass der Winterkönig sie verhext hatte; dennoch war sie gleichzeitig ganz sicher, dass das, was sie empfand, nicht falsch war. Sie wollte den Winterkönig nicht verlassen, nicht einmal um sich selbst zu retten, obwohl ihr klar war, dass ihr dazu keine andere Wahl blieb.

Nach und nach verebbte das Zittern ihrer Glieder. Sie fühlte sich missmutig und leer. Sie ergriff ihre Leier, die neben ihr auf dem Bett lag, und strich langsam mit der rechten Hand über die Saiten, sodass jede Note einzeln erklang. Das Eislicht flackerte und verblasste, enthüllte die rauen Felswände ihres Kerkers, und das Schwächegefühl ließ ein wenig nach. *Zehn Saiten, zehn Noten, zehn Runen*, dachte sie abwesend. *Drei Sprachen, drei Namen, drei Bedeutungen*. *Das ergibt neun, eins zu wenig*. Den Schlussstein der Musik, die Lösung des Rätsels. Was mochte das sein?

Abermals schlug sie jede Saite an und fragte sich, ob jede Note zu einer Rune gehörte. Allerdings wusste sie nicht, wie, und wahrscheinlich ergab es ohnehin keinen Sinn, solange sie die vom Namenlosen gestohlenen Runen nicht hatte. Wenn das Lied in der Hälfte geteilt worden war, musste es zwanzig Runen geben. Besaß auch der Namenlose eine Leier mit zehn Saiten?

Verärgert über sich selbst setzte sie sich auf, und dabei dämmerte ihr, dass sie wusste, wie sie den Winterkönig täuschen konnte. Er wusste, wann sie nicht da war, wann sie aus seiner Sicht verschwand. Folglich musste sie ein Ebenbild erschaffen, das ihr in jeder Hinsicht entsprach und sie ersetzte, wenn sie ihre Macht einsetzte, um zu verschwinden. Wenn sie schlief, wurde sie nie gestört, also musste sie das Ebenbild schlafend zurücklassen. Wenn ihr Plan aufginge, hätte sie ein paar Stunden Vorsprung, bis ihre Abwesenheit bemerkt würde. Der beste Zeitpunkt dafür war jetzt gleich; der Winterkönig war sich seiner Macht über sie sicher und würde unachtsam sein. Und vielleicht fühlte nach dem Lesen

der Runen auch er sich erschöpft, wenngleich sie nicht wusste, ob Elidhu überhaupt Erschöpfung verspüren konnten. Aber vielleicht hatte seine Wachsamkeit nachgelassen.

295

Sie ließ sich ihren Einfall durch den Kopf gehen, tastete ihn auf Schwachstellen ab, von denen es reichlich gab. Sie hatte erst zwei Mal ein Ebenbild von sich erschaffen, einmal beim Lernen mit Nerili in Thorold, einmal in den Bergen, um die Iridugul zu überlisten. Auch wenn sie wusste, dass sie dazu in der Lage war und sich an den Zauber erinnerte, war sie keineswegs geübt darin. Außerdem hatte sie noch nie zwei Zauber gleichzeitig gewirkt und hatte keine Ahnung, ob dies überhaupt möglich war. Wenn sie es versuchte und es nicht gelang, würde sie entdeckt werden. Sie wagte nicht, sich auszumalen, was die Folge sein mochte. Rasch verdrängte sie den Gedanken. Stattdessen steckte sie behutsam ihre Leier in die Hülle und verstaute sie zusammen mit ihren anderen Habseligkeiten. Dann legte sie sich ins Bett, ohne die Kleider auszuziehen, und zog die Decke über sich.

Zuerst musste sie einen Schild schaffen, der ihre Magie vor Arkan verbarg, nicht jedoch sie selbst. Unter diesem Schild konnte sie das Ebenbild anfertigen, es so weit vorbereiten, dass sie nur noch den Zauber einzusetzen brauchte, der es sichtbar werden ließ. Danach musste sie verschwinden und die beiden Zauber so genau aufeinander abstimmen, dass ein nahtloser Übergang zwischen ihrem Verschwinden und dem Erscheinen des Ebenbilds entstand.

All das erschien unmöglich, und kurz versank sie in dunklen Trübsinn. Dann jedoch erinnerte sie sich an den Wolf, der zu ihr gesprochen hatte. Sofern sie ihn sich nicht eingebildet hatte - was sie nicht glaubte -, hatte er sie erwartet.

Vielleicht hatte jemand, der von ihrer Gefangenschaft erfahren hatte, ihn geschickt, um ihr zu helfen. Jedenfalls konnte es kein gewöhnlicher Wolf gewesen sein. Vielleicht würde sie doch nicht ganz ohne Hilfe dastehen. Ihre Erfolgsaussichten erschienen gering, geradezu selbstmörderisch gering, aber sie musste es versuchen.

Maerad schob ihre Zweifel beiseite und richtete ihre Gedanken auf die erste Frage: wie sie aus dem Palast gelangen sollte. Sie würde alle Zauber im Bett liegend wirken und dabei so aussehen müssen, als schliefe sie - nicht die besten Voraussetzungen für Magie. Sie legte sich so gerade wie möglich hin, dann presste sie die Lippen aufeinander und begann mit dem Schild.

Es dauerte eine Weile, zumal der Schild genau abgestimmt werden musste. Sie achtete darauf, jegliche Magie zu verhüllen, die das Wenige überstieg, dessen der Winterkönig gewahr geworden war,

295

aber nicht so viel, dass es den Eindruck erwecken könnte, sie sei verschwunden. Es war ein gewagtes Unterfangen, weil ihre Magie offen zu spüren sein würde, während sie den Schild fertig stellte, und sie musste langsam, Stück für Stück dabei vorgehen, durfte ihre Macht nur in winzigen Maßen zum Einsatz bringen, damit ihr Widersacher nicht darauf aufmerksam wurde. Nebenher achtete sie mit allen Sinnen auf etwaige Veränderungen im Palast, auf jedweden Wechsel des

Lichts, der ihr anzeigen konnte, dass sie entdeckt worden war. Mit geschlossenen Augen sprach sie in Gedanken die Worte, die den Zauber auslösten, und testete ihn behutsam. Soweit sie es beurteilen konnte, schien er zu wirken und nicht bemerkt worden zu sein.

Danach begann sie mit der Arbeit an ihrem Ebenbild. Es zu erschaffen nahm beträchtliche Zeit in Anspruch; schließlich durfte es nicht nur eine grobe Gestalt werden, die bestenfalls aus der Ferne zu täuschen vermochte. Es würde nicht nur wie Maerad aussehen, sondern sich auch wie sie anfühlen müssen. Sie arbeitete in Schichten. Zuerst stellte sie sich ihren Geist vor, die Farben ihrer Gefühlsregungen, die Ballung ihrer Macht. Sorgsam wob sie deren Umrisse und überprüfte sie laufend, um zu gewährleisten, dass sie sich echt anfühlten. Als sie fertig war, enthielt ihr Geist eine Nachbildung ihrer selbst, eine Hülle, die mit ihrem Ich widerzuhallen schien, wenn sie daran zupfte. Dann fing sie mit dem Körper an, bildete ihn um das Geflecht ihres Geistes herum: Knochen, Blut, Adern, Muskeln und zuletzt Haut und Haar.

Somit bestand das Ebenbild in ihrem Geist, der echten Maerad getreu bis in die kleinste Kleinigkeit, und wartete nur noch auf das Wort der Macht, um es erscheinen zu lassen, es zum Atmen zu bringen. Maerad holte tief Luft und bereitete sich auf den Höhepunkt und zugleich schwierigsten Teil ihrer Aufgabe vor: die Erschaffung des Ebenbilds und ihr gleichzeitiges Verschwinden. Sie hatte ihren Geist bereits geleert und sammelte geduldig ihre Macht, als sie Schritte hörte, die sich ihrer Kammer näherten. Es war Gima.

Maerad fluchte leise und hielt inne. Es war, als hätte sie alle Muskeln für einen Sprung gespannt und wäre dann gezwungen worden, sich zurückzuhalten, all die Kraft zu bremsen, ohne umzukippen und ohne den Schwung für ihren Sprung zu verlieren. Sie hörte, wie der Vorhang vor dem Eingang beiseitegezogen wurde und die Schritte sich dem Bett näherten. Schließlich blieben sie stehen, und sie ver

296

nahm Gimas schweren Atem. Bald darauf drehte Gima sich um und verließ die Kammer wieder.

Maerad wartete, bis sie sicher war, dass die Schritte sich weit genug entfernt hatten, dann holte sie abermals tief Luft. Ihr Geist schmerzte ob der Anstrengung, beide Zauber zeitweilig außer Kraft zu setzen, und sie zitterte am ganzen Leib. Dann ließ sie behutsam das Ebenbild entstehen und ließ sich selbst gleichzeitig verschwinden.

Es gelang ihr nicht ganz vollkommen; ein winziger Augenblick verblieb, in dem es zwei Maerads gab, die Seite an Seite auf dem Bett lagen; sie fand es beunruhigend, sich ins eigene Antlitz zu blicken. Danach erhob sie sich aus dem Bett und lauschte; all ihre Sinne achteten angespannt auf etwas Ungewöhnliches im Palast. Doch abgesehen von Gimas sich entfernenden Schritten herrschte Stille.

Maerad bückte sich, um ihr Bündel zu ergreifen; dabei wurde ihr klar, dass sie kein Ebenbild davon erschaffen hatte - Gima würde auffallen, dass es fehlte. Nach der Magie, die sie soeben gewirkt hatte, war dieser Zauber einfach, und

diesmal gelang es ihr tadellos, das echte Bündel in jenem Lidschlag verschwinden zu lassen, in dem das andere erschien. Rasch tastete sie nach dem Bündel, dann schwang sie es sich auf den Rücken und sah sich in dem Raum um, der die vergangenen Tage ihr Gefängnis gewesen war. Dabei musste sie ein jäh aufkeimendes, nagendes Bedauern verdrängen. Der Winterkönig würde sie für eine Verräterin halten. Er hatte kein Recht dazu, so über sie zu denken, zumal er sie gefangen genommen und eingesperrt hatte, dennoch würde er so denken.

Einer Eingebung folgend holte Maerad einen ihrer kostbaren Papierbögen und ihre Feder aus dem Bündel. Sie setzte sich und glättete den Bogen auf der Truhe, dann hielt sie inne. Sie wusste zwar nicht, ob der Winterkönig die Bardenschrift lesen konnte, aber irgendwie hatte sie das Gefühl, ihm ein paar Worte zu schulden, wenngleich sie ihm, wie sie fand, nach jeglichen Maßstäben der Gerechtigkeit eigentlich überhaupt nichts schuldete.

Sie biss sich auf die Lippe, dann schrieb sie sorgfältig die Rune Eadha, die Eibe, die Rune der Mondfinsternis: *Ich bin der Angelpunkt jeder Frage*. Sie drückte ihr schlafendes Ebenbild zur Seite, das sich regte und plötzlich laut aufschnarchte, und legte das Papier unter

297

den Körper. Dann schulterte sie mit einem merkwürdigen Gefühl der Erleichterung wieder das Bündel und ging hinaus auf den Flur.

Angesichts ihrer Macht löste sich der Zauber des Eispalastes auf. Da wurde ihr klar, dass sie den Weg durch den unverhexten Palast nicht kannte. Zwar fand sie sich in den Trugbildern der Gänge zurecht, doch nun sah alles völlig anders aus: Sie betrat einen pechschwarzen Flur. Zutiefst entsetzt wiegte sie sich auf den Fersen vor und zurück: Daran hatte sie überhaupt nicht gedacht. Sie könnte womöglich verwirrt durch das Herz des Berges irren, bis der Winterkönig entdeckte, wie sie ihn überlistet hatte. Der Gedanke erfüllte sie mit Grabeskälte.

*Ich könnte zurückgehen*, dachte sie. *Ich könnte alle Zauber aufleben, und niemand würde es erfahren*. Die Vorstellung nagte qualvoll an ihr; sie fühlte sich bereits müde, und der Weg durch den Palast war lang. Selbst wenn sie es nach draußen schaffte, wusste sie noch nicht, wie sie unter dem Bogen hindurchgelangen sollte oder was danach geschehen würde. Außer der Flucht aus dem Palast hatte sie keinerlei Pläne. Sie könnte es am nächsten Tag erneut versuchen und in der Zwischenzeit mehr herausfinden. Beinahe wäre sie in ihre Kammer zurückgekehrt.

Ein tief sitzender Trotz flackerte voll Verachtung für ihre Schwäche auf. Und noch etwas anderes schwelte unter ihren Zweifeln, ein untrügliches Gefühl der Dringlichkeit, dass sie angetrieben hatte, seit sie aus dem Thronsaal gekommen war. Die Zeit wurde knapp; sie konnte es sich nicht leisten, länger zu warten. Maerad holte tief Luft, dann begann sie sich einen Weg durch die Dunkelheit zu bahnen, indem sie mit den Fingern leicht die Wände entlangfuhr. Sie würde sich den Pfad durch Berührung einprägen müssen, da sie nicht wagte, ein magisches Licht einzusetzen.

Um keinen Fehler zu begehen, ging sie ganz langsam, hielt häufig an, um den Weg in Gedanken zu überprüfen, und sandte ihr Gehör voraus. Sie vernahm ein leises Atemgeräusch, das vermutlich von der schlafenden Gima stammte, das Tropfen von Wasser in fernen Höhlen, die Bewegungen von ungeahnten Kreaturen in den Tiefen des Berges; sonst jedoch hörte sie nichts. In der Dunkelheit kam ihr der Weg länger vor, und nach einer Weile begann sie sich zu fragen, ob sie trotz aller Sorgfalt irgendwo falsch abgebogen war. Seltsame Lichter tauchten vor ihren Augen auf, ihre Beine wurden schwerer und

298

schwerer, und das Bündel fühlte sich wie Blei auf ihren Schultern an. Ihre linke Hand schmerzte heftig.

Sie war fast schon davon überzeugt, dass sie sich völlig verirrt hatte, als sie einen leisen Hauch kalter Luft im Gesicht spürte, die sich frisch und sauber anfühlte, ganz anders als jene im Palast. Also ging sie doch in die richtige Richtung. Ermutigt eilte sie weiter, und bald sah sie, wie sich ein hellerer Flecken aus der Dunkelheit löste, der Höhleneingang, von silbrigem Sternenlicht erfüllt.

Fast schwindlig vor Erleichterung trat Maerad hinaus in den Schnee und schaute zum Himmel empor. Unwillkürlich suchte sie nach Ilion, dem Stern des Sonnenaufgangs und Abends, den sie als den ihren betrachtete, doch sie konnte ihn nirgendwo entdecken; wahrscheinlich herrschte tiefste Nacht. Die Luft stach wie mit Klingen aus Eis in ihre Lungen, dennoch atmete Maerad tief durch und genoss den Geschmack der Freiheit.

Binnen weniger Augenblicke zitterte sie vor Kälte. Sie holte ihren Mantel aus dem Bündel, erinnerte sich daran, wie Dharin ihn als unzulänglich verworfen hatte, und wünschte sich, sie hätte ihren wärmeren Pelzmantel nicht verloren. Dharin hatte recht gehabt-ihr eigener Mantel vermochte nicht, den notwendigen Schutz gegen die klirrende Kälte zu bieten.

Maerad blickte den verschneiten Hang hinab zu dem Steinbogen, der sich über die Straße wölbte. Dieser Bogen, davon war sie überzeugt, stellte die mächtigste Verteidigung des Winterkönigs dar; niemand konnte den Palast betreten oder verlassen, ohne ihn zu durchschreiten, und der Winterkönig hatte ihr gesagt, dass nicht einmal Vögel hinüberflogen. Wenn sie keinen Weg finden würde, ihn ungesehen zu überwinden, wäre all ihr Zauber vergeblich gewesen. Und sie wusste nicht, wie sie es bewerkstelligen sollte. Noch nicht. Doch selbst wenn es ihr gelingen sollte, was dann?

Sie straffte die Schultern, versuchte, ihre Müdigkeit durch Willenskraft zu verdrängen und ging langsam auf den schwarzen Bogen zu.

298

## Sechszwanzigstes Kapitel Wolfsfell

Maerad war nicht sonderlich überrascht, den Wolf auf dem Hang jenseits des Bogens zu sehen. Der abnehmende Mond umgab seine Gestalt mit einem Schimmer wie aus Reif. Das Tier stand reglos da und starrte sie trotz ihres Unsichtbarkeitszaubers unmittelbar an. Ein schrecklicher Zweifel stieg in ihr auf und schnürte ihr die Kehle zu: Waren ihre Zauber fehlgeschlagen? Schüttelte der

Winterkönig sich gerade aus vor Lachen, während sie in eine aufwändig gestaltete Falle tappte?

Sie schluckte ihre Zweifel herunter, blieb eine Armeslänge vor dem Bogen stehen und blickte durch ihn auf den Pfad, der sich jenseits davon erstreckte. Er führte etwa zwanzig Schritte weit, bevor er in die schneebedeckte Gebirgsstraße mündete, die der gekrümmten Felswand folgte und dahinter verschwand.

Maerad sah den Wolf bewusst nicht an. Widerwillig hielt sie den Blick auf den Bogen geheftet und überlegte ihren nächsten Schritt. Sie konnte die in den Stein eingelassene Macht spüren, die böswillige Wachsamkeit, die darin lauerte. Die Botschaft hätte nicht klarer sein können, wäre sie in Buchstaben aus Feuern geschrieben gewesen: *Du kannst nicht vorbei.*

*Ich muss vorbei*, dachte Maerad. *Aber es wird mich alles kosten, was ich noch übrig habe, und wahrscheinlich wird es umsonst sein.*

Als sie tief Luft holte, um sich für eine letzte Anstrengung zu wappnen, hörte sie in ihrem Geist eine Stimme.

*Sprich nicht, bis du den Bogen überwunden hast*, warnte die Stimme. Maerad nickte.

*Du kannst nicht durch den Bogen*, fuhr die Stimme fort. *Er würde dich preisgeben. Du musst eine Wölfin werden.*

Verwirrt schaute Maerad zu dem Wolf und unterdrückte die Fragen, die ihr durch den Kopf schossen. Eine Wölfin?

Der Wolf kauerte sich auf die Hinterläufe und musterte sie unbeirrt. Das Sternenlicht spiegelte sich in seinen Augen.

299

*Werde zur Wölfin*, forderte das Tier sie erneut auf. Beiläufig ließ es sich nieder und legte den Kopf auf die Pfoten, ganz wie ein Haushund, der es sich vor einem Feuer gemütlich macht. Verzweifelt und leicht verärgert starrte Maerad den Wolf an und fand, er hätte ihr zumindest einen Hinweis geben können. Nach einigen Augenblicken stellte der Wolf die Ohren auf und sah sie an.

*Du hast nicht viel Zeit*, sagte er. *Bald beginnen die Sterne zu verblassen.*

Rasch blickte Maerad an den Himmel und stellte fest, dass der Wolf recht hatte. Es würde nicht mehr lange dauern, bis das Tageslicht anbrach, und wollte sie hoffen zu entwischen, musste sie bis dahin ein gutes Stück von Arkan-da entfernt sein.

Müde stellte sie das Bündel ab, setzte sich auf einen Stein und stützte das Gesicht auf die Hände. Die Kälte drang durch ihre Kleider, und sie zitterte. In ihr sprach eine Stimme: *Das kannst du nicht. Du bist wahnsinnig, es auch nur zu versuchen. Noch kannst du in deine Kammer zurückkehren, das Ebenbild entfernen, alles so wiederherstellen, wie es war, und der Winterkönig wird nie etwas erfahren.* Und unter dieser Stimme flüsterte eine andere: *Dann kannst du den Winterkönig morgen wieder sehen.* Von hier weg zu gehen hieß, dass sie Arkan nie wieder sehen würde. Trotz allem, was er ihr angetan hatte, trotz seiner Tyrannei, trotz seiner Grausamkeit

bei ihrer letzten Begegnung begehrte etwas in ihr lauthals dagegen auf. Sie konnte sich nur an seine friedlichen Züge erinnern, seinen grausamen, sinnlichen Mund. *Mein größter Feind*, dachte sie verbittert, *ist mein eigenes Herz. Es ruft mich zurück in einen Kerker, obwohl das Tor offen steht. Aber wie kann ich mein Herz zurücklassen? Das würde mich schlimmer verstümmeln als der Verlust meiner Finger. Dann würde es selbst in meinem Herzen nie mehr Lieder geben.*

Maerad wusste nicht, wie lange sie so dasaß, umfängen von Unglück, und alles vergaß, den Wolf, den Umstand, dass sie vor Arkans Schwelle hockte, die Gefahr, in der sie schwebte. Sie fühlte sich, als würde sie mitten entzweigerissen. Schließlich rief der Wolf sie zurück in die Gegenwart.

*Werde zur Wölfin*, wiederholte er. *Oder du wirst für immer eine zahme Hündin sein.* Erschrocken schaute Maerad auf und erkannte, dass der Himmel bereits heller wurde. Sie war halb erfroren. Eis verkrustete ihr Haar, ihre Beine fühlten sich taub an. Der Wolf erhob sich wieder und schien sie mit etwas zu mustern, das wie Verachtung anmutete.

300

Maerad schloss die Augen.

*Ich werde gehen*, dachte. Dabei fühlte sie sich, als wäre sie hinaus in einen Abgrund getreten. Sie konnte nicht mehr zurück.

Als die Entscheidung in ihr Unwiderruflichkeit erlangte, wurde ihr klar, dass sie verstand, was der Wolf meinte. Natürlich konnte sie sich in ein Tier verwandeln. Allerdings gehörte dies nicht zur Bardenmagie, die solche Verwandlungen nur in Form von Scheinbildern bewerkstelligte; es war Teil des Wissens der Elidhu, und damit konnte sie die Macht des Winterkönigs bezwingen.

Langsam, mit kalten und steifen Gliedern stand sie auf und schulterte bewusst ihr Bündel, zumal es sich mit ihr verwandeln musste. Sie sah dem Wolf in die Augen; unverwandt starrte er zurück. Ohne Eile, als hätte sie es schon tausende Male gemacht, richtete sie alle Aufmerksamkeit tief in ihr Innerstes, sank durch die Schichten -Sklavin, Bardin, Pilani, Maerad, Elednor, Frau - tief und tiefer, bis sie zu einem Ort gelangte, an dem alle Häutungen abfielen, wo sie überhaupt keinen Namen besaß und ihr Geist leer und klar wie Wasser war. Dann suchte sie den Ruhepunkt der Verwandlung, die Angel, um die sich alles drehte; sie fand ihn und hielt das Gleichgewicht, wiegte sich leicht wie ein Adler im Wind. *Sei eine Wölfin*, dachte sie, *sei mein Herz, mein Hunger. Sei meine Freiheit.*

Einen Herzschlag lang beutelten grässliche Schmerzen ihren gesamten Körper, als wäre sie in einen Brennofen geworfen worden; doch sie vergingen fast so schnell, wie sie eingesetzt hatten, ließen ihr nicht mehr Zeit, als ein Mal scharf die Luft einzusaugen. Das Nächste, was sie wahrnahm, war, dass sie von einem neuen Sinn überwältigt wurde, dem Geruchssinn; Gerüche so üppig und tiefreichend, dass sie den Eindruck farbenprächtiger Bilder vermittelten, fluteten ihr plötzlich in die Nase und bis auf die Zunge.

Sie konnte den Bogen riechen, er roch wie versengtes Metall, heiß und gefährlich, der Gestank von Hexerei. Ihre Nackenhaare sträubten sich, und sie lehnte sich vor, um argwöhnisch am Stein des Bogens zu schnuppern.

*Er wird dich nicht verbrennen, sagte der Wolf. Beeil dich. Du hast viel Zeit vergeudet.*

Maerad hielt sich nicht damit auf, sich darüber zu wundern, dass sie auf allen vieren stand. Stattdessen sammelte sie sich und sprang

301

durch den schwarzen Bogen. Sie spürte, wie sein Bann sich vor ihr öffnete und nahtlos hinter ihr schloss, als tauchte sie so geschmeidig in Wasser, dass sich hinter ihr nicht die kleinste Welle kräuselte. Als sie auf der anderen Seite landete, hinterließ sie keine Spur im Schnee, obwohl sie bis zum Eingang von Arkan-da menschliche Fußabdrücke sah, die bereits unter einer dünnen Schneeschicht zu verwischen begannen.

Wortlos drehte der Wolf sich um und setzte sich in Bewegung, die Südstraße entlang. Maerad sprang hinter ihm her, und ihr Herz schlug dabei plötzlich höher. Alle Müdigkeit schien von ihr abgefallen zu sein. Sie war eine Wölfin, schlank, schnell und stark, und wenn sie wollte, konnte sie Tag und Nacht laufen. Wohlig spürte sie die Arbeit ihrer Muskeln, die Hitze des Rennens, ihre unbändige Kraft.

Sie war frei.

Langsam wich die Dunkelheit vom Himmel, als die Sonne über den Bergen aufging und die lichten Wolken in Rot tünchte. Leichter Schneefall hatte eingesetzt, ließ müßig Flocken um die Wölfe wirbeln und dort, wo ihre Pfoten auf den Boden trafen, in kleinen weißen Wölkchen aufstieben. Sie rannten gleichmäßig mit einer Geschwindigkeit, die das Gelände an ihnen vorbeifliegen ließ, und sie befanden sich bereits weit von Arkan-da entfernt auf der Passstraße, die durch die Berge führte. Mittlerweile spürte Maerad, dass der Weg sich abwärts wand und sie bald das Gebirge hinter sich lassen und ins Hügelland gelangen würden.

Allmählich wurde sie müde und keuchte im Laufen, und ihre linke Vorderpfote schmerzte heftig; doch der andere Wolf führte sie ohne Pause weiter, ohne sich auch nur umzusehen, ob sie verfolgt wurden. Maerad beklagte sich nicht; Angst ließ sie ihre Erschöpfung überwinden. Sie wollte so so viel Distanz zwischen sich und den Eispalast legen, bevor der Winterkönig herausfand, dass sie verschwunden war.

Maerads Ebenbild würde etwa einen halben Tag wahren, aber sie hielt es für wahrscheinlich, dass ihre Abwesenheit schon früher bemerkt würde. Vielleicht ließ Gima sie ja zunächst aus Mitgefühl in Ruhe, doch sollte sie erfolglos versuchen, das Ebenbild zu wecken, würde sie Verdacht schöpfen, und Maerads List würde entdeckt. Sie

301

hatte keine Ahnung, was geschehen würde, wenn der Winterkönig feststellte, dass seine Gefangene ihn zum Narren gehalten hatte, aber sie wusste, dass seine Wut ob der Entdeckung ihrer Fluchtjenen Zorn um ein Vielfaches übersteigen

würde, den er im Thronsaal gezeigt hatte. Und sein Arm reichte weit: Er hatte seine Sturmhunde bis nach Thorold entsandt, sie im Osidh Elanor angegriffen und sie gefangen, als sie sich noch auf der gegenüberliegenden Seite von Zmarkan befunden hatte. Welche Aussicht auf Erfolg konnte ihre Flucht im Schatten seiner eigenen Berge haben?

Trotz alledem rannte sie weiter, denn ein anderer Teil von ihrer lief ob des schieren Vergnügens, das es ihr bereitete. Selbst die Müdigkeit konnte ihre Freude an der Freiheit nicht dämpfen. Ihre Sinne strotzten vor dem durchdringenden Geruch von Kiefernharz, dem Duft und dem Hoppeln eines Hasen, der auf seinen Bau zuhoppelte, dem plötzlichen, eigenartigen Gestank eines Fuchses, dem sauberen, leeren Geschmack von Schnee, der auf ihrer heißen Zunge schmolz. Sie spürte, wie der Boden sich weit unter ihren Pfoten erstreckte, die Erde sich in ihrem uralten, unveränderlichen Takt drehte, während die Wölfe über ihre Oberfläche glitten, ohne Spuren zu hinterlassen, flüchtig und geräuschlos wie Schneeflocken. Nur die schärfsten Augen hätten sie zu erspähen vermocht, während sie wie weiße Geister durch rieselnde Wolkenvorhänge rannten.

Gegen Mittag verließen sie die Straße und erklimmen die Kuppe eines schneebedeckten Hügels. Maerad blickte auf einen Fichtenwald hinab, der sich von den Knien der Berge weg südwärts erstreckte. Endlich hielten sie inne. Mit bebenden Flanken stellte Maerad sich neben den Wolf, vorübergehend zu ausgelaugt, um zu sprechen.

*Wir sind gut vorangekommen*, meinte der Wolf in Maerads Geist, nachdem sie zu Atem gelangt war. *Aber noch etwas weiter wäre besser.*

*Ja*, pflichtete Maerad ihm bei, die zum ersten Mal sprach, seit sie aus Arkan-da geflohen war. Sie drehte sich um, sah dem Wolf in die Augen und widerstand dem Drang, an ihm zu schnuppern, um ihre Neugier zu befriedigen. *Wer bist du* 1, fragte sie. *Jedenfalls kein gewöhnlicher Wolf. Warum hast du mir geholfen?*

*Du kennst mich besser, als du denkst*, antwortete der Wolf. *Ich habe meine eigenen Gründe dafür, dir zu helfen.*

*Du bist Ardina*, sagte Maerad voll plötzlicher Überzeugung.

302

Der Wolf musterte sie, und Maerad erkannte, dass er lachte. *Ich könnte Ardina sein, wäre ich nicht eine Wölfin*, gab sie zurück. *Du besitzt einen scharfen Verstand. Nicht einmal Arkan selbst würde mich in dieser Gestalt erkennen.*

Gesellig standen die beiden nebeneinander und blickten über das Land. Maerad verspürte keine Überraschung: Irgendwie kam ihr alles völlig natürlich vor. Dann spitzte Ardina die Ohren und schnupperte die Luft. Gleich darauf hörte Maerad hinter sich ein tiefes Grollen und drehte den Kopf, um hinzuschauen. Zuerst sah sie nichts, dann jedoch stieg eine schwarze Wolke über den Schultern der nördlichen Berge auf. Maerad beobachtete, wie sie himmelwärts quoll, schwärzer als jede Wolke, die sie je gesehen hatte, durchdrungen von gezackten

Blitzen. Schwarze, wirbelnde Strudel schlängelten sich aus ihrem Bauch und stieben wie gewaltige Peitschen über die Gebirgslandschaft. Mit erschreckender Geschwindigkeit breitete die Wolke sich über den Himmel aus. Maerad lauschte angestrengt: Vernahm sie das Bellen von Sturmhunden? Sie zuckte zusammen und rückte näher zu Ardina.

*Der Winterkönig naht voll Zorn, sagte Ardina, ohne Angst zu zeigen. Wir müssen weiter.*

Das mächtige Wolfswesen hechtete über den Rücken und preschte den langen Hang hinab auf den Wald zu. Maerad rannte an seiner Schulter und hatte ob einer frischen Woge von Angst alle Erschöpfung vergessen. In Mitterer Ferne erspähte sie den Waldrand, und sie hielten sehr schnell darauf zu; doch Maerad fühlte den Sturm, der rasend hinter ihnen aufzog und das karge Winterlicht verschluckte. *Er wird mich finden, dachte sie, und dann ist alles verloren.* . . Sie erreichten den Wald in dem Augenblick, in dem die Vorboten des Sturms die Bäume trafen. Die Böen waren so heftig, dass die Äste sich wie Schilf im Wind bogen. Zuerst war Maerad dankbar für den Schutz, als sie durch die Dunkelheit des Waldes preschten; dann jedoch brach ein Ast, stürzte hinter ihr zu Boden und verfehlte nur knapp ihren Schwanz. Sie erkannte, dass die Bäume eigene Gefahren bargen. Dann erinnerte sie sich an die Iridugul mit ihren Knüppeln und an die Pfoten des Sturmhunds; sie könnten den gesamten Wald mühelos dem Erdboden gleichmachen.

Fürchte dich nicht, sprach Ardina, als hätte sie ihre Gedanken

303

gehört. Solange wir Tiere sind, vermag uns der Winterkönig ebenso wenig zu erkennen wie seine Schergen.

*Sie brauchen uns nicht zu sehen, um uns zu zermalmen, dachte Maerad bei sich, während sie sich einen Weg zwischen den Baumstämmen bahnten.*

Riesige Hagelkörner prasselten durch das Gezweig. Eines traf Maerads Flanke, und sie sprang winselnd seitwärts; es fühlte sich an, als wäre sie von einem Hammer getroffen worden. Mittlerweile war sie sicher, dass sie das Gebell von Sturmhunden hörte, markdurchdringende Laute, die das Geheul des Sturmes übertönten und ihr das Blut in den Adern gefrieren ließen. Es war mehr als einer, davon war sie überzeugt. Aus dem Augenwinkel sah sie einen Hirsch in blinder Panik durch den Wald preschen, gegen Bäume prallen, stürzen, sich wieder aufrappeln und weiterhetzen, getrieben von nacktem Grauen.

Plötzlich bog Ardina ab und verschwand, so unerwartet, dass Maerad bei dem Versuch, ihr zu folgen, um ein Haar über die eigenen Pfoten stolperte. Sie hastete eine schmale Rinne hinab, an deren Grund ein Rinnsal eisigen Wassers durch eine dünne Schicht alten grauen Schnees träufelte, zu beiden Seiten gesäumt von einem Gewirr aus Dornen und abgestorbenen Gräsern. Die Rinne war knapp breit genug, damit ein einzelner Wolf sich hindurchschlängeln konnte. Hier waren sie vor den ärgsten Unbilden des Sturms geschützt, wenngleich auch in die Rinne Hagelkörner so groß wie Kiesel fielen. Eines traf Maerad so heftig über dem Auge, dass sie zu bluten begann.

Kurz verharrten beide Wölfinnen aufrecht und lauschten; nicht weit entfernt ertönte ein gewaltiges Knirschen, als wäre ein Baum entzwei geknickt, und Maerad sah voll Unbehagen, dass der Wald über ihnen in einem seltsamen grünlichen Licht zu schimmern begann. Sie erinnere sich an jenes Licht von ihrer Begegnung mit dem Sturmhund in der Meerenge von Thorold. Zwar konnte sie nicht wissen, wie viele dort oben über den Bäumen wüteten, aber sie hörte Gebell aus mindestens drei Richtungen. Sie kauerte sich auf den Boden, drückte den Bauch so fest auf den Schnee, als wollte sie mit der Erde verschmelzen.

Ardina begann, sich mit der Schnauze am Boden durch die Rinne vorwärtszuschlängeln. Maerad folgte ihr, so dicht sie konnte. Obwohl die andere Wölfin sich unmittelbar vor ihr befand, konnte sie ihre fahle Gestalt in der Düsternis kaum erkennen. Mit jedem ver

304

streichenden Augenblick wurde es dunkler, als würde das Licht regelrecht verschlungen. Bald bestand die einzige Helligkeit ringsum aus dem seltsamen grünlichen Schein, der nichts erhellte, und Maerad musste sich allein auf ihren Geruchssinn verlassen. *Es ist so stockfinster wie im Palast des Winterkönigs*, dachte sie; *ich bin ihm noch nicht entkommen*. Schauernd schloss sie näher zu Ardina auf.

In diesem Augenblick erreichte der Sturm einen Höhepunkt. Das Kläffen der Sturmhunde schwoll zu einem Crescendo an, das in Maerad den Drang auslöste, innezuhalten und zu versuchen, sich mit den Pfoten die Ohren zuzuhalten. Es fühlte sich wie eine Explosion in ihrem Kopf an, die ihren Schädel mit unerträglichen Schmerzen erbeben ließ. Etwas Riesiges trampelte in der Nähe durch die Bäume; sie spürte, wie die Erde unter den schweren Schritten erbebt, und hörte das Knirschen von brechenden Ästen. Vor Angst zitternd sprang Maerad vorwärts und stieß gegen Ardina. Mehr als alles andere auf der Welt wollte sie sich vor dieser schwarzen Blindwut der Zerstörung, diesem schrecklichen Chaos verstecken. Hätte sie vermocht, sich in der Erde zu vergraben, sie hätte es getan.

Dann vernahm sie über all dem Tosen so deutlich wie in einem stillen Raum die Stimme des Winterkönigs.

Seine Stimme klang freundlich und traurig. *Elednor*, sagte er. *Elednor, warum hast du mich verraten? Komm zu mir zurück. Komm zurück, wohin du gehörst. Ich allein brauche dich...*

Maerad krümmte sich in den Boden, wand sich vor Grauen, Verlangen und Scham. Ihr Mund war voll verwelktem Farn und gefrorener Erde. In ihrem Geist sah sie mit schauerlicher Deutlichkeit das Antlitz des Winterkönigs, seine fahle Schönheit, seinen dunklen Zorn; und sie dachte sich zurück, wie seine Berührung sie mit Begierde erfüllt hatte. Neben jenen Erinnerungen erschien alles -sogar ihr eigenes Leben - plötzlich belanglos und inhaltsleer.

*Ich wollte es nicht*, schrie sie in den tauben Boden. *Ich wollte nicht flüchten.*

*Antworte ihm nicht.* Ardina zwickte sie in die Schulter, und Maerad schaute benommen in ihre Augen auf, in denen ein rotes Feuer loderte. *Antworte ihm nicht,* wiederholte sie, die Zähne zu einem Knurren gebleckt. *Er wird wissen, wo du bist.*

Maerad rappelte sich auf die Füße und stand kläglich vor Ardina, den Kopf vor Scham geneigt. *Ich glaube, das habe ich bereits.*

305

Abermals zwickte Ardina sie und scheuchte sie die Rinne entlang. *Dann bete, dass deine Stimme ihn nicht erreicht hat. Hast du seinen Namen ausgesprochen ?*

*Nein,* antwortete Maerad.

*Na ja, dann hat er dich vielleicht nicht gehört. Wir haben es nicht mehr weit. Beeil dich, beeil dich. . .*

Blind vor Elend stolperte Maerad durch die Wirren des Sturms. *Was immer ich tue, es ist falsch,* dachte sie verbittert. *Der Winterkönig hat recht, ich bin eine Verräterin. Allerdings nicht ihm gegenüber, sondern mir selbst. Aber wie kann ich mir treu bleiben, wenn all meine inneren Wesen verschiedene Wahrheiten besitzen ?*

Mittlerweile konnte sie sich nicht mehr vorstellen, wie sie entkommen sollten. Es hörte sich an, als würde der Wald rings um sie in Stücke gerissen; hätten sie diese Rinne nicht gefunden, wären sie bereits vom Wind gehäutet, von den Ungetümen des Winterkönigs zerquetscht und vom Antlitz der Erde gefegt worden. Es schien nur noch eine Frage der Zeit, bis ihre Zuflucht entdeckt wurde und sie zitternd vor den Thron des Winterkönigs geschleift wurden. Maerads Freude an ihrem Dasein als Wölfin war vollends erloschen; sie stolperte nur noch erschöpft vor sich hin, während ihre Vorderpfote brannte, als stünde sie in Flammen.

*Schneller.*

Ardina biss sie, und Maerad zwang sich voran, obschon sie spürte, wie ihre Beine unter ihr zitterten. Viel weiter konnte sie nicht mehr, selbst wenn ihr Leben davon abhing. Sie hörte ein Krachen dicht hinter ihnen, als ein riesiger, gewaltsam entwurzelter Baum quer über die schmale Rinne stürzte. Irgendwo in sich spürte sie einen weiteren Kraftvorrat auf. Frierend und bibbernd humpelte sie hinter Ardina drein, während nur noch der eiserne Wille ihr Bewusstsein ausfüllte, den sie brauchte, um eine Pfote vor die andere zu setzen.

Plötzlich verschwand Ardina. Maerad blinzelte verdutzt und blickte um sich, konnte sie jedoch weder sehen noch riechen. Sie kauerte sich auf die Hinterläufe zurück, zu erschöpft, um darüber nachzudenken, was sie als Nächstes tun sollte, zu erschöpft, um sich zu bewegen, sogar zu erschöpft, um Verzweiflung zu empfinden. Ardina hatte sie verlassen. Nun konnte sie nur noch abwarten.

Dann jedoch tauchte Ardina knurrend und mit blitzenden Augen wieder auf.

*Was tust du denn da ?,* fauchte sie. *Komm hier rein.*

305

Maerad schaute auf und sah, dass Ardina in ein Loch geklettert war, das sich über ihnen in der Böschung der Rinne befand. Mit dem Gefühl, als wäre es das Letzte, was sie je tun würde, gelang es Maerad irgendwie, den Eingang zu dem Loch zu erreichen und Ardina hineinzufolgen. Im Inneren roch es nach Erde und verrottendem Laub, außerdem verströmte die Höhle einen durchdringenden Tiergestank. Ardina befand sich bereits ein gutes Stück vor ihr.

Mit angelegten Ohren kroch Maerad weiter, immer tiefer in die Erde, bis sie der Eindruck beschlich, der Tunnel würde niemals enden. Die Umgebung fühlte sich an wie eine Gruft: kalt wie der Tod und pechschwarz. Letztlich würde sie einfach nicht mehr weiterkönnen und dort sterben; ihre Gebeine würden im Verlauf von Äonen zu Staub zerfallen, während die Jahreszeiten sich hoch droben in der Welt des Tageslichts wandelten und einander abwechselten. Doch dann verschwanden die Wände unerwartet, und Maerad fiel vorwärts ins Nichts. Unwillkürlich streckte sie die Beine aus, um ihren Sturz abzufedern, und landete heftig auf Stein.

Mit geschlossenen Augen und bebenden Flanken blieb sie liegen, so sie gelandet war.

Ardinas Stimme drang wie aus großer Ferne durch die Dunkelheit zu ihr. *Wir sind dem Sturm entronnen, sagte sie. Jetzt wird der Winterkönig uns nicht mehr finden.*

Langsam beruhigte Maerads Atmung sich wieder, und sie schlug die Augen auf. In der völligen Dunkelheit konnte sie nichts sehen, aber das brauchte sie auch nicht. Sie hörte rings um sich die Geräusche von Tieren und roch Wölfe. Steif stand sie auf und schnüffelte die Luft. Sie befand sich in einem großen Raum, vermutlich einer Höhle, und die Luftströme, die hindurchzogen, verrieten ihr, dass es drei Ausgänge geben musste. Sie nahm sechs verschiedene Wolfswitterungen neben jener Ardinas wahr, außerdem den Geruch von Fleisch, sowohl frischem als auch altem. In der Nähe musste ein Kadaver liegen; sie roch dessen blutige Haut, das Mark der gesprungenen Knochen, den Harn der Angst des Geschöpfes, als es getötet worden war. Ihr Mund füllte sich mit Speichel, und sie stellte fest, dass sie am Verhungern war. Doch mit jener Erkenntnis ereilte sie eine noch dringendere: Sie hatte Durst. Schluckend hob sie den Kopf: Nicht  
306

weit entfernt gab es Wasser, sie konnte es in der Luft schmecken. *Ein unterirdischer Fluss*, dachte Maerad. Sie konnte sein sanftes Gurgeln durch das Gestein hören.

*Trink, wenn du möchtest*, sagte Ardina.

Auf unsicheren Beinen torkelte Maerad in die Richtung des Wassers und war sich dabei der anderen Wölfe bewusst, deren Aufmerksamkeit gebündelt auf sie gerichtet war. Sie stieß tatsächlich auf einen kleinen Bach, kalt wie Eis; das Wasser betäubte ihren Mund, dennoch schlabberte sie gierig, bis ihr Durst erlosch. Dann kehrte sie an ihren Platz zurück, hockte sich neben Ardina und fragte sich, was als Nächstes geschehen würde.

Dichtes Schweigen herrschte; anscheinend warteten auch die anderen Wölfe auf etwas. Keiner regte ein Schnauzhaar, und nur das tiefe Flüstern ihres Atems drang durch die Höhle.

Allmählich, so langsam, dass die Augen sich daran anpassen konnten, begann ein Licht zu erstrahlen. Bald schimmerte es fast so hell wie schwaches Tageslicht, und Maerad sah sich um. Sechs Wölfe saßen in einem Halbkreis auf den Hinterläufen und starteten Maerad und Ardina an.

*Schaut genau hin, Freunde*, sprach die Elidhu zu den Tieren. *Dies ist der Preis, den der Eishexer so sehr begehrt und den zu finden ihr so weit gelaufen seid.*

Eindringlich betrachteten die Wölfe Maerad, wenngleich sie die Augen abwandten, wenn Maerad ihren Blicken begegnete. Sie musste sich Mühe geben, unter ihrer Musterung nicht vor Unbehagen zurückzuweichen.

*Werdet ihr sie führen ?*, fragte Ardina.

Der größte Wolf, ein riesiger Rüde mit einer weißen Halskrause, näherte sich Maerad gestelzt, beschnupperte sie rundum und kehrte danach auf seinen Platz zurück.

*Sie kann an unserer Beute teilhaben und unser Wasser trinken*, verkündete er. *Wir gewähren ihr den Schutz des Rudels.*

Mit wirbelnden Gedanken startete Maerad den Rüden an. Wenn er nicht der Wolf war, der sie am Eingang zu Inka-Rebs Höhle begrüßt hatte, dann zweifellos sein Zwilling Bruder. Aber was sollte Inka-Rebs Wölfe so weit von ihrer Heimat weggeführt haben? Mehr Zeit blieb ihr nicht zum Grübeln, denn all die anderen Wölfe kamen zu ihr und begannen, ihr das Gesicht und das Maul zu lecken und die Köpfe

307

unter ihr Kinn zu schmiegen. Ein paar der jüngeren Tiere kauerten sich nieder und sahen mit warmem, schwärmerischem Blick zu ihr auf. Ihre plötzliche Zuneigung warf Maerad ein paar Mal beinahe um, aber sie verspürte ein unverhofftes Hochgefühl und stand mit leuchtenden Augen so gerade wie möglich. Der mächtige Rüde hielt sich teilnahmslos abseits und beobachtete die Willkommensbekundungen.

Als das Rudel damit fertig war, kehrten die Wölfe an ihre Plätze zurück und schauten erwartungsvoll zum Rüden. Anscheinend waren die Förmlichkeiten noch nicht abgeschlossen. Der große Wolf gähnte gedehnt, wodurch seine langen Fänge aufblitzten. Dann heftete er die Augen auf Maerad.

*Ich bin Ka*, erklärte er. *Ich nenne niemanden meinen Meister, aber ich diene dem großen Dhillarearen.*

*Inka-Reb ?*, fragte Maerad. Ein entrüsteter Blick huschte über das Gesicht des Wolfes, und Maerad biss sich vor Verärgerung über sich selbst um ein Haar auf die Zunge; Ka war eindeutig kein Wolf, der Unterbrechungen duldete. Doch er sah gnädig darüber hinweg und fuhr fort.

*Ich weiß nicht, wie ihn die Menschen nennen*, sagte er. *Er ist der Wolfsgeist, der zwischen den Sternen und dem Eis lebt, zwischen den*

*Lebenden und den Toten. Als der Mond zuletzt voll war, wandelte er zwischen den Sternen und sah, was sonst niemand sieht. Das tut er oft. Als er zurückkehrte, ersuchte er uns, eine große Beute zu erlegen. Wir brachten ihm einen Hirsch, und er las in seinen Eingeweiden. Er sagte zu mir, dass er einen großen Gefallen wollte. Er sagte, dass die Dhillarearen, die in seine Höhle kam, um ihm eine große Frage zu stellen, Führung brauchte. Er bat uns, dich zu suchen und dir zu folgen, und ergab uns seinen Segen auf die Stirnen.*

Ka setzte ab. Diesmal kratzte er sich ausgiebig, und Maerad nickte mit dem Kopf in der Hoffnung, dass dies höflich war. Sie wollte ihn nicht erneut unterbrechen.

*Beim nächsten Tageslicht brachen wir auf, um deiner Fährte zu folgen. Am Tag des Vollmonds fanden wir deinen toten Gefährten, außerdem einen großen Hund, fast so groß wie ein freier Wolf. Maerad zuckte zusammen und blickte zu Boden, um den Schmerz zu verbergen, der ihr bei der Erinnerung an Dharins Leichnam kam, zurückgelassen wie Unrat, mit Fang an der Seite. Wir behandelten seinen Leib mit Ehre, fügte Ka hinzu, und der Blick seiner Augen wurde mild. Wir verstehen jenen*

308

*Kummer, der ewig brennt, wenn der Gefährte eines Lebens tot ist. So ist der Lauf der Welt. Es war noch einer dort, ihm aber erwiesen wir keine Ehre.*

Gut, dachte Maerad, in der heiß das Verlangen nach Rache loderte. Dann jedoch erschrak sie über sich selbst; vielleicht verdiente es selbst jener Jussack nicht, im Tod entehrt zu werden. Sie vermutete, dass er gefressen worden war. Später fragte sie sich, ob die Wölfe gemeint hatten, dass sie Dharin dadurch ehrten, dass sie ihn fraßen, und den Jussack entehrten, indem sie sich vielleicht auf seinen Körper erleichtert hatten, aber sie wagte nie zu fragen.

*Wir folgten ihren zahmen Hunden, fuhr Ka fort. Der Mond schrumpfte, verschwand und kehrte zurück, und wir begaben uns weit aus unserem Land, weiter als unser Rudel je gewesen war. Aber der Segen des Dhillarearen haftet an unseren Stirnen, und kein anderer Wolf wagte, uns herauszufordern, obwohl wir ihre Hauptpfade und Jagdgründe überquerten. Schließlich gelangten wir ins Hochland und folgten der Straße der Menschen, obwohl sie stank, zu jenem Bogen, der die Luft verbrannte. Wir wussten, dass du unter ihm hindurchgebracht worden warst, aber wir konnten dir nicht folgen. Stattdessen folgen wir den Menschen, die dich geraubt hatten, und wir übten die Vergeltung unseres Dhillarearen an ihnen.*

Darob konnte Maerad nicht schweigen. *An allen ?*

Diesmal wirkte Ka nicht so beleidigt. *Unter ihnen war ein Mann, der behauptete, Macht zu besitzen, doch gegen den Segen unseres Dhillarearen vermochte er nichts auszurichten, und wir rissen ihm die*

*Kehle heraus. Bei ihm waren drei andere Männer, die zu flüchten versuchten, aber wir haben sie zur Strecke gebracht.*

*Da war auch ein junger Mann, meldete Maerad sich zu Wort. Kaum mehr als ein Knabe -*

*Da war tatsächlich noch ein Mann. Ka hatte eindeutig nicht vor, sich beim Erzählen seiner Geschichte drängen zu lassen. Er roch stark nach dir, doch dein Geruch an ihm war nicht jener von Furcht. Unser Dhillarearen hat uns davor gewarnt, unnötig zu töten, und uns gemahnt, bei unserer Vergeltung gerecht zu sein, damit der Segen nicht verblasst. Wir ließen ihn laufen.*

Maerad stieß vor jäher Erleichterung den Atem aus. Wenigstens Nims Tod lastete nicht auf ihrem Gewissen. Der Gedanke an Amusk mit herausgerissener Kehle hingegen entlockte ihr keinerlei Mitgefühl.

*Danach sahen wir die Tochter des Mondes, wie es uns vorhergesagt worden*

309

*war. Dabei neigte Ka höflich das Haupt vor Ardina, die während seiner gesamten Schilderung stumm dagesessen hatte und nun zur Erwiderung erhaben den Kopf senkte. Sie brachte uns hierher, wo wir auf dich warten sollten. Das haben wir getan, und nun sind wir in der Gegenwart angelangt.*

*Ich habe euch gesehen, verriet Maerad. Vom Schlitten aus. Aber niemand sonst hat euch bemerkt.*

*Das lag am Segen unseres Dhillarearen, erwiderte Ka.*

*Ich danke euch von ganzem Herzen, sagte Maerad und fragte sich, ob dies Wölfen gegenüber angebracht war. Ka schien mit ihrer Antwort zufrieden, und die Stimmung in der Höhle entspannte sich merklich. Einige der Wölfe begannen sich zu kratzen, und ein Paar fing an, einander liebevoll zu lecken. Wie es schien, waren die Förmlichkeiten vorüber.*

*Hast du Hunger, erkundigte sich Ka. Du kannst fressen. Du kannst trinken. Wir können erst aufbrechen, wenn der Sturm sich erschöpft hat.*

*Das wird ein Licht und eine Finsternis dauern. Wir haben hier alles, was wir brauchen. Danach führten wir dich zu den Bergen, so schnell wir können. Sechs Lichter, dann schließen wir unsere Reise ab.*

Beim Gedanken an Nahrung lief Maerad abermals das Wasser im Maul zusammen. Sie ging zu der bereits halb aufgefressenen Hirschkeule hinüber. Zwei weitere lagen dahinter. Sie begann, mit den Zähnen daran zu zerren, riss Fleischbrocken heraus und kaute kaum, bevor sie schluckte. Nachdem ihr Hunger gestillt war, begab sie sich zu einem Platz an der Höhlenwand, der eine leichte Mulde im Fels aufwies. Dort rollte sie sich um ihren vollen Bauch herum ein, bis sie mit der Schnauze den Schwanz berührte, und fühlte sich rundum wohl. Erst da fiel ihr ein, dass sie ein solches Mahl unter gewöhnlichen Umständen vor Ekel zum Würgen gebracht hätte.

Ardina stupste sie mit der Nase, und Maerad schaute blinzelnd auf.

*Ich verlasse dich jetzt*, verkündete sie. *Ich muss zurück zu meinem Volk. Ich danke dir, Ardina*, erwiderte Maerad, lehnte sich einer Eingebung folgend vor und schmiegte den Kopf unter Ardinas Kinn. Ardina streckte vor Behagen den Hals, und Maerad besann sich voll Verwunderung, dass sie es in menschlicher Gestalt niemals wagen würde, der Elidhu eine solche Geste entgegenzubringen. Im Augen

310

blick jedoch schien es das einzig Richtige zu sein, und es bedurfte keiner weiteren Worte.

Dann bückte Ardina sich hinab und leckte Maerads linke Vorderpfote. Maerad zuckte zusammen; mittlerweile schmerzte sie wirklich schlimm. Statt einer verstümmelten Hand hatte sie nun eine verstümmelte Pfote, an der zwei Klauen fehlten, und die kaum verheilte Haut war während des langen Laufs durch die Berge aufgebrochen. Als Ardina über die Wunde leckte, verebbten die Schmerzen. Einen wilden Lidschlag lang dachte Maerad, ihre Pfote wäre wieder heil, doch als sie hinabschaute, fehlten die Klauen noch immer. Allerdings war die Haut an diesen Stellen nunmehr schwarz und glatt.

*Besinne dich deines Wolfsherzens*, riet ihr Ardina. *Darüber besitzt der Winterkönig keine Macht. Und wo er keine Macht besitzt, kann er nichts sehen.*

*Aber als Bardin kann er mich sehen ?*, fragte Maerad kleinlaut. Musste sie für immer eine Wölfin bleiben?

*Er kennt deinen Bardennamen*, erwiderte Ardina. *Das ist die Wahl deines Herzens. Und denk daran, Tochter, dass es niemandem zusteht, darüber zu urteilen, ob das, was du tust, richtig oder falsch ist. Ich hätte dir nicht geholfen, aus seiner Festung zu fliehen, wenn du es nicht gewollt hättest. Obwohl mir deine Anwesenheit dort widerstrebte. Nicht einmal ich vermag alle Enden zu sehen; aber ich weile lange genug auf dieser Welt, um zu wissen, dass eine erzwungene Wahl keine Wahl ist und auf lange Sicht Übel heraufbeschwört, auch wenn sie aus den hehrsten Gründen erfolgte.*

Maerad lauschte schweigend. Bei Ardinas Worten hob sich eine auf ihrem Herzen lastende Schwere.

*Leb wohl*, sagte sie, und die beiden Wölfinnen berührten sich mit den Schnauzen. Dann drehte Ardina sich um und lief flink los, und als sie verschwand, wurde das Licht in der Höhle trüber und erlosch.

Maerad schlief den Schlaf völliger Erschöpfung und regte sich eine lange Weile kaum. Sie wurde von Ka geweckt. *Du musst fressen*, sagte er. *Wir rennen gleich los.*

Mit dem Rest des Rudels fraß Maerad, was von dem Kadaver in der Höhle übrig war. Sogar die Knochen wurden knirschend zerbissen und das Mark ausgeleckt. Dann führte Ka das Rudel durch einen

310

schmalen, nach Süden verlaufenden Tunnel aus der Höhle. Maerad spürte die Richtung durch einen neuen Sinn, als enthielte ihr Gehirn einen Kompass. Gemächlich folgten sie dem Tunnel, wobei einige der Wölfe unterwegs miteinander spielten, indem sie einander zwickten oder sich miteinander raufend auf dem Boden rollten. In dem Höhlengeflecht befanden sich noch andere Tiere, die zweifellos vor dem Sturm darin Zuflucht gesucht hatten, aber die Wölfe schenkten ihnen keine Beachtung, nicht einmal den Hasen, die sich gegen die Wände pressten, als das Rudel an ihnen vorüberlief; ihre Bäuche waren voll, somit bestand keine Notwendigkeit zu jagen. Gelegentlich kamen sie unter schlafenden Fledermausschwärmen hindurch, die wie seltsame, ledrige Trauben in Gruppen von der Decke hingen. Der Geruch ihres Dungs ließ Maerad angewidert die Lippen über die Zähne kräuseln.

Am Fuß einer Felswand, die aus den Bäumen aufragte, gelangten sie ins Freie. Nach dem Stand der Sonne zu urteilen, war es gegen Mittag.

Maerad stellte fest, dass sie sich immer noch im Wald befanden, doch er war grauenhaft verwüstet. Fast jeder Baum war umgeknickt, und überall lag ein Gewirr aus abgebrochenen Ästen, Laub und vereinzelt Kadavern glückloser Tiere. Auch ein Feuer hatte gewütet: Maerad sah Bäume, die wie riesige Fackeln gebrannt haben mussten, wenngleich die Flammen sich durch die Kälte nicht weit ausgebreitet hatten. Der Anblick erinnerte an die Nachwehen eines Krieges. Ringsum herrschte eine gespenstische Stille. Maerad stand mit aufgestellten Ohren hinter dem Rest des Rudels und versuchte, die Gegenwart des Winterkönigs zu erspüren; tatsächlich konnte sie ihn fühlen, allerdings sehr weit entfernt, grübelnd, gedankenverloren.

Die Wölfe bahnten sich einen Weg durch den verheerten Wald, immer Richtung Süden. Sie liefen in keiner bestimmten Reihenfolge; anscheinend verkörperte Ka das Tier mit der größten Befehlsgewalt, aber nicht den uneingeschränkten Leitwolf. Zumeist führte sie eine Wölfin namens Neka, die offenbar am geschicktesten darin war, einen Pfad durch das aufgewühlte, chaotische Gelände zu finden. Trotz all der Trümmer kamen sie rasch voran.

Gegen Abend erreichten sie den Rand des Waldes und gelangten in eine Landschaft, die der Arkiadera-Ebene ähnelte - eine flache, baumlose Steppe. Dort streckten die Wölfe die schlanken, muskelbe

311

packten Körper und begannen über den Schnee zu rennen. Das Rudel verfiel in einen anmutigen Laufschrift, dessen Geschwindigkeit es stundenlang aufrechtzuerhalten vermochte. Sie rannten bis tief in die Nacht, in der ein Halbmond einen klaren Himmel erklomm und sein silbriges Licht über den Schnee ergoss.

Wie Ka vorhergesagt hatte, dauerte die Reise zum Osidh Elanor sechs Tage. Die Ausdauer und die unverminderte Geschwindigkeit der Wölfe über einen so langen Zeitraum verblüffte Maerad. Wenn es schneite, lief das Rudel lediglich dichter beisammen, damit sie einander nicht verloren, langsamer jedoch liefen sie deshalb nicht. Die Wölfe hatten es eilig und jagten nur zwei Mal richtig, am dritten und am sechsten Tag, obschon sie mehrere Male im Verlauf der Reise

Hasen oder Mäuse erlegten, die das Pech hatten oder so unachtsam waren, ihren Weg zu kreuzen.

Trotz der Geschwindigkeit fand Maerad das Beisammensein mit dem Rudel unerwartet lustig. Die Wölfe waren geradezu süchtig danach, miteinander zu spielen. Besonders eine junge Wölfin namens Skira liebte es, die anderen Tiere anzuhüpfen, wenn das Rudel hielt; sie schlich sich stets von hinten an einen unaufmerksamen Wolf an, sprang ihm plötzlich auf den Rumpf und zwickte ihn heftig, bevor sie sich wieder von ihm löste. Manchmal führt dies zu einer wilden Hatz, bei der sie der angegriffene Wolf letztlich stellte, auf dass die beiden in einem unentwirrbaren Knäuel aus Zähnen, Klauen und Fell umherkullerten, während der Rest des Rudels ihre Tollerei mit einer Art Kläffen bedachte, einem Laut, den Maerad bald als Wolfsgelächter erkannte. Eines Abends stürzte sich das gesamte Rudel, sogar Ka, in ein verrücktes Fangenspiel und schlitterte dabei über den Schnee wie eine Meute übermütiger Kinder. Maerad wusste nicht, woher sie die Kraft dafür nahmen; sie selbst war am Ende eines Tages in der Regel zu erschöpft, um mehr zu tun, als sich jaulend zu beschweren, wenn jemand sie ansprang.

Maerad wurde als Ehrengast behandelt, doch trotz aller Freundlichkeit fühlte sie sich etwas außerhalb der eng verwobenen Bande des Rudels. Nach ein paar Tagen erfuhr sie, dass die Wölfe die jüngeren und älteren Tiere bei Inka-Reb gelassen hatten; Ka hatte nur die Stärksten des Rudels mitgenommen. Eines Nachts sangen die Wölfe

312

für jene, die sie vermissten; sie versammelten sich in einem Kreis und stimmten ein langes Geheul von einer seltsamen Schönheit an, die Maerad schaudern ließ. Anders als bei Dharins Hunden gab es kaum Streit; nur Skira ging gelegentlich so weit, dass sie Kas Würde verletzte und sich dafür ein Knurren und ein Zwicken einfiel. Nach und nach begriff Maerad, dass die Wölfe trotz aller Wildheit gutmütige Tiere waren. Nachts schliefen sie dicht beisammen, um einander zu wärmen, und häufig erwachte sie mit der Vorderpfote eines Wolfs über den Rücken geschlungen, wo sie in beiläufiger Zuneigung gelandet war. Ka und Neka waren ein Paar und die Anführer des Rudels, wobei sie sich je nach Bedarf abwechselten. Wenn sie reisten, schlüpfte zumeist Neka in die Rolle des Leitwolfs, zumal sie begabter beim Finden von Pfaden war und die feinere Nase besaß; sie konnte ein Reh aus mehr als einer Wegstunde Entfernung wittern. Ka war der bessere Jäger, wenngleich sie beide äußerst geschickt darin waren, wie Maerad feststellte, als sie die erste große Beute erlegten.

Am dritten Tag, als der Hunger an den Wölfen zu nagen begann, herrschte gedämpfte Stimmung im Rudel. Neckereien oder Spiele blieben aus. Maerad war am Verhungern; die gewaltige Mahlzeit, die sie verschlungen hatte, bevor sie aufbrachen, war verdaut, und alles, woran sie noch denken konnte, war ihr Verlangen nach Nahrung. Das Rudel schwärmte im Laufen aus und suchte nach einer frischen Fährte. Gegen Mittag stieß Neka auf eine Spur, die von einer kleinen Herde Rehe stammte, und das Rudel wandte sich nach Osten, um ihr

gegen den Wind zu folgen. Als die Wölfe sich der Herde näherten, blieben sie stehen.

Nur drei von ihnen jagten: Ka, Neka und ein weiterer, jüngerer Rüde namens Oraka, beinahe ein Ebenbild von Ka. Der Rest des Rudels legte sich hin und wartete, erfreute sich an der Rast, wackelte mit den Ohren und leckte sich. Maerad war neugierig und hätte die Jagd gern beobachtet, doch die anderen Wölfe mussten unverkennbar aus dem Weg bleiben: Dieser Beutezug war zu wichtig, um von unerfahrenen Jägern gestört zu werden. Maerad stellte die Ohren auf; sie konnte die Wölfe zwar riechen, aber kein Geräusch hören, als sie sich an die ahnungslosen Rehe anschlichen. Bald darauf erfolgte explosionsartig hektisches Treiben: Maerad hörte das plötzliche Lospreschen, als die drei Wölfe die Rehe ansprangen, die wilde Flucht

313

der überraschten und verängstigten Herde, das erschrockene Aufschreien der Tiere, das von Grauen erfüllte Grollen der sterbenden Beute. Maerad war so hungrig, dass sie kein Mitleid empfand; stattdessen begann sie zu sabbern und wartete ungeduldig auf das Zeichen, dass sie zum Fressen kommen konnten. Wenig später kam Ka zurückgetrottet. Das Rudel sprang freudig auf und folgte ihm. Die Jäger hatten zwei Rehe gerissen, dünne Tiere, die es nur mit Mühe und Not durch den strengen Winter geschafft hätten, aber trotzdem eine gute Mahlzeit. Die Wölfe begannen, an dem warmen Kadaver zu zerren, und fraßen gierig. Derweil flatterten zwei große Raben herab, ließen sich in einem Achtungsabstand nieder und warteten auf ihre Gelegenheit, sich an den Resten gütlich zu tun.

Nach dem Mahl ruhten die Wölfe sich aus, dösten oder spielten müßig, bis Ka sich schüttelte und aufstand. Dann brachen sie wieder auf.

Noch bevor die Berge vor ihnen auftauchten, konnte Maerad sie wittern: Es war der Duft von Kiefern, der in der kalten Luft durchdringend aus dem Wald am Fuß der Felswände drang. Am fünften Tag betraten sie den Wald und folgten einem von Menschen geschaffenen Weg, wenngleich sie nicht den Pfad selbst verwendeten, sondern daneben entlang rannten. Am nächsten Tag, kurz nachdem sie erneut gejagt hatten, erreichten sie das Gebirge.

Der Pass begann wie der Gwahlain-Pass mit zwei stehenden Steinen. Von dort aus konnte Maerad die Straße sehen, die sich um den Fuß des ersten Berges wand. Wachsam schlichen die Wölfe den Pass hinauf, achteten auf etwaige Menschengерüche, witterten jedoch keine. Seit Wochen hatte kein Mensch diesen Weg passiert.

Maerad spähte an Ka vorbei zu den stehenden Steinen und kramte aus ihrem Geist ihr menschliches Gedächtnis hervor, das in ihrem Wolfsleben in die hintersten Winkel ihres Verstandes gerückt war. Dies, so wusste sie, war der Loden-Pass, der in die nordöstliche Ecke von Annar führte. Sie versuchte, sich zu erinnern, was Gahal in Ossin darüber gesagt hatte, doch es fiel ihr nicht ein. Wohin sollte sie sich nun wenden? Ihr einziger Gedanke war, dass sie Hem finden musste.

*Hier trennen sich unsere Wege, sagte Ka. Mögest du wohlbehalten reisen, und möge unser Segen dich begleiten.*

314

Kurzzeitig verwirrt starrte Maerad ihn an. Dann wurde ihr klar, dass sie das Rudel nicht mehr brauchte, um sie zu führen, und dass es für die Wölfe gefährlich wäre, sich nach Annar zu wagen; dennoch verspürte sie bei der Vorstellung, sie zu verlassen, einen heftigen Stich, eine wölfische Abneigung dagegen, allein zu sein. Rasch sammelte sie sich und antwortete mit der Würde, die sich, wie sie gelernt hatte, für einen Wolf geziemte.

*Es bekümmert mich, euch zu verlassen,* erwiderte sie. *Eortan wird in meinem Herzen Dunkelheit herrschen. Ich danke euch für euer Geleit und euren Schutz.*

*Wir haben getan, worum wir gebeten wurden,* gab Ka zurück. *Jetzt kehren wir nach Hause zurück.*

*Möget ihr wohlbehalten reisen,* sagte Maerad. Danach umgaben sie Schnauzen und Schwänze, als das Rudel sich um sie scharte, um sich von ihr zu verabschieden. Sie berührte jeden Wolf an der Schnauze, zuletzt Ka und Neka. Dann wandte das Rudel sich ab und trottete davon, ohne zurückzublicken. Kläglich sah Maerad ihnen nach, bis sie zwischen den Bäumen verschwanden. Nachdem sie weg waren, kauerte sie sich eine Weile auf die Hinterläufe und streckte die Schnauze in den Wind, um ihre entschwindenden Gerüche aufzuschnappen. Dann drehte sie sich um und lief auf den Pass zu.

314

## Siebenundzwanzigstes Kapitel Pellinor

Der Loden-Pass war weder so hoch noch so lang wie der Gwalhain. Maerad brauchte zwei Tage, um zur anderen Seite zu gelangen. Sie reiste, so rasch sie konnte und kam als einsame Wölfin schneller voran als mit dem Rudel. Sie fürchtete, sie könnte hungrig werden, bevor sie Annar erreichte; zum einen wusste sie bereits, dass sie als Jäger wenig taugte, zum anderen hatte sie erst recht keine Lust, in den Bergen zu jagen. Die Straße mied sie und wich nur darauf aus, wenn sie keine andere Wahl hatte. Stattdessen zog sie es vor, auf den verschneiten Hängen der Berge neben der Straße entlangzulaufen.

Es war eine traurige Reise. Maerad vermisste die Gesellschaft des Rudels, besonders nachts, wenn die Kälte ihr zum ersten Mal in die Knochen drang, seit sie sich in eine Wölfin verwandelt hatte, und sie sich ohne die anderen verwundbar fühlte. Sie sah keine Menschen und kaum Tiere außer Vögeln, wenngleich sie die Gegenwart anderer Tiere riechen konnte. Zweifellos hielten sie sich bewusst von ihr fern.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie zwischen den stehenden Steinen auf der annarischen Seite des Passes hindurchgelangte. Das mit einer dünnen Schneeschicht bedeckte Hochland des nördlichen Annar erstreckte sich in sanften Wellen unter ihr, gesprenkelt mit kahlen Winterbäumen, die sich schwarz gegen die weiße Umgebung abzeichneten, und kurzzeitig spürte sie Verzückung in sich aufsteigen. Dies war nicht der Ort endloser Himmel und

weitläufiger, platter Ebenen, den sie verlassen hatte, sondern eine Landschaft, die ihr vertraut und ans Herz gewachsen war. Aber sie hielt nicht inne, um den Augenblick zu genießen; obwohl sie es allen Unwegsamkeiten zum Trotz so weit geschafft hatte, verspürte sie kaum Triumphgefühle. Stattdessen eilte sie weiter nach Süden und überlegte dabei, was sie als Nächstes tun sollte. Eingedenk Ardinas Warnung, dass der Winterkönig sie in ihrer

315

Bardengestalt spüren könnte, blieb sie eine Wölfin. Sie war sich ihrer Gefühle für den Winterkönig noch nicht sicher genug, um es zu wagen, sich zurückzuverwandeln. Es bestand die Gefahr, dass ihr Verlangen, ihn wieder zu sehen, ihre Sehnsucht überwog und sie verriet. Zudem schien es trotz ihres mangelnden Geschicks beim Jagen, das wesentlich schwieriger war, als es bei den anderen Wölfen aussah, einfacher, als Wolf zu reisen. Nach ein paar erfolglosen Versuchen, Kaninchen aufzuspüren, und einem possenhaften Augenblick, in dem sie sich auf ein überraschtes Eichhörnchen stürzte, das jedoch mit einem panischen Kreischen unter ihren Vorderpfoten hervorsprang, ihr die Schnauze zerkratzte und dann wieselflink auf einen Baum verschwand, machte sich allmählich nagender Hunger in ihr breit.

Am folgenden Tag gelangte sie zu einem abgelegenen Weiler. Sie wartete an dessen Rand bis zum Einbruch der Nacht, indem sie sich in einem Graben verbarg. Dabei strömten ihr unablässig die Gerüche von Schafen, Rindern und Hühnern in die Nase; gnadenlos tobte der Hunger durch ihren Bauch.

Die Luft war erfüllt von dem beunruhigenderen Geruch von Menschen, und Maerad knisterte vor wachsamer Anspannung, als sie auf die Häuser zuschlich. Nur drei Gebäude standen in einer Gruppe und mit fest verschlossenen Läden beisammen. Maerad stellte fest, dass die Tiere in großen, neben den Häusern anschließenden Scheunen eingeschlossen waren, zweifellos, um sie vor Raubtieren wie ihr selbst zu schützen.

Sie entschied sich für die dem Graben am nächsten befindliche Scheune, verharnte eine Weile vor der Tür und schnupperte, bis sie sicher war, dass sich keine Menschen darin aufhielten. Dann löste sie ganz behutsam mit den Zähnen den Riegel und schlich hinein. Gleich neben der Tür schliefen mehrere Hühner. Es gelang ihr, eines davon zu töten, indem sie ihm mit einem flinken Ruck das Genick brach, ehe die anderen erwachten, panisch zu gackern begannen und die übrigen Tiere weckten. Draußen begann ein Hund zu bellen. Maerad schnappte den Kadaver, huschte aus der Scheune und flüchtete. Brüllend kam ein Mann aus einem der Häuser gerannt und schwang eine Mistgabel, doch da befand sich Maerad bereits ein gutes Stück entfernt.

Nachdem sie das Huhn verspeist hatte, das sich als fett und saftig

315

erwies, fühlte sie sich etwas besser, wenngleich sie wünschte, sie hätte Zeit gehabt, ein weiteres zu reißen; es hatte ihren Hunger zwar besänftigt, jedoch nicht gestillt. Danach rollte sie sich in einer von den Wurzeln einer uralten Weide geschaffenen Grube ein und schlief tief und fest.

Früh am nächsten Tag erwachte Maerad und setzte die Reise nach Süden unter einem bedeckten Himmel fort. Sie hatte keine klare Vorstellung davon, was sie tun sollte; ihr einziger Gedanke war, so schnell, wie sie konnte, den Weg nach Turbansk zu finden und Hem aufzuspüren. Auf weitere Weiler stieß sie nicht; dieser Teil Annars war spärlich besiedelt, obschon sie gelegentlich verlassene Häuser sah, deren Türen schief von gebrochenen Angeln hingen, während die Fensterläden im Wind schwenkten.

Den ganzen Vormittag lang verwandelte frostiger Regen den Schnee in einen schlammigen Matsch und trug zu dem Gefühl der Schwermut bei, das der Landschaft anhaftete. Maerad allerdings begrüßte den Regen; sie fragte sich, wie lange es her war, seit sie zuletzt sein sanftes Murmeln gehört hatte, wie lange sie stattdessen durch gefrorene Lande gereist war. Es schien eine Ewigkeit zu sein. Allmählich beschlich sie das eigenartige Empfinden zu wissen, wo sie sich befand, als hätte sie dieses Gebiet bereits in einem Traum besucht. Da erkannte sie, dass sie in der Nähe von Pellinor sein musste, der Schule, in der sie geboren worden war. Dies musste der Gau von Pellinor sein. Einst war dies eine dicht besiedelte Gegend gewesen, nun jedoch erwies sie sich als verlassen und verwaist. Die einzigen Anzeichen darauf, was früher gewesen war, bildeten die traurigen Überreste von Häusern, an denen Maerad immer öfter vorbeikam. Sie war nicht mehr in Pellinor gewesen, seit sie ein kleines Kind gewesen war, seit jenem schrecklichen Tag, an dem die Schule geplündert und bis auf die Grundmauern niedergebrannt worden war und als sie und ihre Mutter in die Sklaverei verschleppt worden waren. Plötzlich überkam sie das überwältigende Verlangen, die Stätte ihrer Geburt zu sehen, so verheert und trostlos sie aussehen musste. Vielleicht würde sie an dem Ort, an dem ihre Mutter die Oberste Bardin verkörpert hatte, in dem Heim, in dem ihre Mutter und Vater sich geliebt und ihre Kinder gezeugt hatten, eine Eingebung erfahren, was sie als Nächstes tun sollte.

316

Maerad wusste, dass die Schule an die Berge grenzte. Mit dem Osidh Annova stets zu ihrer Linken rannte sie durch die trostlose Winterlandschaft. Maerad empfand es als Erleichterung, ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben, und hielt aufmerksam Ausschau nach Anzeichen auf die Schule. Der Regen endete, doch blieben dunkle Wolkenschwaden zurück, die weiteren Niederschlag versprachen.

Kurz vor Mittag fand sie die Ruinen. Sie gelangte über eine dicht mit blätterlosen Buchen und Lärchen bewaldete Anhöhe und erblickte weniger als eine halbe Wegstunde vor ihr eine eingestürzte Steinmauer. Dahinter ragten die Überreste dessen auf, was einst ein hoher Turm und mehrere andere Gebäude gewesen waren.

Plötzlich zögerlich hielt Maerad inne. Der Ort wirkte noch trostloser, als sie erwartet hatte. Doch ihr Verlangen, Pellinor zu sehen, überwand ihre Zweifel, und schließlich lief sie den Hügel hinab auf den verfallenen Torbogen zu, der früher als Pforte zur Schule gedient hatte.

Kaum hatte sie die Mauer passiert, bereute Maerad, dass sie hergekommen war; dennoch konnte sie nicht gleich wieder umkehren, als würde ein überhasteter Aufbruch, ohne sich richtig umzusehen, von Respektlosigkeit oder einem Mangel an Mut zeugen. Rings um sie ragten Mauern auf, die meisten eingestürzt und verfallen, überwuchert von braunen, blätterlosen Ranken, die der Wind gegen den Stein klatschen ließ. An vielen Stellen war der Stein noch geschwärzt von Feuer, und inmitten all des Gerölls, das nun die winterlichen Überreste von Unkraut überzogen, sah sie verkohlte Balken, zerbrochene Türen und Scherben bunten Glases. Die gepflasterten Pfade waren aufgebrochen und von abgestorbenen Gräsern verstopft, doch sofern keine Mauer auf sie gekippt war, erwiesen sie sich als nach wie vor passierbar. Ein kalter Wind pfiff leise, während er durch die Lücken in den Mauern blies.

Gelegentlich kam Maerad an einem Haus vorbei, das abgesehen vom längst eingestürzten Dach nahezu unversehrt geblieben war. Hier und da erspähte sie wie durch ein Wunder unzerbrochene Fensterscheiben oder die Überreste bunter Mosaik im Pflaster, häufig mit einem unbeschädigten Symbol in einer Ecke - dem Zeichen zweier ineinander verschlungener Lilien oder eines fliegenden Vogels. Auf dem Boden sah sie Statuen mit zerschmetterten Gesicht

317

tern, Trümmer einstiger Stürze mit eingemeißelten Blumenmustern, eine verbeulte und von Rost verfärbte Eisenpfanne. Einmal gelangte Maerad auf ihrem verschlungenen Weg durch die zerstörten Straßen von Pellinor auf einen winzigen Hof, auf dem ein fast völlig unbeschädigter Marmorspringbrunnen stand. Er wies die Form einer wunderschönen Frau auf, die einen Krug hielt, aus dem sich das Wasser einst in das kleine Becken ergossen hatte. Grüner Schleim überzog den Marmor, und Laub verstopfte das leere Becken.

In Maerads Gedächtnis regte sich nichts, während sie die Ruinen von Pellinor durchstreifte. Dieser traurige, verwaiste Ort entsprach nicht den spärlichen Erinnerungen, die sie besaß, welche von Farben, Licht und Liedern erfüllt waren; er offenbarte ihr nichts außer der eigenen Verzweiflung. Alles, was es hier noch gab, war eine kahle, winterliche Leere, die überwältigenden Kummer in ihr heraufbeschwor. Ihre Gedanken wandten sich dem Zukunftstraum zu, der sie vor langer, langer Zeit in Ossin ereilt hatte. War dies das Schicksal, das auch Turbansk erlitten hatte? War auch jene Stadt dazu verdammt, sich in eine gespenstische Ruine zu verwandeln? Womöglich war die Stadt bereits gefallen, ihr Licht und ihre Schönheit für immer erloschen.

Maerad vermied es, an Hem zu denken. Sie fühlte sich bereits traurig genug. Mit hängendem Schwanz wanderte sie elend durch die Trümmer, bis sie auf einen offenen Platz gelangte, der offensichtlich den mittleren Kreis der Schule gebildet hatte. Sobald sie den Kreis betrat, hielt Maerad jäh inne.

Anscheinend war die Schule von Pellinor nicht völlig verlassen: Ein Mann weilte noch zwischen den Ruinen. Zuerst roch sie ihn, dann den durchdringenden Duft von Holzrauch und Fleisch, der ihr das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ. Sie sah, dass ein Pferd auf der gegenüberliegenden Seite des Kreises graste. Zuvor hatte sie weder den Rauch noch den Mann

wahrgenommen, weil sie in ihre düsteren Gedanken versunken gewesen war und der Wind den Geruch von ihr weggeweht hatte. Maerad verfluchte sich für ihre Unachtsamkeit.

Aus Gründen, die sie nicht gänzlich verstand, schlich sie nicht zurück, um sich zwischen den eingestürzten Steinmauern zu verstecken. Vielleicht würde der Mann ihr etwas von seinem Essen ab

318

geben; und wenn nicht, könnte sie vielleicht etwas davon stehlen. Angespannt stand sie am Rand des Kreises und beobachtete den Mann eindringlich.

Es schien sich um einen Reisenden zu handeln. Er beugte sich über das Feuer und schürte es mit einem Stock. Nach einer kurzen Weile nahm er Maerad anscheinend wahr, drehte den Kopf und schaute sie unmittelbar an. Maerad spürte seinen Blick mehr, als sie ihn sah.

Der Mann stand auf, doch sie flüchtete immer noch nicht. Zögerlich und bereit, sofort kehrtzumachen und wegzurennen, trat sie ein paar Schritte auf den offenen Platz und blieb mit hämmerndem Herzen stehen. Das Fleisch duftete köstlich, und sie streckte die Schnauze in die Luft, um es besser zu riechen. Der Mann wirkte nicht gefährlich. Wenn sie sich ihm ganz langsam näherte, um ihm zu verdeutlichen, dass sie ihm nichts tun wollte, würde er ihr vielleicht etwas zu fressen geben.

Der Mann beobachtete sie eingehend, als sie auf ihn zuschlich, aber er rührte sich nicht. Sein Gesicht konnte Maerad nicht erkennen, zumal es sich unter der Kapuze eines schwarzen Mantels verbarg. Maerad spürte keine Furcht in ihm, was sie ein wenig ängstigte, aber er war auch nicht zornig. Er verriet überhaupt keine Gefühle; stattdessen stand er einfach da und wartete.

Maerad war so hungrig. Ohne ihn anzustarren, um ihm nicht das Gefühl zu vermitteln, sie hätte es auf ihn abgesehen, schlich sie näher und näher an ihn heran, wobei sie alle paar Schritte kurz absetzte. Schließlich befanden sie sich nur noch ein Dutzend Schritte voneinander entfernt.

*Samandalame, ursi*, sagte der Mann in der Hohen Sprache. Seine Stimme klang warmherzig und freundlich. *Willkommen, Wolf. Du siehst hungrig aus.*

Maerad schaute in sein Gesicht auf und erkannte ihn.

Sie war zu keiner Regung imstande. Stattdessen starrte sie ihn nur mit völlig leerem Geist an.

Es war Cadvan. Und hinter ihm näherte sich argwöhnisch Darsor und starrte sie an. Es war Cadvans Antlitz, sein Mantel, sein Schwert. Er wirkte müde und abgezehrt, und seine Kleider waren zerlumpter als damals, als sie ihn zuletzt gesehen hatte, aber er war so lebendig wie sie.

318

Überschwängliche Freude brach in Maerads Herz aus; sie rannte auf ihn zu, wollte ihn umarmen, ihm sagen, dass es ihr leid tat, weinen, ihn dafür schütteln, weil er sie so lange hatte leiden lassen; all die Tränen, all der Kummer und das Bedauern, und dabei war er gar nicht gestorben. Mit einem spitzen Aufschrei sprang er zurück und zog das Schwert; Maerad, die unmittelbar auf die Spitze

zuhielt, musste scharf zur Seite schwenken, stolperte und kullerte über die Pflastersteine.

*Ich will dir nichts tun*, sagte Cadvan. Immer noch hörte seine Stimme sich sanftmütig an. *Du brauchst mich nicht zu töten, um etwas zu fressen zu bekommen.*

Erschrocken über sein Verhalten rappelte Maerad sich auf; zu spät fiel ihr ein, dass sie eine Wölfin war. Cadvan musste es sich so dargestellt haben, als wollte sie ihn angreifen.

Sie kauerte sich auf die Hinterläufe und holte tief Luft. Diesmal erwies es sich als einfacher. Sie tauchte tief in ihr Innerstes, sank durch Schicht um Schicht, bis sie den Punkt der Verwandlung fand. *Sei Maerad*, dachte sie. *Sei ich.*

Sogleich folgte der Augenblick des grässlichen Schmerzes, das Gefühl, in ein Feuer geworfen zu werden: Dann saß Maerad vor Cadvan auf dem Boden und schaute mit Tränen in den Augen in sein verblüfftes Gesicht auf.

»Ich vermute mal«, meinte Cadvan nach langer Stille, »dass du immer noch Eintopf möchtest?«

Maerad lachte, dann rappelte sie sich auf die Füße und warf die Arme um ihn. Er wankte auf den Absätzen zurück, als sie einander eine lange Weile umarmten, und während jener Umarmung verheilte vieles: lange Wochen der Einsamkeit und des Kummers, der Unerträglichkeit, des Leidens. Maerad hatte sich noch nie so vorbehaltlos glücklich gefühlt.

Schließlich lösten sie sich voneinander und musterten einander.

»Ich dachte, du wärest tot«, sagte Maerad. »Warum bist du nicht gestorben?«

»Das erzähle ich dir, nachdem du gegessen hast«, gab Cadvan zurück. »Du bist fast so dürr wie bei unserer ersten Begegnung.« »Und was machst du hier?«

319

»Ich habe auf dich gewartet. Allerdings hatte ich keine Ahnung, dass du als Wolf auftauchen würdest. Ich hätte mir ja denken können, dass Maerad, die Unberechenbare, sich für nichts Herkömmliches entscheiden würde. Ich hoffe, du verzeihst meine Unhöflichkeit. Das war lediglich ein Missverständnis.«

Maerads Mundwinkel zuckten, dann verneigte sie sich. »Unter Umständen verzeihe ich dir - wenn der Eintopf so gut schmeckt, wie er duftet. Und wenn deine Schilderungen unterhaltsam genug sind.«

»Ich bezweifle, dass sie den deinen das Wasser reichen können.« Dann bemerkte Cadvan ihre linke Hand und blickte betroffen drein. »Maerad! Deine Hand ... « Leicht beschämt versteckte Maerad die Hand linkisch unter dem Mantel.

»Wahrscheinlich kann ich nie wieder spielen«, murmelte sie. »Aber das ist nicht von Belang ... « Cadvan ergriff ihre verstümmelte Hand und strich behutsam über die grässlichen Narben, wo ihre Finger abgesichert worden waren, ohne etwas zu sagen. Aus seinen Zügen sprach unermessliche Traurigkeit.

»Maerad«, ergriff er schließlich das Wort. »Ich hatte viel Zeit, um über die letzten Wochen nachzudenken. Meine Unfreundlichkeit, bevor wir einander verloren haben, tut mir leid. Seither habe ich sie oft und inständig bereut; immer wieder habe ich mir gewünscht, ich könnte es dir sagen, und gleichzeitig gefürchtet, ich würde nie Gelegenheit dazu bekommen.«

»Auch ich bedauere viele Dinge«, erwiderte Maerad leise. »Aber ach! Wir sind am Leben!«

Cadvan lächelte, und eine plötzliche Freude hellte sein Gesicht auf. »Das sind wir«, bestätigte er. »Dass du hier bist, scheint mir ein Wunder jenseits jeder Hoffnung zu sein.«

»Und Cadvan, ich habe das Baumlied gefunden. Zumindest die Hälfte davon. Es war die ganze Zeit auf meiner Leier.«

Mit dunklen Augen bedachte er sie mit einem langen Blick. »Das sind große Neuigkeiten«, meinte er nüchtern. »Aber ich wäre genauso froh gewesen, dich zu sehen, wenn du es nicht gefunden hättest.«

Kurz fragte Maerad sich, weshalb Cadvan sich nicht mehr darüber freute, dann jedoch fiel ihr ein, dass sie ihn beschuldigt hatte, er wolle sie nur als Werkzeug des Lichts ausnutzen. Die Erinnerung schmerzte, doch ihr fielen keine Worte ein, um die Pein zu lindern.

320

»Du hast für dieses Wissen einen hohen Preis bezahlt«, sagte Cadvan leise. Noch einmal streichelte er über ihre Versehrte Hand, dann ließ er sie los. »Wir haben einander viel zu erzählen. Aber selbst die besten Geschichten hören sich nach einer Mahlzeit noch besser an.«

»Ja«, pflichtete Maerad ihm bei. »Aber zuerst muss ich mit Darsor reden.« Sie ging zu dem mächtigen Rappen hinüber und schlang ihm die Arme um den Hals. Er schmiegte die Nase an ihre Schulter.

*Willkommen, Maerad*, sagte er. Es war das erste Mal, dass Darsor ihren Namen ausgesprochen hatte. *Ich habe schon immer gesagt, dass du eine große Zauberin bist.*

Maerad küsste ihn auf die Nase. *Tot gewähnte Freunde wiederzufinden ist besser als jede Zaubermacht*, erwiderte sie.

*Da würde dir so mancher Zauberer widersprechen*, gab er zurück.

*Vielleicht sind sie gerade deshalb nicht so groß*, entgegnete Maerad und küsste ihn abermals auf die Nase.

Darsor wieherte vor pferdischem Gelächter und wandte sich wieder seinem eigenen Mahl zu.

Cadvan und Maerad speisten gemeinsam Kanincheneintopf, wobei sie mühelos zu ihrer alten Vertraulichkeit zurückfanden. Danach sprachen sie stundenlang am Feuer hockend miteinander, während der Himmel über ihnen aufklarte und die Schatten gegen Abend hin länger wurden. Einer nach dem anderen kamen die silbernen Sterne am schwarzen Winterhimmel über ihnen zum Vorschein, und immer noch redeten sie.

Das Erste, was Maerad erfahren wollte, war, wie Cadvan die Felslawine überlebt hatte. »Wir hatten Glück«, begann er. »Die Straße führte in einen Tunnel durch den Felshang. Darsor preschte hinein, als der Berg auf uns herabstürzte, aber es war knapp.«

Maerad schwieg eine Weile, während sie in Gedanken erneut den schrecklichen Augenblick durchlebte, als sie vermeint hatte, Cadvan und Darsor sterben zu sehen. »Warum konnte ich ihn nicht sehen?«, fragte sie schließlich. »Hätte ich es

gewusst - hätte ich auch nur ein wenig Hoffnung gehabt. . . « Sie malte sich aus, wie die Dinge sich anders entwickelt hätten; aber dann fragte sie sich, ob sie in jenem Fall auch das, was sie nun wusste, in Erfahrung gebracht hätte.

»Es war dunkel«, gab Cadvan zurück, »und du lagst bereits am

321

Boden, als Darsor den Tunnel erspähte. Ich wusste gar nicht, dass es ihn gab, bis wir uns darin befanden.«

Danach hatten sie gewartet, bis die Gerölllawine zum Stillstand gekommen und die Iridugul verschwunden waren. Anschließend hatten sie sich zum anderen Ende des Tunnels begeben. Cadvan hatte Darsor dort stehen lassen, während er selbst über den Berg geklettert war, um zu der Straße zurückzugelangen, wo sie gegen die Iridugul gekämpft hatten. Für diesen Weg hatte er bis zum Sonnenaufgang des folgenden Tages gebraucht. Er hatte die Straße völlig von der Gesteinslawine blockiert vorgefunden. Von Maerad war weit und breit nichts zu sehen gewesen.

»Ich nahm an, du wärest vom Geröll erschlagen oder von den Iridugul entführt worden«, erklärte er. »Nie zuvor empfand ich eine solche Verzweiflung. Alles schien verloren zu sein. Ich ging den Pass etwa eine Stunde Wegs zurück und stieß dann auf ein paar Pilanel-Wagen, die nordwärts nach Murask unterwegs waren. Sie hatten Imi dabei; sie war in Panik die Straße entlang geflüchtet und buchstäblich mit ihnen zusammengeprallt.«

Freudig rief Maerad aus: »Imi! Wo steckt sie?«

»Sie hatte sich verletzt, aber nicht schlimm. Ich weiß nicht, wie es ihr gelang, in jener Nacht vom Berg hinunterzukommen, ohne abzustürzen; anscheinend war auch sie vom Glück begleitet. Und immerhin entstammt sie einer Gebirgsrasse. Sie ist noch bei den Pilanel; es sind freundliche Menschen, die sich um sie kümmern. Es brach ihr das Herz, dass wir dich verloren hatten, und sie wollte nicht mit mir kommen.

Die Pilanel hatten dich nicht gesehen, und ich glaubte nicht, dass du diesen Weg zurückgegangen sein könntest, wenngleich du ohne Weiteres für sie unsichtbar mit einem Trugbann an ihnen hättest vorbeikommen können. Ich wusste nicht, ob ich nach dir suchen sollte oder ob es vergeblich sein würde; und wollte ich nach dir suchen, wo sollte ich damit anfangen? Ich erzählte den Pilanel von der blockierten Straße, und sie beschlossen, sie zu räumen. Sie hatten kräftige Männer und Werkzeug dabei, aber ohne zusätzliche Unterstützung schätzten sie, etwa zwei Wochen zu brauchen, um das Geröll zu beseitigen.«

»Und was hast du gemacht?«, fragte Maerad.

»Ich konnte es mir nicht leisten, so lange zu warten, und letzten

321

Endes gab Darsor den Ausschlag. Er befand sich ja auf der anderen Seite des Tunnels, und ich konnte ihn nicht zurücklassen. Also kletterte ich zurück über den Berg, und wir unterhielten uns lange. Darsor ist ein kluges Tier: Er meinte, dass er dich nicht für tot hielt, wenngleich er mir nicht sagen konnte, weshalb. Außerdem dachte er, wenn du tatsächlich noch am Leben warst, wärest du entweder vom Winterkönig gefangen worden oder hättest die Suche fortgesetzt.

Also reisten wir über den Pass weiter nach Zmarkan und hielten nach Anzeichen von dir Ausschau. Allerdings fanden wir nichts.«

»Warum bin ich euch dann in Murask nicht begegnet?«, fragte Maerad. »Ich traf dort, hm . . . drei Wochen später ein. Gewiss hätte man mir von euch erzählt.«

»Weil du dich in Luft aufgelöst zu haben schienst, hielt ich es für wahrscheinlicher, dass du in Gefangenschaft geraten warst«, erwiderte Cadvan.

»Deshalb beschloss ich, zuerst nach Arkan-da zu gehen.«

Cadvan war in aller Eile über die Arkiadera-Ebene geritten und hatte den Zmark-See binnen weniger als einer Woche erreicht. Dort hatte er sich als Jussack getarnt und war durch die um den See verteilten Jussack-Siedlungen gereist, bis er in Ursk eintraf, der bedeutendsten Ortschaft der Jussacks, die am Fuß des Trukuch-Gebirges einhundertzwanzig Meilen westlich von Arkan-da lag.

»Die Jussacks werden seit mittlerweile zwanzig Jahren von einem schwarzen Hexer beherrscht, einem Schergen des Winterkönigs«, erklärte er. Schaudernd dachte Maerad an Amusk.

»Ich glaube, jetzt ist er tot«, erwiderte sie. Cadvan warf ihr einen überraschten Blick zu. »Er wurde von Wölfen getötet«, fügte sie hinzu. »Ich erzähle dir später davon.« Cadvan nickte und fuhr mit seiner Geschichte fort.

»Ursk erwies sich als übler Ort; in der Halle ihres Oberhaupts versuchten einige Jussacks, mich zu berauben. Sie litten für ihre Unverfrorenheit; danach fürchteten sie sich vor mir, aber trotzdem wollten oder konnten sie mir nichts über ein junges Mädchen namens Maerad von Pellinor sagen.

Danach reiste ich weiter nach Arkan-da und vergeudete viele Tage mit dem fruchtlosen Versuch, einen Weg in die Festung zu finden. Während all der Zeit spürte ich keine Anzeichen von dir. Ich war überzeugt davon, dass ich es gespürt hätte, wenn du dort gewesen

322

wärst, selbst durch den Bann des Winterkönigs rings um seine Festung hindurch. So gelangte ich denn zu dem Schluss, dass ich mich wohl geirrt hatte und ich vielleicht in Murask Neuigkeiten über dich erfahren würde. Der Schnee hatte früh eingesetzt, weshalb ich etwas länger für den Weg zurück über die Arkiadera brauchte, sonst hätte ich dich vielleicht eingeholt. Ich erreichte Murask drei Tage, nachdem du mit Dharin aufgebrochen warst. Eigentlich wollte ich euch folgen, aber Sirkana sagte mir, dass es kein schnelleres Hundegespann als Dharins gäbe, deshalb entschied ich, eure Rückkehr abzuwarten.«

Maerad und Dharin waren in vier Wochen zurückerwartet worden, und nach der fünften Woche wurde Cadvan unruhig. Nach der sechsten wandte er sich außer sich vor Sorge an Sirkana und bat, sich einen Schlitten leihen zu dürfen, um Maerads Pfad nach Norden zu folgen, doch sie erlaubte es nicht.

»Sie sagte: *>Ich habe den Preis für eure Suche bereits doppelt und dreifach bezahlt<*«, berichtete Cadvan. »*>Mehr opfere ich nicht.* <Mir stockte das Herz, denn da wusste ich sofort, dass etwas Schlimmes geschehen sein musste. Sie erklärte, im Vorhinein gewusst zu haben, dass Dharin auf dieser Reise nach Norden sterben würde. Allerdings hatte sie keine Ahnung, was dir widerfahren würde.

Dafür, dass sie dir erlaubt hatte, Murask zu verlassen, obwohl sie bereits gewusst hatte, dass euch Unheil drohte, hätte ich sie am liebsten geschüttelt, bis ihr die Zähne klapperten. Aber sie meinte zu mir: *>Es war die richtige Entscheidung, auch wenn sie mir das Herz brach. Ich habe Dharin wie einen Sohn geliebt, so sehr wie meinen Bruder, der ebenfalls für das Licht gestorben ist. Aber es gab keinen anderen Weg für die Aus-ersehene, um das zu erfahren, was sie wissen musste.* < Danach konnte ich sie nicht mehr rügen.«

Maerad rief sich Sirkanas strenges, wunderschönes Antlitz ins Gedächtnis. Ihre Stärke erstaunte sie; Maerad konnte sich nicht vorstellen, dieselbe Entscheidung zu treffen. Wieder musste sie traurig an Dharin denken, ihren Vetter, an sein auf den Schnee vergossenes Lebensblut.

»Ich wusste immer noch nicht, was dir widerfahren war oder wo du sein könntest, und Sirkana sagte, sie wüsste nicht mehr, als sie mir erzählt hatte«, fuhr Cadvan fort. »Ich hatte keine Ahnung, wo ich in diesem weiten, leeren Land mit der Suche nach dir beginnen sollte.

323

Tatsächlich war ich am Rand der Verzweiflung. Aber in jener Nacht träumte ich von Ardina.«

Gespannt setzte Maerad sich auf. »Ardina?«, fragte sie. »Ihr bin ich mehr als einmal begegnet.«

»Das überrascht mich nicht. Ich glaube, für sie steht bei dieser ganzen Frage um das Baumlied viel auf dem Spiel«, erwiderte Cadvan und bedachte Maerad mit einem durchdringenden Blick. »Sie erschien mir als das Mondkind und sagte:

*>Wenn alles gut geht, kannst du die Lilie am Mittwintertag an der Stätte ihrer Geburt erwarten.* << Er streckte die Beine aus und seufzte. »

*Wenn alles gut geht . . .* Diese Äußerung gefiel mir ganz und gar nicht«, ergänzte er, »aber ich hatte keinen besseren Plan. Jedenfalls konnte sie damit nur Pellinor gemeint haben. Also trat ich mit Darsor die Reise zurück entlang der Murask-Straße und über den Gwahlain-Pass an, der sich als kalt und durch den Schnee als schwierig, diesmal aber als nicht besonders gefährlich erwies, abgesehen von der allgegenwärtigen Gefahr des Erfrierens. Danach ritt ich in aller Eile durch Lirhan nach Pellinor, weil ich fürchtete, ich könnte den Mittwintertag verpassen. Gestern traf ich hier ein, und heute Vormittag fing ich ein Kaninchen, weil ich einen Eintopf kochen wollte, damit du mich finden würdest.«

Grüblerisch saßen sie eine Weile da und starrten über den verfallenen Kreis von Pellinor. Dann regte sich Cadvan und meinte: »Tja, jetzt hast du meine Geschichte gehört. Aber ich bin sicher, deine ist viel außergewöhnlicher.«

Maerad berichtete ihm alles, was sich seit ihrer Trennung am Gwahlain zugetragen hatte. Cadvan lauschte aufmerksam mit zu Boden gerichtetem Blick und unterbrach sie kein einziges Mal. Als Maerad ihre Ausführungen beendete, stand der Halbmond hoch am Himmel. Klirrende Kälte hatte Einzug gehalten; in jener Nacht würde es Frost geben. Cadvan legte frisches Holz aufs Feuer, und eine Säule aus Funken und Flammen stob in die stille Nacht.

»Das wohl Erstaunlichste ist dein dritter Name«, sagte Cadvan schließlich. Er musterte Maerad, als betrachtete er sie zum ersten Mal. »Drei Sprachen, drei Namen . . . das ist eine bedeutende Stärke, Maerad. Es verleiht dennoch eine gewisse Macht, deinen Bardennamen zu kennen, da der Jussack-Hexer und der Winterkönig ihn so heimtückisch gegen dich verwenden konnten; aber ich vermute,

324

wenn dir dein Elementarname bekannt wäre, wäre die Macht, die in der Kenntnis deines Bardennamens liegt, wirkungslos.«

»Das ist alles rechtverwirrend«, gab Maerad zurück. »Es scheint so viele Seiten von mir zu geben.«

Cadvan lächelte. »Die gibt es von uns allen«, erwiderte er. »Nur wird den meisten von uns nicht das Vorrecht zuteil, das so klar zu verstehen wie du. Es ist schwierig, sich selbst zu kennen, aber erst dann wissen wir, weshalb wir so handeln, wie wir es tun. Es ist eine lebenslange Suche, die niemals endet.« Maerad startete Cadvan an, der wieder grüblerisch im Feuer stocherte. Er schien nicht von ihr, sondern von sich selbst zu sprechen.

»Und das Baumlied war die ganze Zeit auf deiner Leier«, meinte Cadvan. »Ich frage mich, warum wir nie selbst auf diese Möglichkeit gekommen sind.«

»Wie hätten wir es wissen können?«, entgegnete Maerad. »Selbst Nelac konnte die Runen nicht lesen.«

»Stimmt.« Cadvan startete ins Feuer. »Ich hielt es für am wahrscheinlichsten, dass die Runen den Namen und die Geschichte des dhyllischen Handwerkers verrieten, der die Leier hergestellt hatte. Aber eher denke ich, dass sie von Nelsor selbst angefertigt wurde, dem größten aller Barden. Und nach dem zu urteilen, was du erzählt hast, dürften Nelsor und der Winterkönig wohl Geliebte gewesen sein.«

Maerad wandte sich von Cadvan ab und verbarg das Gesicht. Es fiel ihr schwer, an Arkan zu denken; und die Vorstellung, dass er einen Barden geliebt hatte, schlug eine hohle Stelle in ihrer Brust an.

»Ich wusste nicht, was ich vom Winterkönig halten sollte«, gestand sie schließlich. »Er ist weder gut noch böse. Zwar hegt er keine große Liebe für das Licht, aber ich glaube nicht, dass er der Finsternis treu ergeben ist. Er sprach vom Namenlosen voll Abscheu und sagte, dass er von ihm verraten worden sei.« »Er ist ein mächtiger Elidhu«, erwiderte Cadvan nachdenklich. »Ich glaube, du hast recht; er würde sich nicht versklaven lassen wie der Landrost. Aber ich frage mich, welche Rolle Ardina bei all dem spielt.«

»Ich weiß es nicht«, sagte Maerad. Sie startete in die Nacht; viele Kräfte waren bei all dem am Werk, und sie konnte ihnen nicht allen folgen. Schweigen breitete sich aus, und um es zu durchbrechen, ging Maerad zu ihrem Bündel und holte ihre Leier hervor.

324

»Ich werde dir das Baumlied vorlesen«, verkündete sie. »Arkan sagte, dass es tot sei, dass die Runen keine Musik enthalten. Ich verstehe bis heute nicht wirklich, was er damit gemeint hat, aber er hat mir die Bedeutungen der Runen verraten.«

Sie ging ein Zeichen nach dem anderen durch und strich dabei über die jeweilige Rune. Dabei erinnerte sie sich an das Gesicht des Winterkönigs, als er ihr die Runen beigebracht hatte, und ein scharfer Schmerz durchzuckte sie. Sie bereute zwar nicht, den Eispalast verlassen zu haben, doch sie fragte sich, ob sie je frei von der Erinnerung an Arkan sein würde.

»Es ist wunderschön«, meldete Cadvan sich zu Wort, nachdem sie geendet hatte.

»Tja, Maerad, wir haben ein großes Stück geschafft, wenngleich ich nicht bezweifle, dass wesentlich mehr zum Lied gehört als diese Runen. Und wir wissen auch, dass der Namenlose dich nicht nur deshalb sucht, weil er fürchtet, du könntest seinen Sturz verursachen, sondern weil er dich braucht. Genauso sehr, wie er die andere Hälfte des Liedes braucht.«

»Arkan behauptete, ich sei die Spielerin«, murmelte Maerad. »Aber ich weiß nicht, wie ich Musik spielen soll, die ich noch nie gehört habe.«

»Ich auch nicht. Einige Dinge ergeben allmählich zwar einen Sinn, dennoch werfen sie nur weitere Fragen auf«, erwiderte Cadvan. »Wenn der Namenlose die anderen Runen hat, dürfte es nicht einfach werden, an sie zu gelangen. Und in Annar wird es immer gefährlicher. Krieg naht, und nicht nur aus dem Süden.«

»Ein Bürgerkrieg?«, fragte Maerad.

»Zweifellos. Aber nicht nur das. Wenn Turbansk fällt, steht Annar Schlimmes bevor.« Cadvan streckte sich und verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

»Wenngleich die Wirren des Krieges es für uns einfacher machen könnten, durch die Maschen der Netze sowohl des Lichts als auch der Finsternis zu schlüpfen.«

»Ich vermute, als Nächstes erstürmen wir den Eisernen Turm oder stürzen uns in etwas Ähnliches«, gab Maerad zurück. »Aber darüber können wir morgen nachdenken.«

»Naja, wenn du selbst aus dem Eispalast entkommen konntest, warum sollte uns dann der Eiserne Turm abschrecken?«, entgegnete Cadvan lächelnd.

»Fast wäre es mir nicht gelungen«, gestand Maerad. »Fast - fast hätte ich es nicht gewollt.«

325

Sie zögerte, fühlte sich zutiefst beklommen, dann stieß sie hastig hervor: »Ich glaube, ich habe mich in den Winterkönig verliebt.« Sie war froh, dass es dunkel war, denn sie wusste, dass sie hochrot angelaufen war.

Cadvan musterte sie einen langen Augenblick. »Liebe ist eines der wahren Rätsel«, meinte er schließlich. »Das wahrste und tiefgründigste von allen. Nur eines, Maerad: Zu lieben ist niemals falsch. Es kann verheerend sein, es kann unmöglich anmuten, es kann grausamen Schmerz heraufbeschwören. Aber falsch ist es nie.«

»Er ist grausam und rücksichtslos, und er begehrt Macht«, flüsterte Maerad.

»Aber für seine Verhältnisse war er freundlich zu mir. Manchmal glaubte ich sogar, ihn zu verstehen. Aber trotz allem . . . schäme ich mich so.«

»Ich bezweifle, dass der Winterkönig dir die Bedeutung der Runen verraten hätte, wenn er nicht gewusst hätte, dass du ihn liebst«, sprach Cadvan langsam.

»Ja«, pflichtete Maerad ihm bei und blickte zu Boden. Tränen brannten ihr in den Augen. »Aber ich glaube, er hatte recht. Das Baumlied gehört den Elidhu, nicht dem Licht oder der Finsternis, und wir müssen es ihnen zurückgeben. Nur habe ich ihn . . . nun ja, verraten. Andererseits, wenn ich geblieben wäre, hätte ich alle anderen verraten . . . « Sie verstummte und ließ die Worte in der Luft hängen.

Cadvan beugte sich vor und wischte ihr die Haare aus den Augen.

»Sieh mich an, Maerad«, forderte er sie auf. Widerwillig schaute sie auf, um seinem Blick zu begegnen. »In mir war bereits der Gedanke aufgekommen, dass es hier darum geht, etwas rückgängig zu machen, was das Licht oder die Finsternis niemals hätten tun sollen«, verriet er. »Wenn dem so ist, dann ist das genau unsere Aufgabe. Und deinen Teil der Aufgabe hättest du nicht erfüllen können, wärest du im Eispalast eingesperrt geblieben. Vielleicht hast du den Winterkönig gar nicht verraten. Vielleicht hast du ihm geholfen, sich nicht selbst zu verraten.«

Maerad nickte. Cadvan betrachtete sie mit einer Zärtlichkeit, die er ihr gegenüber zuvor nie gezeigt hatte.

»Schäme dich niemals deiner Liebe«, sagte er in sanftem Ton. »Das Einzige, wofür man sich schämen sollte, ist, seine Liebe zu verleugnen. Dadurch wächst im Herzen eines Menschen ein Schat

326

ten, der das Licht verfinstert. Und wir alle empfinden vielerlei Liebe.«

»Ich habe mich an die anderen Menschen erinnert, die ich liebe«, sagte Maerad mit rauer Stimme. »Am meisten an Hem. Und ich habe von dir geträumt, obwohl ich dachte, du wärest tot. Das gab mir Hoffnung. Und dennoch . . . Den Winterkönig zu verlassen hat mir einen der schlimmsten Schmerzen beschert, die ich je verspürt habe.«

Sie begann zu schluchzen und lehnte sich an Cadvans Schulter. Wortlos streichelte er ihr Haar und blieb stumm, bis ihre Tränen versiegeten, sie sich aufsetzte und sich mit dem Ärmel die Augen abwischte.

»Ich will Hem suchen«, verkündete sie.

»Wir brechen morgen auf«, erwiderte Cadvan und lächelte freundlich. »Tief im Herzen glaube auch ich, dass wir ihn finden müssen. Aber im Augenblick fühle ich mich so müde wie noch nie zuvor in meinem Leben.«

Maerad schenkte ihm ein zittriges Lächeln. »Dann also morgen«, pflichtete sie ihm bei.

In jener Nacht träumte Maerad, dass sie über eine grüne Wiese voller Wildblumen schlenderte, mit Gras so hoch, dass es ihr bis zu den Knien reichte. Sie gelangte zu einer hohen Hecke, öffnete den Riegel eines Tores und betrat einen Obstgarten mit Apfelbäumen. Es war Anfang Frühling, und die Äste prangten mit rosigweißen Knospen. Blütenblätter übersäten den Boden wie Schnee, und zwischen den Grashalmen nickten Narzissen, Glockenblumen und vielfarbige Krokusse im Wind.

Sie wanderte durch den Obstgarten in einen weiteren Garten, der gerade aus dem Winterschlaf erwachte, dann weiter über einen Pfad aus weißem Kies zu einem

wunderschönen Haus. Obwohl Maerad diesen Ort noch nie gesehen hatte, wusste sie, dass er ihre Heimat war, ein langes, zweigeschossiges Gebäude aus gelbem Stein mit breiten Fenstern, die im Sonnenlicht gleißten.

Als sie die Eingangstür erreichte, öffnete sich diese von selbst, und Maerad trat ein. Auf der Suche nach etwas ging sie in jedes Zimmer, doch alle waren leer. Atemlos, allmählich beunruhigt rannte sie die Treppe hinauf, riss in einer zunehmend verzweifelten Suche jede

327

Tür auf, entdeckte jedoch niemanden. Panik erfasste sie, und sie lief die Treppe hinab und aus dem Haus in den Garten, während ihr Tränen über die Wangen kullerten.

Dann erblickte sie Hem mit einem halb aufgegegessenen Apfel in der Hand zwischen den Apfelbäumen. Er winkte und begann auf sie zuzulaufen. Sein Gesicht strahlte vor Freude.

Er kam nach Hause.

327